Digitized by Google

Geom. g. 330 m/1

Digitized by Google

<36624924250010
<36624924250010
<36624924250010
Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

Digitized by Google

Lehrbuch

der

Geschichte der Deutschen

für

höhere Töchterschulen

und

die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

Von

Friedrich Nösselt,

Prediger, und zweitem Collegen am Magdalenen-Gymnasium in Breslau.

Erster Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.

1828.

Digitized by Google

Germ. g. 330 m/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

112

33 BG

Digitized by Google

Herrn

Dr. Johann Christ. Aug. Heyse,

Director der höheren Töchterschule zu Magdeburg, u. s. w.

seinem hochverehrten Freunde

ergebenst und freundlichst zugeeignet

vom Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß ich mir erlaube, Ihnen, hochzuverehrender Freund, dieses Lehrbuch zuzueignen, geschieht aus doppelter Ursache. Einmal waren Sie es, der mich, als ich Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen das Vergnügen hatte, aufforderte, die Geschichte der Deutschen für Töchterschulen zu bearbeiten, und daher die nächste Veranlassung zur Entstehung dieses Buchs gegeben hat. Zum Andern wünsche ich Ihnen, dem verdienstvollen Vorsteher einer der vorzüglichsten Töchterschulen Deutschlands, einen geringen Beweis meiner aufrichtigsten Hochachtung öffentlich zu geben. Wenn vielleicht in keiner Stadt der preußischen Monarchie das Schulwesen so zweckmäßig geordnet, und namentlich auf die Ausbildung des weiblichen Geschlechts so viele Rücksicht genommen ist, als in Magdeburg durch Frank's und Zerrenner's nicht genug zu ehrende Bemühungen, so haben Sie sich bekanntlich vorzugsweise um die Ausbildung des weiblichen Geschlechts, früherhin in Nordhausen, in den letzteren Jahren in Magdeburg, so große und unleugbare Verdienste erworben, daß es undankbar wäre, wenn nicht Jeder, der auf demselben Felde der Pädagogik arbeitet, dies nicht gern öffentlich anerkennen wollte.

Die Geschichte der Deutschen, die ich Ihnen hier ehrerbietigst überreiche, ist nach denselben Grundsätzen ausgearbeitet worden, zu denen ich mich schon in der Vorrede zu meinem

Digitized by Google

Lehrbuche der Weltgeschichte für Töchterschulen bekannt habe. Der Unterschied zwischen dem der weiblichen und dem der männlichen Jugend gewidmeten Vortrage kann nicht darin liegen, daß man jedem Geschlechte andere Begebenheiten vorträgt. Die Gegenstände der Erzählung müssen begreiflicherweise im Allgemeinen dieselben seyn, nur die Art des Vortrags, die Behandlung der Chronologie und die größere oder geringere Ausführlichkeit bei diesen und jenen Vorfällen machen den Unterschied aus. Ich habe mir daher Mühe gegeben, — was ich überhaupt für eine Hauptsache beim Vortrage, besonders in der Geschichte, halte — möglichst lebendig die Thatsachen vorzutragen, einen möglichst klaren Ueberblick zu verschaffen, und zugleich die Phantasie, wo es sich irgend thun ließ, in Anspruch zu nehmen. Ueberall läßt sich dies freilich nicht ausführen. Auch manches Trockne muß des Zusammenhangs wegen gelernt werden; aber ich weiß, auch selbst die Mädchen arbeiten sich ohne Widerwillen hindurch, wenn nur die trockne Erzählung mit unterhaltender abwechselt. Dabei ist jede Gelegenheit ergriffen worden, den Hauptzweck, den ja aller Unterricht der Jugend, namentlich in der Geschichte, haben soll, zu erreichen: das moralische und religiöse Gefühl zu beleben, und die Ueberzeugung recht fest in die jugendlichen Herzen zu prägen, daß alles, was da geschieht und von je her geschehen ist, unter der allweisen Leitung der göttlichen Vorsehung stehe, und daß ohne Ausnahme aus guten Handlungen Glück und Segen, aus schlechten nichts als Unheil und Unsegen hervorgehen müsse. Was hilft es den Mädchen, wenn sie noch so viele Namen, Begebenheiten und Jahreszahlen wissen, und diese große Lehre, die auf allen Blättern der Weltgeschichte so laut und deutlich gepredigt wird, nicht begriffen haben!

Die Chronologie braucht bei dem weiblichen Geschlecht nicht so streng als bei der männlichen Jugend gefordert zu

Digitized by Google

werden; doch kann man sie nicht ganz übergehen, weil das Zurechtfinden sonst ganz wegfallen würde. Es sind daher Jahrszahlen genug angegeben worden, aber mehr bei Hauptbegebenheiten, und ich setze voraus, daß jeder Lehrer dieselben den Schülerinnen durch häufiges Wiederholen recht fest einprägen werde. Dazu soll besonders die Zeittafel dienen.

Bei der Auswahl und der ausführlicheren Behandlung der Begebenheiten habe ich begreiflicherweise die Geschichte der Kriege möglichst abgekürzt, dagegen die Sitten des Volks in den verschiedenen Zeiträumen, die Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Personen, besonders der Frauen, vorzüglich herausgehoben, und den Zustand der Litteratur, wenigstens im Allgemeinen, geschildert. Gern hätte ich noch mehr, als es geschehen ist, merkwürdige Frauen hervorgezogen und als Beispiele zur Nachahmung aufgestellt; aber diejenigen, die von der Geschichte ausgezeichnet werden, sind meist Fürstinnen, deren Verhältnisse und Wirkungskreise von denen unsrer Schülerinnen doch sehr verschieden sind. Diejenigen, die als Muster der Häuslichkeit, der Sanftmuth, der Menschenliebe und jeder andern stillen Tugend aufgestellt werden könnten, werden von der Geschichte nicht genannt, und nur wirklich historische Personen durfte ich doch in dieser Geschichte aufführen, wenn sie nicht eine bloße Moral in Beispielen werden sollte. Wo es indessen die Gelegenheit nur irgend erlaubte, sind die merkwürdigen Frauen nicht vergessen worden.

Einer der schwierigsten Punkte bei der Ausarbeitung eines solchen Lehrbuchs ist, das gehörige Maaß zu beobachten. Was soll man den Mädchen vortragen, und was weglassen? Was kurz andeuten und was ausführlich erzählen? Ich habe mir zwar bei allem, was ich niederschrieb, stets die erwachsenern meiner Schülerinnen gedacht; aber dennoch ist es nicht gedenkbar, daß alle Lehrer mit der Auswahl ganz zufrieden seyn

möchten. Weniger glaube ich, daß man zu wenig finden werde; eher wird man der Meinung seyn, ich hätte die Geschichte noch kürzer, ich möchte sagen fragmentarischer, behandeln sollen. Das sind individuelle Ansichten, über die sich nicht wohl streiten läßt. Auf jeden Fall ist die umständlichere Behandlung der fragmentarischen und compendiarischen darum vorzuziehen; weil sie mehr Leben hineinbringt, und es jedem Lehrer leichter ist hinwegzulassen als hinzuzusetzen. Daß alles, was irgend die Sittlichkeit oder auch nur das weibliche Zartgefühl beleidigen könnte, weggelassen ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, so daß das Buch unbedenklich jeder Jungfrau in die Hände gegeben werden kann.

Findet meine Arbeit den Beifall der Lehrer und der Schülerinnen, so werde ich fortfahren, nach und nach Lehrbücher auch für die andern Gegenstände des höheren weiblichen Unterrichts auszuarbeiten. Zunächst wird, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, eine Erdbeschreibung für Töchterschulen erscheinen, weil mir scheint, als wenn alle unsere, zum Theil sonst so trefflichen geographischen Lehrbücher für den weiblichen Unterricht durchaus nicht geeignet sind. Doch darüber zu sprechen, ist hier nicht der Ort.

Möchten Sie, hochverehrtester Freund, noch eine recht lange Reihe von Jahren in dem Kreise, in welchen die Vorsehung Sie gestellt hat, so nützlich und segensreich fortwirken, als es bisher geschehen ist!

Fr. Nösselt.

Inhalt.

Erste Periode.

Von den ältesten Zeiten bis auf Chlodwig, 482.

Seite

1. Der Deutschen Herkunft und Namen 1
2. Das alte Deutschland 2
3. Der Deutsche 5
4. Die Häuslichkeit 8
5. Die bürgerliche Gesellschaft 12
6. Das Kriegswesen 16
7. Die Cimbrer und Teutonen, 113 bis 101 vor Christus . 19
8. Cäsar und Ariovist, 57 vor Christus 28
9. Drusus 34
10. Tiber 38
11. Marobod 39
12. Quinctilius Varus und Armin, 9 nach Christus . . 42
13. Germanicus 48
14. Des Germanicus letzter deutscher Feldzug, 16 . . . 56
15. Armins und Marobods Ende 59
16. Caligula, 39 und 40 62
17. Claudius Civilis, 69 64
18. Der Marcomannen-Krieg, 165—180 71
19. Die Gothen, Alemannen, Franken und Sachsen . . . 75
20. Roms Verfall 77
21. Ausbreitung des Christenthums 82
22. Julian 88
23. Die Hunnen, 374 93
24. Die Westgothen, 378 95
25. Alarich der Westgothe, 410 100
26. Das westgothische und burgundische Reich 105
27. Attila der Hunnenkönig, 451 107
28. Hengist und Horsa, 449 111
29. Untergang des römischen Kaiserthums, 476 113

Digitized by Google

Zweite Periode.

Von Chlodwig bis zum Vertrage von Verdun, 482—843.

Seite
30. Chlodwig, König der Franken, 482—511 . . . 115
31. Theodorich der Große, König der Ostgothen, 493—526 119
32. Alboin der Longobarde, 568 122
33. Die Verfassung der Franken 124
34. Fredegunde und Brunichild, 570—615 126
35. Der heilige Bonifazius, 716—754 132
36. Karl Martell, 732 136
37. Pipin der Kleine, 752 139
38. Karl der Große 768—814 142
39. Ludwig der Fromme, 814—830 162
40. Ludwigs des Frommen Söhne, 840—843 169

Dritte Periode.

Von dem Vertrage von Verdun bis zum Erlöschen des sächsischen Königshauses, 843—1024.

Seite
41. Zustand Deutschlands unter den letzten Karolingern . . 174
42. Die letzten Karolinger in Deutschland, 849—911 . . 176
43. Konrad I. von Franken, 911—918 184
44. Heinrich I., der Städtegründer, 918—936 186
45. Otto I., der Große 936—973 192
46. Otto II., 973—983 206
47. Otto III., 983—1002 208
48. Heinrich II., der Heilige, 1002—1024 211
49. Sitten und Einrichtungen jener Zeit 217

Vierte Periode.

Die deutschen Könige aus dem fränkischen Hause, 1024—1125.

Seite
50. Konrad II., der Salier, 1024—1039. 220
51. Heinrich III., der Schwarze, 1039—1056 227
52. Heinrich IV., 1056—1106. 228

Digitized by Google

53. Der erste Kreuzzug, 1096—1099 255
54. Das Ritterthum 263
55. Heinrich V., 1106—1125 269

Fünfte Periode.

Vom Kaiser Lothar bis zum Ende des Interregnums, 1125—1173.

Seite

56. Lothar, 1125—1137 275
57. Konrad III. von Hohenstaufen, 1137—1152 . . . 279
58. Friedrich I., der Rothbart, 1152—1190 285
59. Der deutsche Orden, 1190 308
60. Heinrich VI., 1190—1197 310
61. Papst Innocenz III., 1200 314
62. Otto IV. von Braunschweig, 1197—1218, und Philipp von Schwaben, 1197—1208 315
63. Veränderungen in der Kirche 320
64. Friedrich II., 1212—1250 325
65. Konrad IV., 1250—1254, und Wilhelm von Holland, bis 1256 357
66. Das Interregnum, 1250—1273 358
67. Untergang der Hohenstaufen, 1268 360
68. Die Minnesänger 366
69. Künste und Sitten 373

Sechste Periode.

Von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Maximilians I., 1273—1519.

70. Rudolph von Habsburg, 1173—1291 378
71. Adolph von Nassau, 1291—1298. 388
72. Albrecht I., 1298—1308 391
73. Heinrich VII., von Luxemburg, 1308—1313 405
74. Ludwig der Baier, 1313—1346 und Friedrich von Oestreich, 1313—1330 407
75. Karl IV., 1346—1378 417

Digitized by Google

76. Wenzel, 1378—1400 424
77. Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410, und Siegmund, 1410—1437 430
78. Die Meistersänger 452
79. Albrecht II., 1437—1439 457
80. Friedrich III., 1439—1493 459
81. Maximilian I., 1493—1519 479
82. Sitten der Deutschen zu Anfange des 16. Jahrhunderts . 491

Digitized by Google

Zeittafel.

Erste Periode.

Vor Christus.

113. Cimbern und Teutonen. Schlacht bei Noreja.
105. Große Niederlage der Römer in Gallien.
102. Des Marius Sieg bei Aix.
101. Des Marius Sieg auf den raudischen Feldern.
57. Cäsar und Ariovist bei Vesontio.
55.–53. Cäsar in Deutschland.
15. Drusus und Tiberius bemächtigen sich der Alpenpässe.
12.–11.–9. Des Drusus Züge in Deutschland.

Nach Christus.

9. Tiber und Germanicus bezwingen Ungarn und Dalmatien. Armin im teutoburger Walde.
14.–15.–16. Germanicus in Deutschland.
39.–40. Caligula in Gallien.
69. Des Claudius Civilis Empörung.
165 — 180. Der Markomannen-Krieg.

325. Kirchenversammlung in Nicäa. Katholiken und Arianer.
333. Constantin der Große.
357. Julian's Sieg bei Straßburg über Chnodomar.
374. Die Hunnen.
378. Sieg der Westgothen bei Adrianopel über Valens.
405. Niederlage des Gothen Radagais.
407. Einfall deutscher Schwärme in Gallien.
410. Alarich der Balthe in Rom.
449. Hengist und Horsa in Britannien.
451. Schlacht auf den catalaunischen Fluren. Attila.
476. Untergang des abendländisch-römischen Reichs.

Zweite Periode.

482—511. Chlodwig, König der Franken.
486. Ende der Römerherrschaft in Gallien. Schlacht bei Soissons. Syagrius.
489. Aufbruch der Ostgothen von der Unterdonau.
493—526. Theodorich der Große, König von Italien.
554. Ende des Ostgothenreichs in Italien durch Justinian.
568. Die Longobarden in Italien.
570—615. Fredegunde und Brunichild. 597 † Fredegunda. 615 † Brunichild.
714—741. Karl Martell.
716—754. Der heilige Bonifazius.
732. Schlacht bei Poitiers.
752. Pipin der Kleine, König der Franken. Carolinger.
768—814. Karl der Große.
772—804. Sachsenkrieg.
774. Untergang des Longobardenreichs.
800. Karl römischer Kaiser.
814—840. Ludwig der Fromme.
832. Stiftung des Erzbisthums Hamburg durch Ansgar. Bis 850.
841. Schlacht bei Fontenay.
843. Vertrag von Verdun.

Dritte Periode.

843 — 876. Ludwig der Deutsche.
Landungen der Normänner.
876 — 880. Karlmann.
879. Boso stiftet das Königreich Arelat oder Niederburgund.
876 — 882. Ludwig der Jüngere.
876 — 887. Karl der Dicke.
887 — 899. Arnulf. { Einfälle der Ungern. — Rudolph stiftet das Königreich Hochburgund.
899 — 911. Ludwig das Kind. Ende der Karolinger in Deutschland.
911 — 918. Conrad I. von Franken.
918 — 936. Heinrich der Städtegründer.
933. Ungarnschlacht bei Merseburg.
936 — 973. Otto I. der Große.
951. Otto erobert das Königreich Italien.
955. Ungarnschlacht auf dem Lechfelde.
973 — 983. Otto II.
983 — 1002. Otto III.
1002 — 1024. Heinrich II. der Heilige.

Vierte Periode.

1024 — 1039. Konrad II. der Salier.
1029. Die Normänner in Italien erhalten Aversa.
1039 — 1056. Heinrich III. der Schwarze.
1056 — 1106. Heinrich IV.
1073 — 1085. Gregor VII.
1077. Heinrich in Canossa.
1080. Rudolph von Schwaben fällt in der Schlacht bei Merseburg.
1084. Bruno stiftet den Karthäuserorden.
1096 — 1099. Erster Kreuzzug
1106 — 1125. Heinrich V.
1122. Frieden in Worms. Heinrich und Callixt II. vergleichen sich über die Investitur.

Fünfte Periode.

1125—1137. Lothar der Sachse.
Guelfen und Gibellinen.
1137—1152. Konrad III. von Hohenstaufen.
1147. Kreuzzug.
1152—1190. Friedrich I. der Rothbart.
1154. Anfang des Minnegesangs.
1162. Zerstörung von Mailand und Crema.
1177. Frieden des Kaisers mit Papst Alexander III. in Venedig.
1183. Frieden in Kostnitz.
1187. Eroberung von Jerusalem durch Saladin.
1189. Kreuzzug.
1190. Der deutsche Orden.
1190—1197. Heinrich VI.
1197—1208. Philipp von Schwaben.
1197—1218. Otto IV. von Braunschweig.
1200. Papst Innocenz III. Erbauung von Riga.
1210. Franziscus von Assisi stiftet den Orden der Franziscaner.
1216. Dominicus Guzman stiftet den Orden der Dominicaner.
1212—1250. Friedrich II. von Hohenstaufen.
1228. Kreuzzug.
1229. Das Inquisitionsgericht.
Der deutsche Orden in Preußen.
Die heilige Hedwig, † 1243.
Die heilige Elisabeth, 1207—1231.
1241. Schlacht bei Wahlstatt.
Stiftung der Hansa.
1245. Kirchenversammlung in Lion.
1246. Heinrich Raspe, † 1247. } Gegenkönig.
1247. Wilhelm von Holland, † 1256. }
1250—64. Konrad IV.
1250—1273. Interregnum.
Richard von Cornwall.
Alfons von Castilien.
1266 Manfreds Tod bei Benevent.
1268. Konradins Tod. Untergang der Hohenstaufen.

Sechste Periode.

1273 — 1291. **Rudolph von Habsburg.**
1278. Ottokar von Böhmen fällt bei Cistersdorf.
1291 — 1298. **Adolph von Nassau.**
1298 — 1308. **Albrecht I.**
1300. Jubeljahr. — Erfindung des Linnenpapiers und Pulvers.
1307. Aufhebung des Tempelordens.
1308. Schweizerbund.
1308 — 1313. **Heinrich VII. von Luxemburg.**
1309. Marienburg in Preußen, Sitz des deutschen Ordens.
1313 — 1330. **Friedrich von Oestreich.**
1313 — 1346. **Ludwig der Baier.**
1315. Schlacht im Morgarten.
1322. Schlacht bei Mühldorf.
1346 — 1378. **Karl IV.** (Gegenkaiser Graf Günther von Schwarzburg.)
1350. Der schwarze Tod.
Größte Blüthe der Hansa.
1354. Berthold Schwarz, der angebliche Erfinder des Schießpulvers.
Anfang des Meistergesanges.
1378 — 1400. **Wenzel.**
1386. Schlacht bei Sempach.
1393. Johann Nepomuk.
1400 — 1410. **Ruprecht von der Pfalz.**
1410 — 1437. **Siegmund. Jobst von Mähren.** Gegenkönig, † 1411.
1414 — 1418. Kirchenversammlung in *Kostnitz*. Johann Huß.
1415. Friedrich von Hohenzollern wird mit der Mark Brandenburg belehnt.
1416 — 1436. Hussitenkrieg.
1431. Kirchenversammlung in Basel.
1436. Agnes Bernauerin.
1437 — 1439. **Albrecht II.**
1439 — 1493. **Friedrich III.**
1440. Erfindung der Buchdruckerkunst.
1444. Schlacht bei Varna. Murad gegen Wladislav von Ungarn.

1453. Eroberung Constantinopels durch die Türken.
1455. Sächsischer Prinzenraub.
1473. Zusammenkunft Friedrichs mit Karl dem Kühnen in Trier.
1493—1519. Maximilian I.
1506. Tod seines Sohnes, Philipps des Schönen.
1517. Anfang der Reformation.

Erste Periode.

Von den ältesten Zeiten bis auf Chlodwig I., 482.

1. Der Deutschen Herkunft und Namen.

Wie die früheste Geschichte jedes Volks, so liegt auch die der Deutschen in einem Dunkel, welches durch kein Licht erhellt werden kann. Die Römer sind die einzigen, die über sie Nachricht geben konnten; denn gewiß sind schon in sehr früher Zeit, ehe noch beide Völker im Kriege zusammentrafen, muthige römische Kaufleute dann und wann durch die rauhen Wälder in Handelsgeschäften gereist; aber ihnen mochte wenig daran liegen, ein Volk, welches so tief unter ihnen zu stehen schien, und sein unfreundliches Land kennen zu lernen. Daher sind die meisten Nachrichten, welche wir aus der ältesten Zeit durch die Römer erhalten, nur beiläufig gegeben, und darum unvollständig.

Es ist in neuerer und früherer Zeit über die Herkunft der Deutschen viel gestritten worden. Einige sagen, die ersten Bewohner Deutschlands wären von den Hochebenen Asiens oder vom Kaukasus eingewandert; Andere suchen gar zu beweisen, daß sie aus Persien stammen, und daß die Perser, und zuletzt gar die Indier, unsere Stammverwandten wären. Noch Andere endlich behaupten, daß sie Urbewohner wären, und daß also ihre frühesten Vorfahren schon in Deutschland gewohnt hätten, was freilich der Abstammung von jenem ersten Menschenpaare in Asien widersprechen würde. Welche von diesen drei Annahmen die rech-

te sey, läßt sich nicht ausmachen, wohl aber, daß es uns ziemlich gleichgültig seyn könne, wo wir herstammen. Aber das wissen wir, und das muß uns freuen, daß das deutsche Volk ein unvermischtes, ein Urvolk ist, nicht entstanden durch Vermischung mehrerer Völker, Eroberer und Besiegter; daher kommt es auch, daß wir Deutsche unter allen Völkern Europa's allein unsere eigene Schrift haben, während alle andere sich der der alten Römer bedienen.

Die Römer und Griechen nennen unsere Vorfahren nie anders als Germanen. Woher der Name, der doch von den Deutschen selbst nicht gebraucht wurde? — Die ersten deutschen Kriegshaufen, die über den Rhein gingen, und in Gallien einbrachen, nannten sich Wehrmannen, d. i. Kriegsmänner; daher gaben die Gallier allen den Völkern, die von ihnen aus jenseits des Rheins wohnten, diesen Namen, der nachher auch von den Römern gebraucht wurde, als diese von Gallien aus die nähere Bekanntschaft mit den Deutschen machten. Aus Wehrmannen aber machten die Römer, welche die Bedeutung des Wortes nicht verstanden, und überhaupt die fremden Wörter zu verstümmeln pflegten, Germanen. Sich selbst aber haben die Deutschen gewiß nie so genannt; sondern der Name Deutsch oder Teutsch ist uralt, und soll von dem angeblichen Stammvater des Volks, Tuisko, einem Vater des Mann, entstanden seyn.

2. Das alte Deutschland.

Die alten Deutschen wohnten nicht allein in den Gegenden, die wir jetzt noch Deutschland nennen, sondern deutsche Stämme waren auch über England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Gallien, Polen und Preußen verbreitet. Die Gränze läßt sich natürlich nicht angeben. Dem Römer erschien Deutschland als ein überaus rauhes Land. Wenn er, gewöhnt an den fast nie getrübten dunkelblauen italienischen Himmel, an das milde Klima, an den Genuß lieblicher Südfrüchte, und an das lachende Grün freundlicher Thäler, über die Alpen nach Deutschland gekommen war, empfing ihn ein bergiges Land, meist mit dichten Eichenwäldern bedeckt. Alle die Gebirge, welche den Süden und

die Mitte Deutschlands in verschiedenen Richtungen durchziehn, enthielten einen fast zusammenhängenden Wald, der hercynische Wald genannt, in dem weder das Auge noch das Ohr des Römers durch irgend etwas erfreut wurde. Um ihn herum starrten ihm überall dicke Baumstämme, deren dunkles Grün die Einsamkeit noch schauerlicher machte, entgegen; über sich hörte er nur das Rauschen der Baumgipfel, und das Geschrei der Adler und Raben. Kam er noch weiter gegen Norden, so hörten wohl die Gebirge auf; auch trat er wohl dann und wann aus dem Walde in offenere Gegenden heraus; aber auch diese waren nicht erfreulicher. Sie waren entweder mit Sand bedeckt, der nur wenigem Haidekraut oder Grase Nahrung gab, und gewährten dem verwöhnten Auge des Römers einen traurigen Anblick; oder sie waren moorig und sumpfig, und stellten eine unabsehbare Ebene dar. Jeder Tritt sank in den Sumpf ein, der zur Zeit des Regens kaum zu durchwaten war. Der fette Moorboden hängte sich an den müden Fuß des Reisenden an, und Pferde und Wagen drohten unaufhörlich in dem weichen Boden zu versinken. Dazu kam der öde Anblick des braunen Erdreichs, und die trostlose Stille, die kaum durch das Geschrei eines einsamen Moorhuhns unterbrochen wurde. Oder er fand fruchtbares Maschland, an dem das nördliche Deutschland hier und da reich ist. Hier wucherte zwar das Gras in üppigem Wuchse; aber jeder Regen oder das Thauwetter verwandelte die Gegend in einen Sumpf, dessen grüne Pflanzendecke nur dazu diente, den Reisenden irre zu führen, und, wenn er sich einmal verirrt hatte, das Entrinnen fast unmöglich zu machen. Ueber dieses Land endlich wölbte sich ein fast immer grauer, düsterer Himmel, der nur selten, in den warmen Sommertagen, ein heiteres Blau zeigte. Die Luft war feucht, kalt und rauh, eine Folge der dichten Waldungen, in denen die Sümpfe nie ganz trockneten. Auch führte der Wind vom Meere oft Regen, Ungewitter und Nebel herbei. Unter diesen Umständen ist es dem Römer, der in Deutschland alle Freuden der Geselligkeit und alle Genüsse des üppigen Roms entbehrte, nicht zu verargen, wenn er unser Vaterland mit Schaudern betrat, und froh war, wenn er seine Wälder wieder hinter sich hatte. Noch mehr mußte die Wildheit seiner Bewoh-

1 *

ner, und die häufigen Niederlagen, welche die Römerheere von den Deutschen erlitten, ihm das Land verleiden, und er konnte sich die Liebe der Deutschen zu ihrem Vaterlande nur aus der jedem Menschen angebornen Anhänglichkeit für die Gegend, die ihn gebar, erklären.

Daß unser Vaterland damals noch von manchen wilden Thieren bewohnt war, die jetzt zum Theil daraus verschwunden sind, ist sehr natürlich. Ausdrücklich erwähnen die Römer der Auerochsen von ungemeiner Größe, deren Hörner, mit Silber eingefaßt, als Trinkgeschirre gebraucht wurden, der Elenthiere, der Bären, der Wölfe und ganzer Schaaren von Raubvögeln. Auch streiften Heerden von wilden Pferden umher, außer den gezähmten, welche bei den Deutschen in großem Ansehen standen. Zwar waren die deutschen Pferde, wie das Rindvieh, klein und von geringem Ansehen, aber überaus schnell und dauerhaft, und wurden darum von den Besitzern sehr geschätzt.

Von den hohen und dicken Eichenstämmen sprachen die Römer mit Erstaunen. Die feineren Früchte des Südens fehlten natürlich ganz; doch war an Obst, namentlich an Aepfeln und Birnen, kein Mangel, und selbst Kirschen wurden bald, nachdem Lucull sie von Klein-Asien nach Rom gebracht hatte, in Deutschland gefunden. Auch Wein wurde an den Geländen längs dem Rheine angebaut. Die Rettige, deren ungeheure Größe die Römer bewunderten, und die Rüben fanden in Rom solchen Beifall, daß sie selbst für die Tafel des Kaisers Tiber, der doch sehr leckerhaft war, verschrieben werden mußten; nur der Spargel wollte den Römern nicht munden. An Getreide und an schönem Grase war überall in Deutschland kein Mangel.

Was der Mensch ohne den größten Nachtheil nicht entbehren kann, das Eisen, gaben die Bergwerke den Deutschen in hinlänglicher Menge. Nur den Reichthum ihres Landes an Gold und Silber kannten sie noch nicht; ob zum Glück oder Unglück? darüber ist kaum ein Zweifel, wenn man die kräftigen, genügsamen und zufriedenen Deutschen mit den entarteten, geschwächten und lasterhaften Römern vergleicht, die im Besitze aller Schätze der Erde nicht glücklich waren. Dagegen kannten die Deutschen bereits die heilende Kraft ihrer Gesundbrunnen, und es wird aus-

drücklich gesagt, daß ihnen die Heilquellen von Aachen, Spaa und Wisbaden bekannt gewesen sind. Auch die Salzquellen ließen sie nicht unbenutzt, und es wird eines Krieges erwähnt, den zwei deutsche Völker, die Katten und Hermunduren, um die Salzquellen bei dem jetzigen Halle mit einander führten.

3. Der Deutsche.

Als die Römer nach Gallien kamen, fanden sie hier ein Volk, welches lächelnd auf die kleinen Römer herabsah. Und doch erzählten die Gallier mit Bewunderung und Furcht von den Deutschen, die noch viel größer als sie wären. Das fanden die Römer auch bestätigt, als sie über den Rhein gingen, und mit den da wohnenden deutschen Stämmen in Berührung kamen. Mit Erstaunen und Bewunderung sahen sie an den langen und dabei starken Gestalten hinauf, und diejenigen unter den Römern, die sich für recht groß und kräftig gehalten hatten, erschienen, neben den Deutschen stehend, wie kleine, schmächtige Männer. Das machte die einfache, naturgemäße Lebensart, die stete Gewöhnung an jede Witterung *) und die reine, gesunde Luft des Landes.

Aber nicht allein die großen, kräftigen Gestalten wurden von den Römern bewundert, sondern auch die schönen blauen Augen der Männer und der Frauen, und die blendend weiße Haut, besonders der letzteren, die den Römern um so mehr

---

*) Es kann heranwachsenden Mädchen, die künftig Kinder zu erziehen bestimmt sind, nicht oft und nachdrücklich genug gesagt werden, wie eine frühe Gewöhnung der Kinder an jede Witterung den Körper stärkt, vor Krankheiten bewahrt, und einen fröhlichen, gesunden Geist erzeugt. Wie oft kamen nicht dem Verfasser in seinem Wirkungskreise thörichte und schwache Mütter vor, die ihre Kinder bei Husten und Schnupfen oder bei rauher Witterung sogleich aus der Schule zu Hause behalten, damit ihnen ja keine Krankheit zustoße; und diese unglücklichen Kinder sind gerade die kränklichsten und schwächlichsten, und verkrüppeln an Geist und an Körper.

auffiel, da sie nur dunkle Haare und eine von der Sonne gebräunte Haut zu sehen gewohnt waren. Wenn sie mit besonderem Wohlgefallen in die sanften blauen Augen der deutschen Jungfrauen schauten, so bebten sie dagegen vor dem zornglühenden Blicke der deutschen Krieger zurück. Das goldgelbe und röthliche Haar war in Deutschland so allgemein, daß Keiner ohne dasselbe gefunden wurde, und die Römer fanden es so reizend, daß sie nicht nur sich und ihren Frauen Perrücken von deutschen Haaren machen ließen, sondern selbst ein Pulver erfanden, mit welchem sie ihre braunen Haare gelb färbten. So sind die Menschen also zu allen Zeiten eitel gewesen! Zu dem Schmucke einer römischen Dame vom Stande gehörte eine goldgelbe oder rothe Perrücke von deutschen Haaren, und die braunen Gesichter mögen darin eben so häßlich ausgesehen haben, als die Gesichter unsrer schönen Damen mit dem widernatürlichen fremden Lockenwust, der aber, weil die Mode es gebietet, eben so nöthig und reizend von ihnen gefunden wird, als die römischen Frauen sich in dem erborgten Schmucke wohlgefielen. So übte die Mode und das dadurch erzeugte Vorurtheil von jeher ihre Herrschaft über die Menschen aus, und so wird es wohl ewig bleiben.

Eine Erscheinung war den Römern bei den Deutschen besonders auffallend: die große Aehnlichkeit der Menschen unter einander. Hatte man einen gesehen, so hatte man alle gesehen, und den Einzelnen konnte man unter einem Haufen kaum herausfinden. Diese Erscheinung ist bei rohen Nationen etwas nicht seltenes, und mag daher rühren, daß bei ihnen der einzelne Mensch sich weniger durch Geist und Bildung vor dem großen Haufen hervorzuthun pflegt. Welchen großen Einfluß aber der Geist auf das Aeußere des Menschen äußert, ist bekannt *). Abgehärtet war der Deutsche gegen Frost und Hi-

---

*) Als wir 1813 und 1814 Gelegenheit hatten, die durchziehenden russischen Krieger aus den entfernteren asiatischen Nationen zu sehen, bemerkte man gleichfalls eine auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge, so daß man den Einzelnen nicht von der Menge zu unterscheiden vermochte.

ze, Hunger und Durst, und alle Beschwerden der Witterung. Wenn die Römer bei ihren Kriegen in Deutschland vor Kälte, Feuchtigkeit, Hunger und Ermüdung vergehen wollten, zeigten die Deutschen frohen Muth, wateten ungestört durch tiefe Sümpfe, und glitten auf ihren Schilden beschneite Berghöhen lustig hinab.

Daß der Deutsche roh, und daher im Kriege oft hart und grausam war, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen; denn er theilte dies mit allen noch ungebildeten Nationen, und hatte keine Gelegenheit gehabt, den Geist zu bilden, und edlere Gefühle in sich aufzunehmen. Aber er war bieder, wahrhaft, ausdauernd, voll Liebe für das Vaterland, und fürchtete den Tod nicht.

Von der Religion der alten Deutschen wissen wir wenig mehr, als daß sie Heiden waren. Sie verehrten mehrere Götter, unter andern die Sonne, den Mond, das allbelebende Feuer. Aber ihre Vorstellungen von der Gottheit waren edler, als man es bei so rohen Nationen, denen das Licht der göttlichen Offenbarung noch nicht geleuchtet hat, erwarten sollte. Sie hatten keine Tempel, keine Götzenbilder, weil die Gottheit, wie sie sagten, nicht in Wände eingeschlossen werden könnte. Auch wurde von ihnen alles, was einen heiligen Schauer erregte, was ehrwürdig und großartig war, nach einer Gottheit benannt. Besondere Priester hatten sie nicht; ein Jeder verehrte seinen Gott nach seiner Ansicht, seinem Gefühle, seinem Bedürfniß. Mit allen, besonders ungebildeten Völkern, theilten sie das Verlangen, die Zukunft zu erforschen. Wollte ein ganzer Stamm wissen, wie eine Unternehmung ausfallen werde, so wurde einem Manne, zu dem sie besonders Vertrauen hatten, der Auftrag gegeben, das Loos zu ziehen. Dies aber bestand in Folgendem: Man schnitt von einem Obstbaume einen Zweig ab, machte daraus mehrere Stäbchen, und jedes derselben bezeichnete man mit gewissen Merkmalen. Die Stäbchen wurden dann auf ein weißes Gewand bunt durch einander geworfen. Jener Mann sah nun gen Himmel, flehte die Götter um Erleuchtung an, hob jedes Stäbchen drei Mal auf, und deutete die darauf stehenden Zeichen. War die

Deutung ungünstig, so unterblieb die Unternehmung für diesen Tag; war sie günstig, so wurden neue Befragungen vorgenommen. Man beobachtete dann den Flug und das Geschrei der Vögel, vor allem aber das Schnauben und Wiehern der Pferde, die man als Mitwisser der Gottheit betrachtete. Besondern Werth legte man aber auf das Wiehern der heiligen Pferde. Diese waren weiß, wurden in heiligen Hainen auf öffentliche Kosten gefüttert, und durften nicht die geringste Arbeit verrichten. Das Loosen mit den Stäbchen nahmen auch einzelne Familienväter vor, wenn es eine Familienangelegenheit betraf.

Ferner hatten die alten Deutschen Wahrsagerinnen; denn sie glaubten, daß in manchen Frauen etwas Heiliges und Prophetisches läge. Worauf diese Weiber ihre Weissagung bauten, wissen wir nicht, wohl aber, daß sie unter andern auch aus den Wirbeln des Wassers die Zukunft deuteten. Eigentliche Opfer hatten die Deutschen nicht; doch scheint es, als wenn zuweilen im Kriege einzelne Gefangene den Göttern als Dankopfer geschlachtet worden wären. Ihre Götter verehrten sie in heiligen Hainen; hier beugten sie sich in Demuth vor dem unsichtbaren, unbegreiflichen Wesen.

4. Die Häuslichkeit.

Die Häuslichkeit beruht auf der Ehe. Wenn der Jüngling zum Mann herangereift war, so warb er um ein Mädchen von gleichem Alter, welches ihm gefiel. Die Eltern und Verwandten überlegten darauf, ob man ihm die Jungfrau geben wollte, ob er brav, arbeitsam, tapfer sey, und eine Familie ernähren könne. Nach Reichthum wurde nie geheirathet; mit Recht! denn die Vorsehung läßt solche niedrige Rücksichten bei der edelsten und innigsten aller Verbindungen, die nur mit reinem Herzen geschlossen werden soll, nie unbestraft. Darum bekam die Jungfrau, wenn sie heirathete, keine Ausstattung, als einige Waffen für den Mann; auch erbte sie nicht von den Eltern Güter oder Vermögen; dies erhielten blos die Söhne. Sie sollte ganz dem Manne gehören; nur ihre Person sollte ihn glücklich machen, nicht ihre Güter. Das gab glückliche Ehen. Mit dem

Tage der Hochzeit war sie ganz sein Eigenthum; ihr Glück und Unglück war nun ganz an das seinige geknüpft, und nur wenn der Mann vor ihr starb, mußten ihre Brüder oder andern nächsten Verwandten sich der Verlassenen annehmen. Der Mann dagegen überreichte der Braut Geschenke, aber nicht zur Tändelei und zur Befriedigung weiblicher Putzsucht, sondern das, was in der neuen Wirthschaft nicht fehlen durfte: ein Gespann Ochsen, ein Schlachtroß, einen Schild, einen Wurfspieß und ein Schwert.

Die Ehen wurden bei unsern alten Vorfahren so heilig gehalten, daß selten der Fall vorkam, daß die Frau dem Manne die Treue brach. Geschah dies ja, so wurde sie streng und augenblicklich bestraft. Auch dies mit Fug und Recht; denn solches Vergehen kann nie wieder gut gemacht werden; das einmal gemißbrauchte Vertrauen des Mannes wird nie ganz wieder erworben. Der Mann schnitt ihr in Gegenwart der Verwandten die Haare ab, stieß sie entkleidet aus dem Hause, und trieb sie mit Peitschenhieben durch die ganze Gemeinde. So entehrt, war ihr Erdenglück unwiderruflich dahin; denn weder Jugend noch Schönheit waren vermögend, ihr einen andern Gatten zu verschaffen. Eben so streng waren die Männer gegen sich selbst. In Rom war Tugend eine höchst seltene Ausnahme, und über Laster wurde gescherzt; in Deutschland hingegen belachte man Unsittlichkeiten nie; sie brachten Schande ohne Ausnahme. Diese allgemein geachtete und geübte Tugend erhielt nicht nur den Körper, sondern auch den Geist gesund, und gab dem Gemüthe die Ruhe und Freudigkeit, ohne welche kein Erdenglück denkbar ist. Die schönsten Familienverhältnisse gingen daraus hervor. Die Mutter überließ ihre Kinder nicht der Pflege der Ammen und anderer Miethlinge, sondern nährte und wartete sie selbst; die damit verbundenen Beschwerden zogen das Band, welches die Mutterliebe um beide geknüpft hat, noch fester. Früh wurde das Kind an Arbeit und Beschwerde gewöhnt; der Mensch ist nicht da, um auf Polstern zu ruhen und nur zu genießen; darum muß er sich früh an Arbeit und Thätigkeit gewöhnen. Gleichviel, ob der Knabe bestimmt war, einst Herr oder Knecht zu werden, die Erziehung war dieselbe. Wer kann auch dem Kinde vorhersa=

gen, welches Loos ihm einst fallen werde? Verwöhnung macht aber in jedem Stande unglücklich! Erst wenn der Knabe zum Jünglinge herangereift war, trennte sich der Freigeborne vom Knechte.

Die Kleidung war bei Männern und Frauen im Ganzen dieselbe. Im Hause gingen sie größtentheils nackt, um bequemer arbeiten zu können, und ihr reiner Sinn fand darin keine Unsittlichkeit. Dem Reinen ist alles rein! Die Reicheren trugen ein knapp anliegendes Gewand, etwa in der Gestalt eines Hemdes, mit einem Leibgurt; darüber warfen sie, wenn sie ausgingen, im Winter einen Pelz, im Sommer einen leichten Mantel. Der Pelz war wo möglich von seltenen Thieren, und mannigfach verziert. Das enganschließende Kleid der Frauen war meist von Leinewand, ohne Aermel, und am Rande mit Purpurstreifen besetzt. Die Armen kleideten sich meist in Thierfelle, die sie vorn mit einem Dorn zusammensteckten.

Wenn es nicht viel zu thun gab, stand der Deutsche erst spät auf. Der erste Gang war nach dem Flusse, um sich zu baden; im Winter badeten sie sich in warmem Wasser. Daß sich Männer und Frauen im Flusse mit einander badeten, war nicht Schamlosigkeit — denn Zucht und Scham wurden in Deutschland immer hoch geehrt — sondern im Gegentheil Reinheit der Sitten; diese unverdorbenen Kinder der Natur fanden dabei keinen Anstoß, während die lasterhaften Römer, äußerlich anständig, insgeheim desto sittenloser waren. Die That ist mehr werth als der Schein, und wer sich einer guten Gesinnung bewußt ist, bekümmert sich um den Schein nicht ängstlich. Ihr Mahl war einfach, und bestand aus den Früchten des Landes, Milch, Käse, Butter, Brot, Wildprett oder anderem Fleische. Nach dem Essen ging es an die Arbeit. Die Frau hatte die Hauswirthschaft zu besorgen, und die Greise und Kinder gingen ihr dabei zur Hand. Der Mann führte nur die Aufsicht, schnitzte sich Waffen oder ging auf die Jagd. War er reich, so hielt er sich auch Knechte, und diese mußten nach den Befehlen der Frau die Feldarbeit verrichten. Auch an Abwechselungen des Lebens fehlte es nicht. Gab es keinen Krieg — und dieser mochte bei der Unbestimmtheit der Gränzen oft vorkommen — so hatte der Mann

dann und wann die Versammlungen der Gemeinde oder des ganzen Volkes zu besuchen, oder es kam ein Fremder, der im Hause bewirthet werden mußte. Wirthshäuser nämlich gab es damals nicht; aber jeder Reisende konnte unbedenklich in jedes Haus als Gast eintreten, und darauf rechnen, als ein willkommener Freund bewillkommt zu werden. Es wurde für ein großes Verbrechen gehalten, einem Fremden die Aufnahme zu verweigern.

Durch diese Gastfreundschaft aber wurde ein Laster befördert, zu welchem der Deutsche große Neigung hatte, die Trunkenheit, die bei rohen Nationen fast durchgängig angetroffen wird. Wein hatten sie zwar eigentlich nicht, und nur die am Rhein wohnenden Völker erkauften ihn von den Römern; Branntwein gab es damals zum Glück noch nicht; aber sie hatten ein Bier, in welchem sie sich gern betranken. Zu dem übermäßigen Genusse forderte natürlich das Zusammenseyn mit Andern auf, und so gab es denn nicht leicht eine Versammlung, wo sich die Deutschen nicht berauscht hätten. Was aber oft und allgemein geübt wird, verliert zuletzt die Schande; daher wurde es als etwas Erlaubtes angesehen, betrunken zu seyn. Die Folge davon waren häufige Zänkereien, die oft in Schlägereien übergingen, und diese waren um so gefährlicher, da die Deutschen nie ohne Waffen waren.

Auch das Spiel war ein sehr allgemeines Laster. Karten gab es damals freilich noch nicht, aber sie spielten mit Würfeln. Die Leidenschaft des Spiels und der Rausch verleiteten die Unglücklichen oft, ihre ganze Habe daran zu setzen, und war auch diese verloren, so verwürfelte Mancher sogar seine Freiheit, und wurde nun der Knecht seines glücklicheren Mitspielers.

Wenn endlich der Deutsche nach mancherlei Freuden und Leiden aus dem Leben schied, so bestatteten ihn die Seinigen einfach, aber anständig. Sie verbrannten die Leichname, sammelten die Asche und die Knochen in eine Urne von Thon, legten die Waffen, auch wohl Zierrathen, ins Grab, und errichteten darüber einen Rasenhügel. Unter Einem solchen Hügel lagen oft ihrer Viele. Auch pflegte man wohl, wenn der Verstorbene besonders vornehm war, sein Schlachtroß zu schlachten, und mit ihm

zu verbrennen. Dergleichen Grabstätten findet man noch oft in allen Gegenden Deutschlands, und da man anfangs die Gebeine der Pferde für Menschenknochen hielt, so glaubte man, es wäre da ein Riesengeschlecht begraben worden, und nannte ein solches Grab ein Hünen- oder Riesengrab.

5. Die bürgerliche Gesellschaft.

Im alten Deutschlande gab es weder Städte, noch eigentliche Dörfer, sondern die Wohnungen standen einzeln, und zwar hatte jeder Grundbesitzer sein Haus in der Mitte seiner Ländereien. Wer deren wenige hatte, bewirthschaftete sie mit den Seinigen selbst. Besitzer weitläuftiger Aecker, Wälder und Triften mußten sich Knechte halten. Dieser Knechte gaben es zweierlei Art. Die eine bestand aus solchen, welche im Kriege gefangen worden waren, oder im Spiel ihre Freiheit verspielt hatten. Sie wurden als Sclaven betrachtet, und gingen durch Kauf und Verkauf aus einer Hand in die andere. Die andere Art dagegen hatte sich freiwillig, aus Armuth, in Knechtschaft begeben. Diese Knechte erhielten von ihrem Herrn statt des Lohnes ein Stück Land, das sie in den Nebenstunden bebauten, und dessen Ertrag ihnen zum Unterhalt diente. Doch mußten sie dafür nicht nur für ihren Herrn arbeiten, sondern ihm auch einen Theil des Ertrags abliefern. Und damit sie diese Abhängigkeit nie vergäßen, so wurde ihnen jedes Jahr ein anderes Stück Landes gegeben, so daß sie bald hier, bald dort wohnten. Wir können sie Hintersassen nennen. So gab es also auf der Besitzung eines begüterten Deutschen dreierlei Menschen: Freie, Hintersassen und Leibeigene. Unter den Freien hat es natürlich wieder sehr viele Abstufungen gegeben. Manche waren reich, andere arm; manche klug, erfahren, allgemein geachtet, andere galten für einfältig und unerfahren. Ein eigentlicher Adel war damals nicht; auch mochten jene in der ältesten Zeit durch keinen besondern Namen von diesen unterschieden werden. Erst in späterer Zeit entstanden die Unterscheidungsnamen Adelinge und Frilinge. Unter jenen verstand man aber nicht

das, was man im Mittel-Alter einen Edelmann nannte, sondern es waren Leute, die durch Wohlhabenheit, Tapferkeit oder Klugheit sich vor den Andern, den bloßen Frilingen, hervorthaten, ohne daß der Sohn, wenn er die Gaben seines Vaters nicht besaß, auch ein Adeling hätte werden müssen. Jeder Friling, der sich auszeichnete, wurde ein Adeling, und derjenige Adeling, der sein Ansehen verlor, hörte auf ein Adeling zu seyn.

Eine Gemeinde bestand in den ältesten Zeiten nur aus dem Haupthofe und aus den umherliegenden Wohnungen der Hintersassen. Traten mehrere solche Gemeinden mit einander in Verbindung, so wurde das eine Markgenossenschaft. In der Gemeinde war der Hausvater zugleich Obrigkeit. Er allein befahl, und entschied jeden Streit. Mehrere Gemeinden aber hatten wohl einen Wald, eine Weide, einen See gemeinschaftlich; wie leicht konnten nicht dabei Streitigkeiten entstehen? Dann wählte man den verständigsten Mann in der Markgenossenschaft zum Schiedsrichter, aber nur für solchen Fall; denn auf seinem eigenen Hofe ließ sich der freie Deutsche nichts sagen.

Wenn eine gemeinschaftliche Gefahr war, z. B. ein Krieg bevorstand, oder ein benachbarter Volksstamm angegriffen werden sollte, so reichten die Kräfte einer einzigen Markgenossenschaft nicht hin. Darum fand noch eine größere Verbindung statt: mehrere Markgenossenschaften schlossen sich an einander an, und solche Verbindung hieß ein Gau. Zum Gau gehörten also nur die freien Grundeigenthümer. Sie bildeten die Volksgemeinde, wenn es etwas zu berathschlagen gab, und in ihr hatte Jeder so viel Rechte als der Andre; der Adeling hatte keinen Vorzug vor dem Friling. Die aber, welche sich bei Berathungen durch Klugheit besonders hervorthaten, die zugleich weite Ländereien besaßen, und dabei durch Muth, Körperkraft und Größe vor Andern hervorragten, wurden hier besonders gehört. Sie wurden, wenn es zum Kriege kam, zu Anführern gewählt, und können in dieser Hinsicht mit unsern Fürsten verglichen werden. Dergleichen Männer sind es, die

wir in der folgenden Erzählung mit dem Namen Fürsten bezeichnen werden.

Zu bestimmten Zeiten, entweder zum Neumonde, oder zum Vollmonde, versammelten sich die sämmtlichen Grundbesitzer des Gaues, um sich über die allgemeinen Angelegenheiten zu berathen; gezwungen wurde Keiner. Alle waren bewaffnet. Wenn man beisammen war, setzte man sich nieder, und der Aelteste hatte wahrscheinlich den Vorsitz. In späterer Zeit bekam denselben vielleicht der Angesehenste; aber der Name Graf wurde beibehalten; denn die wahrscheinliche Ableitung des Wortes ist von grau. *) Die Angesehensten und Aeltesten sprachen natürlich am meisten, und der große Haufen gab seine Zustimmung durch das Zusammenschlagen der Waffen, die Unzufriedenheit aber durch Murren zu erkennen. Von dieser Versammlung wurde auch entschieden, wenn Einer eines Verbrechens wegen auf Leben und Tod angeklagt war. Wer zum Feinde übergegangen war, und also das Vaterland verrathen hatte, wurde zum warnenden Beispiele für Andere an einen Baum gehenkt; wer aber feige den Kampfplatz verließ, oder durch Unsittlichkeit Anlaß zum Aergerniß gab, erlitt einen noch schauerlichern Tod: man versenkte ihn in Sumpf und Moor, und befestigte die Leiche am Boden, damit sie nie wieder Andern zu Gesichte käme. Solche Strenge bewahrte das Volk vor der Ansteckung mit römischer Lasterhaftigkeit.

Wer etwas Anderes verbrochen hatte, wurde nie am Leben gestraft, sondern nur so, daß der Schaden möglichst wieder gut gemacht wurde. Darum wurde dem, der einem Andern ein Uebel zugefügt hatte, auferlegt, diesem eine Entschädigung an Geld oder an Vieh zu geben. Einen Theil der Buße bekam die Versammlung. Mordthaten wurden in der frühesten

---

*) Man hat das in neuester Zeit wieder bestritten, und das Wort aus dem Angelsächsischen abgeleitet, wo die Begleiter des Königs Gefera d. i. Gefährten hießen. Daraus sey durch Versetzung geresa, und daraus wieder Graf gemacht worden. Ueberall kommt darauf nicht viel an.

Zeit nur durch Blutrache gesühnt; die nächsten Verwandten des Ermordeten ruhten nicht eher, bis sie den Mörder entweder selbst getödtet, oder einen aus seiner Verwandtschaft ihrer Rache aufgeopfert hatten. Aber bald kamen die Deutschen von dieser abscheulichen Gewohnheit zurück, und legten dem Mörder nur eine schwere Buße auf, welche die nächsten Anverwandten erhielten. Wie hoch sich diese Buße belief, wissen wir nicht.

Jeder Gau war in Kreise getheilt, die man Hunderte nannte, weil sie 100 Grundeigenthümer enthielten. Diese Eintheilung hatte mit der in Markgenossenschaften nichts zu thun, sondern war der Verwaltung und des Kriegs wegen eingeführt. Jedes Hundert hatte einen Vorsteher, der Hundertgraf (Centgraf) genannt wurde, so wie der Vorsteher des ganzen Gaues Gaugraf hieß. Die Hunderte waren wieder in Zehente getheilt, und auch diese hatten ihre Obmänner, deren Name aber nicht bekannt ist. Diese Vorsteher entschieden über die kleineren Streitigkeiten, unb nur wichtigere Angelegenheiten kamen vor die Versammlung und den Gaugrafen. Ein römischer Geschichtschreibrr, der ein kleines Buch über die alten Deutschen geschrieben hat, sagt, sie hätten des Abends mit einander im Rausche über öffentliche Angelegenheiten berathschlagt, und über Krieg und Frieden entschieden; aber am andern Morgen hätten sie die Berathschlagungen bei nüchternem Muthe noch einmal gehalten, damit das, was der unbesonnene Muth beschlossen hätte, von der ruhigen Ueberlegung gebilligt oder verworfen würde. Das klingt unwahrscheinlich, und soll wohl nichts anderes heißen als: nach der Versammlung blieben sie am Abend beisammen, um sich durch Gespräch bei Speise und Trank zu vergnügen. Dabei wurde natürlich über das gesprochen, wovon die Seele voll war, über das, was in der Versammlung bereits beschlossen war, oder noch besprochen werden sollte. Am andern Morgen folgte dann oft die eigentliche Berathschlagung.

Die Fürsten der einzelnen Stämme erhielten keinen Sold, wohl aber brachte man ihnen oft und gern freiwillige Geschenke, um ihnen Dankbarkeit zu beweisen. Auch ehrte das Volk

sie dadurch, daß es ihren Söhnen schon als Jünglingen die fürstliche Würde ertheilte.

Jedes Volk der Deutschen bestand vermuthlich aus mehrern Gauen, so daß also unter einem Stamm-Fürsten mehrere Gaugrafen standen. Die Vereinigung mehrerer Gaue zu Einem Staate war wohl nur aus dem jedesmaligen Bedürfniß entstanden, und daher mochte wohl eine solche Verbindung sich wieder auflösen, sobald die Noth, die sie hervorgebracht hatte, nicht mehr vorhanden war. Wie eine Verbindung zwischen mehreren Gauen geheißen habe, weiß man zwar nicht mit Gewißheit, vermuthlich aber Wehrmannei oder Germanei. Die nachher vorkommenden Volksstämme der Cherusker, Katten, Friesen u. s. w. machten also solche Wehrmanneien aus. Sie waren im engen Bunde gegen ihre Feinde, und wurde der eine Gau angegriffen, so kam die ganze Wehrmannei dem Angegriffenen zu Hülfe. Der Anführer im Kriege hieß Herzog, weil er vor dem Heere herzog.

6. Das Kriegswesen. *)

Wenn ein Feind sich nahte, rief der Herzog der Wehrmannei seine Deutschen in die Waffen, und schnell eilten Alle zum Schutze des Vaterlandes herbei. Das war der Heerbann. Gezwungen wurde Keiner, aber Niemand blieb gern zu Haus, weil Lust am Kriege und Vaterlandsliebe gleich stark trieben. Jeder bewaffnete sich selbst. Ihre Waffen waren einfach. Wenige nur hatten einen Panzer und Helm; aber Alle einen, meist langen und schmalen Schild, eine sehr lange Lanze, einen Wurfspieß und ein Schwert; Viele auch eine Streitaxt, eine Keule, oder Bogen und Pfeile. Nur Wenige ritten; im Fußvolke lag die Hauptkraft des Heeres. Statt der Fahnen oder Adler hatten sie auf langen Stangen Thierbilder.

---

*) Es ist hiervon nur das Nöthigste gesagt worden, weil Mädchen daran am wenigsten Interesse nehmen.

In der Regel blieben die Weiber und Kinder zu Hause, wenn die Männer in den Krieg zogen. War aber der Feind ins Land gedrungen, und also die Weiber und Kinder in der heimathlichen Hütte nicht mehr sicher, so schlossen sie sich allerdings dem Heere an, um durch Zuruf den Muth der Männer zu unterstützen. „Waren Weiber und Kinder in der Nähe der Schlacht, so hatte der deutsche Krieger in ihnen einen doppelten Anreiz zur Anstrengung und Ausdauer. Ihr Angstgeschrei, ihr Gewimmer mußte ihn in den Kampf der Verzweiflung treiben. Seine Hütte, von ihm selbst oder vom Feinde in Asche verwandelt, mochte sich von Neuem über der Brandstätte erheben, und neue Saaten mochten die zerstörten Felder schmücken, aber was hatte der Deutsche, um die Pfänder seiner Treue und seiner Liebe aus der Sclaverei grausamer Feinde zu befreien, wenn er sie nicht vor derselben bewahrt hatte? Und die Frauen: was konnten sie Gräßlicheres erdulden, als ihre Gefangenschaft und die Gefangenschaft ihrer Kinder? Darum richteten sie an ihre Väter, Gatten und Brüder den flehenden Zuruf. Darum trugen sie Speise und Trank herbei, um die Ermatteten zu stärken und fähig zu erhalten für den hartnäckigen Kampf. Darum priesen sie die Gefallenen, weil sie dem Jammer der Knechtschaft entgangen waren, und verbanden den Verwundeten ihre Wunden.“ *) Darum zeigten sie sich ihren Männern in den schwersten Augenblicken der Angst und Noth, wenn die Schlacht bis zum Ueberschlagen schwankte, und schrieen ihnen zu, um ihnen die letzte Kraft der Seele und des Körpers aufzuregen für die Vollendung des Kampfes. Und selbst die Römer haben eingestanden, daß es den Frauen durch solche Ausbrüche der Verzweiflung gelungen sey, durchbrochene Schlachtordnungen wieder herzustellen, und den Sieg zu sichern, der sie vor der Sclaverei bewahrte und dem Vaterlande die Freiheit erhielt.“

In der Schlacht standen diejenigen beisammen, die auch im Frieden einander nahe waren, also die Söhne und die

*) Worte Ludens in seiner deutschen Geschichte, Th. 1. S. 522.

Hintersassen bei dem Hausvater, der Bruder bei dem Bruder. Vor dem Angriff ging der Herzog durch die Reihen, und ermahnte zum Widerstande und zur Ausdauer. „Er erinnerte an des Vaterlandes alte Freiheit, an die Ehre und den Ruhm der Väter, an die Mütter, die Gattinnen und Kinder. Mit dem Klange der Waffen antwortete die Menge dem Führer, und versprach, der Väter würdig zu seyn und werth der Freiheit. Hierauf erhob sich der Schlachtgesang, dem Gedächtnisse des Vaterlandes und früheren Thaten geweiht. Hörnerschall, Trommel-Geroll und das Getön von Schlägen auf die Schilder begleitete den Gesang. Inzwischen der Anmarsch. Der Gesang ward rauher, gebrochener der Zuruf. Der Barrit (Schlachtgesang) begann. Die menschliche Stimme verlor sich in ein wildes Geschrei; es war der Laut der Natur, der Kraft, des Muthes, der Kampfwuth, immer steigend, bis in dem Zusammenstoßen mit dem Feinde das unermeßliche Gebrause sich brach, wie der Donner der aufgestürmten Meereswogen sich bricht in der Brandung am Felsgestade. Eine solche Art des Angriffs durchdrang mit Angst und Schrecken die Römer, und umsonst versuchten sie durch Nachahmung dieses Gesanges und Geschreies die Wirkung von sich zurückzuhalten." Bald drangen die Deutschen vor, bald wichen sie, um den Feind zu locken, zurück, „bis die Entscheidung gefallen war, und der Siegesjubel das Werk beschloß, oder ein Jammergeschrei das Unglück verkündigte.

Die Tapferkeit der deutschen Jünglinge war so groß, daß viele Kopf- und Barthaar wachsen ließen, bis sie einen Feind mit eigner Hand erlegt hatten. Andere trugen einen eisernen Ring als Fessel, und gelobten, ihn erst abzulegen, wenn sie einen Feind erschlagen hätten; manche behielten ihn auch wohl zeitlebens, als ein Zeichen, daß sie ihr ganzes Leben dem Kriege geweiht hätten.

Die meisten Kriege der Deutschen waren solche, die sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes führten. Aber zuweilen waren sie auch der angreifende Theil; doch war das mehr die Unternehmung einzelner kühner Heerführer. Wenn ein solcher einen Kriegszug unternehmen wollte, um Beute zu machen, so

machte er dies der Volksgemeinde bekannt, und bat um Erlaubniß. Dann fragte er, wer von den Jünglingen ihn zu begleiten Lust habe? An solchen kriegslustigen Gesellen fehlte es nun nie. Die sich dazu einfanden, schwuren ihm Treue und Gehorsam, so lange der Zug dauerte, und hießen nun sein Geleit. Waren sie mit seiner Anführung zufrieden, so blieben sie auch wohl nach der Rückkehr in seinem Gefolge, und das wurde für eine große Ehre gehalten, sich an der Spitze eines zahlreichen Geleits zu zeigen.

7. Die Cimbrer und Teutonen 113 bis 101 vor Christus.

Im Jahr 113 machten die Römer ihre erste Bekanntschaft mit den Deutschen, die mehr diesen als jenen zur Ehre gereicht. Zwei Volksstämme, die Cimbrer und Teutonen, deren Sitze nicht genau angegeben werden können, kamen über die Donau, und führten Krieg mit einem Volke, welches zwischen diesem Strome und den Alpen wohnte. Als der römische Consul Papirius Carbo dies bemerkte, besorgte er, die Deutschen möchten zuletzt Lust haben, durch die Alpen nach Italien vorzudringen. Darum besetzte er die Alpenpässe. Aber damit war er nicht zufrieden; er wollte die Deutschen zum Kriege reizen, weil damals den Römern darum zu thun war, recht viele Völker zu unterwerfen, und sie in ihrem Uebermuthe glaubten, daß ihnen keins widerstehen könnte. Carbo rückte aus den Alpenpässen weiter vor, und ließ den Deutschen sagen, das Volk, mit dem sie Krieg führten, sey ein Bundesgenosse der Römer. Sogleich schickten die Cimbrer Gesandte ins römische Lager: „das hätten sie nicht gewußt; man möchte sie für entschuldigt halten; sie würden sich sogleich zurückziehen.“ Carbo lobte sie, und gab ihnen Wegweiser mit zu den Ihrigen, aber mit der geheimen Weisung, die Gesandten auf Umwegen zu führen. Er selbst überfiel indeß recht heimtückisch auf einem nähern Wege das Lager der Deutschen. Diese aber sprangen schnell auf, flogen zu den Waffen, schlugen die Verräther zurück, und hätten die Römer ganz vernichtet, wenn

nicht ein fürchterliches Gewitter mit Platzregen die Kämpfenden aus einander getrieben und die Römer gerettet hätte. Aber diese waren so versprengt, daß sie sich am dritten Tage noch nicht wieder zusammengefunden hatten. Das war bei Noreja in den Gebirgen von Kärnthen im Jahre 113.

Jetzt hätten die Römer verdient, daß sich die Cimbrer und Teutonen gegen Italien und Rom gewandt, und für die Treulosigkeit Rache genommen hätten. Aber das thaten sie nicht, sondern sie wandten sich nach der Donau zurück. Nach einiger Zeit zogen sie — warum weiß man nicht — über den Rhein nach Gallien, und verbreiteten überall hin Verwüstung und Schrecken. Die Römer wurden aufmerksam; denn sie waren für Italien bange — und schickten ein Heer nach Gallien. Auch jetzt wollten die Cimbrer und Teutonen, mit denen sich noch die Tiguriner, die Einwohner der Schweiz, vereinigt hatten, keinen Krieg, und sandten Friedensboten ins römische Lager und selbst nach Rom. Aber — die Römer antworteten: sie wollten mit solchen Barbaren kein Bündniß und keine Freundschaft. Die Deutschen, ärgerlich über solche Unfreundlichkeit, griffen das römische Heer an und — vernichteten es gänzlich. Nicht besser ging es mehrern andern römischen Heeren, die in den folgenden Jahren von Rom nach Gallien geschickt wurden. Sie wurden geschlagen, zersprengt, vernichtet. Endlich aber erlitten die Römer eine Niederlage, entsetzlicher als je eine vorher. Ein sehr großes Heer war nach Gallien geschickt worden, damit man endlich die Cimbrer und Teutonen los werde. Ganz sicher hatte dies Mal der römische Senat auf Sieg gerechnet. Aber siehe da! es kam plötzlich die alles Blut erstarrende Nachricht nach Rom: die Deutschen hätten das Heer an den Ufern der Rhone angegriffen, und 80,000 römische Soldaten, und 40,000 vom Troß erschlagen! Nur wenige waren gefangen, und diese sogleich an Bäume geknüpft worden. Kaum waren so viel durch die Flucht entkommen, um die Schreckenspost mit vor Entsetzen bleichen Gesichtern in Rom anzusagen.

Der Schrecken durchflog ganz Italien. Jeder in Rom hatte einen Vater, Bruder, Gatten, Sohn oder andern theuren

Anverwandten zu beklagen. Zu dem häuslichen Schmerze gesellte sich aber noch der Kummer über die Gefahr des Vaterlandes, und die durch Furcht aufgeregten Gemüther sahen schon im Geist die riesengroßen Cimbrer und Teutonen vor den Thoren Roms stehen, und die Mauern bestürmen. Denn man konnte es sich gar nicht anders denken, als daß die Sieger gleich nach der Schlacht schnurstracks gegen Rom aufgebrochen wären. Das war im Jahr 105 vor Christus.

Nur Ein Mann war damals in Rom, zu dem man wohl das Vertrauen hatte, daß er Italien in solcher Noth vor dem gefürchteten Feinde erretten könnte. Das war Cajus Marius. Er war ein Mann von gemeinem Herkommen, rohen Sitten und herculischem Körperbau, und darum bei den römischen Soldaten sehr beliebt. Seine großen Feldherrntugenden hatten ihn aus der Hefe des Volks emporgehoben, und eben jetzt hatte er als Consul einen africanischen König bezwungen und gefangen nach Rom gebracht. Diesem Mann übertrug das geängstete Volk die Consulwürde zum zweiten Mal. Im Jahre vorher hatten die vornehmen Geschlechter dem gemeinen Manne diese hohe Würde beneidet; jetzt aber, wo der neue Consul sich mit den gefürchteten Deutschen messen sollte, machte sie ihm Keiner streitig.

Marius zog mit einem großen Heere nach Oberitalien, und erwartete auf die ihm entgegenkommenden Feinde zu stoßen: aber es zeigten sich keine. Er rückte bis an die Seealpen vor; auch hier waren keine. Endlich ging er über das Gebirge, und verschanzte sich in dem Winkel, den die Meeresküste mit den Seealpen bildet. Denn es war durchaus nöthig, die römischen Soldaten, ehe es zum Handgemenge käme, an den Anblick der riesenhaften Gestalten der deutschen Völker zu gewöhnen. Auch ließen ihn die Cimbrer und Teutonen das ganze Jahr 105 in Ruhe; ebenso die beiden folgenden Jahre, und auch Marius wich nicht aus seinen Verschanzungen, die Zeit der Entscheidung ruhig erwartend, und ungestört ließ er sie sich in Gallien ausbreiten.

Endlich verloren die Deutschen die Geduld. Des Marius Lager zu stürmen, schien ihnen nicht rathsam; darum beschlossen sie, den Krieg selbst nach Italien zu tragen, und Rom

aufzusuchen. Zu dem Ende theilten sie sich. Die Cimbrer brachen zuerst auf, um, nach dem Norden ziehend, über den Rhein zu gehen, und durch Tirol in Oberitalien einzubrechen, während die Teutonen sich südlich wandten, und längs dem mittelländischen Meere eben dahin ziehen wollten. Die Tiguriner blieben zwischen beiden, und besetzten die Pässe der Schweizer-Alpen.

Marius ließ die Cimbrer ruhig abziehen. Da diese einen viel weitern Weg zu machen hatten, als die Teutonen, so hätten diese noch eine Weile in Gallien warten sollen. Aber die Ungeduld riß sie fort; auch sie brachen auf. Sie und noch ein mit ihnen vereinigtes Volk, die Ambronen, setzten sich in Bewegung, und zogen bei des Marius Lager vorbei. Hier thaten sie alles, die Römer zur Schlacht zu reizen. Diese baten den Marius, sie hinaus zu führen; aber der weise Feldherr schlug es ab; denn es kam hier nicht darauf an, eine Schlacht zu gewinnen, sondern Rom zu retten. „Die Götter wollen es nicht," antwortete er den ungeduldigen Soldaten; „die Götterzeichen sind ungünstig." Ein Teutone trat nahe heran, und forderte ihn zum Zweikampf heraus, erhielt aber die Antwort: „hast du so große Lust zu sterben, so kannst du dir ja leicht einen Strick verschaffen." Als der Deutsche aber zum zweiten Mal ihn aufforderte, schickte ihm Marius einen verkrüppelten Fechter heraus: „wenn du den überwunden hast, dann will ich selbst kommen." Die Teutonen verwüsteten das umliegende Land; Marius ließ es ruhig geschehen. Die römischen Soldaten murrten, und schalten ihn feige; aber Marius wankte nicht. Er zügelte den Muth der Seinigen, damit sie, einmal losgelassen, desto wilder kämpfen sollten. Aber die Teutonen hielten seine Vorsicht für Feigheit, und bestürmten das römische Lager; doch wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen.

Endlich glaubten sie genug gewartet zu haben. Sie setzten sich abermals in Bewegung, und zogen sechs Tage lang in einem langen Zuge beim römischen Lager vorüber. Höhnisch grinsend sahen sie zu den Wällen hinauf, und riefen: „nun geht es nach Italien, ihr feigen Römer! habt ihr etwas an

eure Weiber und Kinder in Rom zu bestellen?" Kaum vermochte Marius mit aller seiner Strenge die unwilligen Soldaten zurückzuhalten. Jetzt waren die Deutschen vorbei. Geschwind Marius auf, ihnen auf einem nähern Wege zuvoreilend. Er traf sie an einem Flüßchen unweit der Stadt, die jetzt Aix heißt, und nicht weit von der Rhonemündung liegt. Hier lagerte sich Marius auf einem Hügel; unten am Flusse lagen die Deutschen. Die Römer, vom Durst gequält, murrten, daß sie nicht zum Wasser könnten, weil es vom Feinde besetzt sey. „Oho!" rief Marius; ihr klagt, daß es an Wasser fehle? dort ist Wasser! Ihr seyd ja Männer; für Blut ist es zu haben!" Aber die Soldaten hatten keine Lust, um das Wasser sich mit dem Feinde zu schlagen; eine offene Schlacht begehrten sie. Wohl aber wagten sich die Knechte hinunter, da wo die Deutschen im Flusse schwammen, sich badeten, und ihre Mahlzeit verzehrten. Sogleich rannten die Ambronen, welche die nächsten waren, herbei, erhoben den Schlachtgesang, und gingen festen Schrittes mit den Waffen auf die Knechte los, und da nun die römischen Soldaten ihren Knechten zu Hülfe eilten, so entstand ein blutiges Treffen, an welches beide Theile kurz vorher nicht gedacht hatten. Endlich siegte die römische Kriegskunst; die Ambronen flohen nach dem Lager der Teutonen, die Römer drangen ihnen nach, und fanden hier einen unerwarteten Widerstand. Es waren die Weiber der Deutschen, welche die fliehenden Ambronen sowohl, als die Römer mit einem wilden Geschrei empfingen. Sie standen auf ihren Wagen, schlugen mit Beilen und Schwertern auf beide Theile los; denn sie betrachteten die Ambronen als die Urheber des Unglücks; rissen den Römern die *Schilde weg*, und ließen sich ruhig niederhauen, oder stürzten sich freiwillig in die feindlichen Schwerter, um der Schande, lebendig gefangen zu werden, zu entgehen. Erst die Nacht trennte die wüthend Kämpfenden.

Die darauf folgende Nacht war schaurig und grausenvoll. Jeden Augenblick erwartete Marius in dem nur übereilt befestigten Lager einen nächtlichen Ueberfall; denn das ganze Lager der Deutschen war in Bewegung. Mit Grausen hörten

die Römer hier das Wehegeschrei um die Erschlagenen, oder das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden, dort den wilden Schlachtgesang und den heulenden Zuruf der Deutschen. Dieses verschiedene Getöse hallte wieder in den dichten Wäldern, und der Widerhall vermehrte die Gräßlichkeit der Nacht. Es war den Römern, als wenn sie das Geheul wilder, reißender Thiere vernähmen. So verging ihnen die Nacht unter unbeschreiblicher Angst.

Jetzt brach der Tag der eigentlichen Schlacht an (Schlacht bei Aix 102 vor Christus). Kaum hatte Marius seine Römer in Ordnung gestellt, als auch schon die Deutschen mit zornglühendem Gesicht heranstürmten. Aber es war in ihnen mehr Tapferkeit und Wuth als Ueberlegung. Sie bedachten nicht, daß sie noch nicht durch Speise gestärkt, und von der Nachtwache noch ermüdet wären. Dazu kamen sie laufend an, und liefen, schneller oder zögernder, wie Jeden der Muth trieb, den Hügel, auf dem die Römer standen, hinauf. Diese empfingen sie mit festem Fuße, und warfen die wild, aber unordentlich Anstürmenden wieder hinab. Eben wollten sich die Teutonen in der Ebene wieder sammeln, als plötzlich mit lautem Kriegsgeschrei eine Schaar römischer Reiter und Fußsoldaten aus einem hinter ihnen liegenden Walde hervorbrach. Der kluge Marius hatte sie am Abend vorher dorthin geschickt, um zur rechten Zeit den Deutschen in den Rücken zu fallen. Als diese hinter sich das Kriegsgeschrei hörten, ergriff sie ein plötzlicher Schrecken; sie warfen sich in die schleunigste Flucht, und überließen den Römern den Sieg. Marius wußte auch seinen Vortheil zu benutzen. Viele wurden auf der Flucht niedergemacht oder gefangen. Unter den letztern war auch Teutoboch, der König der Teutonen, ein schöner, schlanker Jüngling, von ungemeiner Gewandtheit, der mit Leichtigkeit über 6 Pferde zu springen vermochte. Die Wenigen, die sich ins Lager geflüchtet hatten, ergaben sich am andern Tage. Die Frauen aber der erschlagenen Deutschen schickten zu Marius, und ließen fragen, ob man ihnen gestatten wolle, in den Orden der Vestalinnen zu treten? Da ihnen Marius eine zweideutige Antwort gab, so zogen sie den Tod der Schande vor, und nahmen sich selbst das Leben.

So wurde an diesem einen Tage das ganze Volk der Teutonen, wenige Gefangene abgerechnet, vernichtet, und ihr Name kommt weiter nicht in der Geschichte vor. Gerade damals ging das 4te Consulat des Marius zu Ende: daß er zum 5ten Male gewählt werden sollte, war nicht glaublich. Eben stand er nach der Schlacht, mit dem Purpurkleide seines Amtes angethan, mit einer Fackel vor einem großen Scheiterhaufen, der aus der gemachten Beute, die nicht mitgenommen werden konnte, bestand, und um ihn herum seine siegreichen Legionen. Da sprengten plötzlich Reiter herbei. Es waren Freunde aus Rom, die der Senat abgesandt hatte, ihm zu melden, daß ihn das Volk zum fünften Male zum Consul gewählt hätte, eine Ehre, die noch Keinem vor ihm widerfahren war; aber man bedurfte seiner noch, weil die Cimbrer noch nicht vernichtet waren. Da erhob sich um ihn herum ein unendlicher Jubel, und während der allgemeinen Freude loderte der Scheiterhaufen auf. Dann befahl er, schnell nach Italien aufzubrechen, um den Cimbrern hier entgegenzugehn.

Die Cimbrer nämlich waren, wie gesagt, um Helvetien herum gezogen, durch Tirol durch, über den Brenner, und so dem Flusse Etsch entlang. Hier trennen himmelhohe, im Winter ganz beschneite Berge das Land von der schönen, lachenden Ebene des Po. Es war gerade Winter, aber das hielt die abgehärteten Kinder des Nordens nicht ab, keck die Berge zu ersteigen, und dann, sich auf ihre langen Schilde setzend, unter Jubelgeschrei die steilen Abhänge wie auf Schlitten hinabzugleiten. In den Pässen stand der zweite römische Consul, Catulus, mit einem andern Heere, sie abzuhalten. Mit Grauen und Entsetzen sahen die Römer die unerschrockenen Deutschen die Felswände herabkommen, und zogen sich schleunig zurück. Da, wo die reißende Etsch wildschäumend sich durch Felsen, neben dem Gardasee, eine Bahn gebrochen hat, ist ein enger Paß, jetzt die Klause — la chiusa — genannt. Hier wollte Catulus die Cimbrer erwarten, und sie, wie einst Leonidas, bei Thermopylä die Perser, zurückhalten. Aber vergebens! Mit wildem Geschrei stürmten sie herbei, stürzten sich in den lautbrausenden Strom, wateten, schwammen hindurch, und flößten den Rö-

mern solchen Schrecken ein, daß sie eilig flohen, und froh waren, hinter dem Po eine Zuflucht zu finden; ja Viele liefen bis Rom, und verbreiteten hier durch ihre Erzählung eine solche Furcht, daß noch lange Zeit jede große Angst ein cimbrischer Schrecken genannt wurde. Dieser Schrecken der Römer war für jetzt voreilig; denn die Cimbrer kamen nicht. Sie blieben auf dem linken Po-Ufer. Warum? Die Römer sagen, weil ihnen die ungewohnten Südfrüchte, die bequemen Wohnungen, und die warmen Bäder gefielen, und dadurch hätten sich diese Deutschen verweichlicht. Aber das ist nicht denkbar; so schnell verweichlicht ein starkes Volk nicht; auch zeigten sie sich nachher noch ihrer alten Tapferkeit würdig. Sie haben sich wohl darum so lange am Po verweilt, damit ihre Brüder, die Teutonen, ihnen nachkämen; denn sie mochten sich das Wort gegeben haben, sich am Po wieder zu vereinigen. Warum aber die Teutonen nicht kamen, wissen wir schon.

Jetzt erschien Marius mit seinem siegreichen Heere, und stieß zu den verschüchterten Truppen des Catulus. Sogleich führte er alle über den Po gegen die Cimbrer. Aber beide Völker scheuten einander; sie lagerten sich einander gegenüber; keins griff das andere an. Endlich erschienen Gesandte der Cimbrer im römischen Lager: „hört, ihr Römer! zieht eure Soldaten aus Gallien, und gebt uns und unsern Brüdern Ländereien in Italien; dann soll Friede unter uns seyn.“ — Marius fragte, welche Brüder sie denn meinten? — „Nun! die Teutonen,“ war die Antwort. — Da lachte der Consul, und sprach: „o denen ist schon Land gegeben worden, das sie nie wieder verlassen werden.“ — „Spotte nicht!“ erwiederten jene; „sie werden eher da seyn, als es dir lieb ist.“ — „So?“ rief er; „nun wohl! sie sind schon da!“ und auf seinen Wink wurden die gefangenen Fürsten der Teutonen gebunden hereingeführt. Da erfüllte Schrecken und Wuth die Herzen der Gesandten; in stillem Schmerze verließen sie das Lager der Römer, und riefen die Ihrigen zur Rache auf.

Sogleich rückten sie vor. Ihr König Bojorix ritt an das römische Lager heran, und forderte Marius auf, Tag und Ort zur Schlacht zu bestimmen; so sey es bei ihnen gewöhnlich. Ma-

rius soll ihnen den dritten Tag dazu bestimmt haben. Die Schlacht erfolgte 101 vor Christus auf den raudischen Feldern, die von Einigen bei Vercelli, nach Andern bei Verona gesetzt werden. Marius hatte seine Soldaten so gestellt, daß sie die Sonne im Rücken hatten, die Feinde aber durch sie geblendet und durch den Staub eingehüllt wurden. Dennoch wandte sich anfangs der Sieg auf die Seite der Deutschen. Marius und Catulus gingen händeringend umher, und flehten zu den Göttern um gnädigen Beistand. Endlich siegte wieder die römische Kriegskunst. Die vordersten Reihen der Cimbrer hatten sich mit Ketten am Gürtel zusammengebunden, damit die Römer nicht eindringen könnten. Das war ihnen aber nun zum eigenen Nachtheil; denn mehrere waren erschlagen, und ihre Leichen hinderten nun die Flucht der Andern. Kurz es war ein schreckliches Gemetzel; sie wurden fast sämmtlich, wie früher die Teutonen, aufgerieben. Als nun die Römer bis ins feindliche Lager vordrangen, erneuerte sich jene Scene mit den Frauen, aber in noch verstärktem Maaße. Sie standen auf ihren hohen Wagen, und kämpften von hier herab, wie von Thürmen. Lange wehrten sie sich so, und suchten im Kampfe ihren unendlichen Jammer zu vergessen. Endlich als jede Hoffnung zur Rettung geschwunden war, gaben sie sich der Verzweiflung hin, und opferten ein Leben auf, das keinen Werth mehr für sie hatte. Zuerst tödteten sie ihre Kinder, dann erwürgten oder erhenkten sie sich selbst, zum Theil mit ihren eigenen langen Haaren. Andere banden sich an die Hörner wilder Ochsen oder an die Schweife flüchtiger Pferde, und ließen sich zu Tode schleifen, oder von den Hufen der Thiere zertreten, oder gar von den Rädern der Wagen zerquetschen. Keine Todesart wurde verschmäht, wenn sie nur vom verhaßten Leben befreite. Nur diejenigen wurden von den Römern gefangen, denen die Zeit oder Gelegenheit fehlte, sich umzubringen. Was vermag doch nicht der Mensch, wenn er sich der Verzweiflung hingiebt. So wie früher die Teutonen, so verschwanden auch die Cimbrer aus der Geschichte; aber ihren Ruhm hat die Geschichte aufbewahrt.

8. Cäsar und Ariovist 57 vor Christus.

Nach der Vernichtung der Teutonen und Cimbrer durch Marius erzählen die Römer 40 Jahre lang nichts von den Deutschen, darum, weil die andern Kriege, auswärtige und bürgerliche, Rom zu sehr beschäftigten, um sich nach dem Norden umzusehen. Ohne Zweifel haben sich in dieser Zeit die Deutschen in den zwischen der Donau und den Alpen neuerworbenen Gegenden festgesetzt, und mit einander Kriege geführt. Doch endlich wurden die Augen der Römer wieder nach dem Norden hingezogen, und zwar zunächst nach Gallien.

Dieses Land, ungefähr das heutige Frankreich, wurde durch den Rhein von Deutschland getrennt; und von einem starken, muntern, geistreichen Volke bewohnt, welches mit den Künsten und dem Luxus des Lebens nicht unbekannt geblieben war. Die Gallier hatten ansehnliche Städte, trieben Feldbau, Handel und Gewerbe, und zeigten so schöne Anlagen zur höhern menschlichen Cultur, daß es recht zu bedauern ist, daß das Volk ein so klägliches Ende genommen hat. Denn es ist in der Folge durch die benachbarten Völker, Römer und Deutsche, völlig ausgerottet worden, und hat nur dazu gedient, das Leben fremder Völker, die sich auf seinen Trümmern niederließen, zu kräftigen. Aber die Schuld trug es zum Theil selbst in sich. Sie heißt Zwietracht! Das Volk war in viele größere und kleinere Stämme getheilt, die unaufhörlich Kriege unter einander führten, und es ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß da, wo Uneinigkeit herrscht, kein Gedeihen ist, es sey nun zwischen Völkerschaften, oder zwischen Ehegatten, zwischen Geschwistern, zwischen Eltern und Kindern, während im Schooße des Friedens und der Liebe jede edle Pflanze gedeiht.

Damals war gerade ein Zwist entstanden zwischen zwei gallischen Völkern, die um das Jura-Gebirge, um die Saone und die Quellen der Seine wohnten, und Aeduer und Sequaner hießen. Beide sahen sich nach Hülfe um; die Aeduer wandten sich nach Rom, wurden aber hier abgewiesen, weil man damals andere Sorgen hatte. Die Sequaner dagegen fanden Hülfe bei den deutschen Stämmen jenseits des Rheins.

Ariovist, ein starker, muthiger, stolzer deutscher Fürst aus der Gegend des Schwarzwaldes, führte ihnen einen Schwarm deutscher Völker zu; bald folgten neue Haufen; die Aeduer wurden besiegt, und fügten sich mit gebrochenem Herzen unter die Gewalt.

Aber bald sahen die Sequaner, daß sie sich ihres Siegs zu früh gefreut hatten. Die Deutschen bezeigten nicht die mindeste Lust wieder abzuziehen; es gefiel ihnen in dem trefflich angebauten, milderen Gallien besser, als in den dunkeln rauhen Wäldern ihrer Heimath, und als nun die Sequaner sich mit andern gallischen Stämmen verbanden, um die überlästigen Gäste mit Gewalt zu vertreiben, kam es zu einem Kriege zwischen beiden. Die Schlacht bei Amagetobria entschied. Ariovist besiegte die Gallier, uud unterwarf nun die unglücklichen Sequaner einer so strengen Herrschaft, daß sie sich nicht mehr rühren durften. Sie mußten den Deutschen den dritten Theil ihrer Ländereien abtreten, und Ariovist hatte sie in solche Furcht gesetzt, daß sich die Armen nicht einmal mehr unter ihres Gleichen über das eiserne Joch der Fremden zu beschweren wagten, weil Ariovist ihnen überall gegenwärtig zu seyn schien.

Um dieselbe Zeit — es war das Jahr 60 vor Christus — waren die drei angesehensten Männer in Rom, Pompejus, Cäsar und Crassus, in eine Verbindung mit einander getreten, die man das Triumvirat nennt. Jener war der einflußreichste und mächtigste, Cäsar bei weitem der klügste, und Crassus der reichste Mann seiner Zeit. Sie hatten das gethan weder aus Freundschaft für einander, noch um ihrem Vaterlande desto besser dienen und helfen zu können, sondern aus bloßer Selbstsucht, und schon daraus konnte man auf das Ende dieser Verbindung schließen. Jeder wollte der Erste in Rom werden, und dazu wollte er sich der beiden Andern bedienen. Daß der Klügste zuletzt den Preis davon getragen habe, versteht sich von selbst. Jeder ließ sich vom römischen Senate eine schöne Provinz zur Verwaltung zutheilen, um seinen Beutel zu füllen. Cäsar nahm sich Gallien, d. i. das jetzige Frankreich und Oberitalien, und zwar vorläufig auf

fünf Jahre. Es war vorauszusehen, daß er sich in die Länge mit Ariovist nicht würde vertragen können; Beide waren ehrgeizig, und die Besitzungen der Römer in dem südöstlichen Frankreich stießen mit dem Gebiete des stolzen Deutschen zusammen.

Aber ehe noch Cäsar und Ariovist feindlich zusammentrafen, ereignete sich ein Vorfall, der dem Cäsar Gelegenheit gab, sich als einen großen Feldherrn zu zeigen. Die deutschen Stämme, die früher zwischen der Donau und den Alpen gewohnt hatten, und durch die Züge der Cimbrer und Teutonen daraus verdrängt waren, hatten sich in die Thäler der Alpen, das heutige Helvetien, gezogen. Hier aber mochte es den zusammengepreßten Völkern an Platz gebrechen, oder sie sehnten sich nach den ebenern, fruchtbarern Gefilden zurück, kurz! sie beschlossen aufzubrechen, und sich in Gallien neue Wohnungen zu suchen. So stürmte damals Alles auf Gallien los. Nachdem sie ihre Wohnungen verbrannt hatten, brachen die Helvetier, unter denen sich auch jene schon einmal genannten Tiguriner befanden, aus dem Gebirge auf, und drangen durch die Pässe des Jura in Gallien ein. Aber Cäsar war schnell herbeigeeilt, und traf sie, als sie eben in langen Zügen über einen Nebenfluß der Rhone setzten. Geschwind griff er die Tiguriner, die allein noch diesseits waren, an, und rieb sie ganz auf. Dann setzte er den Andern nach. Diese, erschrocken, baten um Wohnsitze. „Gebt mir erst Geiseln," sprach er, „zur Sicherheit, daß ihr euch ruhig verhaltet." — „O!" rief der Anführer der Helvetier, „weißt du nicht, daß die Helvetier wohl gewohnt sind, Geiseln zu empfangen, nicht aber sie zu geben?" — Der Krieg mußte also entscheiden, und er entschied zum Nachtheil der — Helvetier. Cäsar schlug sie in der blutigen Schlacht bei Bibrakte so, daß sie wohl sahen, sie müßten sich dem starken Sieger unterwerfen. Nur der dritte Theil von ihnen war noch übrig. Diese mußten — so wollte es Cäsar haben — sogleich nach den Schweizeralpen zurückkehren. Das geschah im Jahr 58 vor Christus.

Die Gallier, die gehofft hatten, die Helvetier würden ihnen helfen, die Römer sowohl als die Deutschen zu vertreiben,

erschraken über die Niederlage ihrer Freunde. Aber sie faßten sich schnell, schickten Gesandte in Cäsars Lager, und ließen ihm Glück wünschen. Zugleich baten sie ihn, ihnen gegen Ariovist beizustehen. Das hörte Cäsar gern; nun hatte er einen Vorwand, diesen zu bekriegen, und ihn aus der gefährlichen Nähe zu vertreiben. Er ließ ihm daher sagen, er habe Nöthiges mit ihm zu besprechen; darum möge er ihm einen Ort bestimmen, wo sie sich unterreden könnten.

Aber Ariovist ließ ihm zurücksagen: „wenn ich etwas von Cäsar will, so werde ich zu ihm kommen; hat er aber bei mir etwas zu suchen, so komme er zu mir. Uebrigens weiß ich nicht, was er sich um meine Besitzungen in Gallien zu bekümmern hat.“ — Da schickte Cäsar zum zweiten Male: „die Römer haben dich mit Wohlthaten überhäuft, und dich ihren Freund genannt; dafür bezeigst du dich jetzt sehr undankbar. Wisse denn, daß du keine neue Mannschaft über den Rhein kommen, daß du die Aeduer und Sequaner ungestört lassen sollst. Wo nicht, so werde ich ihnen zu Hülfe kommen.“ — Ariovist antwortete stolz: „die Besiegten müssen dem Sieger gehorchen; also auch jene Völker mir. Schreibe ich euch Römern denn vor, wie ihr eure Unterworfenen behandeln sollt? Eben so wenig werde ich eure Vorschriften annehmen. Willst du Krieg, so werde ich ihn nicht vermeiden. Doch überlege es wohl! Du wirst erfahren, was Deutsche vermögen, die, wohlgeübt in den Waffen, seit 14 Jahren von ihrer Heimath entfernt sind.“

Sogleich ließ Ariovist aus Deutschland neue Mannschaft herbeirufen. Cäsar dagegen rückte schnell vor, um den Kampf bald zu entscheiden. Aber wie wunderte er sich, als sein sonst so tapferes Heer, je mehr er sich dem Feinde näherte, desto muthloser wurde! Die Gallier hatten ihnen von den furchtbaren Deutschen so viele Wunderdinge erzählt, wie groß und stark sie wären, und wie Keiner das Feuer ihrer Augen ertragen könnte, daß Alle sich weit weg aus dem Handel wünschten. Zuerst baten alle die, welche freiwillig beim Heere waren, unter allerlei Vorwand, sich nach Rom zurückbegeben zu dürfen. Die, welche sich wegzuschleichen nicht wagten, gingen mit verstörten Gesichtern umher, und die Thränen standen ihnen selbst in den Augen.

Andere versteckten sich in ihren Zelten, und jammerten über das ihnen Allen bevorstehende Unglück. Jeder machte wenigstens für den schlimmsten Fall sein Testament. Dabei suchten Alle den Verdacht der Feigheit von sich abzuwälzen. „Wir fürchten uns nicht vor dem Feinde," sagten sie; „aber die Wege sind so schlecht, die Wälder so dicht, die Lebensmittel so sparsam." Einige erklärten dem Cäsar geradezu, sie glaubten nicht, daß die Soldaten ihm gehorchen würden, wenn er sie in die Schlacht führen wollte.

Da zeigte Cäsar, welche Gewalt ein Mann von Geist über untergeordnete Gemüther hat. Er ließ die Hauptleute aller seiner Legionen zusammentreten, und hielt an sie eine Rede voll Kraft und Feuer. „Wißt ihr nicht," rief er, „daß die Ehre des Soldaten darin besteht, dem Feldherrn zu gehorchen? und ihr maßt euch an, über meine Absichten und Befehle zu entscheiden? Ihr fürchtet euch vor den Deutschen. Waren es denn aber keine Römer, von denen die Cimbrer und Teutonen überwunden sind?" Haben nicht die Helvetier, die wir eben erst geschlagen, oft über Deutsche gesiegt? So wißt denn, daß ich entschlossen bin, morgen früh gegen den Feind aufzubrechen, damit ich doch erfahre, ob Pflicht und Scham, oder Feigheit und Furcht mehr bei euch gelte. Und will mir auch Niemand folgen, so weiß ich doch, daß mich die zehnte Legion nicht verlassen wird; mit ihr allein will ich mich dann auf den Feind werfen."

Diese Rede bewirkte Wunder. Alle schämten sich ihrer Zaghaftigkeit, und wollten ihrem Feldherrn zeigen, daß sie nicht schlechter als die zehnte Legion wären; diese aber hing nun mit doppelter Treue an ihrem General. In dieser Stimmung setzte sich das Heer aufs Neue in Bewegung, und binnen 7 Tagen hatten sie den Feind erreicht. Jetzt brannten die Römer vor Begierde nach einer Schlacht; aber Ariovist suchte sie noch zu vermeiden. Denn die wahrsagenden Frauen, die sein Heer begleiteten, hatten ihn gewarnt, vor dem Neumonde keine Schlacht zu liefern. Auch mochte er wohl noch neuen Zuzug aus Deutschland erwarten. Darum suchte er die Römer hinzuhalten, und bat nun selbst den Cäsar um eine Unterredung. Sie fand auch

statt, auf einem Hügel. Es war ein großer Anblick, die beiden großen Männer zu Pferde im Angesichte ihrer Heere einander gegenüber zu sehen. Aber das Gespräch führte zu keiner Aussöhnung. Cäsar nöthigte endlich die Deutschen zu einer Schlacht. Sie war 57 vor Christus nicht weit vom Rhein, unweit Vesontio (Besançon). Die Deutschen fuhren im Rücken der Schlachtordnung ihre Wagen und Karren zusammen. Auf diese stellten sich die Weiber, und flehten, in fliegenden Haaren, die Männer, sich ja recht wacker zu halten, und sie vor der Knechtschaft der Römer zu schützen. Ariovist zeigte sich seines Ruhms würdig; lange schwankte der Sieg. Zuletzt entschied die Kriegskunst der Römer. Die Deutschen erlitten eine so völlige Niederlage, daß sie nie wieder mit Cäsar zu streiten begehrten. Sie rannten fliehend nach dem Rheine zu, und warfen sich hinein, um schwimmend das deutsche Ufer zu erreichen, während Andere auf Kähnen hinüberruderten. Auf diese Art entkam auch Ariovist. Seitdem haben die Römer ihn nie wiedergesehn.

Die folgenden Jahre hat Cäsar unaufhörlich Kriege in Gallien geführt, und wenn er die eine Völkerschaft besiegt hatte, so empörte sich eine andere. Obgleich viele derselben deutschen Stammes waren, so kann doch hier der Kampf, den sie mit großer Hartnäckigkeit gegen die Römer führten, hier nicht umständlich erzählt werden. Es sey genug, zu sagen, daß er zwei Mal über den Rhein gesetzt ist, um rühmen zu können, den Boden des von den Römern so gefürchteten Deutschlands betreten zu haben. Das erste Mal geschah es im Jahr 55 vor Christus. Wo er die Brücke schlagen ließ, ist nicht genau anzugeben. Er kam ins Land der Sigambrer, die an dem Flusse Sieg wohnten. Sobald er erschien, zogen die Deutschen mit allen ihren Habseligkeiten, Weibern, Kindern, Heerden, in das Innere des Landes, in die dichten Wälder, entweder um die Römer auch dahin zu verlocken, und sie dann zu erschlagen, oder weil sie sich da sicherer hielten. Aber Cäsar hatte kein Verlangen, ihnen in die Wildniß nachzufolgen. Die Schauer der einsamen, wilden Gegend machten den Römern bange. Zwar kamen Gesandte einzelner deutscher

Stämme, und boten Friede und Freundschaft an; aber Cäsar merkte bald, daß sie nur gekommen wären, um das römische Lager in der Nähe zu sehen. Als er von ihnen Geiseln verlangte, verschwanden sie wieder. Achtzehn Tage blieb' er auf dem rechten Rheinufer; dann kehrte er auf das linke zurück, und brach die Brücke hinter sich ab. — Zwei Jahre darauf ging er zum zweiten Male nach Deutschland über; aber auch diesmal zogen die Deutschen — sie gehörten zu dem großen Volke der Sueven — in die Wälder, und ließen ihn in der Ungewißheit zurück, was er thun sollte, ob bleiben oder ihnen folgen. Endlich ging er über den Strom abermals zurück. Wer weiß indeß, ob der kühne Mann nicht doch noch zuletzt tiefer in Deutschland eingedrungen wäre, und es bezwungen hätte, so wie ihm das mit den Galliern gelungen war, wenn er nicht mit Pompejus sich veruneinigt hätte, und dadurch genöthigt worden wäre, nach Italien zurückzukehren. Daß er endlich den Pompejus bezwang, und sich zum Herrn des ganzen römischen Reichs machte, ist eben so bekannt, als es unserm Zwecke fremd ist, das zu erzählen. Endlich wurde er 44 vor Christus in Rom ermordet, und nahm seine großen Entwürfe, die vielleicht auch Deutschland betrafen, mit ins Grab.

9. Drusus.

Man sollte glauben, die Römer würden sich nun um Deutschland nicht viel mehr bekümmert haben, da sie durch Cäsar erfahren hatten, daß das Land eben so rauh und waldreich, als seine Bewohner wild und kriegerisch wären. Und was konnten auch die só reichen und üppigen Römer im Grunde in Deutschland suchen? Aber so ist es ja immer mit dem habsüchtigen Reichen! Es liegt ihm nicht sowohl am Genusse als am Haben; selbst das Häuschen der Wittwe möchte der Habsüchtige an sich reißen, weil er nie genug bekommt. So auch die Römer. Hatten sie ein Land erst einmal kennen gelernt, so mußten sie es auch haben. Dazu kam noch, daß ihnen Deutschland nicht so ganz werthlos war, als es schien. Gab ihnen auch der Boden keine Schätze, so fanden sie doch in den Einwohnern ein treffliches Mittel, ihre Legionen zu er-

gänzen. Konnten sie die Deutschen bezwingen, so mußten diese in ihren Heeren dienen, und wie viel konnten sie sich nicht von diesen kräftigen und kriegerischen Menschen versprechen!

Aber gleich nach Cäsars Tode konnten die Römer ihre Pläne gegen die Deutschen nicht ausführen. Denn Octavius, Cäsars Erbe, der unter dem Namen Augustus der erste römische Kaiser wurde, hatte mit andern Kriegen alle Hände voll zu thun, so daß er froh war, daß die Gallier und Deutschen sich still verhielten. Die Gallier waren bereits durch Cäsar mit grausamer Strenge unterjocht und die Deutschen waren zufrieden, wenn man sie nur in ihrem Lande in Ruhe ließ. Auch nachdem Augustus die auswärtigen Kriege beendigt hatte, konnte er nicht gleich gegen Deutschland sich wenden. Die wilden, tapfern, freiheitsliebenden Bewohner der hohen Alpen, die die nördliche Gränze Italiens besäumen, waren noch unbezwungen, und die meisten Alpenpässe in ihren Händen. Mit ihnen fing nun Augustus einen Krieg an, der ein wahrer Vernichtungskrieg war. Mit so hartnäckigen Feinden, die ihm jeden Fußbreit Landes streitig machten, hatte er noch nie zu thun gehabt; denn sie liebten ihre Freiheit so innig, daß sie ohne dieselbe lieber gar nicht leben mochten. Zu überwinden waren diese Bergbewohner nicht; sie mußten vernichtet werden. Er schickte gegen sie seine tapfersten Legionen unter seinen beiden Stiefsöhnen Tiberius und Drusus, und während dieser von Italien aus in die Bergschluchten eindrang, kam Tiber vom jetzigen Baiern aus, und faßte das Gebirge im Rücken, und nun entstand ein unerhört wilder Kampf. „Von Thal zu Thal, von Fels zu Fels, von Burg zu Burg wurde die rohe Kraft der Rhätier überwunden durch die lang bewährte Kriegskunst der Römer. Die Barbaren, überrascht, enttäuscht, von allen Seiten gedrängt, überall abgeschnitten, ohne Rast und Raum verfolgt auf eigenem Boden, in dem Vaterlande uralter, sicherer Freiheit, hatten Nichts übrig, als dieser Freiheit das letzte Opfer zu bringen, und mit demselben an dem grausamen Feinde blutige Rache zu nehmen. Sie kämpften einen schrecklichen Todeskampf. Neben den Männern standen die Frauen, und als Alles verloren war, ergriffen Mütter ihre Kinder, schlugen sie gegen den geschändeten Bo-

den um sie vor der Knechtschaft zu bewahren, und schleuderten diesen Gräuel den Würgern der Väter ins Gesicht. Auf solche Weise wurden die Alpen im 15ten Jahre vor Christus durch Drusus und Tiberius um ihre Freiheit gebracht. Die Sieger suchten die einzelnen Menschen auf, welche dem Schwerte entgangen waren, schleppten sie hinweg, und verkauften sie in die Knechtschaft. Nur Greise, die nicht mehr die Waffen zu führen vermochten, blieben zurück, und Kinder, in denen man den Freiheitssinn der Väter, ehe sie heranwuchsen, vernichten zu können hoffte. Diese mußten das Land bauen, so weit sie vermochten.“ *)

Jetzt war die Unternehmung gegen Deutschland reif; die Zugänge durch die Alpen waren erobert, von beiden Seiten hatten die Römer das Land überflügelt, und überdieß wußten sie recht gut, daß die Deutschen nie zusammenhielten, darum, weil sie in viele kleine Völkerschaften zerfielen, die sich unaufhörlich beneideten und bekriegten. Drusus erhielt vom Kaiser den Auftrag, von Gallien aus über den Rhein zu gehen, und in das Innere von Deutschland einzudringen. Es wohnte aber damals mitten in diesem Lande ein zahlreiches Volk in weitläuftigen Auen, die Sueven. Sie bewohnten einen breiten Gürtel von dem Main und Rhein an, quer durch Deutschland hindurch, bis nach der Ostsee hinauf, und eine Menge Völkerschaften gehörten zu ihnen. Mit ihnen hatte sich selbst Cäsar nichts zu schaffen machen wollen, so gefürchtet waren sie, und mit Recht; denn sie hatten, um die Gränzen ihres Landes zu sichern, folgende Einrichtung getroffen: alle Jahre wurde ein Theil der wehrhaftesten Männer und Jünglinge nach jener Gränze geschickr, die sich längs dem Rheine bis an die Alpen hinzog. Diese kriegerische Mannschaft wurden die Marcomannen genannt, d. i. die Männer, welche die Mark (Gränze) schützen sollten. Die Hälfte derselben stand stets unter den Waffen, als wenn sie jeden Augenblick den

*) Ludens Gesch. d. Deutschen, Th. 1, S. 172.

Feind erwarten müßten, während die andere Hälfte den Acker baute. Alle Jahre wechselte dies.

Ein so wachsames Volk anzugreifen, war freilich mißlich. Darum wandte sich Drusus nach dem nördlichen Deutschlande. In dieses Land machte er drei Einfälle, in den Jahren 12, 11 und 9 vor Christus. Die beiden erstern Male kam er nicht weit, weil sich die Deutschen vor ihm in ihre Wälder zurückzogen, und jeder Schlacht auswichen. Wenn dann der Herbst nahete, mußte er schnell wieder nach dem Rheine zurück, weil es nicht rathsam war, in einem so rauhen Lande, mitten unter feindlich gesinnten tapfern Menschen, fern von hinreichenden Lebensmitteln, zu überwintern. Aber nun legte er längs dem Rheine eine Menge Festungen an, aus denen im Laufe der Zeiten nach und nach Städte erwuchsen, die noch jetzt blühen, z. B. Mainz, Cöln, Bonn. Von hier aus ging er nun im Jahr 9 weiter vor, durchstrich den Thüringerwald, bei dem Harze vorbei, und kam bis in die Gegend, wo die Saale in die Elbe fällt. Immer noch ließen sich die Einwohner nicht sehen. Jetzt wollte er sogar über die Elbe setzen; aber eine ungewöhnliche Erscheinung hielt den Abergläubischen auf. Als er nämlich einst von seinem Lager aus einsam längs dem Ufer spazieren ging, trat ein deutsches Weib von ungewöhnlicher Größe, eine Wahrsagerin auf ihn zu, und schrie mit hohler Stimme: „wohin drängst du, Drusus, du Unersättlicher? Nicht dir ist alles das bestimmt!. Eile hinweg! denn dein, deiner Thaten und deiner Tage Ziel steht nahe!" Drusus erschrak, und gab sogleich Befehl zum Rückmarsch. Auch andere ungewöhnliche Erscheinungen kündigten seinen Untergang an, sagen die Römer. Man denke nur: Wölfe heulten um das Lager her; auch hörte man Weibergeheul, und einmal jagten gar zwei stattliche Jünglinge, die niemand kannte, durch die Verschanzungen! Und richtig! Er stürzte mit dem Pferde, zerbrach das Bein, und dreißig Tage darauf war er todt. Er war noch nicht 30 Jahre alt.

Auf die Nachricht von dem Unglück des Drusus eilte sein Bruder Tiber schnell herbei, und fand ihn noch in den letzten Zügen. Trauernd führten die Soldaten, die ihn herz-

lich geliebt hatten, die theure Leiche mit sich; sie wurde bis nach Rom getragen.

10. Tiber.

Sobald Augustus seines besten Sohnes Tod erfahren hatte, hielt er es für nöthig, selbst nach Gallien an die deutsche Gränze zu reisen. Er hatte den Tiber, seinen ältesten Stiefsohn, bei sich. Dieser Mensch war aus Heimtücke, Grausamkeit und entsetzlicher Herzenskälte zusammengesetzt; in sein stets finsteres Gesicht war nie das Lächeln des Frohsinns oder ein Zug von Wohlwollen gekommen; fest und starr sah er vor sich hin, und sein Herz kannte nur Eine Freude: wenn ihm eine Tücke gelungen war. Das zeigte er auch hier. Er rieth dem Kaiser, nicht wie Drusus mit Gewalt zu verfahren, sondern mit Hinterlist die Anführer von den Völkern zu trennen. Die Deutschen gingen leicht in die Falle. Es erschienen deutsche Gesandte im Lager des Augustus, und boten Frieden und Freundschaft an. „Wir wollen sehen!" antwortete ihnen der Kaiser; „aber dazu ist nöthig, daß alle eure Anführer sich bei mir einfinden; denn es soll ein allgemeiner Frieden seyn." — Die Fürsten erschienen in großer Zahl. Sogleich wurden sie festgenommen, und in das Innere Galliens in verschiedene Städte vertheilt. Hier aber wollten sie den Verlust ihrer Freiheit und ihres Vaterlandes nicht überleben, und brachten sich sämmtlich ums Leben. Eine solche Kraft wohnte in den Seelen der alten Deutschen!

Vergebens warteten die Völkerschaften auf die Rückkehr ihrer Führer. Statt ihrer erschien Tiber mit den römischen Legionen, fiel über die Sorglosen her, hieb einen großen Theil der hirtenlosen Schaar nieder, und führte 40,000 über den Rhein. In Deutschland hatte dieser tückische Ueberfall eine solche Angst und einen solchen Schrecken verbreitet, daß sie sich der schweren Hand des Siegers unterwarfen.

In bitterm Unmuthe gehorchten die Deutschen, weil sie mußten, und nahmen die Vorschriften geduldig an, welche ihnen der römische Statthalter gab. Tiber selbst hatte das Land bald

wieder verlassen. Aber zehn Jahre später kam er wieder, und drang mit den Legionen tiefer, als es bisher geschehen war, in Deutschland ein, alles vor sich niederwerfend. Was er Alles ausrichtete, hat uns die Geschichte nicht aufgezeichnet, und so ruhet also all' der unendliche Jammer, den er in Deutschland unter den schuldlosen Völkern verbreitet, all' das zerstörte Familienglück vieler Tausender von Menschen, unter dem dichtesten Schleier. Tiber kam bis an die Elbe; aber über sie ist auch er nicht gegangen, weil er am andern Ufer bewaffnete Heerhaufen drohend stehen sah.

In den Herzen der niedergeworfenen deutschen Völker kochte Haß und Rache; aber sie schwiegen, weil die Zeit des Handelns ihnen noch nicht gekommen schien. Die Römer merkten das nicht; sie hielten das Schweigen der Deutschen für Demuth und knechtischen Sinn, freuten sich der schnellen Veränderung, und lebten in gefährlicher Sicherheit.

11. Marobod.

Zu jenen deutschen Gränzbewohnern, den Marcomannen, gehörte ein Mann von vornehmem Geschlechte und ausgezeichneter Bildung, Marobod mit Namen. Schon sein Aeußeres verrieth den Herrscher und die Ueberlegenheit seines Geistes. Sein Körper war groß und stark, seine Haltung edel, und aus seinen Augen leuchtete der Wille, etwas Großes zu unternehmen, das seinen Namen unsterblich mache. Als Jüngling war er, man weiß nicht wie, mit Kaiser Augustus bekannt geworden, und dieser hatte den liebenswürdigen, gewandten Jüngling mit nach Rom genommen, und ihm hier große Auszeichnung erwiesen. In dieser Stadt, dem Mittelpunkte des römischen Wesens, lernte nun der wißbegierige Jüngling die Verdorbenheit der Römer, zugleich aber auch ihre Pläne kennen, alle Zweige des deutschen Volks zu unterwerfen, und sobald er hörte, daß Drusus seinen Einfall in Norddeutschland unternommen hatte, verschwand er plötzlich aus Rom, und erschien wieder in der Mitte seines Volks, um zu retten, was noch zu retten sey. Er brachte aus Rom eine so feine Weltbildung mit, daß er mehr

einem Römer als einem Barbaren glich, aber sein Herz war deutsch geblieben; „die Marcomannen zögerten nicht, ihn zu ihrem König zu ernennen. Damals wohnten diese Leute um den Neckar herum, im heutigen Würtemberg und Schwaben. Marobod sah wohl ein, daß er hier mit seinen Marcomannen nicht bleiben könne; denn Drusus war ja im nördlichen Deutschlande schon bis an die Elbe vorgedrungen, und stand ihm also im Rücken. Darum beredete er das Volk, mit ihm in andere Gegenden zu ziehn, wo sie vor den Römern sicherer wären, und dieser Pest aller umwohnenden Völker einen empfindlichen Stoß beibringen könnten. Da er ihr Vertrauen besaß, so folgten sie ihm willig, und so zog das ganze Heer der Marcomannen vom Neckar und aus dem Schwarzwalde fort, nach Osten zu, drang in Böhmen ein, und machte sich zum Herrn dieses überall von Bergen eingeschlossenen Landes. Die benachbarten Völker, die alle vor den Klauen der Römer bange waren, schlossen sich freudig an ihn an, und so sah sich der kühne Marobod plötzlich an der Spitze einer mächtigen Völkerverbindung, die den Römern recht verderblich werden sollte. Wie mochte sein deutsches Herz vor Freude schlagen!

Aber noch war nicht Zeit loszuschlagen. Sein Reich war noch zu neu, noch nicht befestigt genug; er mußte Zeit zu gewinnen suchen. Daher stellte er sich freundlich gegen die Römer, wie ein Knecht gegen seinen Herrn, und nahm alle Römer, die als Kaufleute oder Reisende in sein Land kamen, freundlich auf. Sobald er aber sich stark genug fühlte, veränderte er die Sprache, zeigte sich den Römern als einen selbstständigen Fürsten, und redete zum Kaiser wie zu seines Gleichen.

So etwas ließen die stolzen Römer nie ungestraft geschehen. Sie sahen nun, daß er feiner als sie selbst gewesen war, und dies Gefühl der Beschämung vermehrte die Erbitterung gegen ihn. Auch war die Gefahr, die aus der Feindschaft der Marcomannen entstehen konnte, nicht gering; Böhmen war nur 40 Meilen von den Alpen entfernt. Sogleich rüstete sich Tiber, mit einem großen Heere die Marcomannen von vorn anzugreifen, während ein kleineres Heer sie von hinten fassen sollte. Schon marschirte

Tiber auf die böhmische Gränze los, da wurde er plötzlich durch eine erschreckende Nachricht zurückgerufen.

Die Völker im jetzigen Ungarn und Dalmatien nämlich waren bereits früher von den Römern unterworfen worden, und wurden nach römischer Weise behandelt, d. i. die römischen Statthalter und andere Beamten zerfleischten das Land wie hungrige Wölfe, und zehrten seine Kräfte auf. Jetzt hörten die still murrenden Völker zu ihrer Freude, daß Marobod sich gegen die Römer rüste, und schnell war ihr Entschluß gefaßt, diesen Zeitpunkt zu benutzen, und das römische Joch abzuschütteln, während der gefürchtete Tiber mit den Marcomannen beschäftigt wäre. Aber die Armen! Die Ungeduld hatte sie verleitet, zu früh loszuschlagen, ehe der Krieg der Römer gegen Marobod angefangen hatte.

Als die Nachricht von dem neuen, so furchtbaren Aufstande nach Rom kam, durchfuhr ein schauderhafter Schreck das stolze Volk der Römer; denn über 200,000 Mann standen unter den Waffen. Selbst der alte, mit Gefahren jeder Art so vertraute Augustus war erschüttert, und erklärte dem Senate, der Feind könne binnen zehn Tagen vor Rom stehen. Es war eine Erneuerung des cimbrischen Schreckens. Sogar Sclaven wurden, mit Waffen versehen, zum Heere geschickt, und Tiber bekam Befehl, augenblicklich umzukehren, und sich gegen den neuen Feind zu wenden. Und Marobod? — Dem trug Tiber jetzt einen Frieden an, und jener ließ ihn sich gefallen, um sich für einen gelegenern Zeitpunkt desto besser rüsten zu können.

Jetzt gingen Tiber und des Drusus Sohn, der hoffnungsvolle Germanicus, rasch auf die aufgestandenen Völker los. Es war ein Kampf für die Existenz; also wurde er mit aller Erbitterung geführt, die ein edles Volk fühlt, wenn man ihm Freiheit und Leben nehmen will. Dennoch siegte, nach einem damals dunkeln Plane der Vorsehung, das römische Waffenglück. Die Armen wurden überwunden, ihr Land verwüstet, und die Menschen waren selten geworden in den blutgetränkten Gefilden. Das geschah im Jahre 9 nach Christus.

12. Quinctilius Varus und Armin, 9 nach Christus.

Germanicus brachte selbst die Nachricht von der Beruhigung des gefährlichen Aufstandes nach Rom. Der Jubel war ungeheuer, ein Fest drängte das andere. Da fiel plötzlich, wie ein Wetterstrahl bei heiterem Himmel, in die allgemeine Freude die entsetzliche Nachricht, die deutschen Völker hätten sich erhoben, das römische Heer in Deutschland wäre vernichtet, und selbst Gallien und die Alpenpässe in Gefahr, wieder verloren zu gehen. Der Jubel verstummte sogleich; Jeder suchte Trost vor den Bildsäulen der Götter, und überall hörte man das Wehgeschrei der Mütter und Gattinnen; denn es gab keine Familie, die nicht bei den zahlreichen Legionen einen theuren Verwandten stehen gehabt hätte.

Die Veranlassung aber der Befreiung des deutschen Volks war folgende: Seit 3 Jahren führte Quinctilius Varus, ein edler Römer, und früher Statthalter von Syrien, wo er sich durch Geiz und Habsucht verhaßt gemacht hatte, den Oberbefehl im nördlichen Deutschland. Da er alt und, wie alte Leute oft, bequem war, so ahnte er keine Gefahr. Deutschland war beruhigt; das Volk gehorchte scheinbar willig; täglich fand römische Sprache und Sitte mehr Eingang unter den Deutschen, die mit den Römern ungestört Verkehr trieben. Daher freute man sich in Rom, daß ein so starkes, kriegerisches, gefährliches Volk sich so schnell in die neue Dienstbarkeit gefunden hätte. Wäre das so fortgegangen, so hätten wir eine ganz andere Geschichte; wir wären kein unvermischtes Volk, hätten einen andern Volkscharakter, andere Bildung, andere Sprache und Schrift. Die Römer, die wohl mußten, daß man dadurch ein Volk am schnellsten um seine Eigenthümlichkeit brächte, wenn man ihm eine fremde Sprache und Verfassung aufdringt, suchten die lateinische Sprache und die römischen Gesetze immer mehr in Deutschland zu verbreiten. Varus ließ einen ganzen Schwarm von Sachwaltern aus Rom kommen, und vertheilte diese unter die Deutschen. Er selbst zog mit den drei schönsten Legionen vom Rhein die Lippe aufwärts in das Innere von Norddeutsch-

land, und schlug auf dem linken Ufer der Weser, im Lande der Cherusker, welche an beiden Ufern dieses Stromes wohnten, ein großes Standlager auf. Hier fanden sich viele deutsche Große ein; hier trafen die Hülfstruppen zusammen, welche die unterworfenen deutschen Stämme zu stellen hatten; von hier ertheilte er seine Befehle, und schrieb Steuern aus; hier saßen die römischen Richter zu Gericht, und schlichteten die Streitigkeiten der Deutschen nicht nach den in diesem Lande üblichen Gewohnheiten, sondern nach römischen Gesetzen, und wenn die Aussprüche auch gerecht waren, so mußten sie doch den Deutschen, die von den Prozeßkünsten der Sachwalter nichts verstanden, als Verdrehungen des Rechts vorkommen. Mit tiefem Unwillen sahen die sonst freien Männer die ihnen vollzogenen harten Strafen; sie sahen, wie römische Gerichtsdiener deutsche Rücken blutig geißelten, und wie sogar die Köpfe deutscher Männer unter den römischen Beilen fielen. An sich mochte diese Behandlungsart nicht grausam und ordnungswidrig seyn; aber sie erschien so den Deutschen, die daran nicht gewöhnt waren, und je weniger der tief gefühlte Groll sich aussprechen durfte, desto tiefer nagte er am Herzen. Dazu mochte noch manche Gewaltthätigkeit kommen, die sich der Sieger so gern gegen den Besiegten erlaubt; wie viel eher noch der stolze Römer gegen den tief verachteten Barbaren! Wie oft mochten nicht rohe römische Soldaten auf ihren Zügen in die Häuser der freisinnigen Deutschen einbrechen, und mit Gewalt nehmen, was ihnen beliebte!

Dieser Zustand währte drei Jahre fort; die Deutschen duldeten und schwiegen. Die Schlachtschwerter hingen verrostet an der Wand, die Schlachtrosse wurden in den Acker geschickt, und die Kriegsgesänge waren verklungen. Das Freiheitsgefühl war unterdrückt und schlummerte, aber es war nicht erstorben; es konnte einmal mit neuer Kraft erwachen. Viele Deutschen mochten sich bereits an den unterdrückten Zustand gewöhnen; Manchen gefiel sogar die fremde Weise, und einige der Vornehmen selbst freuten sich über die Ehre, im römischen Heere zu dienen, und das Vertrauen des Anführers zu genießen. Ein solcher war Segest, einer der Fürsten der Cherusker, ein Mann von kleinlicher Denkungsart. Er gehörte zu den Rathgebern des Va=

rus, und warnte diesen, dem Freiheitssinne der Deutschen nicht zu trauen.

Ein Mann ganz anderer Art war Armin oder Herrmann, ein trefflicher, stattlicher Jüngling, damals 25 Jahr alt, auch ein Fürst der Cherusker, ein Sohn Segimers. Auch ohne seine hohe Geburt hätten ihn sein schöner Körperbau, seine Gewandtheit, und vor allem der Feuerblick seines Auges vor den Uebrigen ausgezeichnet. Früher hatte er im römischen Heere gedient, und war wie Marobod von Augustus hervorgezogen, und mit dem römischen Bürgerrecht und der Ritterwürde beehrt worden. Aber er hatte unter den Leuten von fremden Sitten und fremder Sprache keine Ruhe. Die heiße Sehnsucht nach dem Vaterlande trieb ihn fort aus Rom, und er nahm von da eine tiefe Verachtung dieses, in grobe Unsittlichkeit versunkenen Volkes mit. In der theuern Heimath sah er Thusnelda, Segests Tochter. Ihre Schönheit und Sanftmuth gewannen sein Herz. Er warb um sie, und erhielt vom Vater, der ihn nicht liebte, eine abweisende Antwort. Da entführte er sie, und nahm sie zum Weibe. Dies vermehrte den Haß Segests, und seitdem bemühte er sich, seinen edeln Eidam in den Augen des Varus, der ihn allen Andern vorzog, herabzusetzen. Doch Varus hörte nicht auf ihn, weil er die Ursache der Feindschaft kannte; kein Wunder, daß ihm der frohe, offene Armin besser gefiel, als der neidische, schleichende Segest. Die Vorsehung, die Deutschlands Befreiung beschlossen hatte, wachte über dem trefflichen Jünglinge, und erwarb ihm das Vertrauen des römischen Statthalters. War dies anders, so wäre Deutschland vielleicht nie wieder frei geworden. Das ist die Hand Gottes, die über die Schicksale der Völker waltet.

Wer weiß, wie lange dieser Zustand der Dinge noch gewährt hätte, wäre nicht durch eine an sich geringfügige Begebenheit die Freiheitsliebe der Deutschen plötzlich angeregt worden. Ein entfernter deutscher Volksstamm, wahrscheinlich nahe an der Mündung der Weser, erregte einen Aufstand, tödtete die römische Besatzung, und machte sich frei. Varus fuhr bei dieser Nachricht aus seiner Sicherheit auf, und befahl den Legionen aufzubrechen; die deutschen Anführer aber versammelte

er noch am **Abend** vor dem Aufbruche an seiner Tafel, ermahnte sie **zur Treue** gegen Rom, und trug ihnen auf, sich mit ihren **Heereshaufen** an ihn anzuschließen. „Wir werden dir nicht **fehlen**!" antwortete Armin zweideutig; denn sein Geist sagte **ihm**, daß jetzt oder nie der Augenblick der Befreiung **gekommen** wäre. Auch jetzt erhob Segest seine heillose **Warnungsstimme**. „Hüte dich vor Armin!" sprach er heimlich **zu Varus**; „er ist mit den Empörern einverstanden. Noch ist **es Zeit**; nimm ihn fest; die Zukunft wird die Schuld und **Unschuld eines** Jeden entschleiern!" Aber Varus verachtete **den heimtückischen** Rath; die Vorsehung hatte seinen Verstand **verblendet**.

Im **September** des Jahres 9 nach Christus brach Varus aus **seinem Standlager** auf, und wandte sich nach Norden, längs **dem linken** Weserufer hinziehend. Bei diesem Abzuge aber **erwachte plötzlich** der Freiheitssinn der Deutschen in neuer Kraft; **ein heller** belebender Strahl fiel in die tiefe Nacht der **Hoffnungslosigkeit**. Der Freiheitsruf durchflog das nördliche **Deutschland von** Gau zu Gau; das gemißhandelte Volk erhob sich **plötzlich** mit einer Gewalt, die wir nur da finden, wo ein **hoher Gedanke** begeistert. Aus allen Gegenden strömte es **herbei, an den** Peinigern Rache zu üben, und den heiligen **Boden des Vaterlandes** von ihnen zu befreien. Segests Sohn, **Sigismund**, der am Rhein ein römischer Priester war, zerriß, **sobald er** von dem Aufstande hörte, die Priesterbinde, verschwand **dort**, und war bald bei den Seinigen, und selbst der **alte Segest** wurde von der allgemeinen Begeisterung mit **fortgerissen**.

Einige römische Haufen waren im Lager noch zurückgeblieben; **diese wurden** auf Armins Befehl, der die Seele des **Aufstandes war**, zuerst niedergehauen. Indessen zog Varus, **noch nichts ahnend**, in tiefer Ruhe, ohne Ordnung, wie im tiefen **Frieden**, weil er den Feind noch weit entfernt wähnte. Nur **den Soldaten** war in der weiten Oede der Wälder nicht **wohl zu Muthe**, und allerhand Himmelszeichen schreckten sie noch **mehr**: man sah Nordlichter glühen, Kometen durch den **Himmel ziehn**, und feurige Wolken wie Lanzen reckten sich am

Himmel empor. Die Legionen zogen einzeln, ohne genaue Ordnung; dazwischen Packpferde, Wagen, Troßbuben, auch Weiber und Kinder in Menge, die nicht allein im Lager hatten zurückbleiben wollen. Es war der teutoburger Wald, in welchem sie zogen; der Boden war ungleich, umgefallene Riesenbäume und Moräste hemmten oft den Marsch; es mußten Brücken gebaut, Dämme geschlagen werden. Zugleich brach ein fürchterliches Wetter ein, wie es in der Jahreszeit in diesen Gegenden zu seyn pflegt. Ein heulender Sturm trieb dichte Regenwolken herauf, schauerlich brausten die hohen Gipfel tausendjähriger Eichen, und endlich fiel ein so dichter Platzregen hernieder, daß kein Tritt auf dem schlüpfrigen Boden mehr sicher war. Jetzt kamen die nachgeeilten Deutschen heran, brachen hier und da aus dem dichten Gehölz hervor, und griffen die zerstreuten Einherziehenden an. Die Menge der Unbewaffneten, die Weiber und Kinder drängten sich heulend zusammen, und ein Schauder über den andern durchdrang das Herz der Soldaten. Varus ließ sich die Angst seines Herzens nicht merken; er stellte sich, als halte er den Angriff nur für ein Mißverständniß, und befahl den Römern, sich jedes Gefechts zu enthalten. Aber immer heftiger wurde der Andrang, immer zahlreicher brauste der Landsturm heran, und nun sah er wohl, daß es keine lose Horde sey, die er vor sich habe. Er suchte die Legionen zu ordnen; aber bei der Dichtigkeit des Waldes, bei dem strömenden Platzregen und bei dem Krachen umstürzender Bäume war das unmöglich.

Endlich erreichte man eine Anhöhe, und schlug für die Nacht ein Lager auf, in beständiger Angst, die Deutschen möchten einen nächtlichen Angriff unternehmen. Das entbehrliche Gepäck wurde verbrannt, anderes stehen gelassen. Am andern Morgen brach man wieder auf. Eine Zeitlang kam man durch offenes Land. Hier bildeten die Römer geschlossene Reihen, und die Deutschen wagten nicht heranzukommen. Aber bald nahm sie der gefürchtete Wald wieder auf, und mit ihm waren auch gleich die Deutschen wieder da, die von Stunde zu Stunde heftiger drängten. Die Ordnung löste sich auf; vom Troß, von Weibern und Kindern waren die meisten schon erschlagen. Die einbrechende Nacht gab den Verfolgten einige, aber nur geringe Ruhe; die Kräfte

schwanden immer mehr; es fehlte an Erholung, an Schlaf, an Lebensmitteln, an Allem.

Der dritte Tag brach mit neuen Schrecknissen an. Jetzt erst traf der Landsturm aus den entfernteren Gauen ein, und zugleich stiegen der Sturm und der Platzregen zur größten Wuth. Das Wasser stürzte in Strömen vom Himmel, die Bäume wurden brausend und krachend an einander geworfen, und hinter den Bäumen des Waldes blitzten den Römern die zornigen Augen der Deutschen entgegen. Schlaff hingen die Bogensehnen und Schildriemen herab, während die Deutschen das nicht ungewohnte Wetter mit Gleichmuth ertrugen. Rachegefühl, Siegshoffnung vermehrten die Spannkraft des Körpers; die Römer dagegen erlagen unter der Last des Kummers, der Angst und Verzweiflung. Den Armin sah man auf einem Hügel stehen, das Schlachtfeld überschauend, und den Angriff der Seinigen leitend. Jetzt ordneten sich die Deutschen in furchtbare Keile, und mit lautem Siegsgeschrei brachen sie da ein, wo um Varus der dichteste Haufen stand. Es war ein entsetzlicher Kampf! Hier stritt man, weil alles Andere bereits verloren und aufgegeben war, um das Leben, dort um die Freiheit; hier erscholl Weheruf und Jammergeschrei, dort wilder Schlachtgesang und Siegesruf. Varus wurde verwundet. Jede Hoffnung war ihm verschwunden, sein Ruhm war dahin; in banger Verzweiflung stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Viele thaten dasselbe, der Gefangenschaft zu entgehen. Die Meisten verloren so alle Besinnung, daß sie die Waffen wegwarfen, und in das Dickicht sich retten wollten, wo sie aber den Deutschen rettungslos in die Hände fielen. Andere blieben wie erstarrt stehen, wehrlos, und ließen sich wie Schlachtthiere erschlagen. Erst als kein Römer mehr in Waffen gesehen wurde, hörte das Würgen auf, und die da noch lebten, wurden gebunden und als Gefangene fortgeschleppt.

Daß gegen die Gefangenen manche Grausamkeit verübt wurde, ist weder zu leugnen, noch auch den Deutschen als großes Verbrechen anzurechnen. Selbst bei den gebildetsten Nationen unserer Tage ist kein Krieg gänzlich frei davon; die Deutschen aber waren, wie alle noch ungebildete Völker, von heftigen Leidenschaften, und die Römer hatten eine glühende Rachbe-

gier aufgeregt. Des Varus Kopf wurde dem Marobod geschickt, vielleicht um ihm einen Vorwurf zu machen, daß er zu dem vaterländischen Kampfe nichts beigetragen habe. Mehrere Gefangene wurden an Bäume geknüpft; einige römische Hauptleute sollen in den Hainen den Göttern geschlachtet worden seyn. Am wildesten wütheten die Deutschen gegen die römischen Sachwalter. Sie hieben ihnen die Hände ab, stachen ihnen die Augen aus, und einem derselben schnitt gar ein deutscher Krieger die Zunge ab, stopfte ihm den Mund zu, und schrie nun: „jetzt zische noch, du Natter!" Manche Römer mochten durch Unbändigkeit die Wuth der Deutschen noch mehr aufreizen. So war ein römischer Anführer in Ketten gelegt worden; im Uebermaaß des Schmerzes ergriff er diese, und schlug sich damit den Schädel ein!

Von den Römern wäre kein Mann entkommen, hätten sich nicht die Deutschen auf die Beute geworfen. Den Augenblick benutzten die, welche noch lebten und noch nicht gebunden waren, und retteten sich ins dunkle Gebüsch. Erst nach Monaten kamen diese nach Rom zurück, aber von einer fürchterlichen Magerkeit entstellt, fast unkenntlich; die Angst hatte ihren Gesichtern unverlöschliche Züge eingeprägt. Die meisten Gefangenen wurden erhalten, wenige nur späterhin ausgelöst; mancher einst vornehme Römer mußte nun in Deutschland die Heerden hüten oder die Hütte bewachen. Die erbeuteten Adler wurden in den heiligen Hainen aufgestellt; die erschlagenen Römer blieben unbeerdigt liegen, den etwa nachfolgenden ein Warnungszeichen.

13. Germanicus.

Die Nachricht von dem Verluste Deutschlands kam, wie gesagt, gerade nach Rom, als fröhliche Feste über die Besiegung der Völker in Ungarn und Dalmatien gefeiert wurden. Die Freude verstummte sogleich, und ging in den tiefsten Schmerz über das Verlorene und in die ängstliche Besorgniß über das, was noch zu erwarten sey, über. Augustus hatte solches Unglück noch nie erfahren. Der Schmerz raubte ihm fast die Besinnung; er lief wie unsinnig mit dem Kopf gegen die Wand,

schrie: „Varus, o Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" und legte tiefe Trauer an; Monate lang ließ er Haare und Bart wachsen. Sein Schrecken vor den Deutschen war so groß, daß er befahl, augenblicklich alle Deutsche, die sich entweder in Geschäften oder bei seiner Leibwache in Rom befanden, aus der Stadt zu entfernen, und er stellte so große und eilige Rüstungen an, als wenn der Feind schon nach Rom auf dem Marsche wäre.

Tiberius erhielt den Befehl, mit dem in Eile angeworbenen Heere nach Gallien zu marschiren, um diese Provinz, wenn es noch möglich sey, im Gehorsam zu erhalten, und sich den Deutschen in den Weg zu werfen. Tiber reiste mit seinem Neffen Germanicus sogleich ab; aber wie erstaunte er, als er die Gallier fast ganz ruhig fand, und noch mehr, da er sah, daß die Deutschen den Rhein nicht überschritten hatten. So war es auch wirklich; denn das tapfere Volk hatte nur die Fesseln der Knechtschaft abwerfen, und den heiligen Boden des Vaterlandes von den fremden Unterdrückern reinigen wollen; an Eroberungen dachte es damals zum Glück noch nicht. Nach Vernichtung der römischen Legionen hatten die Deutschen sich über die römischen Verschanzungen und Castelle hergemacht, und diese größtentheils zerstört. Tiber blieb am Rheine stehen; zweimal wagte er sich zwar auf das rechte Ufer, aber mit äußerster Vorsicht, und bald kehrte er auch, ohne in das Innere vorgegangen zu seyn, wieder zurück.

Durch ein festes Zusammenhalten der norddeutschen Völker war die Vernichtung der Römer gelungen. Wäre dieses innige Verbündniß geblieben, so hätten die römischen Heere nachmals nicht wieder Einfälle unternehmen dürfen. Aber das Band, welches die gemeinschaftliche Gefahr fest geschlungen hatte, wurde wieder locker, sobald die dringendste Gefahr vorüber war, und die kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien nahmen bald wieder überhand. Am niedrigsten zeigte sich hierbei Segest, dessen Haß gegen Armin sogleich wieder emporloderte. Er haßte ihn jetzt noch mehr als vordem, da er nun den, welchen er vergebens bei Varus verleumdet hatte, mit Ehren und Ruhm gekrönt sah. Der heimtückische Mann

überfiel den Helden plötzlich, da es sich dieser am wenigsten versah, setzte ihn in ein festes Schloß, und entriß ihm seine Thusnelda. Wer weiß, wie lange er in der Gefangenschaft hätte bleiben müssen — denn das durch ihn befreite Volk schien ihn vergessen zu haben — hätte ihn nicht ein neuer Einfall der Römer gerettet.

August nämlich war im Jahr 14 gestorben, und Tiber folgte ihm auf dem Kaiserthron. Seitdem hatte Germanicus allein den Oberbefehl in Gallien, und um seinem Namen Ehre zu machen, unternahm er einen plötzlichen Einfall in Deutschland. Er hatte durch Kundschafter erfahren, daß die Marser ein großes Fest feiern würden, und daß Keiner an einen Ueberfall durch die Römer dächte. Geschwind zog er über den Rhein, und fiel in der Nacht so unerwartet auf die vom Feste ermüdeten, schlafenden Deutschen her, daß eine Menge derselben wehrlos erschlagen wurden. Aber kaum verbreitete sich der Ruf von dieser hinterlistigen That in den benachbarten Gauen, als alle diese Völkerschaften sich erhoben, und herbeiströmten, die Tücke zu rächen. Die Sehnsucht nach dem Befreier Deutschlands, nach Armin, regte sich nun wieder bei den deutschen Völkern, und dies mochte den schändlichen Segest bewegen, seinen gehaßten Schwiegersohn loszugeben. Aber seine Thusnelda erhielt er noch nicht wieder; sie blieb von ihm getrennt, in den Händen ihres Vaters. Germanicus sah sich nun plötzlich von den Deutschen umringt. Jetzt galt es, schnell zurückzueilen und sich durchzuschlagen. Das gelang ihm auch, so wüthend auch der Anprall der Deutschen war; er kam glücklich über den Rhein zurück. Das war sein erster Feldzug.

Einen zweiten Einfall unternahm er schon im folgenden Jahre 15. Er hatte nämlich gehört, daß Armin, von Liebe zu seiner ihm entzogenen Gattin getrieben, einen Krieg mit Segest begonnen hatte. Diesen Bürgerkrieg wollte er nutzen. Darum zog er in das Innere des Landes, unerwartet, überfiel das tapfere Volk der Chatten im jetzigen Hessen, und wandte sich, nachdem er ihren Hauptort zerstört hatte, nach dem Rheine zurück. Da nahte sich ihm eine Gesandtschaft der Cherusker. An ihrer Spitze stand Segests Sohn, Segi

mund (oder Sigismund), ein Jüngling. Er brachte Botschaft von seinem Vater, der von Armin in einer Feste belagert werde, und die Römer, eingedenk der ehemaligen Freundschaft, um Hülfe bitte. So weit also ging der Haß des Mannes, daß er die Feinde seines Volks aus Rachsucht ins eigene Vaterland rief! Sogleich wendete Germanicus um, zog ins Land der Chernsker, überfiel den Armin und seine Schaar unerwartet, nnd befreite Segest. Dabei fiel ihm auch die unglückliche Thusnelda in die Hände, und wurde als Gefangene ins römische Lager geführt. Ihr Herz wurde vom unbeschreiblichsten Jammer zerrissen, sich, die Gattin des hochgefeierten Mannes, dem Deutschland die Freiheit verdankte, in den Händen ihrer tiefgehaßten Feinde zu sehen. Thränenlos, mit starrem Blick stand sie da; sie dachte an ihn, der allein sie zu retten im Stande war, und sich doch weit entfernt von ihr befand. Segest suchte sich bei Germanicus wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande gegen Varus zu entschuldigen; der Römer hörte ihn an, wandte ihm verächtlich den Rücken zu, und führte ihn und Thusnelden mit sich über den Rhein.

Aber Armin? — Als er das Schicksal seines Weibes erfuhr, war er außer sich vor Schmerz und Wuth. Er durchstürmte, von unnennbarer Angst getrieben, das Land der Cherusker, und rief sie in die Waffen. „O des trefflichen Vaters," rief er, „der sein eigenes Kind verräth! O des großen Feldherrn, der gegen schwache Weiber Krieg führt! Darum also mußte er mit einem mächtigen Heere heranziehen, um ein wehrloses Weib zu fangen? Auch ich habe Krieg geführt, aber im offenen Kampfe und mit Männern; die römischen Adler, in unsern heiligen Hainen aufgestellt, sind dessen Zeugen. Hört, deutsche Männer! vergesset nicht, daß ihr römische Beile und Ruthen zwischen dem Rheine und der Elbe gesehen habt! Wenn euch Vaterland und Eltern heilig sind, wenn ihr die fremden Zwinger hasset, o so erhebt euch in eurer Stärke, und folgt mir, dem Feldherrn des Ruhms und der Freiheit!" —

Die Cherusker erhoben sich, und mit ihnen auch die be-

nachbarten Völker. Selbst Inguiomer, ein Oheim Armins, ein mächtiger Fürst im Innern des Landes, erklärte sich für ihn, und es wälzte sich nun ein wuthentbranntes Heer dem Rheine zu. Germanicus erschrak; denn das war es, was die Römer damals am meisten fürchteten, daß es den Deutschen einmal einkommen möchte, über den Rhein in Gallien einzubrechen; die Gallier würden sich sogleich, mit ihnen vereinigt, gegen die römische Herrschaft erhoben haben, und dieser Fall schien jetzt einzutreten. Daher brach Germanicus schnell auf, und eilte, den Deutschen durch einen neuen Einfall — noch in demselben Jahre — zuvorzukommen. Er sandte seinen erfahrenen Unterfeldherrn Cäcina über den Niederrhein, er selbst aber ging zu Schiffe, und segelte mit dem andern Theile des Heeres durch dir Zuyder- (sprich Seuder-) See, dann rechts hin, in die Ems hinein, aufwärts, so daß beide an den Quellen der Ems und an der Lippe wieder zusammentrafen. Dann ging es weiter in das Innere von Deutschland. Da erinnerte man sich, daß der teutoburger Wald nicht weit sey; man gedachte dessen, was 6 Jahre früher hier geschehen war, und der noch unbegraben liegenden Freunde. Germanicus zog hin in die Gegend. „Das Heer betrat den Ort der Trauer, durch den Anblick und durch das Gedächtniß gleich schauderhaft. Die Lager des Varus standen noch. Auf der Wahlstatt bleichten die Knochen der Gefallenen, hier gehäuft, dort zerstreut, je nachdem Widerstand oder Flucht versucht war. Zerbrochene Waffen lagen umher; zerrissene Pferde fanden sich zwischen den Leichnamen der Menschen; von den Bäumen blickten hohl die Schädel herab. Einige Soldaten, welche der Schlacht oder der Gefangenschaft entgangen waren, zeigten, wie alles gewesen und gekommen, wo die Legaten gefallen, wo die Adler geraubt seyen; wo Varus die erste Wunde erhalten, wo er sich das Schwert in die Brust gestoßen, von welcher Stelle Armin zu der Menge geredet, wo man die Gefangenen aufgehängt, und die Adler und die Fahnen gehöhnt habe. Das Heer, von Schmerz, Trauer und Zorn durchdrungen, beerdigte die Gebeine der drei Legionen, im 6ten Jahre nach der Niederlage, und Keiner wußte, wessen Ueberreste er bestattete, ob eines

Verwandten oder eines Fremden. Eine Grube umschloß Freund und Feind; Germanicus selbst legte die erste Scholle zu einem Grabhügel, das letzte Geschenk für die Gefallenen, einen Beweis des theilnehmenden Schmerzes für die Anwesenden." *)

Während der Erfüllung dieser heiligen Pflichten zogen die Deutschen heran, Armin an ihrer Spitze. Jetzt, am linken Ufer der Lippe, in einem dichten Walde, brachen sie auf den Vortrab der Römer los, setzten alles in Verwirrung, jagten Roß und Mann in Sumpf und Moor hinein, und erschreckten dadurch das dahinter folgende Heer so, daß Germanicus augenblicklich nach dem Rhein zurückzukehren befahl.

Er selbst, der römische Feldherr ging mit seiner Heeresabtheilung wieder zu Schiffe; dem Cácina aber befahl er, mit der andern Hälfte zu Lande zu ziehen, durch die torfreiche Niederung, welche zwischen dem Hannöverschen und den Niederlanden sich hinzieht. Hier hatten die Römer früherhin da, wo der Boden besonders tief und sumpfig war, Dämme und Brücken von Baumstämmen gemacht, die oft stundenweit hinliefen, und daher die langen Brücken hießen. Ueber diese zog jetzt Cácina, unaufhörlich vom Feinde verfolgt. Es war ein fürchterlicher, hoffnungsloser Marsch. Ueberall mußte man Halt machen, um die schon schadhaft gewordenen Brücken auszubessern. Während ein Theil zimmerte, suchte der andere die wild andrängenden Deutschen zurückzuhalten. Das Geschrei der Angst der Arbeitenden vermischte sich mit dem Kampfgeschrei der Fechtenden. Bei jedem Schritte sanken die Römer tiefer ein; nirgends fanden sie in dem zähen Schlamme festen Fuß, während die Deutschen, solcher Dinge gewohnt, leicht einherschritten, und mit ihren langen Spießen die Römer niederstachen, Cácina ließ ein Lager aufschlagen und befestigen. Endlich brach die erste Nacht ein, und gab einige Ruhe. Aber die Angst vor dem folgenden Tage ließ die Römer nicht schlafen. Auch konnten sie es vor Nässe nicht, weil die Deutschen von den seitwärts sich hinziehenden Hügeln die Bäche in die Niederung leiteten, so daß die Rö-

---

*) Luden's deutsche Geschichte, I, S. 274.

mer im Wasser standen, und kaum Einige fanden an den aufgeworfenen Wällen eine trockene Stelle. Auch hörten sie die ganze Nacht hindurch den Schlachtgesang der Deutschen, der fürchterlich durch das Schweigen der Nacht und durch die Wälder erklang. Endlich entschlief Cäcina vor Ermattung. Da stieg im Traume vor ihm die blutige Gestalt des Varus aus den Sümpfen heraus, streckte ihm die kalte Hand hin, und winkte, ihm zu folgen. Er griff danach, ließ sie aber schaudernd wieder los, und — erwachte mit Herzklopfen aus dem ängstigenden Traume.

So brach der zweite Tag an, und mit ihm erschienen auch die Deutschen wieder. Cäcina nahm das Gepäck und die Verwundeten in die Mitte; so zog er ab. So lange der Zug durch die Ebene ging, verfolgten die Deutschen nur zögernd: aber sobald die Römer wieder in ein Thal und in sumpfige Gegenden kamen, drangen sie mit Wuthgeschrei ein. Armin, an der Spitze einer auserlesenen Schaar, flog wie ein Adler herbei, das blanke Schwert in der Rechten, rufend: „Hier Varus und seine Legionen, von demselben Schicksal besiegt!“ Absichtlich stachen die Deutschen die Pferde der Römer nieder; auch Cäcina sank von dem durchstochenen Pferde herab, und wurde nur mit Mühe gerettet. An diesem Tage wäre kein Römer dem Verderben entgangen, hätten sich nicht die Deutschen, nach Beute lüstern, auf die stehen gebliebenen Wagen geworfen. Dadurch gelang es jenen, einen Vorsprung zu gewinnen, und Zeit, ein Lager aufzuschlagen. Aber welch eine Nacht der Angst folgte dem blutigen Tage! Keine Lebensmittel, kein Schlaf! Jeden Augenblick fürchteten die Römer, daß die Deutschen das nur halbbefestigte Lager stürmen möchten. Mitten in der Nacht riß sich ein Pferd los; der dadurch verursachte Lärm machte die Soldaten glauben, der Feind sey eingebrochen, und von einem panischen Schrecken ergriffen, stürzten sie nach dem Thore des Lagers, Cäcina mochte rufen, wie er wollte. Endlich warf er sich, halb in Verzweiflung, über die Schwelle hin. „Zertretet mich!“ rief er; „aber eher sollt ihr nicht hinaus!“ Das brachte sie zur Besinnung, und bald sahen sie den Ungrund ihrer Furcht. Jetzt versammelte er die

Anführer, und sprach: „nur mit den Waffen in der Hand können wir entrinnen. Daher laßt uns am Morgen ruhig warten, bis der Feind das Lager angreift. Dann brechen wir hinaus, hauen ein, brechen durch!“

Endlich erschien der dritte Tag. Armin wollte die Römer wieder auf der Flucht angreifen; aber Inguiomer widersprach: „wozu so lange warten? was sollen wir ihnen so lange nachlaufen? Frisch das Lager gestürmt! Dann ist die Sache schnell zu Ende.“ Armin wurde überstimmt. Die Deutschen liefen mit Geschrei auf den Wall los, kein Römer ließ sich sehen. Jene hielten das für dumpfe Verzweiflung. Als aber durch das Hinanklettern die Deutschen in Unordnung gekommen waren, öffnete sich plötzlich das Thor; die Hörner und Trompeten erklangen; in schönster Ordnung stürzten die Römer hervor, hieben hier und dort ein; Inguiomer mußte schwer verwundet fortgetragen werden, und die Römer gewannen einen Vorsprung. Cäcina erreichte, obwohl sehr geschwächt, den Rhein. Zum Glück war durch die Besonnenheit einer Frau die Brücke erhalten worden. Auf das Gerücht, daß ein deutsches Heer gegen den Rhein vordringe, wollten die dort zur Wache aufgestellten Römer sie abbrechen. Aber Agrippina, des Germanicus Frau, verhinderte es, weil dazu noch immer Zeit sey, und so wurde Cäcina gerettet. Ueberhaupt war diese Agrippina eine wackere, hochgesinnte Frau. Als die geretteten Soldaten hinüberzogen, stellte sie sich an die Brücke, lobte sie wegen ihrer Ausdauer und ihres Muthes, vertheilte unter sie neue Kleider statt der zerlumpten, und sorgte für die Verwundeten.

Auch dem Germanicus ging es übel. Um bei der Seichtigkeit des Meeres die Schiffe zu erleichtern, setzte er zwei Legionen ans Land, und wies sie an, möglichst nahe am Ufer hin zu marschiren. Anfangs ging das recht gut; aber plötzlich erhob sich von der See ein fürchterlicher Sturm, und trieb eine solche Menge Seewasser nach dem Gestade, daß dies bald, so weit man nur sehen konnte, von Wasser bedeckt war. Man denke sich die Angst der Soldaten, die plötzlich keinen Boden mehr sahen, nicht wußten, wohin sie treten sollten, und zum Theil von der Fluth umgerissen wurden, so daß in schauerli-

cher Gemeinschaft todte Thiere, menschliche Leichname und Gepäck umherschwammen. Sie wollten landeinwärts fliehen, aber das Wasser erschwerte das Gehen, und die Fluth stürzte ihnen nach. Bald standen sie bis an die Brust, bald bis an den Mund im Wasser. Keiner konnte dem Andern helfen; Jeder dachte nur an die eigene Rettung. Nun brach die Nacht herein. Welches Grauen! Nur das Schreien der Sinkenden und das öde Brausen der anrollenden Wogen unterbrach die fürchterliche Stille. Da wandte sich endlich der Wind; die Sturmfluth verlief sich, und den noch Lebenden gelang es, halbtod vor Frost, Nässe und Angst von den Schiffen des Germanicus wieder aufgenommen zu werden. — Das alles geschah im Jahre 15.

14. Des Germanicus letzter deutscher Feldzug 16.

Kaiser Tiber war mit diesen Feldzügen seines Neffen Germanicus gar nicht zufrieden; nicht sowohl, weil sie viele Menschen kosteten, als weil es ihn ärgerte, daß das Heer den jungen Mann fast anbetete; denn er war freundlich, leutselig, sprach mit Jedem, und theilte mit dem gemeinen Soldaten jede Gefahr. Tiber erfuhr das Alles; sogleich durchzuckte die Eifersucht sein schlechtes Herz, und er besorgte, das Heer könnte ja Lust bekommen, den geliebten Germanicus zum Kaiser auszurufen. Darum ließ er diesem sagen, er solle zurückkommen nach Rom, weil er nach dem Morgenlande gegen die dort sich erhebenden Völker geschickt werden solle. Germanicus mußte gehorchen; da aber sein Ruhm davon abhing, daß Deutschland nicht unbezwungen bleibe, so wollte er, ehe er abreiste, noch einen Versuch machen, es zu unterwerfen. Das geschah im Jahre 16.

Auch dies Mal brach ein Theil des Heeres über den Rhein, während der andere auf Schiffen in die Ems einlief. Dann ging es die Ems aufwärts bis an die Weser. Die Römer standen auf dem linken, die Deutschen unter Armin und Inguiomer auf dem rechten Ufer. Plötzlich trat Ar-

min mit den andern Führern heran an den Strom, winkte, und fragte mit lauter Stimme, ob Germanicus schon angekommen sey? Auf die Antwort, er sey bereits da, bat er, man möchte ihm erlauben, mit seinem Bruder, der im römischen Lager war, einige Worte über den Fluß hin zu sprechen. Welchen deutschen Namen dieser ungleiche Bruder Armins gehabt habe, ist unbekannt; die Römer nannten ihn Flavius. Er war schon zu den Zeiten des Varus in römische Dienste getreten, und darin erhalten worden. Sein Herz war dem Vaterlande ganz entfremdet worden, und er hatte das fremde Wesen der Römer lieb gewonnen. Jetzt wollte Armin versuchen, den theuren Bruder dem Vaterlande wiederzugewinnen. — Germanicus erlaubte die Unterredung. Flavius schritt vor an das Ufer, und Armin grüßte ihn freundlich. Dann bat er, daß dieß- und jenseits alle Begleiter sich entfernen möchten, damit er mit dem Bruder allein sprechen könne. Jetzt bemerkte er, daß dieser ein Auge verloren habe, und fragte theilnehmend, wie und wo das geschehen sey? Flavius erzählte es ihm. „Und welcher Lohn ist dir für ein solches Opfer von den Römern geworden?" fragte Armin weiter. — „Mein Sold ist vermehrt," antwortete Flavius, „ich habe eine goldene Kette und andere Auszeichnungen erhalten." — „O, mein guter Bruder!" rief Armin; „das ist kein Preis der Tapferkeit! So lohnt man auch Knechten, die in unserm Dienste verstümmelt worden!" — Dann suchte Flavius ihm die Herrlichkeit seines Lebens zu schildern; er sprach von der Macht der Römer, von der Güte und Liebenswürdigkeit des Germanicus, von dem traurigen Loose, welches der besiegten Völker wartete, und von der Milde, mit welcher Rom die freiwillig Unterworfenen behandle. Aber Armin antwortete: „ich fürchte die Römer nicht; mehr als ein Mal haben sie sich vor der Kraft der Deutschen beugen müssen; selbst Germanicus ist oft vor ihnen geflohen. Auch jetzt wird der Sieg auf unserer Seite seyn. Darum komm herüber zu uns! Das Vaterland ruft dich, seinen Sohn. Wolltest du freventlich des Vaterlandes und der Freiheit Untergang mit ansehen? Mit mir flehet unsre gemeinschaftliche Mutter. So lange du bei

den Römern bleibst, wirst du bei allen Freunden und Verwandten als Verräther gelten. Darum komm herüber und werde der Führer deines Volks zu Ruhm und Sieg!" Aber Flavius hatte längst kein deutsches Herz mehr. Statt der Antwort röthete sich sein Gesicht vor Zorn; er forderte sein Pferd und seine Waffen, um durch den Fluß zu schwimmen, und dem Bruder im Zweikampf zu zeigen, daß er jetzt ein Römer sey. Mit Mühe konnte er zurückgehalten werden. Von ihm, dem entarteten Deutschen, hat die Geschichte keine Großthat aufbehalten, während Armins Ruhm und Verdienst alle Jahrhunderte überstrahlt.

Am zweiten Tage darauf gingen die Römer über den Weser-Strom, und da kam es bei einem Orte, den sie Idistavisus nennen — man will ihn nach Minden oder Bremen setzen — zur Schlacht. Die Römer siegten durch ihre große Ueberzahl und höhere Kriegskunst. Armin wurde verwundet, und rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Aber der Sieg hat dem Germanicus nur wenig Vortheil gebracht. Gleich nachdem die Nachricht davon sich in dem Lande verbreitete, erhob sich überall herum der Landsturm. Greise und Jünglinge, Reiche und Arme, eilten zu den Waffen, und stürmten herbei. Nicht weit von dem vorigen Wahlplatze kam es zu einer zweiten Schlacht, in welcher nicht Armin, weil er noch an der erhaltenen Wunde litt, sondern Inguiomer die Deutschen führte. Es war ein fürchterlicher Kampf, weil die Römer durch den Strom, die Deutschen durch einen Sumpf am Entweichen verhindert wurden. Am Abend mußte Germanicus das Schlachtfeld den Deutschen überlassen. Ob es gleich noch Sommer war, schickte er doch das Heer nach dem Rheine zurück. Er selbst schiffte sich wieder auf der Ems ein. Aber auf der See überfiel ihn ein entsetzliches Unwetter. Die meisten Schiffe wurden von den Wogen verschlungen, andere strandeten am Ufer, er selbst wurde mit Mühe nebst wenigen gerettet, und kam, erschüttert über den großen Verlust, nach Gallien zurück. — Dennoch unternahm er noch in demselben Jahre einen verwüstenden Einfall in das Land der Chatten und Marsen, um den Deutschen zu zeigen, daß die Rö-

mer noch da wären und hinlängliche Macht hätten; aber er kehrte bald wieder zurück. Dies geschah alles im Jahre 16.

Jetzt erhielt er von Tiber den erneuerten Befehl, nach Rom zurückzukehren. Er gehorchte, und feierte hier einen glänzenden Triumph, gleichsam als wenn die Deutschen besiegt wären. Unter den vielen Gefangenen, die vor seinem Triumphwagen einhergehen mußten, erregte Keiner so vieles Mitleid und so großes Aufsehn, als Thusnelda und der kleine, noch nicht dreijährige kleine Knabe, den sie in ihrer Gefangenschaft gebohren hatte. Was aus Beiden geworden, sagt die Geschichte nicht. Auch sah man hier der Thusnelda Bruder, Segimund und andere Verwandte ihres Hauses. Nur Segest selbst war nicht gefangen zugegen. Er stand auf einem erhöhten Platze, und schaute mit kaltem Herzen das Unglück und die Schmach seiner Kinder.

Germanicus wurde nun nach Syrien geschickt, und hier ist er bald darauf auf den heimlichen Befehl des eifersüchtigen Tiber ums Leben gebracht worden.

15. Armins und Marobods Ende.

Nach des Germanicus Entfernung aus Gallien dachten die Deutschen eben so wenig als vorher daran, über den Rhein zu gehen, und auswärtige Eroberungen zu machen. Denn es fehlte immer noch an einer allgemeinen festen Verbindung. Zwar hatten sich die norddeutschen Völker an die Cherusker angeschlossen; aber das war nur für die Zeit der Gefahr geschehen. Marobod hatte an diesem gemeinsamen Kriege gegen die Römer keinen Theil genommen, theils weil er zu entfernt war, theils weil er mit den Römern Frieden hatte, und diese ihm gewiß *alle mögliche* Aufmerksamkeit erwiesen, um ihn zum Freunde zu behalten. Dennoch war zwischen Armin und Marobod bisher keine Feindschaft gewesen, und sie mochten einander gegenseitig achten.

Aber jetzt, nach des Germanicus Abzug, entstand zwischen beiden großen Männern ein unglückliches Zerwürfniß. Armin wollte, daß sich alle Deutsche zu Einer großen Verbindung vereinigen sollten; aber Marobod verweigerte den Beitritt, weil er als König nicht unter dem Fürsten Armin stehen wollte. Ist

aber einmal ein Mißverständniß da, so geht es bald in Feindschaft über. So auch hier, und es kam endlich so weit, daß ein Krieg zwischen beiden ausbrach im Jahre 19. Die Erbitterung wurde dadurch noch vermehrt, daß Inguiomer zu Marobod überging, weil er sich über den Ruhm und das Ansehen ärgerte, das Armin unter den Cheruskern allgemein gewonnen hatte. Dafür hatte Armin die Freude, daß zwei Völkerschaften von Marobod zu ihm übergingen.

Endlich trafen beide Heere auf einander; wo? ist nicht auszumachen; vermuthlich in der Mitte Deutschlands, vielleicht in der Gegend der Saale. Es war eine heftige, blutige Schlacht. Man focht den ganzen Tag, ohne Entscheidung. Aber Marobod zog sich vom Schlachtfelde zurück, und erklärte sich dadurch für besiegt. Viele aus seinem Heere verloren daher das Vertrauen zu ihm, verließen ihn, und gingen zu den Cheruskern über. Gedemüthigt mußte er nach Böhmen zurückweichen. Armin scheint ihn nicht weiter verfolgt zu haben, sondern nach Norddeutschland zurückgekehrt zu seyn; aber Deutschland blieb in zwei große Partheien getrennt.

Marobods Ende war nicht seines früher gezeigten großen Geistes würdig. Um sich gegen Armin zu stärken, sandte er zu Tiber, und ließ ihn fragen, ob er mit ihm ein Bündniß eingehen wolle gegen den gemeinschaftlichen Feind? Der heimtückische Kaiser erkannte, daß jetzt die Zeit sey, sich des gefährlichen Nachbars zu entledigen, und ließ ihm zurücksagen; da er, Marobod, den Römern nicht beigestanden habe gegen die Cherusker, so könne er jetzt auch keine Hülfe von ihnen erwarten. Doch ließ er ihn zugleich wissen, daß er die alte Freundschaft mit ihm fortzusetzen wünsche; das geschah aber nur, um einem offenen Kriege zuvorzukommen, und Zeit zu gewinnen, ihn durch Heuchelei und Hinterlist zu umstricken; denn darin war der Kaiser ein Meister. Darauf schickte er seinen Sohn D r u s u s, einen jungen Mann von vielem Verstande, aber von Jugend auf in den Künsten der Hinterlist und Tücke geübt, nach Illyrien, wo ein Heer zusammengezogen wurde, damit er sich — so gab man vor — an den Kriegsdienst gewöhne, eigentlich aber, um dem Marobod näher zu seyn, ihn zu beobachten, aus jeder seiner Handlungen

Nutzen zu ziehen, und ihn endlich mit allen Künsten des Betrugs zu umstricken.

Das verstand Drusus ganz vortrefflich; er machte darin seinem Meister Ehre. Ein ganzes Jahr lang hielt er den Marobod hin, so daß dieser nicht wußte, ob die Römer seine Feinde, oder seine Bundesgenossen wären, ob er mit ihnen sollte Krieg anfangen oder den Frieden fortdauern lassen. Endlich fiel, vielleicht auf Veranlassung der Römer, ein junger Fürst der Gothen, Catualda, in Böhmen ein, und bemächtigte sich — Marobod war gerade abwesend — der Hauptstadt desselben. Der König, unschlüssig, was er thun sollte, zog sich nach der Donau hin, wo Drusus mit dem römischen Heere lauernd stand, und hoffte, hier Rath und Hülfe zu finden. Rath wurde ihm hier auch nur zu viel zu Theil; denn Drusus verwirrte ihn durch die verschiedensten Rathschläge so ganz und gar, daß jener zuletzt nicht mehr wußte, wo aus und wo ein. Jetzt merkte er nun wohl, daß Drusus ein treuloser Freund sey; aber er war schon zu weit gegangen, um wieder zurückschreiten zu können. Drusus hatte ihn über die Donau gelockt, sein Heer zum Theil von ihm getrennt, und ihn so mit dem römischen Heere umstellt, daß er ihm nicht mehr entgehen konnte. Noch einmal raffte Marobod seinen alten Stolz und Muth zusammen, und schrieb von hier aus an den Kaiser im Tone eines unabhängigen Königs: „es haben sich viele Völker um meine Freundschaft beworben; ich habe aber die Freundschaft Roms vorgezogen; darum erwarte ich von dir Hülfe in der Noth.“ Tiber lachte höhnisch; er wußte ja, daß Marobod bereits in seinen Netzen sey. Kalt und spöttisch ließ er ihm zurücksagen: „willst du im römischen *Reiche* bleiben, so komm; du sollst in Italien Schutz finden; wo *nicht*, so steht dir frei, in dein Königreich zurückzukehren.“ Aber Tiber wußte recht wohl, daß der arme, aus der Fassung gebrachte Mann das nicht mehr könne; denn Drusus *hatte ihn indessen* von seinem Heere gänzlich getrennt, und es blieb dem Betrogenen nun keine andere Wahl, als entweder seinem elenden Leben selbst ein Ende zu machen, oder sich seinen ärgsten Feinden ganz in die Arme zu werfen. Er wählte das Letztere, und bat den Kaiser um einen Aufenthaltsort in Italien. Es wurde ihm Ravenna

angewiesen, und da hat er noch 18 Jahre ein unrühmliches Leben geführt. Was aus dem Reiche der Marcomannen geworden sey, ist nicht gewiß.

Fast um dieselbe Zeit, als Marobod nach Ravenna gebracht wurde, hat auch Armin geendet. Die Umstände seines Todes sind nicht gewiß; wir wissen nur, daß er durch die Hände seiner Anverwandten ermordet worden sey. Daß diese ihm nie wohl wollten, haben wir schon bei Segest und Inguiomer gesehen; denn es ärgerte sie, daß er, der junge Held, mehr Ruhm genoß als sie, die älteren. Daß Armin, der so viel Herrliches vollendet hatte, nun nach Vertreibung der Römer sein Volk hätte tyrannisiren wollen, ist nicht denkbar; wohl aber mochte es ihm schwer werden, nun, nachdem die Gefahr vorüber war, in das Dunkel des Privatstandes zurückzutreten, und nicht mehr zu gelten, als jeder andere Große seines Volks. Vielleicht verlangte er auch jetzt noch, der Erste zu seyn im Rathe, und die Andern wollten seine Oberherrschaft nicht anerkennen. Da fielen sie über ihn her, und stießen ihn nieder. So starb der große Mann mitten in seinem Ruhme, in den Jahren der höchsten Lebenskraft. Seine Thusnelda vertrauerte, fern von ihm, in unendlichem Jammer ihr Leben; er hat sie nicht wiedergesehn; seinen Sohn, den sie ihm in der Gefangenschaft gebohren, hat er in diesem Leben nie geschaut; das Leben konnte keinen Reiz mehr für ihn haben. Sein Todesjahr war das Jahr 21.

16. Caligula 39 und 40.

Nach Tiber war ein Jüngling Kaiser geworden, ein Sohn des geliebten Germanicus, Caligula. Er war so durchaus böse und albern dabei, daß man gemeint hat, er müsse wohl verrückt gewesen seyn. Von seinen Thaten hier nur eine, weil sie Deutschland betrifft.

Es fiel ihm im Jahr 39 ein, daß ja sein Großvater Drusus und sein Vater Germanicus sich Ehre in Deutschland erworben hätten, und daß es daher wohl nöthig sey, daß auch er über die Deutschen einen Triumph halte. Sogleich ließ er ein Heer in Gallien sich sammeln, und reiste aus Rom mit einem großen Ge-

folge von Fechtern, Schauspielern, Lustigmachern und Weibern ab. In allem war er launenhaft; bald reiste er so schnell, als wenn die größte Eile nöthig wäre; bald wieder so langsam, als wenn er nur spatzieren gehe. Eben so theilte er Lob und Tadel, Belohnungen und Strafen ganz nach Willkür, ohne Verdienst, aus. Endlich kam er in Gallien an, und plünderte diese so schon recht unglückliche Provinz vollends aus. Jetzt erinnerte er sich, daß er ja wegen der Deutschen gekommen sey. Er zog also nach dem Rheine, und Jeder erwartete, er werde hinübergehen, und wenigstens einen Streifzug auf das rechte Rheinufer unternehmen; denn er ließ eine Brücke über den Strom schlagen. Aber dazu hätte Muth gehört, und den hatte Caligula nicht im Geringsten. Er befahl daher heimlich, daß einige Deutsche, deren viele im römischen Heere dienten, sich in die Tracht ihres Vaterlandes kleiden, und sich in ein Gehölz auf dem rechten Ufer verstecken sollten. Nachdem das geschehen war, mußte man ihm die Nachricht bringen, es hätten sich in der Nähe Feinde sehen lassen. Er war zwar gerade bei der Tafel; er sprang aber sogleich mit wuthblitzenden Augen auf, ließ sich bepanzern und bewaffnen, und ritt mit einem Theile der Leibwache über die Brücke auf das deutsche Gebiet. Dann durchstöberte er jenen Busch, nahm mit großem Geräusch die versteckten Deutschen gefangen, ließ Bäume umhauen, um Siegeszeichen zu errichten, und kehrte mit den glorreich gemachten Gefangenen auf das gallische Ufer zurück. Die, welche ihn auf dem gefahrvollen Zuge begleitet hatten, beschenkte er mit goldenen Kronen; die aber, welche zurückgeblieben waren, schalt er Feiglinge, die ihren Kaiser in der Stunde der Gefahr verließen!

Im folgenden Jahre 40 beging er eine andere eben so lächerliche Handlung. Er führte das Heer nach der Küste des Kanals, dahin, wo jetzt Boulogne liegt, und erklärte ihm, er werde jetzt einen Feldzug gegen die Britten unternehmen. Darauf stellte er sie in Schlachtordnung, bestieg ein großes Seeschiff, fuhr ins Meer, kehrte aber bald wieder zurück, und setzte sich auf einen erhabenen Sitz. Alle waren neugierig, wo das hinaus wollte. Endlich ließ er mit allen Trompeten

zur Schlacht blasen. Die Soldaten sahen sich verwundert an; denn weit und breit war kein Feind zu sehen. Er aber rief: „seht ihr wohl dort am Strande die Muscheln liegen! sammelt davon, und nehmt sie mit nach Rom, um sie im Tempel des Jupiter als ein Dankopfer niederzulegen; denn sie sind eine kostbare Beute, die uns der bezwungene Ocean liefern muß."

Nach solchen Kriegsthaten kehrte er nach Rom zurück. Hier hielt er einen prächtigen Einzug. Dabei durften auch nicht jene gefangenen Deutschen fehlen; auch hatte er viele Gallier bei sich, denen das Haar blond gefärbt war, und die sich für Deutsche ausgeben mußten, damit die Römer glauben sollten, er habe Deutschland wirklich bezwungen.

Was in dieser ganzen Zeit in Deutschland geschah, wissen wir nicht, weil die römischen Schriftsteller davon nichts sagen.

17. Claudius Civilis 69.

So viel ist gewiß, daß Deutschland von der Herrschaft der Römer frei blieb. Desto schwerer lastete das Joch auf den armen Galliern, weil sie den glücklichen Augenblick, das Joch zugleich mit den Deutschen abzuwerfen, versäumt hatten. Aber auch einige deutsche Völkerschaften standen mit den Römern in freundschaftlicher Verbindung, theils aus wirklicher Neigung, theils weil sie als Gränzvölker sich ihrer nicht ganz erwehren zu können glaubten. Dahin gehörten besonders die Bataver, die in dem nördlichen Theile der jetzigen Niederlande wohnten, und die Römer während ihrer Züge nach Deutschland, besonders unter Germanicus, reichlich mit Mannschaft versehen hatten, die sich als geschickte Reiter und Schwimmer auszeichneten. Dafür hatten die Römer sie milde behandelt, ihnen ihre eigenen Gesetze gelassen, und ihre Hülfsmannschaft wurde von ihren eigenen Befehlshabern angeführt.

Aber bald wurde das anders. Unter den schlechten Kaisern Roms wurde auch gegen die Bataver wenig Schonung beobachtet. Die römischen Statthalter mißhandelten sie auf alle Weise; es gab keinen Hohn, keine Bedrückung, welche die Bataver sich nicht für ihre Anhänglichkeit an Rom mußten gefallen lassen. Da

trat unter ihnen plötzlich ein Mann auf, welcher der allgemeinen Stimmung eine bestimmte Richtung gab, und die getrennten, einander mißtrauenden Gemüther in Einen Brennpunkt vereinigte. Dies war Claudius Civilis, ein Abkömmling der alten batavischen Könige. Er war Zeuge gewesen der Mißhandlungen, welche sein Volk von den Römern erdulden mußte, und der Freiheitsruf der benachbarten deutschen Stämme hatte sein Herz mit unnennbarer Sehnsucht nach gleichem Glücke erfüllt. Er und sein gleichgesinnter Bruder mochten ihre Gedanken zu laut geäußert haben. Plötzlich wurden beide vom römischen Statthalter festgenommen; sein Bruder starb als Aufrührer unter dem Beile des Henkers, er aber wurde nach Rom gesendet, wo eine gleiche Strafe seiner wartete. Doch rettete ihn der damals gerade statt findende Kaiserwechsel. Er wurde losgelassen, und kehrte mit verstärkter Erbitterung in sein niedergedrücktes Vaterland zurück. Jetzt dachte er an nichts, als wie sein Volk von der Knechtschaft der Römer befreit werden könnte. Seinen Plan schienen selbst die Umstände zu begünstigen; denn die Verwirrungen in Rom hatten nöthig gemacht, die meisten Truppen vom Rheine wegzuziehen, und nur die nöthigsten Besatzungen waren in den festen Plätzen zurückgeblieben.

Die Veranlassung zum Ausbruche der Empörung gab ein Befehl des Kaisers, neue Truppen im Lande der Bataver auszuheben. Das war nichts Ungewöhnliches, auch nichts Unerträgliches; aber die Art, wie die damit beauftragten Männer dabei verfuhren, erregte tiefe Erbitterung. Denn sie hoben nicht sowohl starke Männer aus, sondern Schwache, Greise und kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge, um die Verwandten zu nöthigen, die Ihrigen durch schwere Summen vom Soldatendienste loszukaufen. Diese Behandlung empörte allgemein. Civilis sah diese Stimmung mit Vergnügen. Er versammelte die vornehmsten und tüchtigsten Männer in einem Haine, unter dem Vorwande eines feierlichen Mahles. Dann trat er unter sie, und schilderte ihnen den großen Ruhm ihrer Vorfahren, und die Erniedrigungen und Beraubungen, die sie jetzt erfahren mußten. „Wir werden nicht mehr,“ sprach er, „von den Römern wie Bundesgenossen, sondern wie Knechte behan-

delt; kein Statthalter von Ansehen, sondern unbedeutende Hauptleute sind unsere Regierer. Haben sich diese mit Raub und Blut gesättigt, so gehen sie davon und machen Andern Platz, die neue Vorwände, uns zu berauben, erfinden. Denkt nur an die jetzige Aushebung; Kinder werden den Aeltern, Brüder den Brüdern entrissen, ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen. Und doch hat es mit Roms Macht nie schlechter gestanden. In ihren Lagern sind nur noch Greise; die Legionen sind verschwunden, und nur noch dem Namen nach vorhanden. Sie brauchen wir nicht mehr zu fürchten. Haben wir nicht eine starke Macht zu Fuß und zu Roß? Die Deutschen sind unsre Brüder, und die Gallier denken wie wir."

Diese Rede wurde mit Beifall angehört. Alle schüttelten die Lanzen zum Zeichen der Beistimmung, und schwuren einander Treue und Beistand. Die benachbarten Caninefaten waren schnell gekommen, und ein kühner Mann, dessen Vater schon den Römern kecken Trotz gezeigt hatte, Brinno, wurde nach der Weise des Volks auf einen Schild gesetzt, im Lager umhergetragen, und zum Herzog ernannt; denn Civilis selbst wollte sich vor den Römern noch den Schein geben, als hätte er keinen Theil an der Empörung, um sie recht sicher zu machen, und ihr Vertrauen zu gewinnen. Allein sie merkten seine List recht wohl, und setzten sich gegen ihn in Verfassung. Der Freiheitsruf der Bataver durchflog indessen das ganze Land. Hier und da erhoben sich die Völker, täglich kamen neue Schaaren im batavischen Lager an; kam es zu einem Gefecht, so gingen ganze Haufen gallischer Hülfsmannschaft zu den Batavern über, und mehrere dieser Hülfstruppen empörten sich geradezu gegen ihre römischen Befehlshaber, und schlugen sich zu Civilis durch; endlich fiel die ganze Flotte der Römer auf dem Rheine den Batavern in die Hände. Welche Freude! Es kamen deutsche Abgesandte, und boten Hülfe an. Diese lehnte Civilis zwar ab, weil die Deutschen zu weit wohnten; aber die Gallier suchte er zu bereden, gegen ihre Zwinger aufzustehen.

Zugleich befand sich das Römerheer in dem Zustande großer Verwirrung. Die Befehlshaber verkrochen sich ängstlich in di

festen **Plätze**, **und** die Soldaten glaubten, daß jene mit dem Feinde **einverstanden** wären. Einige wurden abgesetzt, Andere sogar **ermordet**. Dazu kam, daß das Heer nicht einmal wußte, wer eigentlich **Kaiser** sey; denn in Rom saß zwar der Schwelger **Vitellius** auf dem Kaiserthrone; aber das Heer in Ungarn **hatte einen** würdigern Mann, den Feldherrn Vespasian zum **Kaiser ausgerufen**, so daß die in Gallien stehenden Soldaten **noch schwankten**, wen von beiden sie anerkennen wollten. **Welche** Verwirrung an allen Orten und Enden!

In **den ersten** Tagen des Jahres 70 kam endlich die Nachricht nach **Gallien**, Vespasians Anhänger hätten die des Vitellius **in Italien** besiegt, und dieser wäre in Rom ermordet **worden**. Da erhoben sich die Soldaten, die den schwelgerischen Kaiser mehr liebten, als den vernünftigen und tugendhaften Vespasian, und erregten eine fürchterliche Meuterei, **wodurch die** letzte Ordnung im Römerlager verloren ging.

Alles günstige Umstände für die Freiheit der Gallier! Noch mehr: **die gallischen** Völkerschaften fingen an, sich nach gerade zu erinnern, **daß** sie einst frei gewesen waren; aber sie waren bereits so **an die** römische Herrschaft gewöhnt, daß sie diese noch ferner **ruhig** ertragen hätten, wären nicht ihre in hoher Achtung **stehenden** Priester, die **Druiden**, mit einer Wahrsagung **aufgetreten**, daß der Untergang der Römer bevorstehe. Ferner: **in Deutschland** befand sich ein Thurm; in ihm wohnte in tiefer **Einsamkeit** eine Wahrsagerin, **Veleda**, zu deren Klugheit **die Völker** großes Vertrauen hatten. Keiner durfte sich ihrem **Heiligthume** nahen; die Fragenden mußten einem ihrer **Verwandten** sagen, was sie wollten, und dieser brachte ihnen **die Antwort** wieder zurück. Zu dieser Frau schickte jetzt Civilis, **und erhielt** die angenehme **Antwort**: sein Vornehmen werde **gelingen**; er werde das alte römische Lager am Rhein, welches sich noch immer wehrte, erobern.

Die **Prophezeihung** ging bald in Erfüllung. Mehrere im römischen Heere dienende Deutsche und Gallier verabredeten in Cöln eine Verschwörung, zogen noch Andere in das Geheimniß, und ließen diese alle „für das gallische Reich" schwören. Die Verschwornen wollten sich bei erster Gelegenheit vom Rö=

merheere trennen, und alle die ermorden, die ihnen Widerstand leisteten. Der Anführer der Römer, Vocula, ein Mann von Kraft, merkte ihre Absicht, und wollte die Meuterei ersticken. Er versammelte die Soldaten, und machte ihnen Vorstellungen, in der Treue gegen Rom zu verharren. Aber seine Rede vermehrte die Wuth der unzufriedenen Soldaten; sie ermordeten ihn, legten die andern Oberbefehlshaber in Ketten, und schwuren dem gallischen Reiche. Dann eilten die Verschworenen nun längs dem Rheine hin, erschlugen die, welche sich ihnen widersetzten, und hatten nun die Freude, daß sich ihnen die Besatzung des alten römischen Lagers ergab. Civilis sandte der Veleda große Geschenke, und ließ sich nun erst Bart und Haare scheeren, was er eher nicht zu thun gelobt hatte.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Die römischen Soldaten fingen an, sobald sie ihre Handlungsweise ruhiger überlegten, sich zu schämen, daß sie sich von einigen gallischen Verschwörern zur Meuterei hatten hinreißen lassen. Sabinus einer dieser Verschworenen, ließ sich von seinem Anhange zum Kaiser ausrufen, und zog aus, die Sequaner sich zu unterwerfen, wurde aber völlig geschlagen. Wo sollte er nun hin, um nicht den römischen Kundschaftern, welche überall herumschlichen, in die Hände zu fallen? Er hätte zwar leicht in die Wälder Deutschlands flüchten können; aber was sollte dann aus seiner jungen Frau Epponina, die er über alles liebte, werden? Er konnte sie weder mitnehmen, noch zurücklassen. Da dachte er sich eine List aus, die nur Liebe und Verzweiflung eingeben konnte. Ohne ihr etwas davon zu sagen, brachte er seine Habe in eine abgelegene, tiefe Höhle; dann entließ er alle seine Leute, behielt blos zwei Freigelassene bei sich, auf deren Treue er rechnen konnte, steckte mit ihrer Hülfe sein Landhaus an, damit alle Leute glauben sollten, er habe sich mit verbrannt, schickte den einen zur Epponina mit der Nachricht, daß er todt sey, und verbarg sich selbst in jene Höhle. Seine List gelang. Denn als man sah, daß Epponina sich dem wildesten Schmerze hingab, laut schrie und ächzte, und drei Tage und drei Nächte keine Speisen genoß, so zweifelte

Niemand mehr an seinem Tode. Aber nach einigen Tagen ließ er ihr sagen, er lebe noch; sie solle ihren Schmerz noch einige Zeit äußern, um die Leute erst recht sicher zu machen. Das that sie auch mit großer Geschicklichkeit, und man vergaß endlich des Sabinus. Als das die treue Epponina merkte, besuchte sie dann und wann ihren Gatten, erst nur in der Stille der Nacht, dann auf längere Zeit, und endlich blieb sie *ganz* bei ihm. So lebten die Beiden neun Jahre lang in der *Abgeschiedenheit*, ohne daß Einer ahnte, daß sie noch lebten. Die gute Frau gebahr hier ihrem Manne zwei Knaben, und ertrug mit einem Heldenmuthe ohne Gleichen jede Beschwerde. Einmal schlich sie sich sogar in einer Verkleidung nach Rom, um zu horchen, ob er wohl beim Kaiser Verzeihung erhalten würde, wenn er sich auslieferte; aber sie fand es doch noch zu mißlich, weil Vespasian allen Theilnehmern an jener Verschwörung den Tod geschworen hatte. Endlich wurde Sabinus doch entdeckt, mit seiner Frau und seinen beiden Kindern hervorgezogen, und nach Rom gebracht. Als der Kaiser die unglückliche Familie vor sich führen ließ, trat Epponina dreist vor ihn hin, und suchte ihren Mann zu entschuldigen. „Sieh!" sprach sie zuletzt, indem sie auf ihre Kinder wies, „ich habe diese da in der finstern Höhle geboren, damit ich zwei Fürsprecher mehr vor deinem Throne hätte!" Vespasian wurde gerührt, aber er glaubte des Beispiels wegen nichts erlassen zu dürfen, und verurtheilte die Eltern zum Tode. Epponina erschrack um ihrer selbst willen nicht vor dem Tode; aber daß ihr Gatte sterben, und sie ihre Kinder verlieren sollte, das schmerzte sie tief. Mit einer edeln Freimüthigkeit sprach sie: „wisse, o Kaiser, daß wir in unsrer Höhle glücklicher gelebt haben, als du auf deinem Throne. Erlaube uns doch wenigstens, in die Einsamkeit der Höhle wieder zurückzukehren!" Aber ihre Bitte war vergeblich; sie starb mit ihrem Manne zugleich.

Doch wir kehren nach Gallien zurück. Als die Gallier von der Niederlage des Sabinus hörten, erschraken sie, und meinten, es sey doch wohl besser, sich den Römern wieder zu unterwerfen, als den Krieg länger fortzusetzen. Nur Weni-

wagten noch für die eifrige Führung des Krieges zu stimmen. Aber man widersprach ihnen, besonders als man hörte, daß ein großes römisches Heer schon von Italien nach Gallien unterwegs sey. Das Hauptübel war aber die thörigte Uneinigkeit der Gallier. Jede Völkerschaft wollte die erste seyn, und ehe sie noch gesiegt hatten, stritten sie schon, wer dann ihr König seyn sollte; aber Keiner wollte dem Andern diese Ehre gönnen selbst über die Wahl des Anführers im Kriege konnten sich die Thoren nicht vereinigen. Ein solches Volk verdient die Freiheit nicht. Als nun jenes neue römische Heer in Gallien einrückte, kamen ihm die beiden Legionen entgegen, die damals sich empört und ihren Feldherrn Vocula ermordet hatten. Mit inniger Scham näherten sie sich ihren Brüdern, und erklärten, sie fühlten sich nicht würdig, wieder in das Römerheer aufgenommen zu werden. Aber der Feldherr tröstete sie. „Was geschehen ist," sprach er, „hatte das Schicksal einmal beschlossen; es sey in Vergessenheit begraben. Mit dem heutigen Tage soll erst euer Soldatenleben angehen. Das Vorgefallene wird weder der Kaiser, noch werde ich's im Gedächtniß behalten." Die empörten Gallier unterwarfen sich bald, und die meisten erhielten Verzeihung. Einer ihrer ersten Wortführer aber, — Valentin war sein Name — der ganz vorzüglich auf Fortsetzung des Kampfs gedrungen hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Im Augenblicke der Hinrichtung noch suchte ihn ein frecher Römer zu kränken, indem er ihm erzählte, daß seine Vaterstadt erobert sey. Ruhig und fest antwortete ihm der Gallier: „darum begrüße ich freudig den Tod! „Mit diesem Troste schied er vom Leben.

Civilis und die Bataver setzten indessen den Krieg fort. Die Römer zogen den Rhein abwärts, und hier kam es zu mehreren blutigen Gefechten, in denen bald dieser, bald jener Theil siegte. Zuletzt waren die Bataver wie die Römer den Krieg überdrüssig, und sehnten sich nach Ruhe. Dazu kam, daß viele unter jenen dem Civilis seine Macht beneideten, und schon darum sich mit den Römern auszusöhnen wünschten. Da blieb ihm nichts übrig, als mit den Römern zu unterhandeln. Er bat den römischen Feldherrn um eine Unterredung.

Sie kamen zusammen auf einer Brücke, welche auf beiden Seiten abgebrochen wurde. Was weiter aus Civilis geworden ist, sagt die Geschichte nicht. Daß er von den treulosen Römern, oder von seinen Gegnern unter seinem eigenen Volke ermordet sey, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, weil, hätte er länger gelebt, er gewiß von sich sprechen gemacht hätte. Die Bataver unterwarfen sich wieder, und trugen nach wie vor das römische Joch.

18. Der Marcomannen-Krieg, 165 bis 180.

Nach Vespasian regierte in Rom vom J. 79 — 81 sein trefflicher Sohn, der menschenfreundliche Titus. Beide unternahmen weislich gegen die Deutschen nichts, weil sie wußten, daß gegen sie nicht viel zu gewinnen, wohl aber viel zu verlieren sey. Aber nach Titus regierte sein schändlicher Bruder Domitian, ein Scheusal von Grausamkeit, und dabei ein feiger Mensch. Dieser zog mit einem Heere nach Gallien, und ging von da aus über den Rhein in das Land des Chatten. Aber plötzlich überfiel den Feigling eine unnennbare Angst; er kehrte um, ohne, einen Feind gesehen zu haben. Dennoch hielt er wegen des erfochtenen Siegs einen Triumph in Rom, machte sich dadurch aber lächerlich; denn er hatte, wie früherhin Caligula, Sclaven aufgekauft, und diesen durch Färbung der Haare und Veränderung der Kleidung das Ansehen von deutschen Gefangenen gegeben. Daß Jeder heimlich lachte, und über den albernen Kaiser die Achseln zuckte, versteht sich von selbst.

Nach Domitian hatte Rom das seltene Glück, von einigen ausgezeichnet guten Kaisern regiert zu werden. Zwar scheinen auch sie dann und wann an den Gränzen Italiens Kriege mit den Deutschen geführt zu haben; aber wir wissen nichts Näheres davon. Auch scheinen die Deutschen noch keine Versuche gemacht zu haben, über ihre eigenen Gränzen zu gehen und den Krieg in die Länder ihrer Nachbarn zu tragen. Seit 161 regierte der Kaiser Antonin der Philosoph, der auch Mark Aurel genannt wird, ein Mann von reiner Tu-

gend, aber mehr für die Studierstube als für den Thron gemacht. Er nahm zu seinem Mitregenten seinen Bruder Lucius Verus an, einen nichtswürdigen, kalten Taugenichts, der nur in die gröbsten Ausschweifungen den Zweck seines Lebens setzte. Unter diesen beiden Kaisern erhoben sich plötzlich alle deutschen Völker, von da an, wo sich die Donau in das schwarze Meer mündet, den Strom aufwärts bis an seine Quellen, und dann den Rhein hinab bis an das Gestade der Nordsee; denn Donau und Rhein schieden damals ungefähr das Gebiet der Deutschen und der Römer. Sie drängten alle gegen die Gränzen des römischen Reichs heran, und so getheilt sie sonst auch waren, so beseelte sie jetzt doch nur Ein Gefühl: der gemeinschaftliche Haß gegen Rom.

Dieser Krieg wird von den Römern der marcomannische Krieg genannt, weil ihnen von den Marcomannen die größte Gefahr drohte. Ob dies dieselben Marcomannen waren, die unter Marobod das Reich in Böhmen gestiftet hatten, oder ob der Name überhaupt nur Gränzvölker bezeichnet, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Er begann mit 165 und währte bis 180.

Bei der Nachricht von den Bewegungen der Deutschen und ihrem Herandrängen an die Alpen entstand in Rom eine große Bestürzung und es erneuerte sich der cimbrische Schrecken. Mark Aurel, für das Leben im Lager zu schwächlich, hielt die Völker, die schon über die Alpen nach Italien gekommen waren, durch Unterhandlungen hin, bis Verus aus Asien, wo er einen andern Krieg zu führen hatte, zurückgekehrt seyn würde. Als er gekommen war, zogen beide Kaiser hinauf nach dem innersten Winkel des adriatischen Meeres. Hier lag, zwischen Triest und Venedig, eine Stadt Aquileja. Dahin reisten sie. Die Deutschen zogen sich vor ihnen zurück, und es scheint zwischen beiden Völkern ein Waffenstillstand geschlossen zu seyn. Als die Kaiser nach Rom zurückreisten, wurde Verus unterwegs vom Schlage getroffen, und starb im Reisewagen, 169, so daß nun Mark Aurel einiger Kaiser war.

Der Tod des Verus bewog die Deutschen, sogleich den Krieg zu erneuern. In solchen Fällen hatten die Römer sonst

der eigenen Kraft vertraut; jetzt aber nahm selbst der sonst so verständige Kaiser zu albernen Zaubermitteln seine Zuflucht. Ein alter Zauberer hatte ihm gesagt, die Feinde würden geschlagen werden, wenn er zwei durch Opfer geweihte Löwen ins Land der Deutschen jagte. Wirklich wurden zwei dieser Thiere durch kostbare Räucherungen und Abschlachtung vieler Opferthiere zu dem wichtigen Zwecke geweiht, und dann durch die Donau gejagt. Hier aber — schlugen die Deutschen, die nicht einmal wußten, was sie aus diesen Thieren machen sollten, und ob sie eine Art von Hunden oder Wölfen wären, sie mit Keulen todt, griffen die Römer an, und schlugen sie in die Flucht. Recht so! denn wer sich durch abergläubische Mittel helfen will, statt selbst thätig zu seyn, verdient keine Hülfe. Doch siegten die Deutschen nicht immer; auch sie erhielten mehrere Niederlagen. Seiner erfochtenen Siege wegen errichteten die Römer ihrem Kaiser in Rom eine herrliche Säule, auf der seine Thaten dargestellt waren, und die noch steht.

Nachdem Mark Aurel die Marcomannen fürs erste zur Ruhe gebracht hatte, wandte er sich gegen die Quaden, ein Volk im heutigen Ungarn. In diesem Feldzuge wurden einst die Römer von den Feinden so eingeschlossen, daß sie nicht mehr entweichen konnten, und sie schienen so rettungslos verloren, daß die Quaden absichtlich jedem Kampfe auswichen. Da thürmten sich plötzlich Wolken am Himmel auf; es fing an zu blitzen und zu donnern, und endlich ergoß sich ein so erfrischender Regen, daß die Römer, die ihn mit ihren Helmen auffingen, neue Kräfte gewannen. Und ehe noch die Quaden von dem Schrecken über das furchtbare Gewitter sich erholen konnten, griffen die Römer sie an, und schlugen sich glücklich durch. Diese Rettung schien so wunderbar, daß sie einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zugeschrieben wurde. Einer sagte, Jupiter, der Donnergott, habe sie auf das Gebet des guten Kaisers gerettet; ein Anderer meinte, ein ägyptischer Zauberer, den Mark Aurel im Lager hatte, hätte das Gewitter herbeigezaubert; und spätere christliche Geschichtschreiber behaupteten gar, es sey eine Legion im Heere gewesen, die aus lauter Christen bestanden habe; diese habe der Kaiser gebeten, doch zu ihrem Gotte um Hülfe zu flehen.

Das hätten sie gethan, und gleich sey der Regen da gewesen. So ist aber der abergläubische Mensch! er sucht die Ursache solcher unerwarteten Hülfe, die gewiß jeder Mensch in seinem Leben dann und wann erfahren hat, so weit, da sie ihm doch so nahe liegt. Wie oft hilft uns nicht die gütige Vorsehung durch irgend ein unerwartetes Ereigniß! Aber an ein Wunder brauchen wir dabei nicht zu denken.

Endlich näherten sich beide Völker, um Frieden zu schließen. Der Kaiser mußte große Opfer bringen, um ihn zu erhalten. Einigen Völkern gab er Geld, anderen Ländereien, noch andern beides. Und nun kehrte er voll Freude, daß endlich der gefährliche Krieg beendigt sey, nach Rom zurück. Aber kaum war er dort, so brach der Krieg schon wieder aus, dies Mal durch die Schuld der römischen Soldaten, die über die sicheren Deutschen verrätherisch hergefallen waren. Mit schwerem Herzen mußte er also wieder zu Felde ziehen. Dies Mal nahm er seinen Sohn Commodus mit. Er hat das Ende des Kriegs nicht erlebt; denn er starb in Vindobona, einer Stadt, die da lag, wo jetzt Wien liegt, und ahnte nicht, daß da nach vielen Jahrhunderten ein großer Kaisersitz seyn werde. Wie wird es nach 1000 und 2000 Jahren in unserm Vaterlande aussehen?

Nachdem der brave Mark Aurel 180 gestorben war, sehnte sich Commodus, der nun den römischen Kaiserthron bestieg, nach dem schönen Rom zurück; denn er war ein zwar schöner, kräftiger Jüngling; aber Schmeichler hatten ihn früh verdorben, und den Saamen vieler Laster in sein Herz gelegt, der jetzt schnell zu Roms Unglück aufging. Besonders war er allen sinnlichen Vergnügungen so sehr ergeben, daß ihm in dem rauhen Gränzgebirge ganz bange wurde, und er sich nach Rom zurück wünschte. Darum befahl er, daß man mit den Deutschen, für welchen Preis es auch sey, Frieden machen sollte. Dieser Frieden also machte zwar dem blutigen Kriege für jetzt ein Ende, brachte aber den Römern große Schande; denn sie mußten den Deutschen Jahrgelder geben und Gränzländer einräumen. Seit der Zeit wurde das römische Reich an seinen nördlichen Gränzen unaufhörlich von den Deutschen bestürmt, weil diese nun die Schwäche des Reichs kennen gelernt hatten, und die erhaltenen

Jahrgelder ihnen Lust machten, neue von den Römern zu erpressen. So ging also Rom mit Riesenschritten seinem Untergange zu.

19. Die Gothen, Alemannen, Franken und Sachsen.

Während dieser Kriege der Deutschen mit den Römern verschwinden nach und nach die alten Namen der deutschen Völker, und die folgende Geschichte nennt dagegen besonders vier Hauptvölker, die Deutschland bewohnten; die Gothen, die Alemannen, die Franken und die Sachsen. Woher kommen so plötzlich diese neuen Völker? wo sind die alten geblieben? — Ohne Zweifel waren diese keineswegs wirklich verschwunden, sondern es hatten sich, eben wegen des Krieges mit Rom, vier Volks-Verbindungen gebildet, um desto besser den Römern widerstehen zu können, und diese Namen wurden nun statt der Namen jener einzelnen Völker gebraucht.

1. Die Gothen scheinen ursprünglich an der Weichsel, also im jetzigen Preußen und Polen gewohnt zu haben. Von da breiteten sie sich nach und nach weiter nach Südosten aus, so daß sie endlich bis an die Mündung der Donau und des Don, also bis ans asowsche und schwarze Meer reichten. Sie machten ohne Zweifel eine große Verbindung vieler Völker aus, und der gemeinsame Haß gegen Rom war gewiß das Band, welches Alle umschlang. Ob sie gleich nicht im jetzigen Deutschlande wohnten, so waren sie doch unverkennbar deutschen Ursprungs; das bewies ihr hoher Wuchs, ihr edler Blick, ihre weiße Haut, ihr blondes Haar, und die gemeinsame Sprache, von der wir noch jetzt Ueberreste besitzen. Sie theilten sich zuletzt in zwei große Stämme, die Visigothen (Westgothen) und Ostrogothen (Ostgothen), deren Namen noch oft vorkommen werden.

2. Die Alemannen oder Allemannen. Sie wohnten zwischen Main, Donau und Rhein, also im jetzigen Baden, Würtemberg, Darmstadt, und waren ein Gemisch von mehreren Völkern. Daher mag auch ihr Name entstanden seyn, weil sie aus allerlei Volk zusammengesetzt waren. Vielleicht auch nannten

sie sich so im Gefühle ihrer Tapferkeit: ein Volk, welches allzumal aus Männern besteht. Ihr Namen hat sich lange in der Geschichte erhalten, und da die Bewohner des nachmaligen Frankreichs mit ihnen besonders in Berührung kamen, so geschah es, daß sie alle Deutsche les allemands, und ganz Deutschland Allemagne nannten. Die Alemannen waren ein sehr tapferes Volk; sogar die Frauen besaßen vielen Heldenmuth. Es wird erzählt, daß einst viele derselben in die Hände der Römer gefallen waren: der Kaiser fragte sie, ob sie vorzögen zu sterben oder in die Sclaverei zu gehen. Alle wählten den Tod, und als er sie dennoch als Sclavinnen fortschleppte, brachten sich alle ums Leben.

3. Die Franken wohnten nördlich von den Alemannen, also vom Main an, den Rhein abwärts, da wo jetzt Nassau und die preußischen Rheinprovinzen sind. Es war ein großer Völkerbund, und ihre Tapferkeit wird bei jeder Gelegenheit sehr gerühmt. Auch bei ihnen kommt ein solcher Fall vor, daß die Frauen lieber sich und ihre Kinder umbrachten, ehe sie in die Sclaverei gingen. Ihren Namen hat man von frank, welches so viel als frei bedeute, abgeleitet, aber ohne Wahrscheinlichkeit. Sie theilten sich späterhin in zwei Haupt-Verbindungen: die salischen und ripuarischen Franken. Jene sollen von der fränkischen Saale, die in den Main fließt, diese vom Ufer (ripa) des Rheins, an dem sie wohnten, den Namen haben. Auch das ist ohne Beweis; auch haben dergleichen Namenableitungen keinen großen Werth.

4. Die Sachsen waren die Nachbaren der Franken, nach Osten hin, und wohnten also von der Ems und Lippe über die Weser hin bis an die Elbe und Saale. Auch ihren Namen hat man ableiten wollen, und zwar von Sitzen, da sie ja doch nicht festere Wohnsitze als die andern Deutschen gehabt haben. Sie waren tüchtige Seefahrer; denn sie wohnten bis an die Küste der Nordsee, uud verübten hier oft an den benachbarten Küsten Seeräubereien. Sie theilten sich in drei Hauptstämme: die Ostphalen saßen an der rechten Seite der Weser bis in den Harz und an die Weser, also im jetzigen Hannover, Braunschweig und Magdeburgischen; die Engern an dem linken

Weserufer; und die Westphalen in dem Lande, welches noch jetzt von ihnen den Namen führt, also um die Lippe und die Quellen der Ems.

Außer diesen vier Völkerverbindungen finden wir noch einige einzelne Völker in der Mitte von Deutschland wohnen, vornehmlich die Thüringer in dem Lande, welches noch jetzt Thüringen heißt, die Longobarden an der Elbe, und die Vandalen in der Lausitz.

20. Roms Verfall.

Nach dem Marcomannen-Krieg blieb keineswegs Frieden zwischen den Römern und Deutschen; aber wir wollen die Kriege nicht einzeln herzählen. Nur so viel merke man sich, daß die Deutschen unaufhörliche Einfälle in das römische Gebiet machten, und bald siegten, bald zurückgeschlagen wurden. Auch die Römer zogen dann und wann in Deutschland ein, errichteten hier Festungen und Verschanzungen, aber ohne Bestand, und wurden immer wieder hinaus geworfen. Hätten die Deutschen mehr zusammengehalten, und wären sie planmäßiger verfahren, so hätten sie schon damals Rom über den Haufen werfen können. Denn das römische Volk war in die tiefste Sittenlosigkeit versunken. Die meisten Kaiser waren schändliche, schwelgerische, grausame Menschen, die zu glauben schienen, daß das Volk nur um ihrentwillen da sey, und da sie gewöhnlich bald ermordet wurden, so folgte schnell einer auf den andern. Oft regierten mehrere zugleich; denn es war nichts Seltenes, daß die einzelnen Heere ihre Feldherrn zu Kaisern beriefen, und dann begann ein Bürgerkrieg, der immer mit der Ermordung des Einen oder des Andern endigte, und das schon wankende Reich immer mehr an den Rand des Abgrunds führte. Ein geistreicher Geschichtschreiber unsrer Zeit (Luden in seiner Geschichte des deutschen Volks Th. 2, S. 85.) giebt folgende schöne, aber grauenhafte Schilderung von dem damaligen Zustande des römischen Reichs:

„Das Schicksal des römischen Reichs war entschieden; aber die Augen der Römer waren geblendet und ihre Ohren taub; sie erkannten es nicht. Angeschwollen durch einen frevel-

haften und schonungslosen Mißbrauch der Stärke bis zu einer ungeheuern Größe, wurde dieses Reich nicht mehr durch ein natürliches oder geistiges Band zusammengehalten, das allein Menschen dauernd vereinigen kann. Die Völker, die zu demselben gehörten, bildeten, mit der Gewalt der Waffen unterworfen, oder mit dem eisernen Netze der Arglist gefesselt, in keiner Beziehung eine wahre Gesellschaft. Aechte Römer waren kaum noch zu finden im römischen Reich; in Rom selbst wurden die Römer selten. Die Religion der Väter war überall verfallen; keine neue hatte die Herrschaft gewonnen; das Christenthum stand in siegreichem Kampfe; aber es fehlte noch viel an der Besiegung des Feindes. Jedes religiöse Verhältniß war zerrüttet, jeder Glaube verwirrt oder verfälscht. Der Unsinn hatte seine Verehrer, die Gaukelei ihre Tempel, der Wahn sein Opfer. Keine Sitte war heilig, kein Brauch fest. Die Tugend fand keine Achtung, die Wissenschaft keine Bahn. Unter schnöder Pracht ward das Schöne erdrückt und das Erhabene unter auffallenden Werken, an welchen der Schweiß und das Blut der Völker hing. Aus Wort und Werk war die Wahrheit verschwunden; Lug, Trug und ungebändigte Leidenschaft bestimmten zur That und beseelten die Rede. Die Freundschaft war ohne Werth, die Liebe ohne Reiz, die Treue ohne Halt. Ausschweifende Thorheit galt für kräftiges Handeln, wilde Freude für edles Vergnügen, Ueppigkeit und Schwelgerei für Lebensgenuß. Dünkel schien Entschlossenheit, Hochmuth Festigkeit, Verachtung Ehre. Zwar fehlte es auch in dieser Zeit nicht an edlen Seelen und reinen Gemüthern, welche das Gefühl menschlicher Würde bewahrten oder wiedergewannen, und in hoher Tugend und frommer Sitte den Werth des Lebens auszuprägen suchten. Aber sie waren Fremdlinge in derselben, und gingen unter in dem Strudel des Verderbnisses, oder flohen hinweg aus dem Getriebe der Gesellschaft in das einsame Heiligthum der Natur, und wandten sich dem Himmel zu und einer andern Heimath. Das öffentliche Leben schleppte sich hin in Blut und Schande, Greuel und Verbrechen. Nirgends zeigte sich Weisheit, nirgends Mäßigung, nirgends Besonnenheit. Den Gesetzen war die Kraft entrissen, der Verwaltung ihr Recht und ihre Macht

launenhafte Willkür gab die Richtung, und rohe Gewalt entschied das Loos der Menschengeschlechter. Das einzige Erbtheil bei den Tagen der Väter, das noch unverschleudert und unversehrt stand, war die Kunst der Waffen. Aber sie waren den Händen von Miethlingen anvertraut, welche, bei unterjochten und mißhandelten Völkern geworben, Rom haßten oder verachteten. Der Senat konnte in seiner feigen Erniedrigung keinen Mann ertragen, der die Kraft besaß zur Leitung des Heeres. Das entwürdigte und schlaffe Volk verlangte nur Fürsten der Verschwendung, die durch Feste, Spiele und Spenden seine leeren Tage füllten. Das Heer selbst, übermüthig und verwildert, ohne Zucht und ohne Ordnung, wollte weder einen starken Kaiser dulden, noch einen schwachen; weder einen strengen, noch einen nachsichtigen. Der häufige Wechsel allein gewährte Freude, weil er Gaben und Geschenke verhieß, gute Tage und lustige Nächte. Darum erhoben die Heere ihre Führer zum kaiserlichen Namen; und die Stufen zum Reiche bildeten eine Leiter zum Blutgerüste. Die gefallenen Kaiser aber hatten für ihren blutigen Leichnam nur grausamen Schimpf zu erwarten, oder ihnen blieb die Aussicht auf eine thörigte und frevelhafte Vergötterung. In der That: Roms letzte Stunde konnte sich noch durch Menschenalter hindurch verzögern; aber Rom selbst war nicht im Stande, sie aufzuhalten."

Mit den Sachsen hatten die Römer damals, d. i. im dritten und vierten Jahrhundert, nur selten zu thun, weil jene nicht unmittelbar die römischen Gränzen berührten, und durch ihre Lage mehr auf das Meer hingewiesen waren. Desto häufiger und stärker aber drängten die Gothen gegen die untere Donau (die jetzige Moldau, Wallachei und Bulgarei) an, während die Franken über den Niederrhein, die Alemannen über den Oberrhein setzten, und in Gallien einfielen. Selbst in Italien sah man zuweilen deutsche Schaaren verheerend einbrechen. Bei all' diesem Jammer hatten die Römer selten einen Kaiser von Muth und Kraft, und sie selbst hatten längst aufgehört, kriegerisch zu seyn; ihre Heere bestanden fast allein aus deutschen Miethlingen, die zwar tapfer fochten, und sich durch ihre Treue auszeichneten; aber wenn es ihnen nun einmal eingefallen wäre,

sich zu empören, und mit ihren Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen? Wer sollte dann den Untergang des römischen Reichs, ja vielleicht des ganzen römischen Volks aufhalten? — Das war die verzweiflungsvolle Lage der Römer! „Das römische Reich glich einem wahnsinnigen Riesen mit gelähmten Gliedern, der wohl noch in krampfhafter Anstrengung furchtbare Schläge zu führen vermochte, aber weder seiner Entschlüsse noch seines Leibes Meister war. Die deutschen Völker, aufgeregt durch frevelhaften Anfall auf ihre Freiheit, waren zu großen Bündnissen vereint; das Land von der Mündung des Rheins bis zum asowschen Meer war in ihrer Gewalt; der Krieg hatte sie den Krieg gelehrt; mit dem Reichthume der römischen Provinzen waren sie gerüstet. So standen sie an den alten Gränzen des Reichs, und schauten mit kühner Hoffnung und stolzem Vertrauen auf die feindlichen Länder, die ihnen überall geöffnet waren, und nur noch vertheidigt zu werden schienen durch ihre Verödung."

Zu Ende des 3. Jahrhunderts regierte Kaiser Diokletian. Er glaubte allein das ganze große Reich nicht übersehen zu können, und nahm noch einen Mitkaiser an. Aber auch hiermit noch nicht zufrieden, wurden bald darauf noch vier Unterkaiser eingesetzt, so daß das römische Reich zu Anfange des 4ten Jahrhunderts gar 6 Kaiser zugleich hatte. Einer darunter war Constantin der Große, der klügste von Allen, dem es zuletzt durch Gewalt und Hinterlist gelang, sich zum alleinigen Kaiser von Rom zu machen. Er ist derselbe, der zum Christenthum überging, aus Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der christlichen Lehre gewiß nicht, sondern weil er glaubte, daß ihm dann die Soldaten, die größtentheils Christen waren, am treuesten beistehen würden. Schon hieraus sehen wir, daß sein Gemüth verdorben war; dennoch ist er einer der merkwürdigsten Kaiser geworden, darum, weil sich die göttliche Vorsehung seiner bedient hat, um dem Christenthum größere Ausbreitung zu verschaffen; doch davon nachher.

Dieser Constantin betrat schon als Jüngling den Kaiserthron, und wollte ein für alle Mal den Einfällen der Deutschen in Gallien ein Ziel setzen. Gewalt sowohl als List waren bisher oft, aber immer ohne bleibenden Erfolg, angewendet

worden; nun wollte er es mit einem neuen Mittel versuchen, sie nämlich durch Grausamkeiten so schrecken, daß die Furcht sie künftig zurückhielte. Er vergaß aber, daß es gefährlich ist, einen Starken und Mächtigen zur Rache zu reizen, und war diese Rache auch nicht gleich auf der Stelle zu fürchten, so blieb sie doch nicht aus. Als er nach Gallien kam, zogen sich die Franken vor ihm zurück; aber zwei ihrer Fürsten hatten das Unglück, in seine Hände zu fallen. Er ließ sie nach Trier bringen, wo er damals seine Residenz hatte, und vor seinen Augen und den Augen des versammelten Volks in der Rennbahn von wilden Thieren zerreißen. „Recht so!" riefen seine Schmeichler; „dadurch bezwingt man die Völker, daß man ihnen die Führer entreißt. Mögen uns auch die Deutschen hassen; wenn sie sich nur vor uns fürchten. Nur der Schrecken ist für unsre Feinde eine unübersteigliche Mauer." Aber diese Schmeichler irrten sich; der Schrecken der Deutschen war nicht so groß als ihr Rachegefühl. Sie hatten kaum von der Ermordung ihrer Fürsten gehört, als sie sich zu einem neuen Einfalle rüsteten, um an Constantin Rache zu nehmen. Dieser ging ihnen entgegen über den Rhein; aber mit solcher Angst, daß er sich in das Kleid eines gemeinen Soldaten steckte, und ausbreiten ließ, er sey nicht selbst bei dem Heere; so sehr fürchtete er sich vor der Rache der Deutschen! Demnach kehrte er auch bald zurück, und war froh, daß sich die Franken einen Frieden gefallen ließen. Aber ungeachtet dieses Friedens ließ er alle Gefangene, wie jene beiden Fürsten, nach Trier schleppen, und den wilden Thieren vorwerfen. Es waren aber dieser unglücklichen Jünglinge so viele, daß die Thiere kaum sie alle zu zerreißen vermochten! Das Jammergeschrei der armen Gemarterten vergaß er bald über den Lobpreisungen seiner Schmeichler. — Einige Jahre darauf machten die Franken einen neuen Einfall in Gallien. Constantin lockte sie recht weit in das Land hinein; dann fiel er über sie her, und schlug sie völlig. Auch dies Mal sparte er die armen Gefangenen zur Ergötzung des Volks für die Hetzbahn auf. Aber die deutschen Jünglinge und Männer gaben sich vorher den Tod mit eigener Hand. „Denn," sagt ein römischer Geschichtschreiber, „den Tod hielten sie für gering; aber sie wollten nicht ihren Fein-

den zum Schauspiele dienen; darum tödteten sie sich, damit nicht blutgierige Augen sich an ihren Qualen weiden sollten." — Diese Grausamkeiten Constantins waren für das Volk der Franken ein Gewinn; denn sie standen nun fürs erste von den nichts nutzenden Einfällen in Gallien ab, und schlossen sich fester an einander an, wodurch es ihnen in einer spätern und günstigeren Zeit möglich wurde, sich des größten Theils von Gallien zu bemächtigen. Das liegt aber in dem Gange der göttlichen Vorsehung, daß sie, bei den Schicksalen der Völker wie der einzelnen Menschen, die Thorheiten und Laster der Menschen zum Vortheil Andrer benutzt, so daß Unglücksfälle, die, wenn sie da sind, tief bejammert werden, der Grund zu einem späteren größeren Glücke sind.

21. Ausbreitung des Christenthums.

Ehe wir die Begebenheiten der Deutschen weiter erzählen, ist erst des großen Einflusses zu erwähnen, den der Uebertritt Constantins zum Christenthum nicht nur auf die Geschichte des römischen Reichs, sondern auch des deutschen Volks gehabt hat.

Gleich nach Jesus Tode waren die Bekenner seiner Lehre, so weit sie im jüdischen Lande wohnten, von den Juden verfolgt worden. Die Verfolgungen hörten aber mit dem Jahre 70 auf, als die Weißagungen Jesus von der Zerstörung Jerusalems eintrafen, und die Juden in alle Welt zerstreut wurden. Aber unglücklicherweise hielten die Römer die hier und da im Reiche lebenden Christen für eine jüdische Secte, und da ihnen die Juden wegen ihrer Empörungssucht verhaßt waren, so mußten auch die unschuldigen Christen darunter viel leiden. Um Gott nach ihrer Weise zu verehren, und das Andenken des Erlösers zu feiern, mußten sie des Nachts in Kellern oder Höhlen zusammenkommen. Dort sangen sie mit gedämpfter Stimme fromme Gesänge, und stärkten sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls mit neuer Kraft, die viele Noth zu ertragen, welche sie um ihres Glaubens willen litten. Späterhin, als die Römer wohl einsahen, daß die Christen mit

den **Juden nichts** gemein hätten, hörte die Verfolgung unter manchen **milden** Kaisern wohl auf; denn im Ganzen war es den Römern **ganz gleichgültig**, welchen Glauben man hatte, und ob man **zu ihren** Göttern betete oder nicht. Als es aber Sitte wurde, **die Bildsäulen** der Kaiser in die Tempel unter die der Götter **zu stellen**, und sie wie diese zu verehren, fingen die Verfolgungen **wieder** an. Die Christen nämlich verbargen gar nicht ihren **Abscheu, die** Kaiserbildsäulen zu verehren. „Nur den einigen Gott," **sagten** sie, „können wir anbeten, und Gottes Sohn, **Jesum** Christum, als unsern Heiland verehren!" Das hielten **die Römer** für eine unverzeihliche Hartnäckigkeit und für eine **strafbare** Verachtung des Kaisers; denn ihnen war die Religion **nie Sache** des Herzens; sie beteten zu ihren Göttern nicht aus **Bedürfniß**, um Trost, Ruhe und Seelenstärke zu gewinnen, sondern **aus Furcht** vor Unglück, und da ihnen also die hohe **Begeisterung**, **welche** die Religion zu geben vermag, ganz fremd war, so **sahen sie** gar nicht ein, warum die Christen sich so hartnäckig **weigerten**, die Bildnisse des Kaisers göttlich zu verehren. Dazu **kam, daß** die Christen, was sie freilich hätten unterlassen können, **auf den** heidnischen Gottesdienst schmäheten, und von den **Göttern verächtlich** sprachen. Das brachte die Römer auf, und nun **verfolgten** sie dieselben. Die heidnischen Priester billigten **das nicht** nur, sondern sie munterten die Kaiser und das Volk **noch** mehr dazu auf; denn sie verloren dabei viel an Ansehen **und** an Einkünften, wenn die neue Lehre überhand **nahm**. Wenn nun die Christen, weil sie ihren Glauben nicht **verleugnen** wollten, zum Martertode geschleppt wurden, so gingen **sie mit** Freudigkeit den Qualen entgegen. „Wir leiden für **Jesus** und seine Lehre," sagten sie; „dafür nimmt er uns **auf in** sein Himmelreich, und nach kurzem Schmerze hienieden **wartet** unser eine ewige und über alle Maaßen große Seligkeit." Das Beispiel des Martertodes *sollte* auf die **andern** Christen abschreckend wirken; aber umgekehrt! sie **wurden** durch den Anblick des standhaft Sterbenden **in ihrem** Glauben nur noch mehr bestärkt, und Viele, die **bis dahin** noch dem Heidenthum ergeben gewesen waren, bekannten **sich nun** zu einer Lehre, die ihren Bekennern einen

solchen Muth und eine solche Freudigkeit im Tode zu verleihen vermochte.

Wirklich breitete sich auch das Christenthum, obgleich es noch keine Tempel hatte, und seinen Verehrern keine irdischen Vortheile bieten konnte, in aller Stille reißend aus, so daß schon zu Anfange des 2ten Jahrhundert ein Statthalter in Klein=Asien dem Kaiser klagte, das Christenthum nehme nicht nur in Städten, sondern auch in Flecken und Dörfern überhand, und die Tempel ständen beinahe leer. Und war das zu verwundern? Die Achtung und Furcht vor den vaterländischen Göttern war aus den Herzen der Römer, seitdem sie so sittenlos geworden waren, längst gewichen; ihre Verehrung war den Meisten ein Gegenstand des Gespöttes, und nur, wenn einmal ein großes Unglück über Rom hereinbrach, liefen sie aus Angst in die Tempel, und umfaßten flehend die Knie der Götter, an welche sie selbst nicht einmal recht glaubten. Wenn sich nun die schwelgerischen Römer ihr ganzes Leben in Lastern herumgewälzt hatten, und endlich selbst darüber Ekel empfanden, so entstand in ihnen das Verlangen, nach andern, höheren Freuden, die nicht so schnell vorübergingen, keinen Stachel der Reue zurückließen, und Ruhe in das geplagte Herz brächten. Da öffnete ihnen die Lehre Jesus ihren Schooß, und wies sie auf die reinen Freuden der Religion hin. „Thut Buße!" rief sie, „und das Himmelreich ist euer! Wenn ihr eure Sünde bekennt, so ist Gott treu und gerecht, daß er euch die Sünde vergiebt, und reinigt euch von aller Untugend. — Seyd ihr aber gerecht worden durch den Glauben, so habt ihr Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus, durch welchen ihr auch einen Zugang habt im Glauben zu dieser Gnade, und rühmet euch der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott euch geben will!" Dann wurde das Herz der reuigen Sünder ruhig, und indem sie Andern diesen erhaltenen Trost priesen, gewannen sie der neuen Lehre immer mehr Bekenner.

Noch mehr aber fühlten sich diejenigen von ihr angezogen, die entweder ihres äußeren Glückes bei den unaufhörlichen Völkerkriegen beraubt worden waren, oder denen bei Betrachtung des unermeßlichen Jammers, den sie überall sahen, die Lust

am Leben verging. Die irdische Welt bot ihnen keine Freuden mehr dar; darum ergriff sie eine unendliche Sehnsucht nach einer andern Welt, wo aller Schmerz schweigt, und dem Rechtschaffenen und dem stillen Dulder die Palme der ewigen Seligkeit winkt. Diese brennende Sehnsucht stillte aber nur allein die Lehre des Heilands; sie wies die, welche hier unschuldig Leid trugen, auf eine bessere Zukunft hin, und zwar nicht nur die Hohen und Mächtigen, sondern ohne Unterschied den Herrn wie den Knecht, wer nur bei ihr Trost suchte. Je ärger also die Sittenverderbniß wurde, je unsinniger die Kaiser wütheten, desto inniger schlossen sich die stillen und redlichen Gemüther an die Religion des Friedens, und fühlten sich beseligt im Vorgenuß der ewigen Freuden, die sie ihnen verhieß. Daher die Ergebung, mit welcher sie alles Ungemach, alle Verfolgung, alle Noth willig ertrugen, auf die Zukunft des Herrn wartend.

Die Verfolgungen der heidnischen Kaiser konnten daher zwar wohl das Christenthum niederdrücken; aber aufhalten konnten sie seine Verbreitung keinesweges. Es gewann in der Stille Anhänger, und das morsche Gebäude des Heidenthums war längst untergraben; es fehlte nur an einem äußern Anstoße, es ganz über den Haufen zu werfen. Den letzten Versuch, es aufrecht zu halten, machte Kaiser Diokletian, einer der Vorgänger Constantins. Er verordnete eine allgemeine harte Verfolgung der Christen. Man spürte ihre heimlichen Versammlungsörter aus, man zerstörte ihre heiligen Schriften, man nahm ihnen ihre Güter, und marterte sie selbst zu Tode. Aber alle Martern vermochten nichts gegen die Freudigkeit des Glaubens, und der Tod hatte seine Furchtbarkeit verloren für die, welche jenseits ein seligeres Leben erwarteten.

Da wurde endlich Constantin Kaiser, und faßte den großen Entschluß, ein Christ zu werden, und die christliche Religion in Schutz zu nehmen. Daß er das nicht aus reiner Ueberzeugung that, sondern aus Eigennutz benimmt der Handlung freilich das Verdienstliche, nicht aber ihre Wichtigkeit. Nur wich leider schon damals die Kirche von der Reinheit der Religion Jesu ab; es hatte sich unter den Christen während der Zeit ihrer Verfolgung und ihres Druckes die Meinung ausgebildet, daß

die Vorsteher der Gemeinden allein zu entscheiden hätten sowohl über die Auslegung der Worte Jesus und der Apostel, als auch über solche Dinge, die von Jesus gar nicht entschieden waren, weil sie keinen wesentlichen Einfluß auf die Tugend hatten, z. B. die Lehre von dem Verhältniß Jesus zu Gott; in wie fern er eine göttliche und eine menschliche Natur habe, Dinge, die ganz unerörtet bleiben können, weil darauf wenig ankommt, und weil sie überhaupt nicht entschieden werden können. Und doch wurden die, welche von der allgemeinen Meinung abwichen, schon damals für schlechte Christen gehalten.

Ueberhaupt, sobald der Geist des Friedens, der Einigkeit, der Schonung und Duldung aus dem Herzen der Christen wich, verlor sich zugleich der wahre, das Herz erwärmende Geist der Lehre des göttlichen Stifters selbst, der da lehrte: „wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht.“ Es riß schon unter Constantin ein unseliger Zwiespalt unter den Christen ein. Man stritt sich über den Sinn einzelner Bibelstellen; Einer nahm sie buchstäblich, ein Anderer bildlich, und statt nun einen Jeden bei seinem Glauben zu lassen, schrieen die Eiferer: „die Reinheit der Lehre Jesus ist in Gefahr! Wer auch nur in Einem Punkte von ihr abweicht, verunehrt sie, und macht sich der ewigen Seligkeit verlustig.“ Und doch wußten sie selbst nicht, ob sie oder ihre Gegner Recht hätten. Aber einen Hauptgrund zu der Verunstaltung der christlichen Lehre gab schon in der ersten Zeit nach den Aposteln die Meinung, daß es außer dem schriftlichen Evangelium, auch noch mündliche von den Aposteln vorgetragene Lehren gäbe. Nun hatte dies zwar keinen großen Nachtheil, so lange noch die Männer lebten, die sie aus dem Munde der Apostel selbst gehört hatten. Aber als diese auch todt waren, fuhr man fort zu behaupten, die mündliche Ueberlieferung oder Tradition müsse neben dem Evangelium fortbestehen; Jesus habe Manches bloß den Aposteln gesagt, und diese wieder ihren Schülern, und so fort, so daß es gewisse Lehren gäbe, die zwar nicht im Evangelium ständen, aber doch eben so gewiß wären, und daher angenommen werden müßten. Das war eine höchst verderbliche Lehre; denn dadurch sind eine Menge Menschen-

satzungen nachher mit in die christliche Religion aufgenommen worden, so daß Jesus selbst seine Lehre nicht wiederkennen würde. Fragte man nun: „diese und jene Lehre, z. B. vom Fegefeuer, vom Ablaß, vom Mönchsleben, steht ja nicht im Evangelium; wo habt ihr sie her?" so antworteten die Geistlichen gleich: „das ist auch nicht nöthig; sie gehört zu den Lehren, welche durch Tradition erhalten sind." — „Aber woher wißt ihr das?" — „Wir Geistliche sind im Besitz derselben eben durch die Tradition, und was wir in unsern Versammlungen beschließen ist unumstößlich wahr; denn uns regiert der heilige Geist!" Eine Probe von dieser ganz unevangelischen Verfahrungsart gaben die Geistlichen schon unter Constantin.

Es lebte nämlich in Alexandria ein Presbyter, Namens Arius (◡—◡), ein frommer, untadeliger und dabei höchst verständiger Mann. Dieser hörte einst in den Vorträgen seines Bischofs Alexander Ausdrücke über Jesus, die er nicht billigen konnte. Der Bischof hatte nämlich gesagt: der Sohn Gottes sey wie der Vater. Das bestritt Arius. „Denn," sagte er, „der Sohn Gottes hat doch seine Macht erst vom Vater erhalten, ist doch auch erst erschaffen worden; also ist er zwar auch göttlicher Natur, aber doch nicht dem Vater gleich." Diese Untersuchungen hätten unterbleiben können; denn es kommt im Grunde nicht viel darauf an, und der Streit läßt sich auch nicht ausmachen. Aber über solche Dinge streiten sich die Menschen oft gerade am liebsten. Arius äußerte seine Meinung in seinen Predigten, und fand den meisten Beifall. Das ärgerte den Bischof, und er befahl ihm, seinen Irrthum fahren zu lassen. Arius aber war von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt, und bestand darauf. Auch nachdem Alexander ihn auf einer Versammlung von Geistlichen in den Bann that, fuhr er fort zu predigen, und schrieb an verschiedene andere Bischöfe, um seine Meinung zu rechtfertigen. Der Streit machte immer mehr Aufsehen, und zuletzt baten die Bischöfe, die auf Alexanders Seite waren, den Kaiser Constantin, die Sache auf einem allgemeinen Concil entscheiden zu lassen. Constantin verstand vom Christenthum, dessen Geist ihn überhaupt nie belebte, zu wenig, um sich selbst in den Streit

zu mischen, und berief 325 eine große Kirchenversammlung nach Nicäa, einer Stadt im nordwestlichen Theile von Klein-Asien. Es kamen hier 318 Bischöfe zusammen. Die meisten gaben dem Alexander Recht, und die Lehre des Arius wurde verdammt, aber ohne daß dieser sie aufgab. Im Gegentheil theilte sich nun die ganze Christenheit in zwei Partheien, die katholische (rechtgläubige) und die arianische, und eine that die andere in den Bann. Dieser Streit hat noch lange fortgewährt, und in der Folge neue Zwistigkeiten veranlaßt. Daß übrigens Constantin bei dem Streite ganz neutral blieb, und die Entscheidung den Geistlichen allein überließ, hatte die üble Folge, daß in der Zukunft die Geistlichkeit sich allein das Recht anmaßte, über Glaubenssachen zu entscheiden.

Dadurch, daß der Kaiser die christliche Religion für die herrschende erklärte, änderte sich nun ihre Lage ganz. Die Zusammenkünfte, sonst in Höhlen und Kellern, waren nun in prachtvollen Tempeln; die Geistlichen, sonst äußerlich und innerlich demüthig, gingen nun in Prachtkleidern stolz einher; der Gottesdienst, sonst einfach und still, aber mit tiefgefühlter Andacht, wurde nun mit Pomp gehalten, und zog die Gemüther mehr von inneren Gefühlen ab, indem er die Augen durch Ceremonien beschäftigte; denn Constantin ließ eine Menge heidnischer Gebräuche und Einrichtungen auf die christliche Kirche übergehen: die Altäre, die Prozessionen, die Kniebeugungen, die Räucherungen, die Meßgewänder u. s. w. Ob dabei der religiöse Sinn gewann, und der Wille Jesus erfüllt wurde, möchte bezweifelt werden.

Zu den deutschen Völkern kam das Christenthum zwar nicht gleich; aber nicht lange darauf wurden wenigstens einige derselben damit bekannt, und es äußerte recht sichtbar einen günstigen Einfluß auf sie. Sie wurden milder und menschlicher, wenn sie auch nicht gleich anfangs den hohen Sinn der Lehre des göttlichen Stifters erkennen mochten.

22. Julian.

Als Constantin der Große 337 starb, hinterließ er das Reich seinen drei Söhnen Constantin, Constantius und

Constans. Diese drei wurden von einem so bösen Geiste gleich anfangs regiert, daß sie noch über der Leiche des Vaters in wilden Bruderzwist gegen einander losbrachen. Den Deutschen konnte das nicht verborgen bleiben; jetzt schien ihnen der Tag der Rache gekommen zu seyn. Constantin erhielt Gallien zum Erbtheil, und nahm seinen Wohnsitz in Trier. Aber er fand bald seinen Untergang, als er seinen Bruder Constans in Italien angriff, der nun auch Gallien in Besitz nahm. Diese Streitigkeiten beider Brüder benutzten die Franken, gingen über den Rhein, und setzten sich in Nordfrankreich fest, von wo sie sich nie wieder haben vertreiben lassen. Bei dieser Gelegenheit macht ein Zeitgenosse von ihnen folgende Schilderung: „Diese Franken sind ein zahlloses Volk; aber ihre Stärke übertrifft noch die Unermeßlichkeit ihrer Menge. Den Sturm des Meeres fürchten sie so wenig als das feste Land; die Kälte des Nordens ist ihnen angenehmer als die Milde der Luft. Ihr größtes Leiden ist ein unthätiges Leben, der Krieg ihr höchstes Glück; und verlöre Einer einen Theil seines Leibes, er würde mit dem Ueberreste fortkämpfen. Siegt man über sie, so führt die Verfolgung zu nichts; denn von der Flucht gehen sie gleich wieder zum Angriffe über. Die Ruhe sehen sie durchaus als Schwäche an. Ohne Unterlaß mußten die, welche in ihrer Nähe wohnten, Tag und Nacht auf der Hut seyn, ihren Einbrüchen zu begegnen. Man durfte nicht essen ohne Waffen, nicht schlafen ohne Helm. Denn so wie im Sturme die zweite Welle aufsteigt, bevor die erste am Felsen zerschellt ward, und nach der zweiten die dritte, so dringt ein zweiter Heerführer der Franken heran, ehe die erste Schlachtordnung zurückgeworfen ist."

Mehrere Jahre darauf verlor Constans Schlacht und Leben gegen seinen Bruder Constantius, so daß dieser nun einiger Herr des ganzen Römerreichs war. Auch diesen Bruderzwist machten sich die Deutschen zu Nutze. Nicht nur gingen neue Frankenschwärme über den Rhein, und setzten sich immer fester in Nordfrankreich, sondern auch die Alemannen breiteten sich in Gallien aus, und endlich mußte Constantius ihnen den Elsaß einräumen d. i. das Land zwischen dem Rheine

und dem Wasgau-Gebirge. Daher wird noch heute im Elsaß deutsch gesprochen.

Constantius war ein grausamer Mann. Das Bewußtseyn seiner Schlechtigkeit machte ihn mißtrauisch, das Mißtrauen trieb ihn zu unzähligen Ermordungen, das viele vergossene Blut, das unaufhörlich um Rache schrie, raubte ihm alle Ruhe, und diese Angst suchte er in neuem Blutvergießen zu kühlen. Seine eigenen Verwandten wurden zuerst ermordet, weil sie ihm am gefährlichsten schienen. Nur einer derselben entging dem Tode, dadurch, daß er sich jeder Einmischung in die Verwaltung enthielt, und sich ganz den Studien hingab: Julian, ein Enkel des Bruders des großen Constantin. Dieser Julian war von großem Verstande, schönen Kenntnissen, einem gebildeten Geiste, aber es fehlte ihm der höchste Schmuck des Menschen — Wahrheit und Offenheit, vielleicht weniger durch seine Schuld, als durch die der Umstände. Denn tugendhaft und klug zu seyn, war damals ein Verbrechen, und, überall von Kundschaftern umgeben, konnte er sein Leben nur durch die ausgesuchteste Verstellung retten. Man hat ihm Schuld gegeben, daß er späterhin vom Christenthum zum Heidenthum abgefallen sey; aber war das für einen Mann wie Julian anders möglich? Er sah diejenigen Christen, welche im Besitze der höchsten Macht waren, ungescheut die schändlichsten Verbrechen begehen; darum wandte er sein Herz zu der Religion, welche von den tugendhaftesten Männern des Alterthums bekannt worden war. Er hörte die geistlosen Zänkereien der christlichen Partheien; darum flüchtete sich sein Geist zu den Schriften der alten Philosophen, bei denen er Trost für die Leiden seiner Zeit suchte.

Diesen Julian ernannte jetzt der Kaiser Constantius zum Anführer des Heeres in Gallien; denn neue Schaaren von Franken und besonders Alemannen waren wieder in Gallien eingebrochen, und breiteten sich immer weiter aus. Nach vielem Hin- und Herziehen und mancherlei Gefechten traf er das Heer der Alemannen am Rhein in der Gegend von Straßburg. Sie hatten sich auf das rechte Ufer zurückgezogen, gingen aber nun wieder vor, und schickten Gesandte an Ju-

lian, die ihm die Friedensurkunde, die ihnen Kaiser Constantius über den Besitz des Elsaß ausgestellt hatte, vorlegten, und ihn baten, sie im ruhigen Besitze dieses Landes zu lassen. Aber Julian nahm sie gefangen, und ließ schnell die Römer zur Schlacht vorrücken.

An der Spitze der Alemannen stand ihr König Chnodomar, ein Mann von herkulischen Körperbau, und trotziger, kriegerischer Seele. Von seinem Haupte wehte ein flammender Haarbusch, und während er mit der Linken sein schnaubendes Roß lenkte, schwang er mit der Rechten einen Speer von ungeheurer Länge. Die Alemannen erwarteten den Angriff; die Römer aber, als sie nahe herankamen, stutzten beim Anblick der wilden Gestalten. Da riß dem Chnodomar die Geduld; er sprang, nebst den andern Führern, vom Pferde, und führte seine Schaaren zu Fuß an. Der eherne Schlachtruf erschallte, und die Deutschen drangen ungestüm auf die Römer ein. „Ihr Haar flog wild um ihren Kopf; aus ihren Augen sprühte das Feuer der Streitlust. Die Schlacht ward allgemein; Mann an Mann gedrängt, Schild an Schild. Dicke Staubwolken erhoben sich über die feindlichen Heere; vorwärts und rückwärts ging der Kampf, und ein unermeßliches Getöse der Weichenden und Verfolgenden, des Obsiegenden und des Fallenden drang durch die Finsterniß des Staubes, und verkündigte das Wogen der Schlacht." *) Endlich wurden die römischen Reiter in die Flucht gejagt. Aber Julian sprengte ihnen mit verhängtem Zügel nach, und rief: „wohin wollt ihr, tapfere Männer? Zurück zu den Andern, damit ihr Zeugen ihres Sieges seyd! Was kann die Flucht euch helfen?" Das half; sie kehrten zur Schlacht zurück.

Als Chnodomar die römischen Reiter fliehen sah, ließ er den Kern seiner Deutschen vordringen. „Diese am Siege nicht mehr zweifelnd, erhoben den furchtbaren Barrit (*Schlachtgesang*). Wie ein Gesäusel der Kampflust beginnend, schwoll er mächtig an, und wurde dem Donner gleich, mit welchem

---

*) Luden, Th. 2, S. 191.

die Sturmwoge sich am Felsen bricht. Ihm folgte das Geräusch der Waffen. Es war ein Kampf der äußersten Wuth. Das Schilddach, welches die Römer über ihren Köpfen bildeten, spaltete sich leicht vor den Schwertschlägen der Deutschen, und keine Rettung schien übrig zu seyn." In dem Augenblicke, als die Römer schon die Schlacht verloren gaben, trafen frische Hülfstruppen auf dem Schlachtfelde ein; die Deutschen, die durch den Sieg schon in Unordnung gekommen waren, verloren die Fassung, warfen sich in die Flucht, und erlitten eine große Niederlage. Da hinter ihnen der Rhein war, so warfen sich die, welche de.n Schwerte entkamen, theils in Fahrzeuge, theils in den Fluß, um schwimmend das rechte Ufer zu erreichen. Das war die Schlacht bei Straßburg 357. Chnodomar wurde gefangen. Julian schickte ihn, nachdem er sich an dessen Unglück geweidet hatte, nach Rom, wo er wahrscheinlich des Hungertodes gestorben ist.

Julian setzte dann nicht ohne Angst über den Rhein, und betrat den deutschen Boden. Die Alemannen erwarteten ihn in ihren Wäldern festen Fußes; aber er hatte keine Lust, ihnen dahin nachzufolgen, und begnügte sich, Mainz gegenüber, eine feste Burg zu bauen. Dann schloß er mit ihnen einen Waffenstillstand, und zog gegen die salischen Franken nach Nordgallien hinauf. Auch diese boten einen Frieden an, den Julian gern einging; denn er hatte vor den Deutschen doch einiges Grauen. Es wird erzählt, der König eines fränkischen Stammes sey des Friedens wegen zu Julian gekommen, und dieser habe unter andern Geiseln auch den Sohn des Königs verlangt. „Ach!" rief der Vater mit Thränen; „du forderst etwas, was ich nicht geben kann. Mein Sohn ist todt; er ist durch dich in der Schlacht gefallen. Jetzt, da du ihn verlangst, fühle ich erst ganz, was ich verloren habe. Ich bin ein unglücklicher Vater und König!" — Julian wurde durch den Schmerz des Mannes gerührt. Er winkte, daß man den vermeintlich todten Jüngling herbeihole, sah den König gütig an, und sprach: „du siehst, daß er noch lebt. Der Krieg hatte ihn vernichtet; ich habe ihn erhalten. Mein Gefangener ist er gewesen; er soll als Geisel bei mir bleiben, und nichts soll ihm fehlen. Ihr aber haltet den Frieden treu!"

Noch einmal drang Julian durch Verrätherei in das Land der Alemannen auf das rechte Rheinufer. Es war ihm nämlich gelungen, einen Fürsten dieses Volks heimlich zu einer Verrätherei zu bewegen. Der Mann versprach, die übrigen Fürsten und die Könige zu sich zu einem Bankett zu laden, und während sie jubelnd und trinkend bei einander saßen, wollte Julian einen Mörderhaufen hinüberschicken, der sie auf dem Heimwege ermordete. Die Fürsten und Könige kamen, und wurden, verabredetermaßen, in der Nacht überfallen. Aber die Tücke mißlang. Sie zogen das Schwert, hieben sich eine Bahn durch die Mörder, schwangen sich auf ihre Pferde, und entkamen. Solche Tücken erlaubten sich die Römer oft gegen unsre Vorfahren.

Durch alle diese und noch andere Kämpfe brachte es Julian endlich dahin, daß die Deutschen ruhig blieben, und daß alle die, welche auf dem linken Rhein- und rechten Donauufer wohnten, die Herrschaft der Römer wenigstens dem Namen nach, anerkannten. Nach einigen Jahren verließ er Gallien, und wurde Kaiser, kam aber schon nach 2 Jahren in einem Kriege in Asien um.

Nach seinem Tode gingen die Kriege zwischen den Deutschen und Römern wieder an, und wurden mit der alten Erbitterung geführt. Mit Mühe behaupteten sich diese am Rhein und an der Donau; ins Innere des Landes aber konnten sie nie bleibend eindringen; die Deutschen ließen sich ihre Freiheit nicht wieder entreißen.

23. Die Hunnen 374.

Die Deutschen waren, ungeachtet ihrer Kriege schon auf dem Wege zu einer höhern Ausbildung; namentlich hatten die Gothen, die mit den Römern mehr in friedlichem Verkehre lebten, recht sichtliche Fortschritte gemacht; als plötzlich durch ein großes, ganz Europa treffendes, unerwartetes Ereigniß diese Fortschritte aufgehalten, und Europa in eine rohe Barbarei zurückgeworfen wurde. Dies wichtige Ereigniß war die große Völkerwanderung, zu welcher 374 die wilden Hunnen den ersten Anstoß gaben.

Dies Volk soll aus den weiten Steppen Asiens gekommen seyn. Warum sie ihr Vaterland verlassen hatten, und nach Westen hindrängten, wissen wir nicht gewiß. Zeitgenossen beschreiben sie als scheußliche Menschen. Sie waren klein, von starkem Knochenbau und ungeschickter Gestalt. Der dicke Kopf glich einem Fleischklumpen, die Augen kleinen Löchern; Wangen und Kinn waren voll bartiger Narben, weil sie schon den Kindern das Gesicht zerfetzten, damit kein Bart wachse; der Hals dick und kurz, und ein Mann, der sie oft sah, nennt sie zweibeinige Bestien, und vergleicht ihre ungeschickte Gestalt mit unbehauenen Brückenpfählen. Sie kleideten sich in rauche Felle, die den ganzen Körper bedeckten, und gingen fast nie zu Fuß. Immer saßen sie auf ihren kleinen, aber dauerhaften Pferden, auf denen sie zu essen, zu schlafen und zu berathschlagen pflegten. Die schmutzigen Weiber dagegen und Kinder lagen auf Wagen, und zogen den Männern nach. Der Wagen war ihr Haus, der Boden ihr Heerd, und wo ihre Thiere Weide fanden, ihre Heimath. Ihre Speise war einfach; sie aßen wilde Beeren und Wurzeln, und das rohe Fleisch von Thieren, nachdem sie es wie einen Sattel aufs Pferd gelegt, und durch einen tüchtigen Ritt mürbe gemacht hatten. Ihre Sprache glich den formlosen Lauten der Thiere; von Religion, Sittlichkeit und Treue wußten sie nichts. Da sie äußerst raubgierig waren, so griffen sie ohne Ursache an. Schnell wie der Wind waren sie da, schossen ihre Pfeile ab, oder warfen dem Feinde eine Schlinge über den Kopf, und rissen ihn mit sich fort. So schnell wie sie herbeiflogen, so plötzlich verschwanden sie auch wieder, aber nur, um gleich darauf zurückzukehren. Sie selbst wußten nicht, wo sie herstammten; offenbar waren sie mongolischen Ursprungs; eine Sage behauptete, sie wären von bösen Geistern entsprossen.

Unter ihrem Könige Balamir erschienen sie plötzlich 374 an dem Don, der damals Europa von Asien schied, und warfen sich auf die Alanen, ein Volk, welches an diesem Flusse nomadisch umherzog. Diese wurden unterworfen und mit fortgerissen. Dann traf der Stoß die Ostgothen. Dies Volk bewohnte die weiten Steppen, die jetzt zum südlichen Rußland gehören, und wurden von dem alten mächtigen Könige Herma-

narich damals regiert. Der Mann war schon 110 Jahr alt; jetzt in so hohem Alter sah er sein Reich plötzlich von einem wilden Feinde bedrängt; eine schmerzhafte Wunde machte ihn noch verzagter; er, der so lange mit Ruhm gelebt hatte, wollte den Untergang seines Reichs nicht erleben, und gab sich selbst den Tod.

Balamir stürzte sich gleich nach Hermanarichs Tode auf die Ostgothen. Sie wurden überwunden; ein Theil unterwarf sich den Siegern; der andere Theil brach auf mit aller Habe, und floh vor dem schrecklichen Feinde nach der Donau zu.

24. Die Westgothen, 378.

Hier wohnten die Westgothen. Die meisten derselben waren bereits Christen, und durch den Umgang mit den Römern von höherer Bildung als die Ostgothen. Anfangs versuchten sie Widerstand gegen die Hunnen, erst hinter dem Dniester, dann hinter dem Pruth. Da aber auch hier keine Sicherheit war, und hier die wilden Hunnen, dort die flüchtigen Ostgothen drängten, so flohen sie wie eine gescheuchte Heerde nach der Donau, um sich auf das rechte Ufer zu retten. Kaiser des östlich-römischen Reichs war damals Valens; denn im westlichen Reiche war ein Andrer, sein Neffe Gratian. Nun hätten die Westgothen mit Gewalt über den Strom setzen, und das jenseitige Land einnehmen können; aber der Schrecken vor den Hunnen hatte ihren Muth gelähmt. Sie schickten Gesandte an den Kaiser Valens, und ließen um friedliche Aufnahme in Thracien bitten (so hieß damals die Provinz, die jetzt Rum-Ili heißt, uud in welcher Constantinopel und Adrianopel liegen). An der Spitze der Gesandtschaft stand der berühmte Ulphilas oder Wolfila (Wolflein), der eine Uebersetzung des neuen Testaments ins Gothische *) ver-

---

*) Bei der Rohheit der gothischen (deutschen) Sprache war das ein sehr mühsames Werk. Er mußte die Buchstaben selbst zum Theil erst erfinden. Der größte Theil ist noch übrig, und zeigt uns den damaligen Zustand der deutschen Sprache.

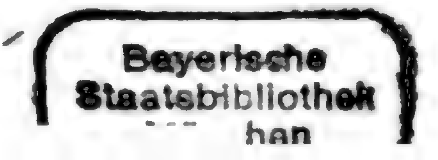
faßte. Valens war anfangs unschlüssig, was er thun sollte. Verweigerte er die Bitte, so mußte er erwarten, daß die Gothen, von Verzweiflung getrieben, sich des Landes mit den Waffen bemächtigten; bewilligte er sie, so nahm er in das Herz seines Reichs einen gefährlichen Feind auf. Endlich schlug er einen Mittelweg ein. Er befahl seinem Statthalter: „laß die Westgothen, aber nur sie, herüber; doch müssen sie vorher ihre Waffen abgeben, und versprechen, die ihnen nöthigen Lebensmittel von uns Römern zu kaufen.“ Auf diese Nachricht entstand an der Donau eine ungeheure Bewegung. Die Westgothen drängten sich, als wenn schon der Feind hinter ihnen wäre, nach dem Strome hin, setzten in Kähnen, auf Flößen, auf Baumstämmen oder schwimmend hinüber; viele kamen in dem Gedränge um, und es war nicht möglich, Allen die Waffen zu nehmen. Auch jene Ostgothen wollten herüber, wurden aber abgewiesen, und ließen sich nun am linken Donauufer nieder, in der Hoffnung, daß die Hunnen sie nicht bemerken, und bei ihnen vorüberfluthen würden.

Die Aufsicht über die übergesetzten Westgothen war zweien schändlichen Männern, dem Grafen Lupicin und dem Feldherrn Maximus übergeben, beide ohne Gefühl für menschliche Noth, voll Habgier, ohne Gewissen. Die den Gothen gemachte Bedingung, ihre Lebensmittel von den Römern zu kaufen, benutzten die Beiden, sich zu bereichern, auf eine schamlose Weise. Zuerst wurden ihnen die nöthigen Lebensmittel zu hohen Preisen angerechnet. Nachdem das baare Geld bald hingegeben war, veräußerten die Gothen das, was sie aus bessern Zeiten noch übrig hatten: Leinewand, Teppiche, Geräthschaften. Als auch hiervon nichts mehr übrig war, und der Hunger immer dringender wurde, gaben sie ihre eigenen Kinder hin, um das Leben zu fristen. Für ein Brot, ein Stück Fleisch, einen todten Hund ließen sich Lupicin und Maximus einen Menschen geben, den sie als Sclaven verkauften, und da dieser Handel sehr einträglich war, so trieben sie alle Hunde auf, die nur zu bekommen waren. Endlich riß den Westgothen die Geduld. Die Verzweiflung trieb sie — zur Rache? — nein! aber zur Rückkehr auf das andere Donauufer; selbst von der

Wildheit der Hunnen erwarteten sie mehr Erbarmen als von der Unmenschlichkeit der verfeinerten Römer. Aber auch diese Rückkehr in ihr Elend wurde ihnen verwehrt. Lupicin ließ sie durch seine Soldaten vom Ufer weg, ins Land hinein treiben. Nur den Herzögen der Gothen schmeichelte der nichtswürdige Römer, damit sie das Volk nicht zum Widerstande aufriefen. Er lud sie ein zu einem großen Gastmahl in der Stadt Marcianopel, bei der die Gothen gerade waren. Eine Unthat brachte hier den Krieg zum Ausbruch. Die gothischen Herzöge Fridigern und Alavir kamen zum Mahle; ihnen folgte eine Schaar zu ihrer Sicherheit. Während sie aber bei der Tafel waren, fielen die Römer über die Bedeckung her, und mordeten sie. Wild fuhren die Herzöge auf, rissen die Schwerter aus der Scheide, und wollten ihr Leben theuer verkaufen. Doch geschah ihnen selbst nichts; ja sie wurden entlassen, weil Fridigern den Römern vorstellte, seine Gothen würden ihre Ermordung an der gänzlichen Zerstörung der Stadt rächen, wenn sie, die Herzöge, nicht augenblicklich freigelassen würden.

Als nun diese ins Lager der Gothen kamen, riefen sie ihr Volk auf, die Waffen zu ergreifen, die Schandthat zu rächen. Alles, was Gothe hieß, eilte herbei unter die Fahne der Freiheit; es war, als wenn die Gothen aus der Erde aufwüchsen. Mit Ungestüm drangen sie in die sie verfolgenden Römer ein, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Dann verbreiteten sie sich über das Land, und verübten nun auch ihrerseits Grausamkeiten an ihren ehemaligen Drängern, die von ihrer gräßlichen Wuth ein Zeugniß geben. Der Zorn und die Rache machen den sonst sanften, harmlosen Menschen der Natur zu einem wüthenden wilden Thiere.

Valens eilte sogleich herbei, als er diese Vorfälle erfuhr, und ging ihnen entgegen, erlitt aber eine Niederlage. Im folgenden Jahre durchstürmten die Westgothen, racheschnaubend, das Land, Fridigern voran. Sie zerstörten jeden offenen Ort, überall stiegen die Rauchsäulen der brennenden Dörfer empor; ja sie streiften sogar bis vor die Mauern von Constantinopel, und setzten ganz Griechenland in Starren und Entsetzen. Das Volk der Römer, ängstlich hinter den Mauern verkrochen,


Bayerische Staatsbibliothek ...hen

drängte den Kaiser, den Fortschritten und Zerstörungen der Gothen Einhalt zu thun. Halb gezwungen ging er ihnen mit einem großen Heere entgegen. Da kamen Boten an vom Kaiser Gratian: Valens solle nur noch wenige Tage warten; er sey mit einem Hülfsheere im Anzuge. Aber der eitle Kaiser wollte den Ruhm, die Gothen zu bezwingen, mit keinem Andern theilen, und ließ zum Angriffe blasen. In der Schlacht bei Adrianopel trafen sich beide Völker 378. Mit einer gränzenlosen Wuth stürmten sie gegen einander, Mann gegen Mann, Schild an Schild, Schwert an Schwert. Es fehlte oft der Faust an Raum, zum Streiche auszuholen. Die Kämpfenden traten ungescheut auf die Leichen der Erschlagenen und die Körper der Verwundeten, so sehr diese auch um Schonung flehten. Viele gaben sich in der Verzweiflung selbst den Tod. Zuletzt flohen die Römer bestürzt aus einander; nur Wenige aber entkamen dem Racheschwert der Westgothen. Unter den Fliehenden war auch Kaiser Valens. Hier sah man ihn zum letzten Male. Wie er geendet habe, ist ungewiß; ob er auf der Flucht erschlagen, oder, wie Andere erzählen, in einer einsamen Waldhütte, in welcher er übernachtete, von dem ihn verfolgenden Feinde unerkannt verbrannt worden sey.

Wer sollte nun, da Valens todt war, das griechische Reich regieren? Gratian hatte in Italien und Gallien alle Hände voll zu thun. Da übergab er es dem Theodosius (dem Großen), einem Spanier von Geburt, einem tüchtigen, wackern Manne, der ganz geeignet war, das hart bedrängte Reich zu retten. Der unversöhnliche Fridigern starb, und Athanarich wurde nun Herzog der Gothen. Mit diesem versöhnte sich Theodosius; zwischen beiden Völkern wurde ein Frieden geschlossen. Theodosius erlaubte ihnen, an den Ufern der untern Donau zu wohnen, und so kehrte Ruhe und Freundschaft in diese verwüsteten Gegenden zurück. Ja der Kaiser lud den Gothen Athanarich sogar nach Constantinopel ein, und als dieser wenige Tage darauf starb, so ließ ihn der Kaiser aufs ehrenvollste begraben, bezeugte tiefe Trauer, und begleitete den Sarg zur Gruft, damit die Gothen, die über dies Benehmen auch tief gerührt waren, sähen, daß er es mit ihnen aufrichtig meine.

Theodosius der Große wurde nach einigen Jahren Herr des ganzen römischen Reichs, und gab ihm eine Kraft und Blüthe, die es unter so vielen vorhergehenden schwachen Kaisern nicht gehabt hatte. Dennoch mußte er sich vor der Gewalt der Geistlichkeit beugen. Der Vorfall mag hier erzählt werden, um zu zeigen, wie mächtig bereits seit Constantin die Geistlichkeit geworden war. Die Einwohner von Thessalonich (jetzt Saloniki in der Türkei) hatten in einer Empörung einen kaiserlichen Feldherrn ermordet. Der Kaiser gerieth darüber in solchen Zorn, daß er einem Haufen Soldaten befahl, die Stadt zu züchtigen. Die wilden Krieger brachen ein, begingen alle mögliche Greuel, und hieben 7000 Einwohner nieder. Nach einiger Zeit kam Theodosius zum ersten Male nach Italien, und wollte in der Kirche in Mailand, wo Ambrosius Erzbischof war, seine Andacht verrichten. Aber der fromme Ambrosius hielt ihn an der Thüre zurück. „Wie darfst du," sprach er, „mit blutbefleckten Händen das Heiligthum des Herrn betreten wollen?" Der Kaiser gestand seine Schuld ein, und versicherte, daß er sie aufrichtig bereue. „Gut!" fuhr der Erzbischof fort, „so beweise es mit der That. Nicht eher darfst du Theil nehmen an der Anbetung des Herrn, bis du dich von deinem Verbrechen gereinigt hast. Lege ab alle Zeichen deiner irdischen Macht, demüthige dich vor dem, der aller Könige König ist, und thue aufrichtige Buße." Der Kaiser gehorchte sogleich; er legte alle Zeichen der kaiserlichen Würde nieder, und trat als Büßender in die Vorhalle ein. Hier flehte er mit vielen Thränen Gott um Erbarmen an; aber erst nach acht Monaten erlaubte ihm Ambrosius die Theilnahme am Gottesdienst. Wer bewundert nicht die Festigkeit des Erzbischofs und die Demuth des Kaisers! Dies ist derselbe Ambrosius, von welchem der bekannte Lobgesang: „Herr Gott dich loben wir," herrühren soll. Er dichtete ihn lateinisch, und da sich der lateinische Text mit „te deum" anfängt, so wird derselbe auch das Tedeum genannt.

---

25. Alarich, der Westgothe, 410.

Theodosius der Große theilte sein großes Reich. Er bestimmte seinem ältern Sohne Arcadius das morgenländische oder griechische Reich, und dem jüngeren Honorius das abendländische oder römische zum Erbtheil, und als er 395 starb, ging diese Trennung wirklich vor sich. Da beide Kaiser noch unmündig waren, der eine 17, der andere 11 Jahre, so hatte ihnen der Vater zwei angesehene Männer zu Vormündern gegeben. Arcadius hatte den Gallier Rufin, und Honorius den Vandalen Stilicho. Rufin war ein ehrgeiziger, ränkevoller, gewissenloser Mann, Stilicho dagegen ausgezeichnet durch Verstand, Thätigkeit und Tapferkeit. Zwischen beiden erhob sich alsbald ein unglücklicher Streit der Eifersucht. Rufin ärgerte sich, daß Stilicho mit dem Kaiserlichen Hause verschwägert war, und wollte gern seinen Kaiser dahin bringen, daß er sein Schwiegersohn würde. Wirklich ging auch Arcadius darauf ein. Es wurden Anstalten zu einer prächtigen Hochzeit gemacht, und Rufin wußte sich vor Freude nicht zu lassen, daß seine Tochter den Kaiserthron besteigen sollte. Aber wie vernichtet war er, als er hörte, nicht seiner Tochter, sondern einer schönen Jungfrau aus dem Volke der Franken hätten die Anstalten gegolten, und diese wäre heimlich mit dem Kaiser vermählt worden. Er wußte nicht, ob er sich mehr über die getäuschte Hoffnung oder über die Art, wie man ihn angeführt habe, ärgern sollte. Er schwur dem Kaiser nun Rache, schickte heimliche Gesandten an die Gothen, und ließ diese auffordern, sich zu erheben, und das griechische Reich zu verwüsten.

Die Westgothen, welche immer noch an der untern Donau wohnten, hatten damals einen König, der Alarich hieß, einen ausgezeichneten Mann. Er führte den Beinamen Baltha (der Kühne), und daher wurde nachmals sein Geschlecht das der Balthen genannt. Dieser Mann folgte der Aufforderung des rachsüchtigen Rufin, rief sein Volk zum Kriege auf, und zog verheerend in Griechenland ein. Die Gothen überschwemmten mit ihren Schaaren das ganze Land, und drangen sogar in den Peloponnes. Der edelmüthige Stilicho hörte kaum in Italien

von diesen Schrecknissen, als er sogleich dem Nachbarreiche zu Hülfe eilen wollte. Aber Rufin wollte keine Hülfe, am wenigsten von einem ihm so verhaßten Mann, und Arcadius mußte auf sein Geheiß dem Stilicho befehlen, gleich wieder nach Italien zurückzukehren. Von allen diesen Ränken hatte indessen, wie es immer geschieht, Rufin keinen Vortheil; denn er wurde unvermuthet von einem seiner Feinde vor den Augen des Kaisers erstochen, der vielleicht recht froh seyn mochte, den Unruhestifter los zu werden.

Wie sollte sich aber der Kaiser der Westgothen entledigen? Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als mit ihnen einen Frieden zu schließen. Alarich wurde mit seinen Gothen in kaiserliche Dienste genommen, mit Ehrenstellen überhäuft, und ihm zu verstehen gegeben, daß der Kaiser nichts dagegen habe, wenn er Italien feindlich anfallen wolle; denn der Haß gegen Stilicho war von Rufin auf Arcadius vererbt worden.

Alarich ließ sich dazu nicht vergebens ermuntern, und machte
402 seinen ersten Einfall in Italien. Die Römer wurden besiegt, mußten ihm ein Jahrgeld versprechen, und ihm gestatten, alle Beute, die er gemacht hatte, mit nach Hause zu nehmen.

Bald brach über Italien ein neues Unglück ein, wieder durch Deutsche. Radagais (viersylbig), ein Gothe, führte
405 einen ungeheuern Haufen vermischter Völker an, und Rom erzitterte vor ihm. Aber der tapfere Stilicho verlor den Muth nicht. Er ging ihm entgegen, und faßte ihn in den Bergschluchten der Apenninen im jetzigen Toscana. Hier wurden die Deutschen so völlig aufgerieben, daß nur wenige entkamen; was nicht unter dem Schwerte fiel, wurde gefangen genommen, Radagais enthauptet, und die Gefangenen haufenweise zu 8—10 Rthl. als Sclaven verkauft.

Ueberhaupt waren jetzt die deutschen Völker in einer großen Bewegung. Schon zwei Jahre später, 407, brach ein großer Schwarm Deutscher, meist aus Vandalen, Alanen und Sueven bestehend, aus Deutschland auf, drang über den Rhein nach Gallien vor, und verwüstete hier alles Land auf

eine recht barbarische Weise. Mainz und Worms wurden zerstört; Trier, Rheims, Amiens, Dornik, Straßburg, Speier und viele andere Städte ausgeplündert, und die Einwohner als Knechte weggeschleppt. So wurden damals die Kriege geführt! Das unglückliche Gallien, das seit Cäsars Zeiten fortwährend gemißhandelt worden war, zeigte nun ein gräßliches Bild der Verwüstung. Ein Augenzeuge derselben sagt: „wenn das ganze Weltmeer Gallien überschwemmt hätte, würde es keine größere Verwüstung zurückgelassen haben. Die Heerden sind hinweggetrieben, die Vorräthe geraubt, die Erndten verzehrt, die Weinstöcke und Oelbäume niedergehauen, die Dörfer verbrannt; und doch ist das nur die Hälfte unseres erduldeten Jammers. Zehn Jahre hindurch haben wir mit ansehen müssen, wie die Menschen kläglich erwürgt wurden, und weder die höchsten Felsenschlösser, noch die festesten Städte gaben vor den Barbaren Sicherheit. Doch der Untergang ganzer Geschlechter und das jämmerliche Ende vieler Reichen und Mächtigen ist nicht so zu bedauern, weil sie durch ihre Sünden die göttliche Gerechtigkeit gegen sich gereizt hatten; wohl aber die armen Kinder, die in ihrer Unschuld noch nicht die Strafe des Himmels verdient haben konnten. Warum liegen die Tempel des Herrn verwüstet und die heiligen Gefäße entheiligt da? Warum sind die Jungfrauen und Wittwen, die sich dem Himmel geweiht hatten, fortgeschleppt, die frommen Einsiedler aus ihren Zellen gerissen, die Priester in Ketten gelegt, und die Frommen so wenig als die Gottlosen verschont worden?“ Aber nicht die Vorsehung war an diesen Greueln schuld, sondern die Völker Galliens selbst, weil sie nicht zusammenhielten, und, statt gemeinsam und muthig für ihren Heerd zu streiten, die Hände in den Schooß legten, und die Heiligen zum Schutze anriefen. Gott aber hilft nur denen, die nicht allein ihn anrufen, sondern auch die ihnen verliehenen Kräfte thätig anwenden! — Die so nach Gallien stürmenden Völker sind nicht nach Deutschland zurückgekehrt, sondern sind nachmals über die Pyrenäen nach Spanien übergegangen, wo sie das Land eroberten, und neue Reiche gründeten. Die Sueven nahmen den nordwestlichen Theil der pyrenäischen Halbinsel ein, die Alanen verloren sich unter den Vanda-

len, und diese setzten endlich nach Afrika über, und stifteten hier um Carthago herum ein neues Reich.

Gallien gehörte damals noch den Römern. Stilicho erschrak daher über den Einfall jenes Völkerschwarm, und rüstete eilends ein Heer. Die dazu nöthigen Kosten machten es ihm unmöglich machen, dem Alarich den versprochenen Tribut zu zahlen. Daher erschien dieser gleich im folgenden Jahre, 408, in Italien, und verlangte das Geld. Stilicho eilte nach Rom zum Kaiser, und stellte diesem vor, wie dringend es sey, Alarich zu befriedigen. „Er soll das Geld haben," antwortete Honorius, und Stilicho reiste beruhigt ab, und vertröstete Alarich. Aber es kam kein Geld; wohl aber schlichen Meuchelmörder dem Stilicho nach, und ermordeten ihn auf des Kaisers Befehl. Ein nichtswürdiger Höfling nämlich, der den Stilicho längst beneidet hatte, überredete den Kaiser, Stilicho sey ein Verräther, und mit Alarich einverstanden, und er ruhte nicht eher, bis Honorius den Befehl gab, ihn zu ermorden. Da Alarich die Nachricht erhielt, daß das verlangte Geld nicht gezahlt werden würde, brach er auf gen Rom, und der Schrecken flog vor ihm her. Er erschien vor den Thoren der Stadt. Da kamen ein paar Höflinge in sein Lager gekrochen, und boten einen Vergleich an; „aber," setzten sie hinzu, um den König der Gothen zu schrecken, „das römische Volk ist auch zum Kampfe bereit, und ist sehr zahlreich." — Alarich lachte über die ohnmächtige Drohung, und rief: „desto besser! je dichter das Gras steht, desto besser läßt es sich mähen. Nur dann werde ich abziehen, wenn mir die Römer alles Gold, alles Silber, alles Geräth und alle Sclaven ausliefern." — „Was willst du uns denn lassen?" fragten die erschrockenen Gesandten. — „Den Athem!" antwortete ihnen der König. Endlich ließ er sich bewegen, mit einer bestimmten Summe zufrieden zu seyn, und da in Rom nicht so viel Gold, als nöthig war, zusammengebracht werden konnte, schmelzte man sogar manche Bildsäulen der alten Götter ein, unter andern die der Göttin der Tugend, die ja ohnedies längst aus den Herzen der Römer verschwunden war.

Kaum hatte sich nun Alarich von Rom zurückgezogen, so

reute den Kaiser Honorius der geschlossene Vergleich. Er glaubte, die Westgothen wären schon weit genug entfernt, um ihm noch Schaden zu thun, und ließ einen Haufen Gothen, den Alarichs Schwager Athaulf, ein schöner Jüngling, über die Alpen nach Italien führte, heimtückisch angreifen. Aber dieser hieb sich durch, vereinigte sich mit König Alarich, und nur zogen beide mit einander gerade auf Rom los, während Honorius sich hinter den Mauern von Ravenna, seiner gewöhnlichen Residenz, versteckte. In Rom war nun die größte Verwirrung; der Eine schob die Schuld auf den Andern; Einer rieth dieses, der Andere jenes. Endlich bot man dem Könige wieder einen Vergleich an, und wirklich war Alarich mit seinen Forderungen mäßig genug. Da aber Honorius immer noch zögerte, und ihn hinhielt, verlor er endlich die Geduld. Er erklärte den Kaiser für abgesetzt, und setzte dem Stadtpräfecten Attalus in Rom die Kaiserkrone auf. Dieser Attalus mußte nun den Alarich als Oberanführer der ganzen römischen Kriegsmacht erkennen, so daß also jener Kaiser hieß, dieser aber wirklich die Macht in seinen Händen hatte. Der einfältige Attalus merkte das aber nicht; seine neue Würde machte ihn so übermüthig, daß er den Alarich als seinen Untergebenen behandelte und sich deutlich merken ließ, es würde ihm lieb seyn, wenn jener bald wieder fortginge. Dazu kam nun noch eine Hungersnoth in Rom, welche ihm von den Bürgern beigemessen wurde, so daß die Unzufriedenheit mit ihm immer größer wurde. Da erschien Alarich plötzlich wieder vor Rom — er war eben damit beschäftigt gewesen, die Städte Italiens dem Attalus zu unterwerfen —, um ihm zu zeigen, daß es ihm eben so leicht sey, ihn vom Throne zu stürzen, als ihn darauf zu erheben. Er beschied ihn in sein Lager; Attalus, bisher so hochmüthig, erschien jetzt in tiefster Demuth, und legte ihm die Krone zu Füßen. Alarich aber schickte sie dem Honorius wieder zu.

Doch auch dies Mal dauerte die Freundschaft zwischen beiden nicht lange. Der Kaiser mochte nicht vergessen können, daß er Kaiser, und Alarich nur sein Unterthan sey; kurz sie veruneinigten sich, nnd Alarich sah wohl ein, er könne nicht

eher ruhig regieren, bis er Rom in seiner Gewalt habe, damit die Römer sähen, daß er und kein Andrer der wahre Herr von Italien sey. Nun zog er schnell gen Rom, zum 3ten Male. In der Nacht des 24sten Augusts 410 fiel Rom durch Erstürmung in die Hände der Westgothen. Es macht dem Alarich große Ehre, daß er strengen Befehl gab, weder zu plündern, noch die Einwohner zu mißhandeln. Ueberhaupt kam es den Römern sehr zu Statten, daß die Gothen bereits durch das Christenthum mildere Sitten angenommen hatten.

Alarich verließ schon nach wenigen Tagen die Stadt, und wandte sich nach Unteritalien, um sich auch dies Land zu unterwerfen. Aber der Tod übereilte ihn hier, ehe er es dachte; mitten in seinen großen Entwürfen mußte er aus dem Leben scheiden. Er starb in oder bei Cosenza in Calabrien. Seine Gothen begruben ihren großen König auf eine ganz eigenthümliche Weise. Sie ließen durch Sclaven einen Fluß ableiten, gruben ihm in dem Flußbette sein Grab, und hier senkten sie ihn mit seinen Waffen ein. Dann wurde der Fluß wieder über das Grab hinweggeleitet, und die Sclaven getödtet, damit Niemand wisse, wo seine Gebeine ruhen.

26. Das westgothische und burgundische Reich.

Sobald Alarich todt war, wurde sein Schwager, der junge, schöne und geistreiche Athaulf (Adolph), König der Westgothen. Er kehrte sogleich mit dem Heere um, und wandte sich nach Rom zurück. Honorius mochte erschrecken; aber Athaulf bot ihm Frieden und Freundschaft an. Denn Honorius hatte eine jüngere Schwester, die schöne, sanfte Placidia. Alarich hatte sie gefangen mit fortgeführt; hier war Athaulf mit ihr bekannt worden, hatte sie lieb gewonnen, und nun bot er ihr seine Hand an. Sie willigte ein, wenn ihr Bruder nichts dagegen habe, und Athaulf sich mit ihm versöhnen wolle. Wer konnte ihren Bitten widerstehen? Der Westgothenkönig reichte dem Kaiser die Hand des Friedens, und dieser gab mit Freuden seine Einstimmung.

Von nun an war nicht mehr die Rede von der Eroberung Italiens. Nach den früheren Sitzen der Gothen wollte Athaulf

auch nicht wieder zurück, weil er ja dann wieder den griechischen Kaiser hätte als Herrn anerkennen müssen. Daher wandte er sich nach Gallien, um dies Land wieder dem römischen Kaiser zu unterwerfen. Aber als er dort war, erhoben sich bald Mißverständnisse zwischen den beiden Schwägern; Placidia übernahm zwar das schöne Geschäft der Friedensstiftung; aber es gelang ihr damit nicht, weil die beiden Streitenden sich nicht mündlich verständigen konnten. Athaulf beschloß nun, sich ein eigenes Reich zu erobern. Kühn zog er über die Pyrenäen nach Spanien, besiegte die Vandalen und Sueven, und nahm den nordöstlichen Theil von Spanien weg. Wer weiß, ob er nicht zuletzt das ganze Land erobert hätte, wäre er nicht unerwartet ermordet worden. Er hatte einen Mann von kleinem, vielleicht gebrechlichen Körper eben seines Wuchses wegen oft verspottet; endlich riß diesem die Geduld, und er stieß den Spötter nieder.

Bald nach ihm wurde Wallia König der Westgothen. Dieser eroberte noch dazu das südwestliche Frankreich bis an die Loire, machte Toulouse zu seiner Residenz, und wurde Stifter des großen westgothischen Reichs, welches auf beiden Seiten der Pyrenäen, theils in Frankreich, theils in Spanien, lag.

Ungefähr zu derselben Zeit wurde neben dem westgothischen noch ein andres Reich in Südfrankreich gestiftet, das burgundische Reich. Die Burgunder waren ein Volk, welches früherhin in der Mitte Deutschlands gewohnt hatte, aber durch das Drängen und Ziehen der andern Völker auch in Bewegung gerathen war, und sich dem Rhein genähert hatte. Die Römer trugen ihnen einen Bund an gegen die Gothen, und zur Belohnung traten sie ihnen ein Land in Gallien ab, nämlich das, welches südwestlich vom Lande der Alemannen lag, also westlich vom Wasgau und Jura. Das neue burgundische Reich nahm mithin den südöstlichen Theil Galliens ein, dessen einer Theil noch jetzt Bourgogne heißt. Um diese Zeit haben sie auch das Christenthum angenommen.

Außer diesen beiden Reichen, dem westgothischen und burgundischen, währte auch noch das fränkische Reich in Nordfrankreich fort. Die Römer hatten nun nur noch einen

kleinen **Strich** von Gallien in Besitz, ungefähr in der Mitte. **Aëtius war** damals Statthalter desselben.

27. Attila, der Hunnenkönig, 451.

Von den Hunnen haben wir, seit ihrem Einbruche in Europa, **nicht** weiter gesprochen. Sie hatten sich, nach der **Bezwingung und** Verjagung der Gothen, der Steppen des **südlichen Rußlands**, Siebenbürgens und Ungarns bemächtigt, und **weideten da** ihre Heerden. Viele von ihnen waren von den **Römern in** Dienst genommen worden, und als römische Soldaten **hatten** sie die Schwäche der römischen Herrschaft, aber **auch die** Herrlichkeit Italiens und Galliens kennen gelernt. **Kein** Wunder, daß sie, von Natur hab- und raubsüchtig, Lust **bekamen**, sich dieser Länder zu bemächtigen, oder wenigstens sie **auszuplündern**.

Nachdem sie an 70 Jahre in jenen Gegenden ruhig gesessen **hatten**, ergriff sie plötzlich die Begierde, einen Raubzug nach Gallien zu unternehmen. Damals war **Attila** ihr König, ein Mann **von** roher, aber kräftiger Natur. Sein Gang und Anstand **war** stolz; seine kleinen, blitzenden Augen warf er bald **hierhin** bald dorthin; sein Wuchs war klein, die Brust breit, **der Kopf** dick, die Nase eingedrückt, in allen Stücken also so **häßlich** wie alle Hunnen. Aber in diesem kleinen, häßlichen **Körper** wohnte ein großer, thätiger Geist; alle Völker um ihn herum fürchteten ihn, **und** betrachteten ihn wie ihren **Herrn**. Seine Residenz befand sich in Ungarn zwischen der Donau **und** Theiß, vielleicht bei dem jetzigen Tokai. Hier stand sein **Schloß**, aus glattem, starkem, getäfeltem Holze erbaut; ringsumher liefen Gallerien, und der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt. Hierher strömten die Gesandten der Völker aus allen Gegenden, sich um die Gunst des *mächtigen* Mannes zu bewerben; selbst griechische und römische Gesandte fanden sich ein. Er selbst war still, nachdenkend, ernst; aber er sah es gern, wenn es fröhlich um ihn herging. Während er bei der Mahlzeit mäßig aß und trank, und sich hölzerner Geräthschaften bediente, schwelgten um ihn herum seine Freunde,

tranken aus goldenen Bechern; Sänger sangen das Lob der hunnischen Helden, und eine schallende Musik ließ sich hören. Nur er allein saß still da, schweigsam, als ginge ihn das Alles nichts an. Kam er nach Hause, so empfingen ihn Frauen und Jungfrauen mit Gesang; seine älteren Söhne behandelte er nach ihrem Verdienst, die kleineren nahm er auf den Schooß, und liebkosete ihnen mit väterlicher Freude. So schildert ihn ein Mann, der zu der griechischen Gesandtschaft gehörte, und eine Zeitlang täglich um ihn war. Wer bewundert nicht die Handlungsweise eines Königs, der aus einem rohen Volke entsprossen, gewiß ohne Erziehung aufgewachsen, durch eigene Kraft und eigenes Nachdenken sich zu solcher Größe erheben konnte! Daß noch manches Rohe in ihm zurückbleiben mußte, ist wohl natürlich, und wurden seine heftigen Leidenschaften rege, rollte sein Auge vor Zorn, so mag er freilich schrecklich gewesen seyn. Den griechischen Kaiser hatte er so eingeschüchtert, daß dieser ihm einen hohen jährlichen Tribut bezahlte, um ihn sich nur zum Freunde zu erhalten. Gegen die Gehorsamen war er freundlich und milde; aber wehe denen, welche ihm den Gehorsam versagten, oder sonst seinen Zorn rege machten! Im Kriege war er fürchterlich, und kannte kein Erbarmen, pflegte sich dann auch gern Godegisil, eine Gottesgeißel, nennen zu lassen.

Attila, mit tiefer Verachtung gegen die Römer erfüllt, hatte unstreitig die Absicht, das Reich über den Haufen zu stürzen. Da erfuhr er, daß der römische Kaiser Valentinian ein Bündniß habe mit dem Westgothenkönige Theodorich. Diesen Bund suchte er vorher zu trennen, schrieb an beide freundlich, und lud Jeden ein, sich mit ihm gegen den Andern zu verbinden. Aber der Kaiser merkte die List, und schloß sich nun um so fester an die Westgothen an. Er schrieb dem Könige derselben; „Hütet euch wohl! der Hunnenkönig will alles unterjochen; er will alles, was er vermag; er erlaubt sich alles, um den brennenden Durst seines Ehrgeizes zu sättigen; Gerechtigkeit ist ihm ein Scherz; er ist ein Feind des Menschengeschlechts. Darum stehe auf, edler Fürst der Westgothen! streite für dich und für uns!“ — Theodorich antwortete: „das

will ich! Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Westgothen zu schwer geschienen, und nie hat er eine Furcht gekannt, wo es auf tapfere Thaten ankam. So denken auch die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen allezeit siegreichen Waffen." Auch Aëtius, der römische Statthalter in Gallien, warb noch mehr Hülfsvölker; Burgunder, und alles, was sonst noch in Gallien wohnte, eilte herbei, das entsetzliche Unglück abzuwehren.

Mit einem ungeheuern Heere — es wird auf 700,000 Mann angegeben — brauste Attila 451 herbei, stürmte durch Deutschland, setzte über den Rhein, und traf in den catalaunischen Fluren bei Chalons sur Marne auf seine vereinigten Feinde: Römer, Westgothen, Burgunder, Franken, Alemannen und andere Völker. Er durchschritt vor der Völkerschlacht die Reihen seiner Krieger, und feuerte sie an mit kurzen Worten, nach seiner Weise: „es ziemt mir nicht, euch Gemeines zu sagen, euch nicht, es zu hören. Seyd Männer! greift an, brecht ein, werft alles nieder! Müßt ihr sterben, so werdet ihr es, auch wenn ihr flieht. Seht nur auf mich; ich schreite voran. Der ist dem Tode verfallen, der thatenlos ruht, wo Attila kämpft!" Die Schlacht war fürchterlich, und dauerte bis tief in die Nacht. Des Blutes wurde so viel vergossen, daß eine Sage erzählt: ein kleiner Fluß, der mitten durch das Schlachtfeld floß, sey durch das viele Blut der Erschlagenen so angeschwollen, daß selbst Leichname darin fortgeschwommen wären. Unter den Todten war auch König Theodorich; er stürzte vom Pferde, und wurde von seinen eigenen Leuten im Kampfgewühl rettungslos zertreten. Die Nacht erst trennte die wüthend Kämpfenden.

Es hatte Keiner gesiegt; beide Theile hatten ungeheuern Verlust erlitten. Attila erwartete am andern Tage einen neuen Kampf; darum ließ er aus Sätteln, Wagen und anderem Geräth einen Scheiterhaufen erbauen, auf dem er sich, wenn er umzingelt werden würde, zu verbrennen entschlossen war. Aber auch die Römer und Westgothen fürchteten sich vor einem neuen Angriff Attila's; denn die ganze Nacht hindurch hörten

sie — ein grauenhafter Klang! — das Schreien, Heulen und Singen im Lager der Hunnen.

Am andern Morgen brachen beide Heere auf, und zogen sich zurück. Keiner begehrte mehr mit dem andern zu streiten; beide hatten genug. Attila gab die Eroberung Galliens auf, nicht aber die des römischen Reichs in Italien. Für jetzt kehrte er nach Ungarn zurück, aber im folgenden Jahre brach er wieder auf, und fiel in Italien ein. *) Des Kaiser Valentinians Schwester nämlich, Honoria, die von ihrem Bruder wegen ihres Leichtsinnes gefangen gehalten wurde, hatte, um sich zu rächen und zu retten, ein treuen Boten an Attila geschickt; „komm, großer König der Hunnen, und befreie mich, die unglückliche Kaiserschwester. Willst du mich zur Gattin, so empfange hier einen Brautring, und fordre die Hälfte des römischen Reichs als Mitgift." Diese Aussicht lockte den König, nach Italien aufzubrechen. Auch hier wirthschafteten die Hunnen auf eine schreckliche Weise, ließen alle Häuser in Rauch aufgehen, verheerten die Felder und Gärten, und mordeten die Menschen, so daß alle, die nur fliehen konnten, sich flüchteten. Einige nahmen ihre Zuflucht nach den kleinen in den Lagunen (dem Meere um das jetzige Venedig herum) liegenden Inseln, und bauten hier Fischerhütten. Aus diesem kleinen Anfange ist das prächtige, zum Theil marmorne Venedig entstanden. So stürmte Attila bis an den Po; da machte er Halt, und überlegte, ob er weiter gehen oder umkehren sollte. Indem er noch ungewiß war, kam eine Gesandtschaft vom Kaiser aus Rom im Lager an; auch Papst Leo war dabei, ein alter, ehrwürdiger Mann mit einem schneeweißen Barte. Dieser Mann überreichte dem Hunnenkönige große Geschenke, und sprach: „kehre um, o König;

---

*) Auf der Gränze lag oben am adriatischen Meere eine Stadt, Aquileja. Attila belagerte sie, wollte aber, da sie sich hartnäckig wehrte, schon abziehen, als er bemerkte, daß die auf den Mauern und Thürmen nistenden Störche ihre Nester ausräumten, und ihre Jungen wegbrachten. Das hielt er für ein Zeichen, daß sich die Stadt ihm ergeben würde, ließ nun stürmen, und ruhte nicht eher, bis er sie erobert hatte. Dann ließ er sie völlig zerstören.

komm nicht nach Rom! Wisse, daß diese Stadt unter dem besondern Schutze des Apostels Petrus steht. Denke an das Beispiel Alarichs. Er kam nach Rom, und starb gleich darauf.“ Attila mochte nicht Lust haben zu sterben, und ließ sich theils durch die Geschenke, theils durch die Vorstellungen des ehrwürdigen Leo bewegen, umzukehren. Er schleppte aber den Raub hundert unglücklicher Städte mit sich. Eine spätere Sage erzählt, man habe ihn gefragt, warum er denn dem Bischof so große Ehrfurcht bewiesen, und alles gethan habe, was jener gewollt? „Ja!“ habe er geantwortet, „vor dem Bischof habe ich mich nicht gefürchtet; aber hinter ihm stand noch ein andrer Mann, auch in Priesterkleidung, von schönem Ansehen, mit lichtglänzendem Haare, und der drohte mir mit dem bloßen Schwerte den Tod. Vor dem habe ich mich gescheut.“ Was ist wohl von der Sage zu halten? — Man hat ein herrliches Gemälde von Raphael, welches diese Scene darstellt.

Bald nach seiner Rückkehr, schon im folgenden Jahre, ist Attila plötzlich an einem Blutsturze gestorben. Die Hunnen beweinten ihn wie einen Vater, setzten seine Leiche unter ein seidenes Zelt mitten in einer großen Ebene, und die Reiterei zog langsam, seine Thaten besingend, um ihn her. Alle, welche Leid um ihn trugen, schnitten sich die Haare ab, und zerfetzten ihr Gesicht, zum Beweise der tiefen Trauer. Dann legte man ihn in einen goldenen Sarg; diesen setzte man in einen silbernen, und diesen endlich in einen eisernen. So begrub man ihn in seinem Vaterlande zwischen der Donau und Theiß. Damit aber Niemand seine Ruhestätte wisse, wurden, wie bei Alarich, die Knechte, die sein Grab bereitet hatten, erschlagen.

28. Hengist und Horsa, 449.

Kurz vor Attila's Zug nach den catalaunischen Fluren ging mit Britannien eine große Veränderung vor, die wir erzählen müssen, weil es deutsche Völker waren, die sie bewirkten. Seit den Zeiten des großen Cäsars hatten sich die Römer Britanniens bemächtigt, und waren bis an die Gränze Schottlands vorgedrungen. Hier in den wilden Bergschluchten dieses

Landes aber trat ihnen ein kühnes Gebirgsvolk entgegen, groß und stark, kriegerisch und muthig, und so rauh als ihr Land, welches sie die Picten und Scoten nannten. Wir kennen dieses schöne, kräftige Volk aus den Gedichten Ossians, eines ihrer Helden und Barden, der im 3ten Jahrhundert gelebt, und die Thaten der Helden seines Volks besungen hat. *) Diese Picten und Scoten wiesen nicht nur die Römer zurück, sondern unternahmen auch häufige Einfälle in Britannien, so daß die Römer endlich 2 Mauern errichten mußten, die quer durch das Land gingen, von einem Meer bis zum andern. **) Seitdem hielten sie sich ruhig, und die Britten, sich auf den Schutz der Römer verlassend, verweichlichten indessen, und verloren den letzten Rest von Tapferkeit.

Aber als Honorius, der Kaiser, die in Britannien stehenden Legionen abrufen mußte, um Italien zu beschützen, geriethen die armen Britten in große Verlegenheit. Die wilden Schottländer nämlich merkten bald, daß die Mauer ohne Vertheidiger war, und erneuerten ihre Anfälle, welche die wehrlosen Britten zurückzuweisen zu schwach waren. Sie schickten daher eine Gesandtschaft nach Rom mit einem kläglichen Schreiben, welches die Aufschrift führte: die Seufzer Britanniens, und baten flehentlich um schleunige Hülfe. „Von der einen Seite," so sprachen sie, „drängen uns die Barbaren nach dem Meere zu, von der andern wirft uns das Meer wieder den Barbaren in die Hände, so daß wir nur die klägliche Wahl haben, ob wir in den Wellen oder durch das Schwert umkommen wollen." — „Es thut uns leid," antwortete ihnen der Kaiser, „aber wir können euch nicht helfen; wir haben selbst alle Hände voll zu thun; ihr müßt euch selbst helfen, so gut wie ihr könnt."

Die Verzweiflung im Herzen kehrten die Gesandten heim. Sie wandten sich nun an die Angelsachsen, ein tapfres

---

*) Sie sind von Rhode und Ahlwardt ins Deutsche übersetzt.

**) Die eine ist noch übrig, geht von Carlisle (sprich Kärleil) bis Newcastle (sprich Njukessel) und heißt der Pittswall.

Volk in Norddeutschland, in Westphalen, bis an die Küste des deutschen Meeres, den Britten gewiß durch seine Seefahrten bekannt. Zwei angesehene Männer dieses Volks, Hengist und Horsa, entschlossen sich zu einem Hülfszuge nach Britannien. Mit einem kleinen Haufen setzten sie auf nur 3 Schiffen nach der Insel über, und schlugen die Nordländer nach Schottland zurück; aber zugleich erkannten sie auch, daß die Britten ein unkriegerisches Volk wären, und daß es leicht seyn würde, sie sich zu unterwerfen. Die beiden Brüder ließen geschwind neue Haufen herüberkommen, mit denen sie sich nun in Britannien festsetzten. Mit tiefem Unwillen erkannten die Britten zu spät, was für treulose Helfer sie sich herbeigerufen hatten; es war dieselbe Sache wie bei Ariovist. Zwar griffen sie zu den Waffen, um die unverschämten Bundesgenossen aus dem Lande zu jagen. Aber das ging nicht so leicht, da die Sachsen tapfer waren, und immer neue Schaaren, als wenn sie aus dem Meere aufwüchsen, ans Land stiegen. Der Kampf dauerte an 100 Jahre. Endlich blieben doch die Sachsen Sieger, und rissen das ganze Land an sich, das nun von den Angelsachsen England genannt wurde. Die besiegten Britten aber flüchteten sich in die Gebirge von Wales, zum Theil auch über das Meer nach dem jetzigen, von ihnen benannten Bretagne in Frankreich, wo ihre Nachkommen noch leben, und sich dort wie hier durch Sprache und Sitten von den Engländern und Franzosen auffallend unterscheiden.

29. Untergang des römischen Kaiserthums, 476.

Doch wir wenden uns wieder zu den Hunnen zurück. Ihr Reich zerfiel gleich nach Attila's Tode wieder. Ihm, dem überlegenen Geiste, hatten wohl die umwohnenden Völker gehorchen wollen, nicht aber seinen Söhnen, denen der hohe Geist des Vaters fehlte. Alle ihm unterworfen gewesene Völker rissen sich los, und der Name der Hunnen verschwand endlich ganz. In Ungarn aber, wo Attila's Sitz gewesen war, sehen wir nun andere Völker wohnen, und zwar die Ostgothen in dem Theile, der um die Theiß und Donau liegt, die Gepiden in

dem Lande, welches jetzt Siebenbürgen und Oberungarn heißt, die Longobarden im nördlichsten Theile von Ungarn, die Heruler im westlichsten Theile dieses Landes, etwa da, wo jetzt Preßburg liegt, und die Rugier im jetzigen Oestreich, zwischen der March und Ens. Von den Letzteren westlich wohnten die Bojer oder Baiern in dem Lande, welches noch nach ihnen heißt. Neben ihnen die Sueven, welcher Name nachher in Schwaben überging, etwa im jetzigen Würtembergschen, und endlich neben diesen die Alemannen, im Elsaß und im Badenschen. Dies waren die Völker längs der Donau und im südlichen Deutschlande, und wir sehen daraus, daß sich schon damals die Völker zum Theil da niederließen, wo wir sie jetzt noch finden.

Alle diese Völker hatten längst keine Furcht mehr vor dem römischen Namen. Viele aus ihnen dienten in Rom als Mieths-truppen, und selbst die Anführer derselben waren Deutsche; denn die entarteten Römer hatten keine Kraft und keinen Muth mehr, den Krieg selbst zu führen. Ein solcher Anführer deutscher Truppen in Italien war Odovaker oder Odoacer, von Geburt ein Heruler oder Rugier. Während er in Italien stand, und seinem Kaiser treu diente, wurde dieser von einem seiner Statthalter, Orestes, vom Throne gestürzt, und Orest setzte seinen eigenen Sohn, einen unmündigen Knaben, Romulus Augustulus, auf den römischen Kaiserthron. Darüber ergrimmte Odovaker. Er besiegte den treulosen Orest, der in der Schlacht sein Leben verlor, und hob den kleinen Kaiser vom Thron. Er that ihm aber, seiner Jugend wegen, nichts zu Leide, sondern schickte ihn auf ein schönes Landgut, wo er nach wenigen Jahren starb. Das geschah 476. Dadurch wurde dem römischen Reiche ein Ende gemacht. Odovaker herrschte nun über Italien, aber nicht als Kaiser — denn der kaiserliche Titel war durch vielen Mißbrauch verächtlich geworden, — sondern als König.

Vom ganzen großen Römerreiche war nun nichts mehr übrig als ein kleines Stück in der Mitte von Gallien, nördlich von der Loire, eingeschlossen von den Gebieten der Franken, Alemannen, Burgunder und Westgothen. Statthalter war hier Sya-

grius. Er hielt sich hier noch 10 Jahre, bis auch er von dem mächtigen Chlodwig, Könige der Franken überwunden wurde.

Zweite Periode.

Von Chlodwig I. bis zum Vertrage von Verdun, 482—841.

---

30. Chlodwig, König der Franken, 482—511.

Wir haben schon gesehen, wie sich die Franken, die ursprünglich in Deutschland in den Rheingegenden wohnten, nach und nach über diesen Strom nach Gallien zogen, und sich in den nördlichen Gegenden dieses großen Landes, bis etwa an die Seine, ausbreiteten. Sie bestanden aus mehreren Stämmen, von denen zuletzt nur noch zwei, die salischen und die ripuarischen Franken, genannt werden. Nur ein fränkischer Stamm blieb in Deutschland zurück, die Thüringer, und zwar in dem Lande, welches noch Thüringen heißt, und zwischen dem Harze und dem Thüringerwalde liegt. Anfangs wurden die Franken von Herzögen regiert; aber seit einiger Zeit hatten diese den königlichen Titel angenommen.

Die nun in Gallien wohnenden salischen Franken hatten um die Zeit, da das römische Reich ein Ende hatte, einen König, der Chlodwig oder Ludwig hieß. Er war aus dem Geschlechte der Merowinger, die von Chlodwigs Großvater Merowig den Namen geführt haben sollen. Alle Könige aus diesem Hause zeichneten sich durch lange Haare aus, die sie, in Flechten geschürzt, längs des Rückens hinabfallen ließen.

Chlodwig war mit 16 Jahren König geworden, ein Jüngling voll Klugheit und Thatkraft, aber der Geist war roh, und

seinem Herzen fehlten alle edle und sanfte Empfindungen. Nicht Zufriedenheit mit sich selbst und Gewissensfriede war seiner Handlungen Ziel, sondern Vergrößerung seines Reichs. Darum ist er, weil das Böse nie glücklich macht und Gedeihen hat, nie ruhig und glücklich geworden, und seine Herrschaft ist seinen Nachkommen entrissen worden.

Nachdem er 20 Jahre alt geworden war, fiel ihm ein, dem römischen Statthalter Syagrius sein Land zu entreißen. Es kam zu einer Schlacht bei Soissons, wo der Statthalter seinen Sitz hatte. Chlodwig siegte. Syagrius floh zum Könige der Westgothen Alarich 2 nach Toulouse, wurde aber dem Chlodwig ausgeliefert, der ihn im Gefängnisse enthaupten ließ. Und nun wurde die römische Provinz mit dem übrigen Gebiete vereinigt. Das geschah 486.

Dann schickte Chlodwig zu dem Könige der Burgunder Gundobald, und warb um dessen Brudersto chter Chlotilde. Gundobald aber hatte ihre beiden Eltern umbringen lassen; darum wollte er sie nicht gern hingeben, weil er besorgte, Chlodwig möchte das Heirathsgut fordern. Doch Chlotilde ließ sich nicht halten; sie sehnte sich fort von dem mordbefleckten Oheim, setzte sich auf einen mit 4 Ochsen bespannten Wagen, und fuhr zum Könige der Franken. Diesen heirathete sie, und hoffte nun, ihn, der noch ein Heide war, zum Christenthum zu bekehren. Aber so schnell gelang es ihr damit nicht.

Da Chlodwig keine Ruhe halten konnte, so fing er mit den Alemannen einen Krieg an. Dies Volk zog den Rhein abwärts, ihm entgegen. Beide Heere trafen sich bei Zülpich, einem Städtchen am linken Rheinufer, unfern von Bonn. Die Franken fingen schon an zu wanken. Da rief Chlodwig in seiner Angst zu dem Gott seiner Gattin: „hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen! denn meine Götter verlassen mich. Stehst du mir bei in dieser meiner Noth, so will ich an dich glauben!" Und siehe da! das Glück wandte sich; die Franken erfochten einen glänzenden Sieg.

Nachdem Chlodwig das Land der Alemannen besetzt hatte, ließ ihm Chlotilde keine Ruhe, bis er sich taufen ließ, und da seine Franken auch erklärten, sie wollten den sterblichen Göttern

entsagen, und sich zu dem unsterblichen Gotte wenden, so ließ sich der König in der Kirche in Rheims von dem Erzbischof, dem heiligen Remigius, taufen. Als dieser ihn nun mit dem heiligen Oele salben wollte, war keins da, weil der Geistliche, der es holen sollte, nicht durch das Gedränge hindurchdringen konnte. Da betete der Heilige zu Gott um Hülfe in dieser Verlegenheit. Wirklich kam auch alsbald eine weiße Taube herabgeflogen, die in ihrem Schnabel eine mit heiligem Oele gefüllte Flasche trug, die einen ganz herrlichen Geruch in der ganzen Kirche verbreitete. Diese Flasche wurde sorgfältig aufbewahrt, und mit dem Oele so räthlich umgegangen, daß jeder französische König damit in Rheims gesalbt werden konnte. Erst in der französischen Revolution ist das kostbare Gefäß von den Revolutionsmännern, die gegen alles Heilige einen Krieg führten, zertrümmert worden. Mit dem Könige ließen sich 3000 Franken taufen. Da die meisten andern deutschen Völker, die bereits Christen waren, die arianische Lehre angenommen hatten, Chlodwig aber die katholische, so freute sich der Papst ungemein, und gab ihm den Titel eines allerchristlichen Königs, den die französischen Könige bis auf den heutigen Tag führen.

Chlodwig war nun zwar ein Christ, aber christlich war er dabei im geringsten nicht; denn andern Königen das Ihrige zu nehmen, und sie wohl gar meuchelmörderisch umzubringen, war ihm etwas Leichtes, obgleich er dann und wann wohl eine fromme Regung gehabt haben mag. So wird erzählt, daß er, als ihm einmal ein Geistlicher die Leidensgeschichte Jesus vorlas, gerufen habe: „wäre ich nur mit meinen Franken damals dabei gewesen, ich hätte die Schelme schon züchtigen wollen!“

Dann ging er in einen neuen Krieg gegen den Westgothenkönig Alarich 2, indem er seinen Franken recht unduldsam zurief: „ich sehe mit Schmerz, wie diese Arianer den schönsten Theil Galliens besitzen. Laßt uns ausziehen, um ihnen mit Gottes Hülfe ihre Länder zu entreißen!“ Nahe bei Poitiers kam es zur Schlacht. Beide Könige sprengten mit wilder Wuth auf einander ein; Alarich sank entseelt zu

Boden, die Westgothen flohen, und ein großes Stück von ihrem Reiche wurde mit dem fränkischen vereinigt.

Als nun Chlodwig fast alle seine Nachbarn bekriegt hatte, wandte er sich gegen seine eigenen Vettern, die ihm obendrein zum Theil in den bisherigen Kriegen treu beigestanden hatten. Wie schändlich und heimtückisch er dabei gehandelt habe, davon nur ein Beispiel. Sein Vetter Siegbert in Cöln, König der ripuarischen Franken, hatte ihm gegen die Alemannen geholfen. Jetzt lockte Chlodwig seinen Sohn Chloderich an seinen Hof nach Paris, und sprach: „Höre, dein Vater ist alt und gebrechlich; wenn er stürbe, solltest du König werden, und mein Freund seyn." Der Sohn verstand den Wink. Er ging zu seinem Vater zurück, und als er einst mit ihm auf der Jagd war, ermordete er ihn schlafend im Zelte. Um aber es mit Chlodwig nicht zu verderben, schickte er an ihn, und ließ ihn bitten, sich durch Abgesandte von den ererbten Schätzen das Liebste auszuwählen. „Laß das gut seyn," ließ ihm Chlodwig sagen; „behalte deine Güter; aber zeige sie meinen Gesandten." Diese aber hatten den Auftrag, den treulosen Sohn zu ermorden. Als nun Chloderich den einen Kasten öffnete, und ihnen die darin liegenden Goldstücke zeigte, sprachen sie: „greife doch bis auf den Boden; wer weiß, was da noch liegen mag." Indem er sich nun bückte, zerspaltete ihm einer der fränkischen Gesandten mit dem Beile den Kopf. Dann ließ der schnell herbeigeeilte Chlodwig das Volk zusammenrufen, uud sprach: „euer König ist ermordet worden; daran bin ich zwar unschuldig, aber er hat es verdient, weil er ein Vatermörder war. Nun rathe ich euch, daß ihr mich als euren König erkennt." Das thaten sie auch; sie setzten ihn auf einen Schild, und trugen ihn jauchzend umher.

Um einen andern Vetter zu verderben, bestach er einige von dessen Leuten, ihn in seine Hände zu spielen. Als nun der gefesselte Fürst vor ihn gebracht wurde, rief er: „schämst du dich nicht, daß du dich hast fesseln lassen? Warum hast du denn nicht lieber den Tod der Schande vorgezogen?" Bei diesen Worten spaltete er ihm den Kopf. Dann wandte er sich zu dem Bruder des Erschlagenen: „und hättest du deinem

Bruder, wie du solltest, beigestanden, so hätte er nicht das Unglück gehabt. Dafür empfange den Tod.“ Sogleich hieb er auch ihn nieder. Jenen Leuten aber hatte er unächtes Gold gegeben. Jetzt kamen sie, und beschwerten sich darüber. Er aber sprach: „o ihr Schelme! habt ihr denn etwas Besseres verdient? Wer seinen Herrn verräth, verdient betrogen zu werden. Seyd froh, daß ich euch nicht zu Tode martern lasse.“

Nachdem nun alle seine Seitenverwandten todt waren, wollte er sehen, ob er nicht vielleicht noch einen oder den andern vergessen habe; darum stellte er sich traurig, und rief in der Volksversammlung aus: „wie unglücklich bin ich doch, daß ich so ohne Verwandte da stehe, und keinen habe, auf den ich in der Stunde des Unglücks rechnen kann!“ Aber es meldete sich Keiner, weil Keiner mehr am Leben war. So handelte der allerchristlichste König!

Er starb schon in der Kraft seines Alters, 45 Jahre alt, 511.

31. Theodorich der Große, König der Ostgothen, 493—526.

Die Ostgothen wohnten, wie vorher gesagt worden ist, jetzt in einem Theile von Ungarn. Aber mit dem griechischen Kaiser blieben sie nicht lange in gutem Vernehmen; sie kannten seine Ohnmacht und seine Furcht vor ihnen, und trotzten ihm durch die Drohung, in Griechenland einzufallen, Jahrgelder ab. „Ihr sollt sie haben,“ ließ ihnen der Kaiser sagen; „aber gebt mir einen angesehenen Mann aus eurem Volke zum Unterpfand eurer Treue.“ Nun hatten die Gothen gerade einen achtjährigen Prinzen, Theodorich; den schickten sie nach Constantinopel als Geisel. Der Kaiser Zeno hielt ihn gut, ließ ihn unterrichten, und erwies ihm viele Auszeichnung. Als er 18 Jahre alt war, schickte er ihn zurück, und der treffliche Jüngling that sich bald so hervor, daß das ganze Volk der Ostgothen ihn zu seinem Könige wählte.

Indessen hatte Odovaker Italiens sich bemächtigt, und bereits 13 Jahre ungestört geherrscht. Da ließ Theodorich dem Kaiser Zeno sagen: „erlaube mir, daß ich mit meinen Gothen

nach Italien ziehe, und es erobere. Siege ich, so will ich es in deinem Namen regieren, und du hast den Ruhm davon; falle ich aber, so wirst du einen lästigen Nachbar los, und ersparst dir die Jahrgelder." Das sah Zeno ein, und er erlaubte den Zug. *) Sogleich setzte sich eine ungeheure Menschenmasse in Bewegung: Männer, Weiber, Kinder, Greise, mit einem langen, unabsehbaren Wagenzuge, Theodorich voran. Sie zogen um das adriatische Meer herum, und betraten die Gränze Italiens. Hier trat ihm Odovaker entgegen. Er verlor aber drei Schlachten gegen die Ostgothen, und mußte hinter den Mauern von Ravenna Schutz suchen. Drei Jahre lang belagerte ihn hier Theodorich. Endlich mußte Odovaker die Thore öffnen, nachdem ihm der Sieger das Leben gesichert hatte. Aber schon nach wenigen Tagen ermordete ihn der Ostgothenkönig bei einem Gastmahle mit eigener Hand. Zwar gab dieser vor, Odovaker habe ihm nach dem Leben gestellt; aber konnte das den Meuchelmord rechtfertigen? Wie gern möchte man diesen Flecken aus dem Leben des sonst so wackern und großen Theodorich wegwischen! — Das geschah 493, also 4 Jahre nach dem Aufbruche der Ostgothen aus Pannonien.

Theodorich nannte sich nun König von Italien, und nahm seine Residenz in Ravenna. Von Chlodwig haben wir viele Kriege erzählen müssen, die er ohne Noth, nur aus Eroberungssucht, anfing; von Theodorich hingegen kann mit Recht gerühmt werden, daß er nur dann Krieg geführt habe, wenn er dazu aufgefordert war, und daß er seinem Volke den Frieden so lange als möglich erhielt. Und doch stand er bei allen umwohnenden Völkern in hoher Achtung. „Es ist kein Volk," sagte ein Zeitgenosse, „in dem westlichen Theile der Welt, welches ihm nicht, so lange er lebte, durch Freundschaft oder durch Unterwerfung huldigte." Sein größtes Verdienst hat er sich aber durch seine weise und väterliche Regierung von Italien erworben, und dies gereicht ihm um so mehr zum Ruhm, da

---

*) Nach Andern forderte der Kaiser den Theodorich zu dem Zuge auf. Ihre Wünsche mochten sich begegnen.

er, nach der Meinung der stolzen Griechen, nur ein Barbar war. Wirklich that aber auch eine milde Regierung diesem unglücklichen Lande recht noth; die unaufhörlichen Kriege der Römer hatten so unter ihnen aufgeräumt, daß nur ein kleiner Theil dieses einst so großen Volks noch übrig war. Die meisten Felder lagen verödet, und es war daher als ein Glück zu betrachten, daß das Volk der Ostgothen sich in Italien niederließ. Theodorich verlangte von den Einwohnern nur, daß sie den dritten Theil ihrer Ländereien seinen Gothen abtreten sollten, und das konnte jenen keineswegs drückend seyn, da sie mehr Land hatten als sie bebauen konnten, und er ihnen ja Alles hätte nehmen können. Er ließ ihnen ferner ihre Gesetze und Gebräuche, machte keine neuen Auflagen, übte strenge Gerechtigkeit gegen Gothen wie gegen Eingebohrene, und setzte Summen aus, um die Ueberreste aus dem Alterthum in Rom zu unterhalten. Ueberhaupt war er, obgleich selbst nicht gelehrt, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste. Auch macht es ihm viele Ehre, daß er den Anhängern der katholischen Kirche nichts in den Weg legte, ob er gleich selbst nebst seinen Gothen der arianischen Secte angehörte. Ja er beschenkte selbst die Kirchen der Katholiken; so gab er in die Peterskirche in Rom zwei silberne Leuchter, die 70 Pfund wogen. Das so lange jämmerlich mißhandelte Italien fing unter seiner milden Regierung wieder an aufzublühen, und die Sicherheit des Eigenthums war so groß, daß man zu sagen pflegte, man könne ruhig seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen, und würde ihn am andern Tage gewiß noch unangerührt finden.

So regierte der große Theodorich 33 Jahre über Italien, und noch lange wurde seine Regierung von den Einwohnern gesegnet. Als er 526 starb, war allgemeine Trauer. Auf dem Sterbebette hatte er seine Gothen zur Einigkeit und Ordnung ermahnt, und sie gebeten, seinem Sohne, dem 10 jährigen Athalarich als König und dessen Mutter Amalasuntha als Regentin Gehorsam zu leisten. Die folgenden Schicksale des ostgothischen Reichs, und die Geschichte seines Untergangs wollen wir hier nicht erzählen, weil wir uns vorzüglich auf

diejenigen deutschen Völker zu beschränken haben, die im eigentlichen Deutschland wohnen geblieben sind. Nur so viel merke man sich, daß es bis zum Jahre 554 währte, wo der griechische Kaiser Justinian nach einem langen blutigen Kriege wieder Herr von Italien wurde.

32. Alboin, der Longobarde, 568.

Aber die griechischen Kaiser blieben nicht lange im ruhigen Besitze von Italien. Die Longobarden fielen in das Land ein, im Jahre 568. Die Veranlassung war folgende: Im jetzigen Ungarn wohnten neben einander die Longobarden und die Gepiden, jene mehr westlich, diese mehr östlich. Zwischen beiden Völkern kam es zum Kriege. Alboin, ein junger, muthiger Held, damals König der Longobarden, führte diese an, und an der Spitze der Gepiden zog Kunimund, auch ein wackrer König. Als der Letztere in den Krieg gegangen war, meldete man ihm, ein fremdes Volk aus Asien, die Avaren, wären ihm ins Land gefallen. So war es auch wirklich. Die Avaren waren seit einiger Zeit erst nach Europa gekommen, hatten die Ueberreste der Hunnen vertilgt, und fielen jetzt, von Alboin aufgefordert, den Gepiden von hinten ins Land, während Alboin sie von vorn angriff. Aber Kunimund ließ sie gewähren; erst wollte er mit den Longobarden den Krieg zur Entscheidung bringen. Das erreichte er auch, aber so, daß er auch wegen der Avaren aller Sorge los wurde. Er wurde nämlich von Alboin besiegt, fiel selbst in der Schlacht, und Alboin machte, nach der rohen Sitte jener Zeit, aus dem Schädel seines getödteten Feindes ein Trinkgeschirr. Das war ein Zeichen von einem rohen Gemüth; aber daß er Kunimunds schöne Tochter, Rosamunda, zwang, seine Gattin zu werden, war unklug. Wie konnte er glauben, daß sie den Mörder ihres Vaters lieben könnte!

Nun brach Alboin mit dem ganzen Volke der Longobarden, mit Weibern und Kindern aus Ungarn auf, und wandte sich nach den Alpen, um Oberitalien dem griechischen Kaiser abzunehmen. Das wurde ihm auch keineswegen schwer; denn die Grie-

chen waren nicht viel kriegerischer als die Römer. Darauf belagerte er Pavia drei Jahre lang, und schwur in seiner Ungeduld, daß er, sobald er in die Stadt käme, alle Einwohner vom Ersten bis zum Letzten wollte umbringen lassen. Endlich ergab sich Pavia. Als nun Alboin durch das Thor ritt, stürzte das Pferd mit ihm zu Boden, und wollte nicht wieder aufstehen, so viel er es auch spornte und hieb. Da trat einer seiner Longobarden vor, und sprach: „wisse, o König, dein Gelübde ist daran schuld; widerrufe es, und du wirst ungehindert in die Stadt reiten können; denn die Einwohner sind Christen wie wir." Das nahm sich der König zu Herzen. Er verhieß den Einwohnern Verzeihung, und sogleich sprang sein Pferd mit ihm auf. Er machte nun Pavia zur Hauptstadt des neuen longobardischen Reichs, welches ganz Oberitalien umfaßte. Das geschah 568.

Nachdem er drei Jahre regiert hatte, wurde er ermordet. Er hielt nämlich einst in Verona ein fröhliches Gastmahl, und als er sich mit Wein berauscht hatte, befahl er seiner Frau, sie solle aus des Vaters Schädel trinken. Sie schauderte, aber er bestand darauf. Da gelobte sie im Stillen dem fühllosen Gatten blutige Rache. Sie nahm den Schildträger Alboins auf die Seite, und verabredete mit ihm, wie der König erschlagen werden könnte. Als nun Alboin in seinem Pallaste Mittagsruhe hielt, schlichen sich der Waffenträger und noch ein anderer Verschworener in sein Schlafgemach, und ermordeten ihn. — Nach ihm hat das longobardische Reich noch ungefähr 200 Jahr gedauert.

Rosamunda hat den Lohn ihrer Treulosigkeit noch erhalten. Sie war, aus Furcht vor der Rache der Longobarden, mit dem Schildträger zu Schiffe nach Ravenna geflohen, und hatte die Schätze des ermordeten Königs mitgenommen. Diese Reichthümer und ihre Schönheit bewogen den griechischen Statthalter, der hier residirte, ihr seine Hand anzubieten. Dazu war sie gleich bereit; nur fürchtete sie sich vor dem Schildträger, der seit jener Mordthat sich mit ihr vermählt hatte. Aber ein Verbrechen erzeugt leicht ein neues. Sie bereitete einen Gifttrank, und als er aus dem Bade zurückkehrte, reichte sie

ihm denselben dar. Er trank, fühlte aber gleich, daß er vergiftet sey. „So sollst du wenigstens mit mir sterben!“ rief er aus, setzte ihr sein Schwert auf die Brust, und verlangte, daß sie den Ueberrest trinken sollte. So starben beide zugleich, ohne die gehofften Früchte ihrer Unthat zu genießen.

33. Die Verfassung der Franken.

Ehe wir die folgenden Begebenheiten der deutschen Völker weiter verfolgen, müssen wir, zum Verständniß des Folgenden, erst einige bei den Franken statt findende Einrichtungen angeben. Im 5ten Abschnitt ist schon gesagt, daß der Grundbesitzer auf seinem Landgute wie ein kleiner Fürst fast ganz unabhängig lebte, und einer Anzahl ärmerer, aber freier Leute, ein Stück Land zur Bebauung übergab, wofür sie ihm entweder einen Zins geben, oder Dienste leisten mußten. Das waren die Hintersassen. So lange sie in dieser Verbindung blieben, waren sie allerdings Diener des Hausvaters, aber sie konnten ihm eben so gut den Dienst aufsagen, wie er sie aus seinem Dienste entlassen. Ein solches Freigut, dessen Besitzer wohl selbst Diener besaß, aber keinem Andern zu dienen nöthig hatte, hieß ein Alodium. Damit konnte er machen, was er wollte: es verkaufen, verschenken, vermachen.

Was der Alodien-Besitzer im Kleinen war, das war der König des Landes im Großen. Auch er hatte Güter, die ihm eigenthümlich gehörten, und wenn er glückliche Kriege führte und Eroberungen machte, so wurden seine Ländereien durch die eingezogen Güter der bezwungenen Könige vermehrt. Die Kriege führte er früher durch den Heerbann (Wehrmannei), aber jetzt hatte er eine Menge freier Leute in seinem Dienst, die entweder, um sich durch Kriegsthaten auszuzeichnen, oder um Beute zu machen, oder durch Armuth genöthigt, sich an ihn angeschlossen hatten, und von der Beute lebten, so lange als der Krieg währte. Sie hießen seine Leudes (Leute). Traten aber Friedensjahre ein, so mußte er entweder die Leudes entlassen — aber dann hatte er im Fall der Noth kein Heer —, oder er gab ihnen einzelne seiner Güter sammt den darauf wohnenden Hintersassen

und Knechten. Solches Gut hieß nun nicht Allodium, — denn der, welcher es verwaltete, war ja nicht eigentlicher Besitzer —, sondern ein Lehn. Der König konnte seinem Lehnsmanne oder Vasallen das Gut wieder nehmen, sobald er wollte, und starb der Vasall, so erbten es dessen Kinder nicht immer, wenigstens mußte der König dazu erst seine Genehmigung geben, und den Sohn aufs Neue damit belehnen. Für die Benutzung des Lehns war der Vasall verpflichtet, sobald der König es wollte, zum Kriege gerüstet zu erscheinen, sein Leben für den König zu wagen, und in allen Dingen ihn als seinen Herrn zu betrachten.

Begreiflicherweise bekamen nicht alle Leudes dergleichen Lehen, sondern nur die angesehensten, oder die sich um den König am meisten verdient gemacht hatten. Die übrigen erhielten entweder vom Könige besonderes Geld für ihre Dienste, oder sie wurden die Hintersassen auf einem der königlichen Güter, oder sie gingen zu einem anderen Könige, der gerade Krieg führte. Alle Leudes nun, alle Vasallen, alle Hintersassen und Knechte auf den königlichen Gütern, machten zusammen das königliche Haus aus, und standen unmittelbar unter dem Könige. An ihrer Spitze stand der Major Domus (Hausmeyer), so wie der Verwalter oder Meyer an der Spitze der Knechte einer Landwirthschaft stand. Seine Bestimmung war, die Leudes im Kriege anzuführen, nicht aber die freien Grundbesitzer, die ihre besondern Anführer hatten. Nach und nach wurden die Leudes immer mächtiger, und es kamen schon bald nach Chlodwig Fälle vor, wo sie sich geradezu dem Könige widersetzten, oder diesen nöthigten, ihren Willen zu thun. Denn der König konnte ja ohne sie nichts ausrichten, und sobald sie nur zusammenhielten, war er ganz in ihren Händen. Zuletzt wurden besonders die Vasallen auf den größern Ländereien so mächtig, daß der König nicht mehr wagen durfte, sie ihnen zu nehmen, oder ihren Söhnen vorzuenthalten, so daß sie in der Folge sich ganz unabhängig gemacht haben. Auf diese Weise sind alle deutsche Fürstenhäuser entstanden, die in alten Zeiten nur Vasallen des deutschen Königs waren.

Da nun der König nicht überall seyn konnte, so schickte er

Statthalter in die Provinzen, die verschiedene Namen hatten; bald Patrizier, bald Herzoge, bald — wenn sie an den Gränzen waren — Markgrafen. Die Unterstatthalter hießen Grafen. Wenn der König in die Provinz eines Statthalters kam, so mußte dieser ihn bedienen, und für seinen Unterhalt sorgen; denn die Könige hatten damals selten einen beständigen Wohnsitz, sondern waren bald hier, bald dort. Die Palläste, die sie daher in den verschiedenen Provinzen hatten, hießen Pfalze, und der Graf, der die Aufsicht über eine solche Pfalz hatte, hieß der Pfalzgraf.

84. Fredegunde und Brunichild, 570—615.

Die folgende Geschichte möchten wir gern übergehen, obendrein weil sie nicht wenig verwirrt ist, und mit Aufmerksamkeit gelesen werden muß, wenn man den Faden der Begebenheiten nicht verlieren will. Aber sie darf hier nicht fehlen, weil sie zeigt, wie weit die Rachsucht selbst das zum Friedenstiften und zu sanften Empfindungen bestimmte Weib führen kann.

Als Chlodwig 1. 511 gestorben war, wurde — so war es unter den Franken gewöhnlich — das große Frankreich unter seine vier Söhne getheilt. Solche Theilung war unklug, einmal, weil dadurch die Macht geschwächt wurde, und zum andern, weil daraus Uneinigkeit unter den Brüdern entstand. Denn es ist eine traurige Erscheinung, daß die Menschen damals so roh, oder vielmehr so verdorben waren, daß kein zartes Familienband die Herzen derer umschlang, die zu Einem Hause gehörten. Mit Wehmuth und Grausen sieht man Bruder gegen Bruder, und selbst den Sohn gegen den Vater wüthen, und um eines Stückes Landes willen einander ermorden. Der älteste seiner Söhne erhielt den östlichen Theil, den man Austrasien nannte. Er nahm die Gegenden auf beiden Seiten des Rheins, der Maaß und Mosel ein, und Metz war die Residenz. Die drei andern Söhne bekamen den westlichen Theil, also das übrige Nordfrankreich bis an das atlantische Meer. Dieser Theil hieß Neustrien, und war eigentlich nicht mehr zu Deutschland zu rechnen, weil, wenn auch die Franken Deutsche waren, doch hier

von Anfang an die römischen Gesetze, die römische Sprache und die römischen Einrichtungen galten. Jeder dieser drei Brüder bekam einen besondern Theil von Neustrien.

Theodorich 1. — so hieß der älteste Sohn Chlodwigs —, König von Austrasien, unternahm es, Thüringen zu erobern. Dieses Reich nahm in der Mitte Deutschlands einen weit größeren District ein als das Land, welches jetzt so heißt. Hier regierten drei Brüder mit einander. Der mittlere derselben, Hermanfried, hatte eine Tochter des wackern Theodorich, Königs von Italien, zur Frau, Amalberga, ein böses Weib. Sie setzte ihrem Manne so lange zu, bis er seine beiden Brüder ermordete, um nur Herr von ganz Thüringen zu werden. Gegen diesen Hermanfried zog jetzt Theodorich von Austrasien zu Felde. Der Brudermörder erlitt an dem Flusse Unstrut eine so fürchterliche Niederlage, daß der Fluß ganz voll erschlagener Thüringer lag, so daß die Franken wie auf einer Brücke über sie hinweggehen konnten! Hermanfried mußte Frieden machen. Dann lockte ihn Theodorich unter vielen Freundschaftsversicherungen zu sich nach Zülpich. Hier ging er einst mit ihm auf der Mauer umher, als plötzlich Hermanfried von der Mauer hinabgestoßen wurde, so daß er sich das Genick abstürzte. Wer der Thäter war, wird nicht gesagt; aber ohne Zweifel hatte es Theodorich angestiftet. Er ließ einige Kinder des ermordeten Königs erdrosseln, und vereinigte das thüringische Reich mit Austrasien.

Nicht besser machten es die drei Brüder Theodorichs mit dem Königreiche Burgund. Nach einer Reihe schändlicher Verrätherereien und Ermordungen unterwarfen sie sich das Reich, nachdem dessen ganze Königsfamilie ausgerottet worden war. Doch behielten die Burgunder ihre eigenen Gesetze, und wurden von einem besonderen Statthalter verwaltet.

Unter allen vier Söhnen Chlodwigs 1, hinterließ nur Einer Erben, und dieser Eine, Chlotar 1, vereinigte endlich das ganze fränkische Reich wieder. Als er 561 starb, theilte er sein Reich wieder unter seine Söhne, von denen die drei ältesten Neustrien, der jüngste aber, Sigebert, Austrasien erhielt. Kaum war der Vater todt, so begannen auch schon unter den

unnatürlichen Brüdern die heftigsten Kriege. Um das Folgende besser zu verstehen, wollen wir zuvörderst die Leserinnen mit den vorkommenden Personen bekannt machen, ohne zu verlangen, daß sie alle diese Namen, die zum Theil unbedeutend sind, behalten sollen.

Chlotar 1, hinterließ, wie gesagt, 4 Söhne:
Charibert in Paris.
Guntram in Orleans.
Chilperich in Soissons. Dieser hatte nach einander 3 Frauen: Audovera, Galeswintha, Fredegunda. Unter seinen Söhnen merken wir nur den Merowig, und später Chlotar 2.
Sigebert in Metz. Dessen Frau war Brunichild, eine Schwester der Galeswintha. Sein Sohn war
Childebert, und dessen Söhne
Theodebert und Theodorich 2,
in Austrasien in Burgund.

Diese Personen recht gemerkt, wird die folgende Erzählung leichter verständlich seyn.

Chilperich, hatte eine Gattin, Audovera, die er liebte. Zugleich hielt sich an seinem Hofe ein äußerst böses, ränkevolles Weib auf, Fredegunda. Diese hatte sich in den Kopf gesetzt, des Königs Frau zu werden, und wußte auch ihn endlich dahin zu bringen, daß er die arme Audovera verstieß. Dennoch erreichte sie ihren Zweck diesmal nicht. Denn Chilperichs jüngster Bruder Sigebert hatte damals gerade eine westgothische Prinzessin, Brunichild, geheirathet. Diese war, nach Aller Zeugniß, ein schönes, sittsames, liebenswürdiges Weib, und keiner ahnte damals, daß aus ihr ein wahrer Teufel werden könnte. Chilperich lernte sie und ihre Schwester Galeswintha kennen, und hielt um die Hand der letzteren an. Alle freuten sich über diese glückliche Ehe; nur Fredegunda knirschte. Es dauerte auch nicht lange, da hatte sie die beiden Eheleute veruneinigt, und machte der armen Frau das Leben in Soissons so sauer, daß sie sich wieder nach Hause sehnte, und ihren Mann bat, sie wieder zu entlassen; sie wollte

Digitized by Google

ja gern ihren Brautschatz im Stiche lassen. Aber ehe es noch zur Abreise kam, hatte Fredegunda sie — in Betten erstickt!

Nun erreichte zwar Fredegunda endlich ihr Ziel, sich mit Chilperich zu vermählen. Aber Brunichild, nachdem sie laut über das Schicksal ihrer armen Schwester gejammert hatte, schwur, sich an dem schlechten Weibe zu rächen, und erhielt von ihrem Manne das Versprechen, ihr darin behülflich zu seyn. Doch dem Sigebert wenigstens kam Fredegunda zuvor. Er war eben von den Unterthanen des indessen gestorbenen Charibert zum König von Paris gewählt worden, und feierte ein Freudenfest. Da drängten sich von ihr abgeschickte Meuchelmörder heran, und stießen ihm zwei vergiftete Messer in die Brust! Das war Fredegunda's zweite Mordthat.

Brunichild hatte ihren Mann mit ihren Kindern nach Paris begleitet. Während sie noch ihrem Schmerze nachhing, erschien ihr Schwager Chilperich, und setzte sie gefangen. Ihr fünfjähriges Söhnchen Childebert wurde noch durch einen treuen Freund gerettet, nach Metz gebracht, und von den Austrasiern als König anerkannt. Während nun Brunichild im Gefängnisse saß, lernte sie Merowig, Chilperichs Sohn, kennen, gewann sie lieb, und klagte ihr seine Noth, daß er von der bösen Stiefmutter so viel zu ertragen hätte. Die gemeinschaftliche Noth brachte beide einander näher; Merowig bot der jungen Wittwe seine Hand an, und diese willigte ein, weil sie sich dann an Fredegunda leichter rächen zu können hoffte.

Sobald Chilperich von der Heirath seines Sohnes mit der gefangenen Brunichild hörte, wurde er sehr zornig. Aber sie entrannen beide, und kamen nach Austrasien. Die Einwohner aber wollten ihn nicht dulden, weil sie sich vor einem Kriege mit Chilperich fürchteten, und der arme Merowig mußte also wieder fort. Er irrte eine Zeitlang umher, bis Fredegunda seinen Aufenthalt ausspürte, und — ihn ermorden ließ.

Aber der Himmel strafte sie für diese neue Schandthat bald dadurch, daß alle ihre Kinder nach einander starben. Nun hatte Chilperich noch einen Sohn von der Audovera; dem gab sie Schuld, daß er ihre Kinder durch Zauberei ums Leben gebracht hätte, und ruhte nicht eher, bis sie ihn sammt seiner

Mutter Audovera ums Leben gebracht hatte. Chilperich hatte nun also alle seine Kinder verloren; aber er hatte nicht lange Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen, da er bald darauf auf der Jagd durch einen Meuchelmörder, den Brunichild, um Sigeberts Tod zu rächen, gesandt hatte, niedergestochen wurde. Die Mörderin aber breitete aus, Fredegunda hätte ihn umbringen lassen, weil er ihren schlechten Streichen auf die Spur gekommen wäre.

Nun war von den Söhnen Chlotars 1 nur noch der einzige Guntram übrig; aber er bekam nicht das ganze Reich, weil Fredegunda dem Chilperich noch zuletzt einen Sohn gebohren hatte, Chlotar 2, für den sie nun Soissons verwaltete.

Wir wenden uns nun zu Brunichild. Obgleich ihr Sohn Childebert indessen herangewachsen war, regierte sie doch allein, und drückte die austrasischen Großen, denen sie es nicht vergeben konnte, daß sie den Merowig aus dem Lande gewiesen hatten. Viele derselben ließ sie hinrichten, Anderen nahm sie ihre Lehngüter. Da starb auch Guntram, und seine reichen Besitzungen fielen dem Childebert zu, der nun dadurch Herr von Austrasien, Orleans, Paris und Burgund wurde. Wie freute sich die rachsüchtige Brunichild, nun bald über ihre Feindin triumphiren zu können, die sich bloß mit Soissons begnügen mußte! Aber mitten in ihrer bösen Freude wurde sie durch den Tod ihres Sohnes Childebert gestört. Seine großen Besitzungen fielen nun dessen unmündigen Söhnen zu, über welche die Großmutter die Vormundschaft übernahm; Theodebert bekam Austrasien, Theodorich 2. Burgund. Die durch den Tod Childeberts verursachte Bestürzung benutzte Fredegunda. Sie ging rasch mit einem Heere auf Paris los, nahm es weg, schlug dann die Austrasier, und starb unerwartet, mit der Freude, ihrer Feindin wehe gethan zu haben, 597.

Lange genug glaubten nun die Austrasier die Grausamkeiten der Brunichild ertragen zu haben. Sie vertrieben sie aus dem Lande; sie aber floh nach Burgund zu ihrem Enkel Theodorich, und hier brütete sie neue Racheplàne aus, sowohl gegen die austrasischen Großen als gegen ihren älteren Enkel, den Theodebert, weil der sich ihrer nicht mehr angenommen hätte. Auch gegen

mehrere burgundische Große, die ihren Unwillen sich zugezogen hatten, wüthete sie. Dem einen ließ sie einen Fuß abhauen und zog seine Güter ein, dem Andern nahm sie gar das Leben, und endlich hatte sie die Freude, daß es zwischen ihren beiden Enkeln, die jetzt ziemlich erwachsen waren, zum Kriege kam. Nach zwei fürchterlich blutigen Schlachten wurden die Austrasier geschlagen; Theodebert fiel in die Hände der Burgunder, und wurde ermordet. Den kleinsten seiner Söhne brachte man Brunichild, die indessen ein altes, häßliches, 60 jähriges Weib geworden war. Mit wüthenden Augen blickte sie das Kind, ihren Urenkel, an, weil sein Vater ihren Haß sich zugezogen hatte, und befahl einem Soldaten, das Kind bei den Beinen zu ergreifen, und es mit dem Kopf gegen eine Felswand zu schmettern, daß das Gehirn umhersprützte. So kann die Rachsucht den Menschen zum Teufel machen! — Theodorich bekam nun das ganze Land.

Jetzt schritt Brunichild dazu, an dem Hause der Fredegunda die Ermordung ihrer Schwester und ihrer beiden Gatten zu rächen. Auf ihr Geheiß zog ihr Enkel Theodorich ins Feld gegen Soissons, und schon sah sie mit boshafter Freude, wie sie ihre Hände im Blute Chlotars würde baden können, als plötzlich — Theodorich an der Ruhr starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Mit ihm schwanden alle ihre Hoffnungen. Sie zog zwar noch einmal gegen Chlotar 2, Chilperichs und Fredegundens Sohn, zu Felde; aber als es zur Schlacht kommen sollte, gingen ihre Leudes zu den Feinden über, und sie mußte schnell die Flucht ergreifen. In einem einsamen Schlosse des Jura fanden die von Chlotar ausgeschickten Leute das böse Weib, und schleppten sie nun vor ihn. Zuerst befahl Chlotar vor ihren Augen zwei ihrer Urenkel zu erwürgen. Dann ließ er die Heere aller drei Völker, der Austrasier, Neustrier und Burgunder, zusammen kommen, und gab die achtzigjährige Alte drei Tage lang dem Hohne und Spotte der rohen Krieger preis. Man setzte sie auf ein Kameel, und führte sie unter dem Jauchzen des Volks durch das Lager. Zuletzt forderte Chlotar die Krieger auf, ihre Todesart zu bestimmen. Sie banden sie mit den Haaren, mit dem einen Arm und dem einen Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes, und peitsch-

ten dies zu raschem Laufe, so daß ihr gräßlich zerfleischter Körper in Stücken gerissen wurde. Das geschah 615. Der Mensch kann ein Engel, aber auch ein Teufel werden; die Wahl steht Jedem frei.

Chlotar 2, der Sohn Chilperichs und Fredegundens, vereinigte nun das ganze Frankenland wieder, so daß er Herr von Neustrien, Austrasien, Burgundien und Thüringen war. Von den Schicksalen der Merowinger wird unten die Rede seyn.

35. Der heilige Bonifazius 716—754.

Wenn irgend etwas die Rohheit und Grausamkeit der Völker jener Zeit mildern konnte, so war es das Christenthum, dessen milderndem Einflusse sich ja selbst die wildesten Nationen nicht entziehen können. Nur war die Lehre unsers göttlichen Lehrers leider damals nicht mehr die reine, wahrhaft evangelische, sondern bereits mit manchen Menschensatzungen vermischt, und die Lehrer der Religion sahen mehr darauf, daß Keiner ihren Ansichten widerspräche, als daß der Geist der Liebe, Sanftmuth und Verträglichkeit überall verbreitet werde.

Mehrere deutsche Völker: die Gothen, die Burgunder, die Thüringer, die Franken, die Alemannen, waren bereits Christen geworden, und bekannten sich theils zur katholischen, theils zur arianischen Parthei. Aber im eigentlichen Deutschland, besonders im nördlichen und in den Gebirgen, hingen noch viele am Heidenthume. Nun gab es zwar in mehreren, von den Römern angelegten Städten, vornehmlich am Rheine und an der Donau, schon christliche Gemeinden; aber die vielen Verheerungen, welche durch die Völkerwanderung herbeigeführt wurden, hatten auch manche dieser Gemeinden zerstört. Da erschienen unerwartet, um die Zeit, als Brunichild regierte, mehrere fromme Geistliche in Deutschland, Frankreich und der Schweiz, um die Lehre von Einem Gotte und von Jesus, dem Erlöser der Menschen, den Heiden zu verkündigen. Es ist eine recht rührende Erscheinung, wie diese wackern Männer, von einem wahrhaft göttlichen Geiste getrieben, alle Bequemlichkeiten des Lebens, die sie in ihrem Vaterlande hatten, verließen, und sich allen Beschwerden eines

unruhigen Lebens, und allen Gefahren, die ihnen unter den rohen Völkern drohten, willig unterzogen, bloß um Gutes zu stiften, und die Zahl der durch Jesus von Sünde und Aberglauben Geretteten zu vermehren. Eine Religion, die diese Kraft giebt, die den Menschen mit Verachtung auf die freudenleere Gegenwart blicken läßt, weil sie eine selige Zukunft ihm vorhält, ist schon an sich etwas höchst Ehrwürdiges. Auffallend ist aber, daß fast alle diese Männer aus einer Insel kamen, die fast bloß dem Namen nach bekannt war, am allerwenigsten aber eine so hohe Cultur vermuthen ließ, als diese Männer zeigten. Irland muß durch Ereignisse, die der Geschichte unbekannt sind, kurz zuvor eine hohe Bildung gewonnen haben, daß es Männer, deren Verstand so ausgebildet, und deren Herz mit so edlem und festem Willen erfüllt war, hervorbringen konnte. Manche von ihnen wurden von den Heiden erschlagen; aber das hielt die folgenden nicht ab, mit demselben Muthe das Evangelium zu predigen.

Unter denen, die sich im 7ten Jahrhundert um die Bekehrung der Heiden große Verdienste erwarben, zeichnete sich besonders der heilige Willibrod, auch ein Irländer, aus. Er landete im Lande der Friesen mit mehreren Begleitern. Er hatte die Freude, daß Viele sich taufen ließen. Einen seiner Gefährten schlugen die Friesen todt; aber das hielt den braven Mann nicht ab, sein frommes Werk fortzusetzen. Sein gewöhnlicher Sitz war Utrecht. Von hier sandte er seine Begleiter umher, auch andere Völker zu bekehren. Einer derselben, der heilige Wulfram, kam einmal dazu, als ein Haufen Friesen ihren Götzen ein Menschenopfer bringen wollten. Sie schlachteten die dazu bestimmten Unglücklichen nicht, sondern henkten sie an Bäume. Wulfram verwies ihnen das, und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie schändlich das sey. Sie aber lachten ihn aus, und fragten spöttisch: „was vermag denn dein Gott, den wir verehren sollen? Ist er so mächtig, wie du sagst, so wird er auch einen der hier Aufgehenkten wieder lebendig machen können." Die Legende erzählt, Wulfram habe zu Gott gebetet, und augenblicklich sey der Strick gerissen, und einer der vor 6 Stunden Gehenkten lebendig zu Boden gefallen. Ein ander Mal wurden fünf Andere, die auch

schon gehenkt worden waren, durch sein Gebet wieder lebendig. Endlich gelang es ihm sogar, den Fürsten der Friesen Ratbod zu bereden, sich taufen zu lassen. Schon stand Ratbod mit dem einen Fuße im Taufwasser; da fiel ihm ein, Wulfram, der ihm viel von dem Himmel und der Hölle vorerzählt hatte, zu fragen, ob denn seine Vorfahren im Himmel oder in der Hölle sich aufhielten. Da ihm der Heilige antwortete: „in der Hölle," — so zog er geschwind den Fuß wieder aus dem Wasser, und sprach: „ich will lieber bei meinen Vorfahren in der Hölle, als mit einem Haufen gemeinen Volks in eurem Himmel seyn." Er verwechselte nämlich die Hölle mit der Hela; so nannten die alten Deutschen den oberen Luftraum, wohin sie ihre Helden nach dem Tode versetzten. Trotz aller Gefahren hat Willibrod in Utrecht ein Alter von 80 Jahren erreicht.

Der Berühmteste aber aller Heidenbekehrer in Deutschland war der heilige Bonifazius, der darum auch mit Recht der Apostel der Deutschen genannt wird, weil er erst das Christenthum hier bleibend gegründet, und Bisthümer, Kirchen, Klöster und Schulen gestiftet hat. Er hieß eigentlich Winfried, und war ein Benedictinermönch in England, also ein Angelsachse. Schon früh verließ er nach dem Beispiel des heiligen Willibrod sein Kloster, um für die Verbreitung des Christenthums thätig zu seyn. Im Jahr 716 setzte er zum ersten Male nach Deutschland über, wurde in Rom vom Papste zum Bischof geweiht, mußte aber hier ausdrücklich versprechen, nichts zu lehren, als was mit den Meinungen der katholischen Kirche übereinstimme, weil von der Einigkeit des Glaubens die Seligkeit der Christen abhänge, und sich aller Gemeinschaft mit denjenigen Geistlichen, die anders dächten, zu enthalten. So früh schon haben die Päpste dahin gearbeitet, alle Länder von sich abhängig zu machen! Eine Zeitlang lebte er bei dem heiligen Willibrod unter den Friesen, dann unter den Thüringern, die zwar schon Christen waren, aber noch allerhand heidnische Gebräuche hatten. Auch zu den Hessen und Baiern reiste er, überall mit unerschrockenem Muthe das Christenthum predigend, und die Götzenbilder zerstörend. Dabei war er oft in großer

Gefahr von den Götzenverehrern erschlagen zu werden. Bei Geismar in Hessen z. B. fand er eine Menge Volks um eine uralte Eiche stehen, die göttlich verehrt wurde, weil sie dem Donnergotte geweiht war. Aber gerade darum wollte er sie umhauen, damit die Leute die Nichtigkeit ihres Aberglaubens erkennen möchten. Er ließ sich eine Axt reichen. Als er aber eben den ersten Hieb gegen den Stamm führen wollte, rannten einige Heiden auf ihn los, und wollten ihn ermorden; zu seinem Glücke hielten Andere sie zurück, und sagten, der Donnergott würde sich schon selbst helfen, und den Verletzer des Baums mit seinem Blitze niederschmettern. Nun hieb er, und hieb, bis die Eiche in vier große Stücke zerspalten hinstürzte. Da aber kein Blitz sich zeigte, wurde der Glauben der Hessen wankend; sie erkannten ihren Irrthum, und nahmen die Taufe an. Aus dem Holze dieser Eiche baute er nun ein Kirchlein, dem heiligen Petrus zu Ehren, und überhaupt legte er hier und da Kirchen und Klöster an. Den Mönchen schrieb er vor, fleißig Bücher abzuschreiben und Bibliotheken anzulegen, und so sorgte er dafür, daß in jenen Jahrhunderten der Barbarei die Wissenschaften nicht ganz untergingen. Andere Mönche machten sich dagegen um den Anbau des Landes verdient, legten Gärten an, und rodeten Wälder aus, und so wurde es nach und nach lichter auf dem deutschen Boden, zugleich aber auch in den Köpfen der Menschen. Der Papst erkannte auch des guten Bonifazius große Verdienste, und ernannte ihn zum Erzbischofe von Mainz; aber er hat hier nicht immer sich aufgehalten, sondern nie aufgehört, umherzureisen, und Gutes zu stiften. Alle seine Reisen und Stiftungen können hier freilich nicht erzählt werden; aber traurig ist es, daß er zuletzt doch noch eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Er ging nämlich noch einmal zu den Friesen, die noch immer nicht alle an Jesus glaubten, und hier wurde er 754 erschlagen. Seine Gebeine ruhen in Fulda. Wir haben aus seiner Zeit noch ein Glaubensbekenntniß übrig, welches man den neubekehrten Christen vorlegte. Es ist in der damaligen fränkischen Mundart abgefaßt, und es mag hier einen Platz finden, um daraus den Zustand der deutschen Sprache jener Zeit kennen zu lernen:

Frage: Forsachistu Diabolá? d. i. Entsagest du dem Teufel?

Antwort: Ec forsacho Diabolá. d. i. Ich entsage dem Teufel.

Fr.: End allum Diabol-Gelde? d. i. Und aller Teufelsgesellschaft?

Antw.: End ec forsacho allum Diabol-Gelde.

Fr.: End allum Diaboln Werkum? d. i. Und allen Teufelswerken?

Antw.: End ec forsacho allum Diaboles Werkum end Wordum, Thunaer ende Woden end Saxn Ote ende allum them Unholdum, the hira Genotas sint d. i. und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, dem Thor und Wodan und Saxen Odin und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Fr.: Gelobistu in Got almachtigen Fadaer? d. i. Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?

Antw.: Ec gelobo in Got almachtigen Fadaer.

Fr.: Gelobistu in Christ Godes Suno? d. i. Glaubst du an Christus, Gottes Sohn?

Antw.: Ec gelobo in Christ Godes Suno.

Fr.: Gelobistu in halogan Gast? d. i. Glaubst du an den heiligen Geist?

Antw.: Ec gelobo in halogan Gast.

Durch des Bonifazius und seiner Gehülfen Bemühung war es nun gelungen, fast alle Deutsche für das Christenthum zu gewinnen. Nur die Sachsen hingen noch am Heidenthume, und ebenso alle die slavischen Völker, die den ganzen Osten von Deutschland, d. i. Pommern, die Mark, Schlesien, Sachsen, Lausitz, Böhmen und Mähren, Oestreich und die dahinter liegenden Länder eingenommen hatten.

36. Karl Martell, 732.

Schon die Geschichte der Söhne und Enkel Chlodwigs 1 erregt Mißvergnügen, weil sie nichts Großes und Edles von den Merowingern zu berichten hat. Auch die folgenden Könige versanken in immer größere Schwäche. Dagegen wurden die Leudes, und vor Allem die Majores Domus, von Jahr zu Jahr mächtiger, so daß die Merowinger nur noch

Schattenkönige waren, und man mehr nach den Hausmeyern als nach ihnen fragte. Einer der mächtigsten Majores Domus war zu Anfange des 8ten Jahrhunderts Pipin von Heristal; so nannte man ihn nach dem Schlosse bei Lüttich an der Maaß, welches er zu bewohnen pflegte. Eigentlich sollte jedes der drei Reiche, Austrasien, Neustrien und Burgundien, einen besonderen Major Domus haben; aber Pipin wurde von allen Dreien dazu gewählt, und war also in der That König des ganzen Frankenreiches, wenn er auch nicht den Titel führte. Als Pipin 714 starb, hinterließ er seine Macht seinem noch mächtigeren Sohne

Karl Martell. Auch er wurde Major Domus des ganzen Frankenreichs, und hat 25 Jahre über dasselbe mit Weisheit und Kraft geherrscht. Sein größtes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er die Saracenen aus Frankreich zurückschlug, als sie eben auf dem Wege waren, sich dieses Landes, und zuletzt vielleicht ganz Europa's zu bemächtigen.

Nachdem Muhamed der Araber, der sich den ersten Propheten Gottes nannte, seit dem Jahre 622 sein Volk mit hoher Begeisterung für die neue, ihm gegebene Lehre erfüllt hatte, waren die Araber nach und nach die Herren eines großen Theils von Asien geworden, hatten Aegypten erobert, und sich die ganze Nordküste von Afrika bis an die Meerenge von Gibraltar unterworfen. Aber auch damit waren sie noch nicht zufrieden. In Spanien nämlich, wo immer noch das westgothische Reich war, hatte der König desselben einen seiner Grafen beleidigt. Dieser, um sich an seinem Herrn zu rächen, schickte hinüber nach Afrika, und ließ die Saracenen (Araber oder Mauren) auffordern, herüber zu kommen. Das ließen sich diese kriegerischen Schaaren nicht zweimal sagen. Ein großer Haufen unter Anführung des Feldherrn Tarik setzte 711 über die Meerenge, besiegte in einer einzigen großen Schlacht die Westgothen, trieb sie, wie eine scheue Heerde, bis nach den Gebirgen Asturiens vor sich her, und machte dem westgothischen Reiche in Spanien ein Ende. Der in Frankreich gelegene Theil war schon früher mit dem Frankenreiche vereinigt worden.

Als nun die Araber ganz Spanien sich unterworfen hatten, zogen sie unter ihrem tapfern Chalifen Abderrahman über die hohen Pyrenäen, und fielen in das südliche Frankreich ein. Das Land zwischen den Pyrenäen und der Garonne hatte damals einen besonderen Herzog, auch aus dem Geschlecht der Merowinger, und hieß Aquitanien. Der damalige Herzog wurde von dem großen Heere von 400,000 Mann sogleich über den Haufen geworfen, und flehte Karl Martell um Hülfe an. Dieser eilte auch schnell herbei, und traf sie zwischen den Städten Tours und Poitiers 732. Sieben Tage lang standen beide Heere einander gegenüber; Keiner wagte zum Angriff den Anfang zu machen. Endlich am 8ten begann die fürchterliche Schlacht. Mit ihrer gewohnten Todesverachtung drangen die Araber vor; aber unerschütterlich empfingen die Franken sie. Lange strömte das Blut von Hunderttausenden vergeblich. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, und doch währte das Morden noch fort. Da erhob sich Karl mit seiner ganzen, alles zermalmenden Kraft. Er brach ein, unwiderstehlich, schmetterte Jeden nieder, auf den er traf, und fürchterlich mähten seine Franken hinter ihm her in den Reihen der Araber. Aber was er ausgerichtet habe, wußte noch Keiner, weil indessen tiefe Nacht sich über das leichenbedeckte Schlachtfeld gelagert hatte. Am Morgen wollte Karl die Schlacht erneuern, weil er sie bis jetzt für unentschieden hielt. Da brachten ihm Kundschafter die Nachricht: „draußen in der Ebene liegen 375,000 Araber erschlagen; die Andern haben das Lager verlassen, und sind während der Nacht entflohen.“ Karl setzte den Fliehenden nach, und schlug sie noch zwei Mal, ehe sie die Pyrenäen erreichten. Er hatte ihnen Frankreich so verleidet, daß sie nicht wiedergekommen sind. Von diesem Tage an bekam Karl den Beinamen Martell d. i. der Hammer, weil er Alles mit seiner tapfern Faust niedergeschmettert hatte. Daß sein Andenken hochgefeiert wurde, und nur von ihm, nicht aber von dem elenden Schattenkönige die Rede war, versteht sich von selbst; und als dieser starb, wagte es Karl, vier Jahre lang allein zu regieren, ohne einen König zu ernennen.

37. Pipin der Kleine, 752.

Nachdem der mächtige Karl Martell 741 gestorben war, theilten seine beiden Söhne, Karlmann und Pipin der Kleine, die Herrschaft des Vaters; aber schon nach wenigen Jahren hatte Karlmann an der weltlichen Herrlichkeit Ueberdruß, und wurde Mönch. Pipin war nun alleiniger Herr des Frankenreichs, hieß aber immer nur noch Major Domus und Herzog, und hatte wieder einen Schattenkönig aus dem Hause der Merowinger auf den Thron gesetzt. Indessen fühlte er nun wohl, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, auch den Titel eines Königs anzunehmen, und das tief herabgesunkene und entartete Haus der Merowinger durch sein mächtiges Haus zu ersetzen. Er war mächtig genug, ohne Weiteres den König abzusetzen, und den Thron zu besteigen; aber wer konnte ihm dafür stehen, ob nicht einmal nach seinem Tode ein andrer, noch mächtigerer Mann es mit seinem Sohne oder Enkel eben so machte, und sie vom Throne stürzte. Darum wollte er, daß seine Thronbesteigung eine höhere Weihe erhielte. Er schickte an den Papst, den guten Zacharias, und ließ ihn fragen: „heißt der mit Recht König, der unthätig daheim sitzt, oder der, auf welchem die Last des Reichs und aller Regierungsgeschäfte ruht?" Die Antwort lautete, wie er sie wünschte: „es ist besser, daß der auch König heiße, auf dem die Regierung beruht." Darauf ließ er dem letzten Merowinger, dem elenden Childerich 3, die langen Haare abscheeren, und in ein Kloster sperren, in welchem er einige Jahre darauf gestorben ist. Ein so elendes Ende nahm das Geschlecht der Merowinger, dem Chlodwig 1 einst so großen Glanz erworben hatte. Pipin aber wurde in Soissons von den Leudes auf ein Schild gesetzt, umhergetragen, und zum König der Franken ausgerufen. Das geschah 752. Seine Nachkommen werden die Karolinger genannt.

Bald hatte Pipin Gelegenheit, dem Papste einen Gegendienst zu erweisen. Doch ist erst zu erzählen, wie damals die Päpste zu den griechischen Kaisern standen. Wir wissen schon, daß der griechische Kaiser seit dem Jahre 554 wieder Herr von Italien geworden war. Zwar hatten ihm die Longobarden 568 Ober-

italien abgenommen; aber Mittel- und Unteritalien blieb doch noch in seiner Gewalt, und diese Länder ließ er durch einen Statthalter regieren, der seinen Sitz in Ravenna hatte. Sonach stand also auch der Papst unter der Oberhoheit des griechischen Kaisers, mußte ihm jährlich ein Schutzgeld bezahlen, und sich, nach seiner Wahl vom Volke und der Geistlichkeit, durch den Kaiser bestätigen lassen. Aber dies friedliche Verhältniß änderte sich zu dieser Zeit, von der wir sprechen, plötzlich. Die Griechen nämlich hatten den Gebrauch eingeführt, der auch bei den Katholiken war und noch heute ist, Bilder von Jesus, Maria und den Heiligen in den Kirchen aufzuhängen und zu verehren. Diese Verehrung, die an sich nichts Unrechtes enthält, wurde aber immer übertriebener, und zuletzt trieb man damit einen völligen Götzendienst; man kniete vor ihnen nieder, man betete zu ihnen, man räucherte ihnen, und vergaß darüber Gottes selbst, so daß die Juden und Muhamedaner gar nicht Unrecht hatten, wenn sie die Griechen Götzendiener nannten. Endlich machte ein Kaiser, der zu Karl Martells Zeit in Constantinopel regierte, dem Unwesen Einhalt. Er hieß Leo der Isturier, und hatte sich von einem Bauer durch Verdienst bis auf den Kaiserthron geschwungen. Er wollte den Bilderdienst einschränken, und ließ zuerst die Bilder höher hängen; aber das hinderte die Bilderdiener nicht, ihnen die bisherige Verehrung zu erweisen. Endlich ließ er sie aus der Kirche ganz wegnehmen und zerstören. Darüber entstand nun ein entsetzlicher Lärm, und es fehlte wenig, daß er von dem Volke, welches durch die Mönche aufgereizt war, ermordet worden wäre. Doch setzte er durch Festigkeit seinen Willen durch.

Der Papst war mit dieser Verfolgung der Bilder sehr unzufrieden; denn die Verehrung der Heiligen hängt zu sehr mit dem ganzen Wesen der katholischen Kirche zusammen. Er schrieb zwei nachdrückliche Briefe an den Kaiser, die aber nichts bewirkten, als daß es zwischen Beiden völlig zum Bruche kam. Der kaiserliche Statthalter wurde aus Rom weggejagt, und fernerhin kein Schutzgeld mehr an den Kaiser bezahlt. Dieser Zwiespalt war Keinem lieber als — den Longobarden, die nun freiere Hand in Italien bekamen, wenn der griechische Kaiser

hier sein Ansehen verlor; denn mit dem Papste hofften sie eher fertig zu werden. Das wußte dieser auch recht wohl; darum hielt er sich auch von ihnen so fern als möglich, und ließ die griechische Oberherrschaft in Rom dem Namen nach immer noch fortbestehen. Aber es währte nicht lange, so rückten wirklich die Longobarden näher, und zeigten ganz deutlich, daß sie ein Absehen auf Rom hätten. Der Papst erschrak; er schickte geschwind an Karl Martell, der damals noch lebte, Gesandte, und ließ demüthig um Hülfe bitten; er wolle ihn ja gern als seinen Schutzherrn betrachten. Doch Karl hatte zu viele andere Sorgen, und konnte nicht kommen; auch gelang es noch einmal dem Papste, den König der Longobarden zu rühren, und zur Umkehr zu bewegen.

Indessen starb Papst Zacharias; Stephan wurde sein Nachfolger, und zu gleicher Zeit bekamen auch die Longobarden einen neuen, recht kriegerischen König. Dieser nahm den Griechen alle Städte weg, die sie noch in Mittelitalien hatten, und verlangte nun von dem Papste Abgaben. Stephan sandte in seiner Angst an Pipin, und ließ ihn flehentlich um schleunigen Beistand bitten. „Eilet!" schrieb er; „und helft der Kirche und der heiligen Stadt Rom, daß sie nicht von Feinden zerfleischt werde, und eure Seelen und Leiber dafür in den Flammen Strafe leiden müssen. Auch unsere Frau, die Mutter Gottes, beschwört euch mit mir, und befiehlt es euch."

Pipin ließ ihn darauf nach Frankreich einladen, um mit ihm das Nähere zu besprechen. Stephan reiste hin, und wurde mit der größten Ehrfurcht empfangen. Er warf sich dem König zu Füßen, und flehte ihn bei Gottes Barmherzigkeit an, ihm gegen die Longobarden beizustehen, und stand nicht eher auf, bis Pipin es ihm versprochen hatte. In St. Denis bei Paris salbte und krönte er den König und die Königin noch einmal, auch die beiden Söhne Pipins, Karl und Karlmann, und endlich begleitete er den König mit seinem Heere nach Italien. Der Longobarden-König wurde überwunden, und mußte versprechen, den Papst in Ruhe zu lassen. Aber kaum war Pipin wieder nach Frankreich zurückgegangen, als auch schon der König den Papst aufs Neue ängstigte, weil er nicht glaubte, daß Pipin wiederkommen

würde. Aber er hatte sich geirrt. Pipin zog zum zweiten Male über die Alpen, besiegte den unruhigen König und zwang ihn, das eroberte Ravenna mit dem umliegenden Lande herauszugeben. Wer sollte nun aber Ravenna erhalten? Pipin selbst konnte es nicht gebrauchen, weil es ihm zu entlegen war. Also schenkte er es — dem heiligen Petrus d. i. der Papst sollte, wenn auch nicht Besitzer, doch Verwalter desselben seyn. Gleich darauf traten ihn griechische Gesandte an, die Ravenna im Namen ihres Kaisers zurückverlangten. Aber Pipin antwortete ihnen: „ich habe dies Land bereits dem heiligen Petrus geschenkt, und will um den Preis der ganzen Welt dasselbe nicht zurücknehmen.“ Der Papst blieb also im Besitz von Ravenna, betrachtete sich aber anfangs nicht als Landbesitzer desselben, sondern als Statthalter des griechischen Kaisers. Nach und nach aber entstand die Meinung, daß er unumschränkter Herr davon sey, und dabei ist es geblieben; denn die griechischen Kaiser waren zu ohnmächtig, als daß sie es ihm hätten abnehmen können. Diese Schenkung Pipins ist der erste Anfang zum Kirchenstaate geworden.

Als Pipin seinen Tod nahe fühlte, theilte er sein Reich unter seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, so daß jener den nördlichen, dieser den südlichen Theil des mächtigen Frankenreichs erhielt. Pipin starb 768.

38. Karl der Große, 768—814. *)

Von Zeit zu Zeit läßt die göttliche Vorsehung Männer auftreten, welche, weit über ihre Zeitgenossen erhaben, durch ihren hohen Geist verrathen, daß sie zum Werkzeuge ausersehen sind, die Menschheit schneller weiter zu fördern, als es nach dem lang-

*) Dieser Abschnitt ist, mit einigen Abänderungen, aus meinem Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen entnommen, weil derselbe umständlich genug ist, um auch in die Geschichte der Deutschen zu passen, und es mir überflüssig schien, dasselbe mit andern Worten zu sagen, was ich dort so gesagt habe, als ich es für Mädchen zweckmäßig glaubte.

samen Gange der allmäligen Entwickelung geschehen wäre. Ein solcher Mann war auch dieser Karl, den man mit Recht den Großen genannt hat. Seine Thaten, und noch mehr sein stilles Wirken, fielen wie erleuchtende Blitzstrahlen in das Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens jener Zeit.

Seine Mutter Bertha hatte ihn in Aachen gebohren. Wild, ohne Unterricht wuchs er auf; denn man meinte damals, nur Mönche brauchten lesen und schreiben zu können; für Könige sey dies unnöthig, und so hat er denn erst späterhin als König schreiben gelernt, also ein lebendiger Beweis, daß es keine Schande sey, etwas nicht zu wissen, aber eine große, nichts lernen zu wollen. Elf Jahre war er alt, als der Papst Stephan, wie schon erzählt ist, an den Hof seines Vaters kam, um den mächtigen Pipin gegen die Longobarden um Hülfe zu bitten. Dreißig Meilen weit mußte der Knabe Karl dem ehrwürdigen Manne entgegenreisen; mit Ehrfurcht empfing er ihn, und führte ihn bis an die Mosel, wo Pipin damals Hof hielt. Er war Zeuge, als der alte Mann, das weiße Haupt mit Asche bestreut (so geziemte es einem Bittenden), sich vor Pipin auf die Erde niederwarf, und flehentlich sein Gesuch anbrachte. Damals mochte er sich im Herzen geloben, künftig auch ein Beschützer der Kirche und der Geistlichkeit zu werden, und er ist es auch geworden. Der Papst weihte ihn damals mit seinem Bruder Karlmann durch feierliche Salbung zum Könige der Franken ein, und das Gefühl heiliger Andacht mochte ihn durchschauern, als er in dem hohen Domgewölbe von St. Denis das Gelübde, künftig gut zu regieren, aussprach. Auch fremde Gesandte aus Constantinopel und aus dem Morgenlande sah Karl zuweilen am Hofe seines Vaters, und lernte aus ihren Gesprächen fremde Länder kennen. Ein solcher Gesandter brachte aus Griechenland eine Orgel mit, die erste, die man im Abendlande sah.

Als sein Vater Pipin starb, war Karl erst 26 Jahre alt; aber er griff die Geschäfte gleich mit solcher Geschicklichkeit an, als wenn er im Regieren schon grau geworden wäre. Das ist allen den großen Männern eigen, die zu großen Dingen bestimmt sind, daß sie sich ohne vorhergegangene Uebung gleich in Alles zu finden wissen. Nur die drei ersten Jahre regierte er mit sei-

nem Bruder Karlmann; dann starb dieser, und überließ dadurch Karln das ganze große Reich, welches damals fast ganz Frankreich und den ganzen westlichen Theil von Deutschland umfaßte.

Es ist zu bedauern, daß Karl, dessen Gemüth keineswegs zum Kriegführen geneigt war, doch fast sein ganzes Leben hindurch Krieg führen mußte. Am meisten machten ihm die Sachsen zu schaffen. Der Krieg mit diesem damals noch heidnischen und wilden Volke dauerte 32 Jahre (von 772—804) und so oft es ihm auch Frieden und Treue gelobte, so oft brach es doch seine Gelübde, sobald nur Karl den Rücken gewendet hatte. Daß die Sachsen nicht in dem heutigen Sachsenlande, sondern zwischen der Elbe und dem Rhein, also auf beiden Seiten der Weser wohnten, ist schon gesagt worden. Ihr Land war wild und rauh, ohne Städte, zwei bis drei ausgenommen, ohne Gewerbe und Handel, arm an Gold und Feldfrüchten, aber reich an öden Wüsten, ungeheuren Wäldern, und sumpfigen Brüchen. Ihre Wohnungen waren elende Hütten; Nahrung gaben ihnen das Wild des Waldes, die Fische der Flüsse, und das Vieh, welches frei auf Wiesen weidete. Freiheit galt ihnen mehr als Alles; daher sie auch so hartnäckig sich wehrten, ehe sie Karls Herrschaft sich gefallen ließen, und im Kriege nur wurden sie von selbstgewählten Herzögen angeführt. Unter 1000 jährigen Eichen ihrer Wälder opferten sie ihren Göttern, deren Zorn sie durch Vergießung unschuldigen Blutes zu stillen glaubten. — In Worms wurde in einer großen Versammlung der fränkischen Großen der Krieg gegen die unruhigen Sachsen beschlossen. Karl brach in das Sachsenland ein, zerstörte die Eresburg, eine feste Burg der Sachsen, und zertrümmerte hier die Irminsäule, die von den Sachsen göttlich verehrt wurde, und wovon noch ein Stück in der Domkirche zu Hildesheim aufbewahrt wird. Die Sachsen baten um Frieden, und gaben Geiseln.

Kaum war Karl zurück, so gab es wieder etwas zu thun. Damals war Desiderius König der Longobarden. Dessen Tochter hatte Karl zur Frau genommen, bald aber wieder zurückgeschickt, weil sie ihm zuwider war. Daß Desiderius darüber scheel sah, läßt sich denken; aber gegen den mächtigen Karl

wagte er nicht geradezu etwas zu unternehmen. Da aber sein Land an die Besitzungen anstieß, die Pipin der Kleine dem Papste geschenkt hatte, so fiel er diesem ins Land, und nahm ihm mehrere Städte weg, so sehr auch Hadrian — so hieß damals der Papst — um Einhalt bat. Vergebens wälzten sich 20 Mönche, die der Papst nach Pavia geschickt hatte, zu des Königs Füßen. Da sandte Hadrian Boten an Karl, und ließ ihn um Hülfe bitten, und Karl säumte nicht. Er zog über die Alpen, durch die man aus dem ernsten Norden in den lachenden Süden hinabsteigt. „Dort, wo selbst in der Sommersglut beschneite Gipfel glänzend in den Himmel ragen, ein starres Meer von Eis Abgründe deckt, die keines Menschen Auge sah, hat menschliche Kühnheit durch alten Granit, in endlosem Winter, durch Nebel und Wolken, den höchsten und schmalsten Steg auf Erden gefunden. Wo vor grauer Zeit ein schöner Tempel des Jupiter gestanden, in spätern und unsern Tagen hülfreiche Augustiner an jedem Wanderer der Gastfreundschaft Pflichten üben" *) — dort zog Karls Oheim mit einem Theile des Heeres, während Karl selbst über den Berg Cenis überging. Desiderius hatte nicht gedacht, daß es Ernst werden würde; nun wurde ihm ganz bange. Er stieg auf den höchsten Thurm von Pavia, von wo man weit und breit um sich sehen konnte. Bei ihm war Otkar, der schon oftmals im Frankenlande gewesen war, und Karls Macht kannte. Als man nun von fern Karls Gepäck sich nähern sah, fragte Desiderius, ob das nicht Karl sey? — „Noch nicht," antwortete Otkar. Darauf kam ein Zug gemeinen Volks; Desiderius fragte dasselbe, und erhielt wieder die Antwort: „noch nicht!" — Da wurde der König unruhig; Schweißtropfen traten vor seine Stirne. „Was sollen wir thun," rief er, „wenn Mehrere mit ihm kommen?" — „Du wirst ja sehen, wie er kommt," antwortete Otkar; „was aus uns werden soll, weiß ich nicht." Kaum hatten sie ausgeredet, als sich ein neuer Haufen, rührig und behend — vermuthlich die Leibwache —

*) Der große Bernhardsberg.

zeigte. „Aber das ist er gewiß?" fragte Desider erschrocken. — „Immer noch nicht," war die Antwort. Jetzt zogen die Bischöfe und Aebte, die ganze Geistlichkeit mit Kaplanen und Dienern heran; bei ihrem Anblicke sprach Desider mit bebender Stimme: „laß uns hinabsteigen, und unter der Erde verbergen vor dem wüthenden Antlitze eines so grimmigen Feindes." — Darauf sprach Otkar: „wenn du eine Saat auf dem Felde wirst starren, und einen eisernen Po und Tessino die Mauern der Stadt mit schwarzen Fluthen wirst überschwemmen sehen: dann fürchte, daß Karl komme!" — Und kaum hatte er ausgesprochen, als sich's von Abend her wie eine düstere Wolke zeigte, die den hellen Tag verdunkelte. Wie sie näher heranzog, erblickte man den eisernen Karl im eisernen bebuschten Helme, in eisernen Armschienen, im eisernen Panzer um die eherne Brust und die gewaltigen Schultern, mit einem eisernen hochaufgehobenen Spieß in der Linken, den unbezwungenen Stahl in seiner Rechten schwingend. So sah man auch am Schilde nichts als Eisen, und selbst sein Roß war wie von Eisen an Muth und Farbe. Fast sein ganzes Heer war gleichmäßig gerüstet, so daß das Feld und die Straße mit Eisen wie bedeckt war, und die Schwerter in der Sonne blitzten. „Da ist er," rief Otkar aus, „den du zu sehen begehrt hast!" und stürzte fast sinnlos zu Boden.

Karl ließ Desiders Hauptstadt, Pavia, einschließen, und reiste selbst nach Rom, um hier das Osterfest zu feiern. Vor den Thoren der alten Kaiserstadt empfingen ihn jauchzend und lobsingend alle Schulen mit ihren Lehrern und Knaben, mit Palm= und Oelzweigen in den Händen. Als Karl das vorgetragene Kreuz erblickte, sprang er mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde, und ging zu Fuß nach der Peterskirche, an deren Thüre ihn der Papst und das römische Volk erwartete. Der fromme König küßte jede Stufe, die hinaufführte, umarmte den heiligen Vater, und als Beide in das Kirchengewölbe traten, rief das Chor, und alles Volk stimmte ein: „gebenedeiet ist, der da kommt im Namen des Herrn!" — Indessen ergab sich Pavia. Dem gefangenen Desider wurden die Haare abgeschoren, und er ins Kloster geschickt. Das Lombardenreich aber vereinigte nun Karl 774. mit seinem Reiche,

so daß ihm nun Deutschland, Frankreich und Italien gehorchten.

Gegen die Sachsen mußte Karl wieder ein paar Züge unternehmen, weil sie aufs Neue in sein Land eingefallen waren. Seine Franken machten viele Beute, schleppten eine Menge Gefangene mit sich fort, und Karl verlangte zum Zeichen des Gehorsams, daß sich die um Frieden Bittenden taufen ließen. Das geschah denn auch; mehrere Fürsten der Sachsen nahmen das Christenthum an; nur der tapfere Wittekind, ihr vornehmster Herzog, erschien nicht auf der Versammlung, die Karl in Paderborn hielt, — ein schlimmes Zeichen; denn jenem war am wenigsten zu trauen. Karl baute hier nun Schlösser und Klöster, und hoffte durch die erstern die Sachsen in Zaum zu halten, und in den letztern sie unterrichten zu lassen.

Noch war er in Paderborn, als eine sonderbare Gesandtschaft ankam, die großes Aufsehen erregte. Es waren Mauren aus Spanien, mit langen Kaftans, und Turbane auf den Köpfen. Solche Leute hatte man in Deutschland noch nie gesehen, und Jung und Alt stürzte herbei, und besah die Fremden von oben bis unten. Es war ein arabischer Fürst darunter, der bei einem Bürgerkriege aus Spanien vertrieben war, und Karln, den mächtigen Karl, dessen Namen also schon bis jenseit der Pyrenäen gedrungen war, um Hülfe bat. Karl sagte sie zu, und zog wirklich im folgenden Jahre schon über die steilen und beschneiten Gipfel der Pyrenäen, eroberte Pampelona und Saragossa, setzte hier seinen maurischen Freund ein, und zog wohlgemuth wieder zurück. Er war schon über das Gebirge wieder hinüber; nur sein Gepäck zog noch auf den geschlängelten Bergpfaden. Da stürzten die feindlichen Bergbewohner im Thale Ronceval plötzlich aus den Schluchten hervor, überfielen den Troß, und erschlugen alle Begleiter, so daß auch nicht Einer entkam. Unter den hier Erschlagenen waren auch der Pfalzgraf Anshelm, der Seneschall Eckart, und Rutland oder Roland, Karls Liebling und Sohn, Helden, deren Thaten in den Gedichten des Mittelalters in deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache vielfach besungen worden sind.

Daß die Sachsen indessen wieder losgebrochen seyn würden, war leicht zu vermuthen. Sie wurden aber schnell wieder unterworfen, und gaben Geiseln. Nun mußte Karl zum 2ten Male nach Italien, um einen Aufruhr zu stillen. Das geschah leicht. Jetzt wollte er sich in Rom einmal recht von den vielen Unruhen, Feldzügen und Reisen erholen, und nahm daher auch seine geliebte Frau Hildegard, eines schwäbischen Herzogs Tochter, und seine Kinder mit sich. Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Sachsen hatten sich schon wieder empört, und drangen unter dem unruhigen Wittekind immer weiter vor. Da fuhr Karl zornig auf, und ging wie ein wilder Löwe auf sie los. Er trieb sie vor sich her bis oben in die Gegend von Verden, da wo die Aller in die Weser fließt. Wittekind der Unruhstifter, war zwar wieder zu dem Könige von Dänemark entflohen; aber 4500 Sachsen opferte Karl seiner Rache auf, indem er sie Mann für Mann zum abschreckenden Beispiele enthaupten ließ. Aber diese Härte erbitterte die Sachsen nur noch mehr. Als wenn aus jedem abgeschlagenen Kopfe zehn neue erwachsen wären, stand bald ein neues furchtbares Heer da; es erhoben sich die Sachsen aus ihren entlegensten Gauen, und führten drei Jahre lang einen verzweifelten Krieg gegen Karl, den sie nun nicht anders als den Schlächter nannten. Mit großer Erbitterung wurde von beiden Seiten gestritten; endlich aber brachte es Karl dahin, daß sich die sächsischen Großen in Paderborn zu einer Versammlung einfanden, und auf Karls ausdrückliche Einladung erschien auch Wittekind und Albion. Einen wundersamen Eindruck muß Karls Anblick auf Wittekinds Gemüth gemacht haben, denn er, der eifrige Feind des Christenthums, wandte sich nun plötzlich zum christlichen Glauben, und empfing — Karl selbst war Zeuge — mit vielen Tausenden seiner Leute die heilige Taufe. So schien endlich Sachsen beruhigt, und Karl konnte nun auf Anderes denken. Wie sehr sich aber seit jener Zeit unsere deutsche Sprache geändert habe, das können wir, außer jenem oben angeführten Glaubensbekenntnisse, auch aus einer alten Urkunde sehen, die wir aus dem Jahre 786 noch übrig haben. Es ist eine For-

mel, welche jeder sächsische Kriegshauptmann bei seiner Taufe beschwören mußte. Sie heißt:

Hilken maktik Konnink Karelo, ik tin vanken Oddo, pana of thousand, vorsaki ten krotten Wondanabelta up Artisbarko. So ok all men godmanni ok krisknekti to kerstene. Al min sittoma ok rekto is in thin will ok anda. We bit di otmode um levens ok fridoms. We will oldena bi Gotto almaktik ten vater, ten son, ten illiken ost, so we nu lernet, ok an ti, us nadik konnink, d. i.

Heiliger mächtiger König Karl, ich dein Gefangener Otto, Panierherr über Tausend, entsage dem großen Wodansbilde auf dem Harzberge. So auch alle meine Mannen und Kriegsknechte zu Christen. All mein Besitzthum und Recht ist in deinem Willen und Hand. Wir bitten dich demüthig um Leben und Frieden. Wir wollen halten bei Gott dem allmächtigen Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist, den wir nun gelernt, und an dir, unserm gnädigen König.

Aber Ruhe hatte Karl doch noch nicht. Bald hatte er unruhige deutsche Fürsten zu bestrafen, bald kriegte er gegen die Wilzen an der brandenburgischen Gränze, bald gegen die Avaren in Ungarn, und endlich empörten sich die Sachsen doch noch einmal, und konnten erst nach mehreren Feldzügen bezwungen werden. Karl hätte sie nun ganz niedertreten können; allein er wollte sie lieber durch Einräumung mancher Vorrechte gewinnen. Alle mußten sich nun taufen lassen, und ihn als ihren Herrn erkennen; dafür erließ er ihnen alle Abgaben, und erlaubte ihnen, nach ihren eigenen Gesetzen und Freiheiten zu leben. Sie im Zaum zu halten, erbaute er mehrere Burgen und Klöster in ihrem Lande, und legte Bisthümer an. Daraus entstanden nun nach und nach Städte, die zum Theil jetzt noch vorhanden sind, z. B. Bremen, Paderborn, Minden, Osnabrück, Hildesheim, Halberstadt u. s. w. Durch das Christenthum wurden die Sachsen bald milder, und waren nachmals eins der edelsten Völker Deutschlands.

Karl ist mehrmals in Rom gewesen; es gefiel *ihm* dort ganz vorzüglich; kein Wunder, da die Städte in Deutschland und Frankreich damals noch höchst elend gewesen seyn mögen.

Keine seiner Reisen dahin war aber von so wichtigen Folgen als die im Jahr 800. Die Veranlassung war folgende: Karl war eben in Paderborn, als päpstliche Boten zu ihm kamen, und ihm den Papst Leo — Hadrian war zwei Jahre vorher gestorben — anmeldeten. Sie erzählten, bei einer Prozession sey er überfallen, fortgeschleppt, geschlagen und aufs Aeußerste gemißhandelt worden, und fast nur durch ein Wunder dem Tode entgangen. Ein treuer Graf habe ihn nach einer andern Stadt gerettet, und jetzt komme er selbst, um den großen Karl um Hülfe anzuflehen. Karl empfing den heiligen Vater nach seiner frommen Weise mit großer Ehrerbietung. „Ehre sey Gott in der Höhe!“ rief Leo dem Könige und der versammelten Menge zu; viele tausend Stimmen riefen: Amen! und alle Anwesende fielen andächtig nieder, und empfingen den Segen. Nun ward Leo am Hofe herrlich bewirthet, und endlich ehrenvoll nach Rom zurückgesandt. Nächstes Jahr, so versprach Karl, werde er selbst hinkommen, und die Frevler bestrafen.

Er kam auch, und hatte hier eine angenehme Ueberraschung, wenn es ihm wirklich eine Ueberraschung war. Als er nämlich am Weihnachtstage in der Peterskirche andächtig vor dem Altare gekniet und gebetet hatte, und eben wieder aufstehen wollte, setzte ihm der Papst eine schon bereit gehaltene Krone auf das Haupt, und salbte ihn zum römischen Kaiser, und die Kirche hallte zugleich wider vom freudigen dreimaligen Zurufe des Chors: „Karl dem Großen, dem von Gott gekrönten, frommen und friedebringenden Kaiser von Rom Leben und Sieg!“ — Das geschah am 25sten Dec. 800, und seit der Zeit pflegten die deutschen Könige den Titel eines römischen Kaisers zu führen, wenn ihnen auch in Rom selbst nichts gehörte; denn hier war bereits der Papst stillschweigend als Oberherr anerkannt worden. Karl stellte sich sehr überrascht, und sagte nachmals, wenn er das vorhergewußt hätte, so wäre er an dem Tage nicht in die Kirche gekommen. Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß die Sache vorher zwischen ihm und Leo verabredet war. Wo wäre sonst auch die goldne Krone gleich hergekommen?

Nach seiner Rückkehr erst ist es ihm gelungen, die unruhigen

Sachsen ganz zur Ruhe zu bringen. Das geschah dadurch, daß er 10,000 Familien aus den nördlichsten Gegenden, wo die Widerspenstigsten waren, nach seinen andern Ländern abführte, und nun erst konnte der Sachsenkrieg als ganz beendigt angesehen werden. Das Jahr 804, in welchem dies geschah, ist also ein wichtiges Jahr, weil dadurch nun der Zeitpunkt eintrat, daß das bisher immer noch getheilte, aus vielen einzelnen Völkerschaften bestehende deutsche Volk nicht nur Einem Herrn gehorchte, sondern auch als Ein Volk zu betrachten war, und gab es auch, wie in Baiern, noch einzelne Herzöge, so standen doch diese unter dem Kaiser. Alle redeten Eine Sprache, hatten einerlei Gesetze, einerlei Verfassung, und einerlei Reichsversammlung, wenn auch jede Provinz noch ihre eigenthümlichen Vorrechte und Gebräuche behielt, die zum Theil selbst jetzt noch gelten. Nun erst konnten die Deutschen gesitteter und gebildeter, also auch glücklicher werden, weil die Kriege unter den einzelnen Völkerschaften nach und nach aufhörten.

Seit der gänzlichen Beruhigung der Sachsen hat Karl etwas mehr Ruhe gehabt. Kleinere Kriege kamen zwar auch noch vor, aber er konnte doch nun mehr auf die Verwaltung seiner weiten Länder sehen. Hierin erscheint er nun recht eigentlich als ein großer Mann; denn er fand nicht nur mehr seine Freude am Erbauen als am Zerstören, sondern verstand es auch, seine noch ungeschlachten Franken allmälig zu bilden, und die so verschiedenartigen Nationen seines großen Reichs durch seinen mächtigen Willen und seine weisen Gesetze zusammenzuhalten. Er reiste fast immer umher, und überall saß er selbst zu Gerichte. Wo er nicht selbst nach den Rechten sehen konnte, da thaten es seine Grafen.

Zog Karl in den Krieg, so wurde der Heerbann aufgerufen; denn die Leudes, die unter den Merowingern so übermächtig geworden waren, hatten schon Karl Martell und Pipin der Kleine abgeschafft, und dafür wieder den alten Heerbann eingeführt. Nicht nur alle die, welche vom Kaiser ein Lehn erhalten hatten, sondern auch die Besitzer von Alodien, mußten dann mit ihren Hintersassen aufbrechen. Lanze, Schild, Bogen, Pfeile, Helm, Panzer und die nöthigsten Lebensmittel

brachte Jeder selbst mit. Die Geistlichen blieben zu Hause; aber sie mußten mit Geld zum Kriege beisteuern.

Der Geistlichkeit war Karl besonders zugethan; aber er hielt streng darauf, daß sie einen ächtchristlichen Wandel führten, verbot ihnen Waffen zu tragen, weil sie, wie er sagte, mehr auf Gottes Schutz als auf menschliche Gewalt vertrauen sollten, duldete nicht, daß sie jagten, mit Hunden durch den Wald schweiften, Stoßvögel und Possenreißer hielten, und überhaupt weltliche Dinge trieben. Auch konnte er es nicht leiden, wenn sie, statt fromm zu leben, und die Gemeinde auf den Weg zum Himmel hinzuweisen, sich mit unnützen Grübeleien beschäftigten, die zum Wesen der Religion nichts beitragen, und nicht auszumachen sind. So hatte ein spanischer Bischof, Namens Felix, ein sonst guter, frommer Mann, den alten Streit über Jesus göttliche und menschliche Natur wieder aufgerührt, und gesagt: „daß Jesus nur vermöge seiner göttlichen Natur der wahre Sohn Gottes, vermöge seiner menschlichen Natur dagegen von Gott nur als Sohn angenommen sey.“ Giebt das wohl einen vernünftigen Sinn, und trägt solche Untersuchung zur nähern Kenntniß von Jesus und zu einem frömmern und glücklicheren Leben etwas bei? Ist es nicht genug, zu wissen, daß Jesus ein höherer Geist war, mit besonderen Gaben ausgerüstet, zum Heil der Menschen von Gott auf die Erde gesandt? Mit Recht tadelte daher der große Karl den Bischof, und schrieb an dessen Anhänger: „wollet doch nicht weiser seyn, als gut ist, sondern lasset euch genügen! Wähnt nicht durch Klügeln eures Menschenverstandes die göttlichen Geheimnisse zu durchdringen, sondern ehrt lieber im Glauben, was des Menschen Schwachheit durch verwegenes Grübeln nicht zu finden vermag.“

Gegen Arme und Kranke war Karl überaus wohlthätig, erbaute für sie Hospitäler, und schickte selbst Gelder über das Meer nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago, um die dortigen armen Christen zu unterstützen. Denn in jenen Zeiten waren Wallfahrten sehr gewöhnlich. Wer es irgend vermochte, wollte nach Rom, um am vermeintlichen Grabe des Apostels Petrus andächtig zu beten: Andere zogen nach Jerusalem, und achteten die Beschwerden und Gefahren der weiten Reise nicht, um da zu

wandeln, wo der Heiland den Boden betreten hatte. In jenen Jahrhunderten sah man auf allen Landstraßen Pilger ziehn, meist barfuß, eine Pilgertasche auf dem Rücken, einen Pilgerhut auf dem Kopfe, und einen Stab in der Hand. Diese frommen Leute standen, wie Wittwen und Waisen, unter dem Schutze des Kaisers, und sie beschädigen oder hindern, hieß Gott beleidigen. Arme und Reiche nahmen sie mit Freuden auf, und herbergten sie gern; Dach, Heerd und Wasser war Jeder ihnen zu geben verbunden.

Nach den Schändlichkeiten der merowingischen Könige thut es dem Herzen recht wohl, zu lesen, was für ein frommer Fürst Karl war. Keinen Tag versäumte er, wenn es irgend seyn konnte, den Gottesdienst; andächtig sah man ihn knien, und mit Demuth seine irdische Hoheit ablegen vor dem, vor welchem alle Menschen gleich gelten. Den Gottesdienst hatte er noch sehr unvollkommen gefunden, aber er verbesserte ihn. Besonders war er ein großer Freund des schönen, sanften Kirchengesanges. Aber seine Franken verstanden nicht zu singen; sie sprachen, wie noch jetzt die Schweizer und Süddeutschen, viele Töne durch die Gurgel aus, und ein Schriftsteller jener Zeit sagt, so wie sie groß am Leibe wären wie Berge, so donnerte auch ihre Stimme brausend daher, und wenn sie im Gesange Uebergänge machen oder den Ton aushalten wollten, so stießen sie die harten Töne mit solchem Geprassel heraus, daß es klänge, als wenn ein Lastwagen über Steine rasselte, so daß das Ohr und Gefühl erschreckt würde. Daher verschrieb sich Karl aus Italien geschickte Gesangmeister, die seine Franken unterweisen mußten. Einmal kam ein fremder Geistlicher an seinen Hof, und stellte sich beim Gottesdienste auf das Chor, ohne zu wissen, daß hier nur die Sänger stehen durften. Nun begann der Gesang. Da er aber nicht singen konnte, so schwieg er weislich still. Da gab ihm der Gesangmeister einen Stoß mit dem Stabe, daß er singen sollte, und nun sahen sich Alle nach dem fremden Manne um, der vor lauter Angst den Mund aufsperrte und alle Gebehrden eines Singenden machte, doch ohne einen Laut hervorzubringen. Darüber lachten nun die Mitsänger erst recht, und Alle sahen nach ihm hin, wodurch die Verlegenheit des armen Mannes immer mehr

wuchs, so daß er in die Erde hätte sinken mögen. Endlich bemerkte es Karl, winkte, daß man den Mann in Ruhe lassen möchte, ließ ihn nach geendigtem Gottesdienste zu sich kommen, und schenkte ihm für die ausgestandene Angst einiges Geld, rieth ihm aber, sich nicht eher wieder unter die Sänger zu mischen, als bis er singen könnte.

Es ist schon gesagt worden, daß er erst als König schreiben lernte, und wirklich ist zu bewundern, woher der Mann, der bald am Ebro, bald an der Weser, bald in Ungarn und bald in Rom war, so viele Zeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen gewann. Aber er holte nicht nur selbst vieles Versäumte noch nach, sondern ermunterte auch Andere zu gelehrten Arbeiten, und zog tüchtige Männer, wo er sie nur fand, dazu an seinen Hof. Die deutsche Sprache war schon seine Lieblingssprache. Lateinisch sprach, und griechisch verstand er auch, und das Alles hatte er erst spät gelernt. Auch gab er den Monaten und Winden zuerst deutsche Namen. Die erstern nannte er: Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostarmanoth, Wunnamanoth, Brachmanoth, Heuvemanoth, Arommanoth (Aerndtemond), Herbistmanoth, Weinmanoth, Windamanoth, Heilagmanoth (heil. Monat). Er machte selbst den Versuch, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, die aber leider verloren gegangen ist, ließ die alten Gedichte von den Thaten der Könige und Helden aus der Vorzeit sammeln (auch sie sind verloren), und hatte eine Schreibtafel zur Hand, die selbst des Nachts unter seinem Kopfkissen lag, um gleich, wenn er einen freien Augenblick hatte, sich im Buchstabenmalen zu üben. In jedem Kirchsprengel legte er für die Landkinder Schulen an, und an den Bischofssitzen wurden dergleichen für solche errichtet, die weiter kommen wollten. Auch an seinem Hofe hatte er eine solche Schule angelegt, in welcher die Kinder seiner hohen und niedern Hofbeamten unterrichtet wurden. Einmal ließ er die Knaben alle zusammenkommen, um sie zu prüfen. Sie mußten ihm ihre Arbeiten vorzeigen, und da fand sich denn, daß gerade die Kinder der Vornehmen die schlechtesten, die der Geringern die fleißigsten Arbeiten hatten. Da stellte Karl diese zu seiner Rechten, jene zu seiner Linken, und sprach zu den Flei-

zigen: „habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehlen zu eurem eignen Besten nach Möglichkeit nachgekommen seyd. Fahrt fort, so fleißig zu seyn. Dann sollt ihr künftig einmal gute Aemter von mir erhalten.“ Nun aber wandte er sich nach der linken Seite, und sprach mit furchtbarer Donnerstimme und blitzenden Augen, daß alle Kinder vor Angst hätten zu Boden sinken mögen: „Ihr Junker, ihr Söhne der Vornehmen, ihr Weichlinge mit den glatten Gesichtern! ihr habt euch auf eure Herkunft und eure Güter verlassen, und eure Zeit mit Müssiggang hingebracht! Aber“ — hier hob er drohend seine Rechte gen Himmel — „beim Könige des Himmels! ich mache aus eurem Adel und eurer Schönheit gar nichts! Wisset, daß ihr, wenn ihr nicht bald von eurer Faulheit ablaßt, nie wieder ein freundlich Wort von mir hören sollt!“ Welchen Eindruck mag diese Rede nicht gemacht haben!

Von Pracht war Karl kein Freund. Nur wenn fremden Gesandten Audienz gegeben wurde, erschien er in glänzender Kleidung. Dann trug er ein golddurchwirktes Kleid, die Schuhe und das Schwert mit Edelsteinen besetzt, und auf dem Haupte eine goldene Krone. Dafür ging er alltags ganz einfach, nicht viel besser als jeder gemeine Mann. Er trug ein Wamms und Beinkleider von Leinwand, die ihm seine Frau und seine Töchter selbst gewebt hatten, einen Rock mit einem seidenen Aufschlage, und über die Strümpfe und Beinkleider kreuzweis bunte Binden gewunden; dazu auch zuweilen einen weißen oder grünen Mantel, und im Winter ein Wamms aus Otterfellen über Schulter und Brust. Sein Schwert mit goldnem Wehrgehenk und Griff — es ist noch übrig — war so schwer, daß ein Mann in unsern Tagen es kaum aufheben, geschweige schwingen kann; doch kam es nie von seiner Seite. Seine Hemden webten ihm seine Töchter selbst, und überhaupt mußten sie fleißig spinnen und weben; denn er verlangte beständige Thätigkeit. Aller kostbaren, besonders ausländischen Tracht war er ein großer Feind, und es ärgerte ihn immer, wenn seine Hofleute mit der deutschen Kleidung nicht zufrieden waren; diese Narrheit hatten also schon damals die Deutschen an sich, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen. Einmal wurden

jene von ihm gut angeführt. Sie hatten nämlich aus Italien kostbare Mäntel mit rothen und braunen Streifen, und mit Vogelfedern besetzt, mitgebracht; Andere trugen Pelze aus Rattenfellen und anderem weichen Pelzwerk, Karl dagegen keinen andern als seinen Schafpelz. Nun stellte er einmal eine Jagd an, und als Jeder aufs Schönste geschmückt erschienen war, befahl er, daß Keiner eher weggehen dürfe, bis er etwas erlegt hätte. Es war ein rauher Tag, und regnete heftig; die schönen Kleider wurden vom Regen durchweicht, von Dornen und Aesten zerrissen, und vom Blute der wilden Thiere besudelt. Als sie nun nach Hause kamen, befahl Karl scherzhaft, daß Keiner vor dem Schlafengehen seinen Pelz ausziehen dürfe, damit er besser auf dem Leibe trockne. Die armen durchweichten Höflinge machten ein saures Gesicht; aber was half es? Dem Kaiser mußte gehorcht werden. Sie gingen ans Feuer, und wärmten und trockneten sich so gut, als es gehen wollte. Da sie sich aber am Abend ausgezogen, — da waren die schönen Kleider ganz verdorben, und Alle seufzten, daß ihnen der Eine Tag so viel Geld gekostet habe. Am andern Tage befahl Karl, daß sie in denselben Kleidern wieder bei ihm erscheinen sollten. Sie kamen, aber wie sahen sie aus? Es war ein jämmerlicher Aufzug. Da ließ Karl seinen Pelz hervorbringen, wie er ihn ausgezogen hatte, rieb ihn vor ihren Augen aus, und siehe da! er sah so gut wieder aus, wie vor der Jagd. „Ihr Narren!" rief Karl, „wo giebt es wohl ein besseres Pelzwerk? Und das kostet mir nur Einen Gulden, eure dagegen viele Pfunde Silbers!" — Alle standen beschämt da, und schlugen die Augen nieder. Ob sie sich aber nun auch Schafpelze haben machen lassen, wird nicht erzählt.

In seiner Familie lebte er so glücklich und heiter, wie ein guter Bürgersmann. Selbst auf seinen Kriegszügen mußten ihn seine Frau und seine Kinder begleiten, und hatte er Frieden, so war er fast immer unter ihnen. Aber er hatte auch vielen häuslichen Kummer. Vier Frauen starben ihm nach einander, und von seinen Söhnen überlebte ihn nur Einer. Von seiner Tochter Emma erzählt man folgende hübsche Geschichte. Karl hatte an seinem Hofe einen hübschen jungen Mann, Eginhard, den

er als Knaben, weil ihm sein offenes Gesicht gefiel, zu sich genommen hatte. Er wollte ihm vorzüglich wohl, und manchmal, wenn ihn die Sorgen der Regierung drückten, mußte ihm Eginhard auf der Harfe vorspielen; denn er war darin so geschickt, daß er auch der Prinzessin Emma Unterricht darauf gab, und Alle im Schlosse hatten ihn besonders lieb. Einmal spielte und sang er auch mit Emma auf ihrem Zimmer; darüber gingen ihnen die Stunden unvermerkt hin, und als endlich Eginhard sah, daß es schon spät sey, erschrak er, und beurlaubte sich schnell. Aber er wohnte im andern Flügel des Schlosses, und mußte über den Hof gehen, und es war eben frischer Schnee gefallen. Was sollte er machen? Ging er hinüber, so wurde durch seine Fußtapfen verrathen, daß er so lange bei Emma gewesen sey, und Beide fürchteten, der Kaiser möchte darüber zürnen. Da entschloß sich Emma kurz, ihn auf ihrem Rücken über den Hof zu tragen. Karl pflegte des Nachts manchmal aufzustehen, zu arbeiten, und sich dann wieder schlafen zu legen. Da wollte es der Zufall, daß er eben gerade am Fenster stand. Der Mond schien hell. Wie erstaunte er, — kaum traute er seinen Augen, — als er sein liebes Töchterchen mit Eginhard quer über den Hof hintraben sah. Er merkte bald den Zusammenhang; lange schon hatte es ihm geschienen, als wenn Beide sich geneigt wären. Am folgenden Tage zog er seine Feierkleider an, die er anzulegen pflegte, wenn er Bluturtheile fällen mußte, setzte sich auf den Thron, nahm das blanke Schwert in die Hand, und ließ die beiden Schuldigen kommen. Mit niedergeschlagenen Augen und blassem Antlitze erschienen sie vor dem Throne; Eginhard zitterte für sein Leben. Karl blickte ihn zornig an. Nachdem er sie aber eine Weile geängstigt hatte, heiterte sich sein Gesicht auf. Er gab ihnen einen gelinden Verweis wegen ihrer Unbesonnenheit; dann ließ er einen Geistlichen kommen, und sie auf der Stelle zu einem glücklichen Paare verbinden. Von demselben Eginhard haben wir noch eine Geschichte Karls in lateinischer Sprache; Keiner konnte ihn auch besser kennen als er.

Wie dieser große Mann Reiche lenkte, und Völkerglück abwog, eben so genau sah er auch auf das Kleinste. Es ist noch eine Verordnung übrig, die er für die Verwalter seiner Meiereien

entwarf. Darin ist genau bestimmt, wie die Eier verkauft, wie viel Hühner und Gänse gehalten, wie Butter, Käse, Wachs und Honig bereitet, wie das Bier gebraut und der Wein gekeltert werden sollte. Ebenso wurde vorgeschrieben, wie das Vieh gehalten, wie viel geschlachtet und wozu das geschlachtete angewendet werden sollte, und Alles war darin so genau vorgeschrieben, als wenn der mächtige Kaiser nie etwas Anderes gethan hätte, als Landwirthschaft treiben. — Vom Bauen war er ein großer Freund. Von 167 Landgütern und Schlössern, die sein Familieneigenthum waren, hat er die meisten gebaut, auch viele Kirchen errichtet und verbessert. An einem bestimmten Orte hielt er sich nicht auf; wie konnte er auch, da seine Geschäfte und Kriege ihn unaufhörlich herumrissen? Aber es war damals überhaupt nicht gewöhnlich, daß ein König eine bestimmte Residenz hatte, weil es nicht so leicht wie jetzt war, von Einem Orte aus ein großes Land zu regieren. Am liebsten verweilte er in Aachen, und Nimwegen und in Ingelheim bei Mainz, einem Orte, von dem man jetzt nur noch weitläuftige Trümmer sieht. An allen den Orten baute er sich Schlösser. Das schönste war in Aachen; hierhin zog ihn schon der Gebrauch der lauen Bäder, die er sehr liebte. Denn hier waren die Bäder schon zu den Zeiten der Römer gekannt und gebraucht. Er richtete das eine Bad bequemer ein, erweiterte und überbaute es, und freute sich, wenn sich recht Viele — zuweilen über 100 — im Wasser herumtummelten. Hier erbaute er auch der heiligen Maria ein herrliches Münster, welches Jedermann bewunderte. Es war mit Gold und Silber geschmückt, und mit Fenster, Thüren und Gitter von blinkendem Erze versehen. Aus Italien ließ er die majestätischen Säulen und Marmorblöcke kommen, wofür sich der Papst einige deutsche Pferde, die wegen ihrer Stärke geschätzt wurden, ausbat. Die Künstler dazu wurden weit und breit her verschrieben. Die Kirche bestand aus Quadern, war rund gebaut, ruhte auf 8 Marmorsäulen, und war inwendig mit alter italienischer Mosaik verziert. Papst Leo kam selbst, die Kirche einzuweihen.

Damit dieser großer Kaiser, der mit der einen kräftigen Faust die Zügel seiner Reiche lenkte, während er mit der andern väterlichen Hand sein Volk die friedliche Kunst des Landbau's,

seine Richter Uebung der Gerechtigkeit, und seine Priester den wahren Gottesdienst lehrte, uns desto eindrücklicher bleibe, wollen wir sein Aeußeres beschreiben. Er war von großem, starkem Körperbaue, 7 seiner eigenen Füße lang, da bei so kraftvoll, daß sein kaiserlicher Ornat Jeden von uns zu Boden drücken würde, ja daß man von ihm erzählte, er hätte Hufeisen wie Brot zerbrechen können, und einst einen Saracenen bis auf den Sattelknopf gespaltet. Sein Gesicht war fast stets heiter; denn er war ein Freund unschuldigen Scherzes. Sein Hinterkopf war rund, mit schönem silbernen Haar geziert; seine Nase etwas groß, seine Augen groß und klar, und mit durchbohrendem Blick, wenn er zürnte. Sein Nacken kurz und fett, sein Unterleib in spätern Jahren etwas stark, sein Gang männlich, fest und voll Würde, nur seine Stimme heller, als man bei so großem Körper hätte erwarten sollen, dieser aber so gesund, daß er im 68sten Jahre noch nichts von Krankheit wußte. Denn er bewegte sich viel, war ein trefflicher Reiter und Schwimmer, wie Freund der Jagd, und streng mäßig in Speise und Trank. Sein Tisch war gewöhnlich mit Hausmannskost besetzt; nur vier Schüsseln — für einen Kaiser sehr wenig — wurden aufgetragen. Bei der Tafel ließ er sich, damit keine Zeit verloren gehe, die Geschichte der Vorzeit vorlesen. Selten nur wurde höher geschmaust, nur bei großen Festen; aber dann zeigte er sich auch ganz als Kaiser. Vieles Schlafs bedurfte der thätige Mann nicht. Jede Nacht stand er ein oder mehrere Male auf, und arbeitete dann oder betete, oder sah andächtig und voll Bewunderung zu den Sternen hinauf.

Sein Namen wurde nicht nur von seinen Unterthanen mit Ehrfurcht ausgesprochen; auch weit entfernte Fürsten kannten ihn, und suchten ihn durch Gesandtschaften zu ehren. Damals lebte in Bagdad in Asien (am Flusse Tigris, nicht weit vom persischen Meerbusen) ein mächtiger Chalif, Harun Arreschid, der auch von Karln gehört hatte, und ihm eine Gesandtschaft schickte, die natürlich großes Aufsehen im Frankenland erregte. Auch Geschenke brachten diese Morgenländer nach ihrer Weise mit, Gezelte von schönen, bunten Zeugen von sel-

tener Größe und Schönheit, kostbare seidne Stoffe, Balsam, Rosenöl, kostbares Räucherwerk, große metallene Leuchter, und — was vorzügliche Aufmerksamkeit erregte — eine Uhr, die erste im Abendlande. Es war eine Wasseruhr. Sie war von Messing, und zeigte die Stunden an. Nach jeder Stunde fielen so viele Erzkügelchen, als der Seiger zeigte, auf eine Metallplatte herab, und eben so viele Reiter sprengten aus künstlich angebrachten Fenstern heraus, ritten rings um die Uhr, und verschwanden wieder da, wo sie herausgekommen waren. Auch ein Schachspiel war dabei, welches noch in Paris auf der königlichen Bibliothek gezeigt wird. Die Franken konnten sich an dem Wunderwerk gar nicht satt sehen. Karl bezeigte sich gegen den morgenländischen Kaiser nicht undankbar; er schickte ihm, was seine Länder Vorzügliches hervorbrachten: spanische Maulthiere, Pferde aus den Rheinländern, friesische Gewänder, weiß, grau, blau und gestreift, und große Hunde, die zur Tiger- und Löwenhetze gebraucht werden sollten. Recht naiv erzählt ein alter Geschichtsschreiber die Verwunderung, welche die morgenländischen Gesandten über das viele Neue, was sie sahen, bezeigt hätten. „Fast nach Jahresverlauf" — so erzählt er — „trafen die Gesandten, nachdem sie viel Ungemach erduldet hatten, im Frankenlande ein. Am hohen Osterfeste hatte sich der unvergleichliche Karl so geschmückt, daß er ihnen über die Maaßen schrecklich vorkam. Neugierig baten sie, Alles besehen und betasten zu dürfen. Er erlaubte es. Da stiegen sie allenthalben umher, liefen hierhin und dorthin, besahen Alles mit Staunen, befühlten Alles, und so oft sie vom Söller herab die Pracht der Geistlichen und Höflinge geschaut hatten, kamen sie mit hellem Gelächter zum Kaiser zurück, schlugen die Hände zusammen, und riefen ohne Aufhören: „ei! sonst haben wir nur Menschen von Erde gesehen; aber diese hier sind von eitel Gold!" — So hat es noch lange gedauert. Endlich hat sie der Kaiser mit auf die Jagd genommen; aber beim Anblicke der schrecklichen Auerochsen hat sich ihr Staunen in schreckliche Furcht verkehrt, in welcher sie sich bald wieder fortmachten." — Ein ander Mal schickte ihm Harun Arreschid einen Elephanten nach Aachen. Ein Jude

Isaak, der in Bagdad als Dolmetscher diente, brachte ihn nach vielen Beschwerden über das Mittelmeer bis dahin. Da war des Staunens gar kein Ende. Weit und breit liefen die Leute zusammen, das Unthier, von dergleichen sie nie etwas gesehen oder gehört hatten, zu betrachten, und sie konnten sich an der wandernden Fleischmasse gar nicht satt sehen.

Karls letzte Lebensjahre waren noch recht traurig. Drei liebe Söhne waren ihm von allen noch übrig. Er bestimmte, wie sie nach seinem Tode seine Länder theilen sollten, und gab ihnen noch überdies viele weise Lehren. Siehe, da starb vier Jahre vor seinem Tode sein Sohn Pipin, und gleich das Jahr darauf auch sein ältester und liebster Sohn Karl. Mit diesem wurden seine letzten Freuden zu Grabe getragen, und er fühlte — dieser mächtige Kaiser — die Hinfälligkeit alles Irdischen auch selbst auf dem Gipfel irdischen Glanzes. Alles, was er am innigsten liebte, war jetzt todt; auch seine vier Frauen, seine liebsten Freunde, viele seiner Kinder waren ihm vorangegangen in das Land, aus welchem Keiner wiederkehrt. Einsam war er, der gute Kaiser, zurückgeblieben; von seinen vielen Kindern lebte nur noch ein Sohn, gerade der Unfähigste von allen, und vielleicht fünf Töchter. Sein Leben neigte sich nun zu Ende. Seine Gesundheit, sonst so fest, nahm zusehends ab, und den Rath der Aerzte verschmähte er, weil sie ihm sein Leibessen, gebratenes Fleisch verboten. Da fühlte er seinen Tod herannahen. Er schickte nach seinem noch einzigen Sohne Ludwig, und ließ ihn nach Aachen kommen. In feierlicher Versammlung aller seiner Großen fragte er sie, ob sie ihn auch zum Herrn haben, und ihm treulich gehorchen wollten, und Alle riefen: „ja! das ist Gottes Wille!“ Am folgenden Tage ließ sich Karl, so schwach er auch war, noch einmal als Kaiser schmücken. In vollem kaiserlichen Ornate, die Krone auf dem Haupte, ging er in den selbst erbauten Münster, kniete in langem stillem Gebete mit seinem Sohne vor dem Altare nieder, und ermahnte ihn dann mit laut-erhobener Stimme vor der zahlreichen Versammlung: vor allen Dingen den allmächtigen Gott zu fürchten und zu lieben, seinen Geboten in alle Wege zu gehorchen, und die Kirche Gottes gegen Ruchlose zu beschirmen. Niemals möge er seine Gnade von sei-

nen Schwestern und andern Verwandten abwenden, immer die Priester ehren, sein Volk wie ein Vater lieben, ein Tröster der Armen seyn, und zu allen Zeiten vor Gott unsträflich wandeln. „Willst du das Alles thun, mein lieber Sohn?" fragte er ihn zuletzt mit gerührter Stimme. — „Mit Freuden will ich gehorchen!" rief Ludwig mit Thränen aus, „und mit Gottes Hülfe Alles vollbringen, was du mir geboten hast." — „Nun, so nimm," sagte der Kaiser, „die Krone mit eigenen Händen vom Altare, und setze sie dir auf das Haupt." — Das geschah, und nun wankte der alte gute Herr, auf die Schulter seines Sohnes gestützt, wieder nach der Kaiserburg zurück, und pries sich glücklich, daß sein Auge noch seinen Sohn mit der Kaiserkrone gesehen habe.

Im Januar des Jahres 814 befiel ihn das Fieber heftiger als zuvor. Da ließ er geschwind den Bischof Hildbald, seinen Vertrauten, holen, und verlangte das Abendmahl zu genießen, um sich auf die letzte große Reise vorzubereiten. Bis zum folgenden Tage lebte er noch; aber als er nun merkte, daß der Sand seiner Lebensuhr verronnen sey, hob er seine rechte Hand mit Macht auf, drückte auf Stirn und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes, streckte die Hände noch einmal aus, faltete sie über die Brust, schloß die Augen, und sang mit halb erloschener leiser Stimme: „in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — So entschlief der große Karl sanft und selig am 28sten Jan. 814 im 72sten Jahre seines unruhvollen, thatenreichen Lebens.

Als die Nachricht seines Todes sich verbreitete, wurden Aller Gemüther von aufrichtiger Trauer ergriffen. Es schien, als habe Jeder seinen Vater verloren. Und mit Recht trauerten sie; denn sie wußten nicht, ob sein Sohn Ludwig ihn auch nur halb ersetzen würde.

39. Ludwig der Fromme, 814—840.

Ludwig der Fromme erbte alle Länder seines Vaters, bis auf Italien, welches Karl seinem Enkel **Bernhard**, einem Sohne Pipins, gegeben hatte. Er wurde darum der

Fromme genannt, weil er nicht nur gottesfürchtig, sondern besonders den Geistlichen sehr ergeben war, und eine große Neigung hatte, viele Zeit im Gebete zuzubringen, was man in jenen Zeiten für ein vorzügliches Zeichen von Frömmigkeit hielt. Statt sich um die Regierungsgeschäfte zu bekümmern, brachte er den ganzen Tag beinahe mit Hersagung von Gebeten und Absingung von Psalmen zu, womit sich der ehrliche Mann den Himmel am sichersten zu erwerben hoffte. Er war dabei sanft, versöhnlich, gerecht, menschenfreundlich, nur fehlte ihm alle Festigkeit des Willens und Beurtheilungskraft. Er wäre ein guter Hausvater geworden, aber er war ein sehr schlechter König, und jenen unruhigen Zeiten besonders nicht gewachsen. Von seinem redlichen Willen gab er gleich zu Anfange seiner Regierung ein lobenswerthes Beispiel. Er hatte erfahren, daß in den letzten Jahren seines Vaters manche Mißbräuche eingerissen wären, und die Beamten sich hier und da Bedrückungen erlaubt hätten. Darum machte er bekannt, es sey sein fester Wille, alles Unrecht wieder gut zu machen. Er schickte Sendgrafen im Lande umher, die jede Klage anhören, untersuchen, und ihr, wenn es irgend möglich war, abhelfen sollten. Das war recht schön, aber es geschah von dem, was er beabsichtigte, nur wenig, weil er selbst nicht danach sah, und seinen Leuten Alles überließ; er hatte ja auch keine Zeit dazu, weil er fast immer in der Kirche war. Die Geistlichen freuten sich natürlich über einen solchen Kaiser, mit dem sie machen konnten, was sie wollten, und nannten ihn daher den Frommen, und wie mochte erst der Papst innerlich lachen, als dieser nach Frankreich kam, und Ludwig dreimal vor ihm niederfiel, da doch des Papstes Vorgänger noch zu Pipins Füßen gelegen hatte. Da war es denn kein Wunder, wenn die Päpste immer übermüthiger wurden, und schon damals von den Geistlichen laut behauptet wurde: die Bischöfe ständen über Jedermann; sie könnten selbst über die Könige richten; sie aber wären, als Götter, keinem menschlichen Urtheil unterworfen.

Seine unklugste Handlung, die Ursache seines ganzen nachfolgenden Unglücks, war aber, daß er schon 817 sein ganzes Reich unter seine drei Söhne theilte, weil ihm die Last der Re-

gierung zu groß sey. Und doch war er erst 39 Jahre alt. Aber die Rathgeber seines ältesten Sohnes Lothar hatten ihn überredet, das sey der Wille des Himmels. Lothar bekam den Kaisertitel und die Mitregierung, Pipin Aquitanien d. i. das südwestliche Frankreich, und Ludwig Baiern nebst den dahinter liegenden slavischen Ländern: Böhmen, Oestreich und Kärnthen.

Von dem Tage an begann des guten Kaisers Unglück. Den ersten Gram bereitete ihm Bernhard, König von Italien, sein Neffe. „Wie?“ sprach dieser, „mein Vetter Lothar ist Kaiser geworden, und ich bin übergangen, der ich doch der Sohn des ältern Sohnes meines Großvaters bin?“ Seine Rathgeber bewogen ihn, sich gegen Ludwig zu empören. Als aber dieser rasch auf ihn losging, erschrak er so, daß er, statt sich zu wehren, nach Chalons an der Saone (sprich Sohne) eilte, und sich reuevoll dem Kaiser zu Füßen warf. Ludwig wollte schon seinem Neffen vergeben; da riethen ihm aber die Geistlichen, das nicht zu thun, sondern es auf den Ausspruch eines Gerichts ankommen zu lassen. Das that er auch, und die Richter? — verdammten Bernhard und seine Rathgeber zum Tode. Diese Strafe verwandelte der Kaiser in Blendung. Dem irregeleiteten Bernhard wurden darauf die Augen ausgestochen, und zwar mit so vieler Barbarei, daß er schon nach 3 Tagen starb. Zwar machte sich der Kaiser nun Vorwürfe darüber, aber dadurch wurde die That nicht ungeschehen gemacht, und es hatte die schlimme Folge, daß er von nun an gar nicht mehr zu strafen wagte, aus Besorgniß, zu viel zu thun.

Bald darauf starb seine Frau Irmengard, und darüber betrübte er sich so, daß er Mönch werden wollte. Das redeten ihm aber seine Räthe aus, und schlugen ihm dagegen vor, lieber wieder zu heirathen. Er wählte Jutta oder Judith, eine baiersche Prinzessin. Nach einigen Jahren schenkte ihm diese einen Sohn, der den Namen Karls des Kahlen führt. Sogleich quälte ihn Jutta, dem Kleinen auch ein Land auszusetzen. Aber wie war das möglich, da er ja bereits Alles unter die drei Andern vertheilt hatte? Denn er hatte seit Bernhards Tode Italien auch dem Lothar übergeben. Endlich brachte er es bei Lothar durch Flehen dahin, daß dieser ihm von seinen Ländern ein Stück

abtrat, und zwar Schwaben und Helvetien, so daß Karl zum König von Alemannien ernannt wurde.

Doch bald gereute das den Lothar. Ueberhaupt ärgerte er sich, daß sein Vater jetzt andere Rathgeber angenommen habe, bei denen er selbst nicht mehr so viel als sonst ausrichten konnte. Er machte daher mit seinem Bruder Pipin und einigen andern Großen, meist Geistlichen, eine Verschwörung gegen den Kaiser. Sobald dieser das erfuhr, erschrak er sehr, und ließ sogleich alle seine Räthe, ja sogar seine Frau, von sich. Pipin aber jagte seiner Stiefmutter nach, und zwang ihr das Versprechen ab, ihren Mann zur Niederlegung der Krone zu bereden. Sie hielt auch ihr Wort, und wurde darauf in ein Kloster gebracht; Ludwig aber erklärte, er müsse sich erst darüber mit einer Reichsversammlung berathen. Diese berief er auch sogleich nach Compiegne, und zeigte sich hier in seiner ganzen Schwäche. Denn er trat mit einem kläglichen Gesicht auf, sagte, er sey ein armer Sünder, der nicht werth sey, auf einem Throne zu sitzen, und dankte seinen Feinden, daß sie ihn zur Buße ermahnt hätten. Wie mochten die anwesenden Großen über den schwachen Kaiser im Herzen lachen! Trotz dieses Bekenntnisses hätten sie ihn doch vielleicht entsetzt, wenn ihm nicht sein jüngster Sohn, Ludwig, der es immer mit dem Vater noch am besten meinte, zu Hülfe gekommen wäre. Dieser setzte es durch, daß Ludwig Kaiser blieb; doch konnte er nicht verhindern, daß alle bisherige Räthe des Alten bestraft wurden.

Sobald die Versammlung aus einander gegangen war, schickte Lothar seinem Vater einige Mönche, die immer um ihn bleiben, und ihn bereden sollten, ins Kloster zu gehen. Aber der schändliche Sohn wurde dies Mal betrogen. Diese Mönche waren bessergesinnt, wie er dachte, und redeten dem Kaiser im Gegentheil zu, dem Lothar einmal Ernst entgegenzusetzen. Einer reiste sogar nach Baiern zu Ludwig dem Sohne, und holte den herbei. Er kam, und in Nimwegen wurde eine Versammlung gehalten, wo Ludwig der Baier eine Aussöhnung zwischen dem Vater und Lothar zu Stande brachte, nachdem der Letztere demüthig um Verzeihung gebeten hatte. Jutta wurde nun wieder aus dem Kloster geholt, und der alte Kaiser vergab allen

seinen Feinden, nicht aus Großmuth, sondern aus bloßer leidiger Schwäche; nur dem Lothar wurde die Kaiserwürde genommen.

Nun schien zum zweiten Male die Ruhe wiederhergestellt. Aber sie währte nicht lange. Ludwig den Baier kränkte es, daß der Vater ihm unter Allen am wenigsten Land gegeben hatte, ob er ihm gleich immer beigestanden, und ließ sich endlich von Pipin bereden, sich gegen jenen zu empören, indem ihm vorgespiegelt wurde, er könnte ja Karln dem Kahlen Alemannien wegnehmen. Der Alte mußte also gegen seine eigenen Söhne zu Felde ziehen; der Baier mußte sich unterwerfen, flehte um des Vaters Verzeihung und erhielt sie; Pipin aber, der sich schon mehrmals so ungehorsam gezeigt hatte, wurde vom Kaiser seines Königreichs Aquitanien entsetzt, welches nun der kleine Karl erhielt.

Darüber aber wurden alle drei Brüder so ungehalten, daß sie sich gegen den Vater verbanden, und auch das Volk gegen ihn aufreizten, indem sie die ganze schlechte Regierung ihm schuld gaben. Der arme Kaiser mußte also schon wieder seine unnatürlichen Söhne bekriegen. Er traf bei Colmar, unweit des Rheins, mit ihnen zusammen, und eben sollte eine Schlacht zwischen ihnen entscheiden, als — der größte Theil seiner Leute ihn verließ, und zum Heere der Söhne überging. Darum wurde die Gegend lange Zeit hindurch das Lügenfeld genannt. Die Wenigen, die ihm getreu blieben, ermahnte er nun selbst, nur auch noch zu ihnen zu gehen, damit nicht erst um seinetwegen Blut vergossen würde. Aber dann hätte der alte Thor nicht erst Krieg anfangen sollen! Darauf begab er sich zu seinen Söhnen, die ihn zwar mit Ehrfurcht empfingen, aber gleich in ein Kloster nach Soissons bringen ließen. Jutta wurde nach Italien, und der junge Karl in ein Kloster gebracht.

Aber wenn der Kaiser nicht freiwillig auf den Thron verzichtete, so konnte man ihn doch nicht immer im Kloster lassen. Daher ersann der schändliche Lothar ein Mittel, ihn zur Regierung unfähig zu machen: er wollte ihn nämlich öffentlich beschimpfen und lächerlich machen. Zwei Bischöfe mußten ihn auf Lothars Geheiß bereden, öffentlich Buße zu thun. Ludwig

willigte bald ein, und nun führte man ihn in eine Kirche in Soissons, wo er im Angesichte einer ungeheuern Menge Volks auf einen härenen Bußsack niederknieen, und laut und vernehmlich erklären mußte: „er habe durch seine schlechte Regierung Gott beleidigt, die Kirche geärgert, und dem Volke Unrecht gethan, und darum wolle er Buße thun.“ Nun steckte man ihm einen langen Zettel in die Hand, auf welchem alle seine Versündigungen geschrieben standen, und diese las er unter Vergießung vieler Thränen ab. Zuletzt zogen ihm die Geistlichen einen schwarzen Sünderrock an, und führten ihn ins Kloster zurück. Lothar aber nahm ihn bald nachher mit nach Aachen.

Nun schien es, als wenn der alte Kaiser nie wieder regieren würde. Aber er sollte doch noch einmal bessere Tage sehen. Pipin und Ludwig der Baier nämlich ärgerten sich über die Herrschsucht ihres Bruders Lothar, und der Baier noch besonders über die schändliche Scene in Soissons, an welcher er keinen Antheil gehabt hatte. Lothar merkte die feindliche Absicht der Brüder, brachte den Alten nach St. Denis bei Paris, und floh nach Vienne in der Provence. Sogleich sammelten sich um den Kaiser alle die, welche es mit ihm gut meinten, und redeten ihm zu, die Regierung wieder zu übernehmen. „Nein!“ antwortete er, „nicht eher, bis die Bischöfe mich von meinen vielen Sünden losgesprochen haben.“ Das thaten diese denn auch alsbald in der alten Kirche von St. Denis, und nun — saß Ludwig wieder auf dem Kaiserthrone. Dann gingen seine Getreuen auf Lothar los, und setzten ihm so zu, daß er sich genöthigt sah, den alten Vater fußfällig um Verzeihung zu bitten. Daß dieser ihm nach angelobter Besserung wieder verziehen habe, braucht kaum erst gesagt zu werden; kurz! alles war beruhigt und versöhnt.

Jetzt hätte man doch glauben sollen, daß der Kaiser endlich einmal das Theilen seiner Länder überdrüssig gehabt haben würde. Aber keineswegs! Jutta nämlich war aus Italien zurückgekehrt, und fragte ihren Gatten, ob denn ihr Sohn Karl nach seinem Tode nichts weiter wie Alemannien haben sollte? Sogleich nahm er eine neue Theilung vor, bei der nur Lothar nichts gewann; denn der sollte bloß Italien behalten, und diese Zurücksetzung hatte er wohl verdient; Karl der Kahle dagegen wurde gegen die

Andern auffallend begünstigt. Das kränkte natürlich Keinen mehr, als den Baier, der sich doch immer so kindlich gegen den Vater benommen hatte, und doch nun hinter dem 14 jährigen Knaben zurückstehen mußte. Er näherte sich daher wieder den Lothar, und beide berathschlagten schon, wie sie der Ungerechtigkeit abhelfen könnten, als plötzlich Pipin starb. Dieser Todesfall hätte nun recht gut benutzt werden können, Alle zufrieden zu stellen, wenn der alte Kaiser die beiden Unzufriedenen bedacht hätte. Aber der heuchlerische Lothar hörte kaum davon, als er nach Worms eilte, wo damals sein Vater war, sich ihm zu Füßen warf, und den Reuigen so geschickt spielte, daß der Alte ganz gerührt war. „Du wirst mich doch aber von der Erbschaft meines Bruders Pipins nicht ausschließen?“ fragte Lothar sogleich. — „Gewiß nicht! antwortete ihm der Kaiser; „im Gegentheil, du kannst dir wählen, ob du lieber Austrasien oder Neustrien willst.“ — Lothar wählte das Erstere, und der arme Ludwig der Baier war also der einzige Betrogene; denn das, was ihm der Vater eben erst zugetheilt hatte, nahm er ihm jetzt wieder, um es mit ganz Austrasien dem Lothar zu geben.

Das kränkte ihn so, daß er sich gegen den Vater erhob. Aber seine Krieger weigerten sich, gegen diesen zu fechten, und so mußte er sich ihm wohl unterwerfen, und erhielt auch Verzeihung, unter der Bedingung, daß er in Baiern bliebe. Aber er hielt sein Wort nicht lange. Als er nämlich hörte, daß sein Vater gegen die unruhigen Aquitanier, die sich gegen Karl aufgelehnt hatten, zu Felde gezogen sey, so empörte er sich aufs Neue. Aber schnell wandte sich der Kaiser um, und ging auf ihn los. Es ist überhaupt auffallend, daß Ludwig der Vater gegen seinen offenbar besten und folgsamsten Sohn den größten Widerwillen gehabt zu haben scheint. Der alte Herr kam aber nur bis nach Worms. Hier fühlte er seinen Tod nahe, und ließ sich daher nach einer Rheininsel bei Worms, die Ingelheimer-Aue noch heute genannt, bringen, weil ihm da die Luft gesünder schien. Er bestimmte, was Jeder seiner Kinder und was die Armen von seinen Schätzen bekommen sollten. Nur gegen Ludwig bewies er auch hier wieder eine auffallende

Erbitterung. „Sage ihm," sprach er zu einem Bischofe, der ihm zuredete, ihm doch zu vergeben, „sage ihm, daß ich ihm verzeihe; aber laß ihn auch wissen, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Kummer in die Grube gebracht hat." Gleich darauf starb der alte Mann 840, um im Grabe die Ruhe zu finden, die er sich auf der Erde durch seine unklugen Maßregeln selbst verscherzt hatte. Bei dem Allen sind seine Söhne von großer Schuld nicht loszusprechen, und das gewöhnliche Loos, welches dergleichen Kinder trifft, hat auch sie getroffen: daß ihr Stamm bald erlosch. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß auf dem Stamme solcher unnatürlichen Kinder der Fluch des Himmels recht sichtlich zu liegen scheint.

Noch ist zu sagen, daß Ludwig der Fromme das Erzbisthum Hamburg 832 gestiftet habe. Die Dänen nämlich waren noch größtentheils Heiden, und unternahmen häufige Einfälle sowohl in das Sachsenland, als in die Küstenländer von Frankreich. Vielleicht hoffte Ludwig sie würden gesitteter werden, wenn sie Christen würden; kurz, er errichtete in Hamburg ein Erzbisthum, damit von da aus die christliche Lehre dem Norden mehr bekannt gemacht werde. Ein trefflicher Geistliche, der heilige Ansgar, der schon in Schweden das Christenthum gelehrt hatte, wurde hier der erste Erzbischof, und hat seinem Amte durch unermüdete Sorge und durch häufige Reisen, um Religion und Tugend in seinem weiten Kirchsprengel zu verbreiten, Ehre gemacht. Dennoch machte die neue Lehre unter den rauhen Kindern des Nordens nur langsame Fortschritte.

40. Ludwigs des Frommen Söhne, 840—843.

Unter den Söhnen des guten, aber schwachen Ludwigs war unstreitig Lothar der schlechteste: heimtückisch, habsüchtig, unkindlich, im Glücke aufgeblasen, im Unglücke verzagt und knechtisch. Gleich nach Ludwigs Tode fing er an, seine beiden Brüder durch allerhand Umtriebe zu kränken; bald verband er sich mit Karl gegen Ludwig, bald mit Ludwig, um Karln Ländereien wegzunehmen, bis endlich beide wohl merkten, daß er es mit dem Einen so schlecht als mit dem Andern

meinte, und nun traten sie in ein Bündniß gegen den Friedensstörer zusammen. Zuerst boten sie ihm zu wiederholten Malen Frieden an; aber immer wich er dem aus, und nun gingen sie auf ihn los, und trafen mit ihm am 25sten Jun. 841 in der Schlacht bei Fontenay unweit Auxerre in Frankreich zusammen. Hier wurde Blut in Strömen vergossen. Es war eine scheußliche Schlacht, da Bruder gegen Bruder, Franke gegen Franke focht. Am Abend lagen wenigstens 40,000 erschlagene Franken auf dem Wahlplatze, und der schändliche Lothar war glücklich aus dem Felde geschlagen. Was das Gemüth bei diesem verabscheuungswürdigen Kriege einigermaßen wieder hebt, ist das Betragen der beiden Brüder Ludwig und Karl nach der Schlacht. Sie waren innig gerührt über das viele vergossene Bürgerblut, und befahlen, statt Beute zu machen, die Todten beider Heere zu begraben, und die Verwundeten, gleichviel ob Freund oder Feind, zu verbinden und zu erquicken. Dann schickten sie den Fliehenden Reiter nach, nicht um sie zu verfolgen, sondern ihnen zu sagen, sie möchten sich nicht fürchten, sondern ruhig nach Hause kehren. Sich selbst aber machten sie wegen des vergossenen Blutes große Vorwürfe, und beruhigten sich erst, als ihnen die Bischöfe sagten: sie hätten hier kein Unrecht begangen; das hätte auch Gott ihnen durch den für sie glücklichen Ausgang der Schlacht bewiesen. Fühlten sie aber doch noch Gewissensbisse, weil sie aus unedlen Trieben gehandelt hätten, so möchten sie ihre Sünden beichten.

Die beiden Brüder, Ludwig der Baier und Karl der Kahle, traten darauf in der Nähe von Straßburg zusammen, und verbanden sich durch einen gegenseitigen Eid noch inniger mit einander 842. Vorher redete Ludwig in deutscher Sprache zu den versammelten Völkern von diesseit und jenseit des Rheins folgendermaßen: „Ihr wißt, wie Lothar nach unseres Vaters Tode mich und diesen meinen Bruder auf Tod und Leben verfolgt hat. Nachdem brüderliche Liebe wie Christenthum vergebens versucht hatten, ihn für den Frieden zu gewinnen, haben wir endlich mit ihm einen Kampf gewagt, und Gott die Entscheidung überlassen. Daß wir darin durch

die Gnade Gottes Sieger geblieben sind, wißt ihr, ebenso, daß er mit den Seinigen besiegt die Flucht ergriffen hat. Wir aber verschmähten, von brüderlicher Liebe getrieben und aus Mitleiden mit unsern Mitchristen, die Fliehenden zu verfolgen und zu vertilgen, und boten ihm an, daß ein Jeder das behielte, was ihm mit Recht zukäme. Aber er kehrte sich weder an das deutlich ausgesprochene Gottesurtheil, noch hat er aufgehört, mich und meinen Bruder als unversöhnlicher Feind zu verfolgen, ja er wüthet gegen euch mit Feuer, Verheerung und Schwert. Darum sind wir jetzt, durch die Noth gedrungen, hier zusammengekommen, und wollen, damit ihr an unsrer festen Treue und brüderlichen Liebe nicht zweifelt, vor euch durch einen feierlichen Eid uns verbinden. Dies thun wir nicht um irgend einer niedrigen Leidenschaft, sondern um des gemeinen Besten willen, wenn es Gott gefallen sollte, uns durch euren Beistand Frieden zu schenken. Sollte ich aber, was Gott verhüte, den meinem Bruder zu leistenden Eid brechen, so sollt ihr mich nicht mehr als euren Herrn betrachten, und eurer Unterthanenpflicht quitt und ledig seyn.“

Dasselbe sprach darauf Karl in der romanischen Sprache, aus welcher das nachmalige französisch sich entwickelt hat. Die Eidformeln sind uns durch einen alten Geschichtschreiber noch erhalten worden, und sie mögen hier, wie schon früher ähnliche Sprachproben, einen Platz finden, um daraus zu sehen, wie weit schon damals die deutsche und die französische (romanische) Sprache von einander abwichen. Ludwig schwur, damit ihn die Neustrier verstehen möchten, in romanischer Sprache:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvamento, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvareio cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist, in o quid il mi altre si fazet. Et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karlo in damno sit.

d. i. Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung, von diesem Tage vorwärts, so fern mir Gott Weisheit und Macht giebt, so werde ich diesen mei-

nen Bruder Karl halten in Schutz und in jeder Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder erhalten soll, und wie er mir ebenfalls thun wird. Und mit Lothar werde ich keinen Vergleich machen, welcher mit meinem Willen meinem Bruder Karl schädlich sey.

Dann schwur Karl in deutscher Sprache:

In Godes Minna ind dui thes christianes Folches ind unser bedherr Gehaltnissi, fon thesemo Dage frammordes, so fram so mir Got Gewizei indi Maht furgibit, so halt ih thesan minan Bruodher, soso man mit Rehtu sinan Bruodher scal, inthiu thaz er mig so soma duo, indi mit Lutheren inno theinni Thing ne gegango, zhe minte Willon imo ce Scadhen warhen.

d. i. In Gottes Liebe und durch des christlichen Volkes und unser beiden Erhaltung, von diesem Tage fortan, so fern so mir Gott Weisheit und Macht giebt, so halte ich diesen meinen Bruder, so man mit Recht seinen Bruder soll, und daß er mir auch so thue und mit Lotharen will ich in keine Sache nicht gehen, zu meinem Willen ihm zu Schaden werden.

Auch die beiden Völker verbanden sich durch einen Eid, und nun wurde Lothar noch einmal zum Frieden ermahnt. Aber auch dies Mal war das vergebens. Da gingen sie schnell auf ihn los, und er floh vor ihnen her. Sie nahmen von seinem Lande Besitz, erklärten ihn für abgesetzt, und theilten sich so, daß die Maaß zwischen ihnen die Gränze seyn sollte; was westlich lag, bekam Karl; was östlich, Ludwig. Wäre das so geblieben, so wäre Deutschland jetzt größer als es ist. Aber Lothar kannte die Friedensliebe seiner Brüder. Als er merkte, daß es Ernst werde, sandte er Boten an sie, und ließ ihnen sagen, es thäte ihm recht leid, daß er so schlecht an ihnen gehandelt hätte; nun möchten sie ihm aber doch den dritten Theil des Reichs überlassen, und noch ein Stück darüber, weil er doch als Kaiser etwas mehr als sie haben müßte. Das waren die beiden Brüder zufrieden, und nun wurde beschlossen, daß sie sich in einem besondern Vergleiche in das Reich theilen wollten.

Das ist auch geschehen durch den Vertrag von Verdun am 11ten Aug. 843. Hier wurde nun folgendes beschlossen: Lothar erhielt außer der kaiserlichen Würde Italien und

einen Strich von der Rhone an, am linken Rheinufer hinauf, bis an die Nordsee. Dieser schmale, aber lange Strich wurde nach ihm Lotharingien genannt, und ein Theil davon heißt noch Lothringen. Ludwig bekam Deutschland bis an den Rhein, und wurde daher nun Ludwig der Deutsche genannt. Karl der Kahle wurde König von ganz Frankreich außer Lotharingien. Durch diesen wichtigen Vertrag ist nun das große fränkische Reich in die drei noch jetzt bestehenden Reiche: Deutschland, Frankreich und Italien zerfallen, und fortan haben wir es nur mit Deutschland zu thun.

Lothar starb zwölf Jahre darauf, und seine drei Söhne starben in noch kürzerer Zeit, so daß 32 Jahre nach dem Vertrage von Verdun das Haus dieses unnatürlichen Kaisers erloschen war. Dafür also hatte er seinen unglücklichen Vater, darum seine Brüder bekriegt, damit er und seine Söhne wenige Jahre über das Reich der Franken herrschen könnten! Wer sollte in seinem Geschick nicht die strafende Hand Gottes erkennen?

Karl der Kahle hat eine unruhige Regierung geführt. Unter ihm hörten die Franken auf, eigentliche Franken zu seyn, und wurden Franzosen. Nach dem Aussterben des Stammes Lothars erhielt er zwar die Kaiserwürde, aber sie ging nach ihm wieder zu den Deutschen über, bei denen sie nachher für immer geblieben ist. Die Nachkommen Karls des Kahlen haben dasselbe Schicksal gehabt, was die letzten Merowinger hatten. Sie arteten von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr aus, und die französischen Großen wurden zuletzt so mächtig, daß sie alles, und der König nichts war. Als endlich der letzte der französischen Karolinger 987 starb, bestieg ein kräftigerer Regentenstamm den französischen Thron, die Capetinger, die noch auf dem Throne sitzen.

Dritte Periode.

Von dem Vertrage von Verdun bis zum Erlöschen des sächsischen Königshauses, 843—1024.

---

41. Zustand Deutschlands unter den letzten Karolingern.

Daß das deutsche Reich damals nicht so groß war, als es früher gewesen und jetzt wieder ist, haben wir schon gesagt; denn im Westen machte ungefähr der Rhein die Gränze, und im Osten wohnten nicht nur auf beiden Seiten der Oder, sondern selbst an der Elbe und Saale wendische Völkerschaften. Besonders waren es jetzt vier Völker, die in Deutschland hervortraten:

Die Franken. Sie wohnten an dem Rheine, in demjenigen Theile von Austrasien, der am rechten Rheinufer lag, also etwa im jetzigen Nassauischen, Darmstädtschen, bis nach dem Fichtelberge hin.

Die Alemannen. Sie hatten ihre Wohnsitze noch immer am Schwarzwalde und am Neckar, also im jetzigen Baden und Würtemberg. Der Name ging nach und nach in Schwaben über.

Die Baiern wohnten neben den Alemannen im jetzigen Baiern, den nördlichen Theil dieses Königreichs ausgenommen.

Die Sachsen im jetzigen Westphalen und Hannover.

Außer diesen werden auch noch die Friesen und Thüringer genannt, jene an der Küste der Nordsee, da wo die Ems sich mündet; diese in der Mitte von Deutschland, im Thüringerwalde und nördlich von demselben.

Die Deutschen hatten nun zwar ihren gemeinschaftlichen König, aber seine Macht war von der der meisten der jetzigen Könige sehr verschieden. Er konnte nicht thun, was er wollte,

sondern war von den Großen sehr abhängig. Diese waren zwar seine Vasallen, und erhielten ihre Aemter und Länder aus der Hand des Königs zu Lehen; aber sie suchten den König immer mehr daran zu gewöhnen, daß das nur eine Form sey, daß das Amt und das Land aber vom Vater auf den Sohn erben müßte. Und je mehr der König ihrer bedurfte, desto mehr mußte er sich von ihnen gefallen lassen. Ihre Titel waren verschieden; sie hießen Herzöge, Land-, Pfalz-, Markgrafen, Grafen, und wurden bei den Angelegenheiten des Reichs besonders um Rath gefragt. Zwar hatte jeder freie Grundherr das Recht, auf dem Reichstage zu erscheinen, aber um seine Meinung wurde der Einzelne nicht befragt. Nur die Großen berathschlagten, und was sie beschlossen hatten, legten sie dann erst den andern Versammelten vor, die dann gewöhnlich durch Freudenruf ihren Beifall zu erkennen gaben. Die Großen waren es auch, die nachmals, als die Karolinger ausgestorben waren, den neuen König wählten. Uebrigens waren die Herzöge damals noch nicht erblich; nur in Sachsen pflegte das zu seyn, wo immer ein Eingeborner vom Volke gewählt, und vom Könige bestätigt wurde.

Aber nicht die Fürsten allein schränkten den deutschen König ein. Auch die hohen Geistlichen standen in sehr hohem Ansehen. Denn schon war der Glaube allgemein geworden, daß die Geistlichen Stellvertreter Gottes wären, daß die weltlichen Fürsten kein Recht über sie hätten, und daß sie von allen bürgerlichen Lasten und Abgaben frei seyn müßten. Der Papst allein habe das Recht, die Bischöfe und Erzbischöfe ein- und abzusetzen, und sie zu bestrafen, und ihm sey es auch erlaubt, den König selbst in Bann zu thun. Dagegen hatten nun zwar die Könige manches einzuwenden, aber endlich blieb der Sieg doch auf der Seite der Geistlichkeit; doch dieß geschah erst später.

Der freien Grundbesitzer waren im Laufe der Zeit immer weniger geworden; die meisten waren verarmt, theils durch Krieg, theils durch schlechte Wirthschaft, oder durch Aechtung, und fast alle Güter waren nun entweder Fiscalgüter, oder Lehngüter, oder sie gehörten der Geistlichkeit. Alle diese Güterbe-

sitzer hatten noch immer eine Menge Hintersassen und Knechte, so daß also das ganze Volk fast nur aus wenigen Herren und vielen Knechten bestand. Städte gab es damals noch sehr wenige, fast nur in der Gegend des Rheins und der Donau, wo die Römer dergleichen angelegt hatten. Aber Bürger, nämlich solche, die wir unter diesem Namen verstehen, gab es in ihnen nicht; wohl aber Kaufleute und Krämer; denn in den Städten wurden gewöhnlich die Jahrmärkte gehalten. Solche Kaufleute standen in geringer Achtung, und waren verarmte Freie, die dadurch ihren Unterhalt zu erwerben suchten. Einen geachteten Kaufmannsstand, wie wir ihn jetzt haben, gab es damals noch nicht, und die gewöhnlichen Handwerke wurden von den Leibeigenen getrieben, aber eben darum ohne große Kunstfertigkeit. Das für das tägliche Leben Unentbehrlichste, Leinewand und Tuch, webten sich die Frauen und Töchter selbst. Wissenschaften und Künste standen damals noch sehr niedrig; es waren die ersten Anfänge zu einer bessern Zeit; denn die Völkerwanderung und der Umsturz des röm. Reichs hatten die schöne Kultur des Alterthums ganz zerstört, und überall war Barbarei eingerissen. Aber die Deutschen waren doch schon auf dem Wege zu einer höhern Bildung. Die alten Wälder waren zum Theil verschwunden, zum Theil gelichtet; die Sümpfe ausgetrocknet; die Flüsse mit Brücken überbaut, oder durch Fähren die Ueberfahrt erleichtert, und überall zogen sich Landstraßen durch das Land. Allerdings war es noch eine Zeit der Barbarei, aber schon begann eine schönere Zeit heranzudämmern.

42. Die letzten Karolinger in Deutschland, 843—911.

Von Ludwig dem Deutschen hatte schon Karl der Große, als jener erst 6 Jahr alt war, geweissagt, es würde aus ihm einmal etwas Großes werden. Das würde auch wohl geschehen seyn, wenn er sich nicht durch die Empörung gegen seinen Vater um den Frieden mit Gott, ohne den es kein Glück auf Erden und im Himmel giebt, gebracht hätte. Er war ein wohlgebauter Mann von angenehmer Bildung,

und einem so durchdringenden Geiste, daß er weit mehr dem Großvater als dem schwachen Vater glich. Seine Residenz hatte er, wenn ihn nicht die Unruhen seiner Zeit in den Strudel des Krieges rissen, in Regensburg, der einzigen Stadt in weiter Runde.

Daß seine Regierung, größtentheils durch seine eigene Schuld, eine sehr unruhige war, wissen wir schon. Außerdem kränkten ihn seine Söhne durch Ungehorsam, eine Strafe, die er an seinem Vater wohl verdient hatte. Besonders viel machten ihm auch die Normänner zu thun.

Unter dem Namen der Normänner versteht man die Einwohner der drei nordischen Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden. Seit dem Ende der Regierung Karls des Großen fingen diese starken Nordländer an, Seeraubzüge zu unternehmen. Sie waren nämlich noch Götzendiener, und verehrten besonders den Gott Odin, von dem sie die Meinung hatten, daß er nur ein Freund der Tapfern sey, aber die Weichlichen und Furchtsamen hasse. Wer im Kampfe sterbe, komme an den Ort der Seligen, den sie Walhalla nannten, die Feigen aber an den Ort der Verdammniß. Dieser Glaube machte sie so kühn, daß sie nicht nur keinen Kampf vermieden, sondern ihn selbst aufsuchten. Zu Hause gab es nun nichts zu kämpfen; darum zogen sie über das Meer. Doch ist es auffallend, daß man früher von ihren Seezügen nichts hört. Warum fingen sie erst zu Anfange des 9. Jahrhunderts an? — Die Veranlassung dazu kennen wir zwar nicht; aber vermuthlich hatten sie jetzt erst gemerkt, daß die Deutschen und Franzosen aus dem Zustande der Rohheit herauszutreten anfingen, daß sie nicht mehr so kriegerisch als sonst wären, und daß es bei ihnen mehr als früherhin zu rauben gäbe. Alle Jahre beinahe erschienen diese wilden Räuber an den Küsten der benachbarten Länder, raubten, mordeten, und führten Vieh und andere Dinge mit sich fort. Da ihre Schiffe leicht und schmal waren, so fuhren sie über alle Untiefen kühn hinweg, und segelten sogar tief in die Ströme hinein. So schnell wie sie erschienen, verschwanden sie wieder. Man konnte ihnen durchaus nicht beikommen; denn wenn sie sich ja einmal übermannt sahen, so

sprangen sie schnell in ihre Schiffe, und fuhren in die See, wohin sie Niemand wegen Mangel an Schiffen verfolgen konnte.

Vorzüglich litt um jene Zeit die Küste von Frankreich durch sie; aber sie landeten auch in England, Deutschland und in noch entferntern Ländern, späterhin sogar an den Küsten des mittelländischen Meeres. Paris wurde drei Mal von ihnen verbrannt. In die Elbe liefen sie um das Jahr 850 mit mehr als 600 Schiffen ein, und zerstörten Hamburg, das, wie oben gesagt, erst 832 gestiftet war. Das war auch die Ursache, daß das Erzbisthum von hier nach Bremen verlegt wurde, wo es bis ins 17. Jahrhundert geblieben ist. Oft wurden die Normänner selbst von den Söhnen ihrer Könige angeführt, die den Namen See-Könige (See-Konung) führten; denn sie wurden im Vaterlande mehr geachtet, wenn sie mit Ruhm gekrönt nach Hause kamen. Durch ihre kühnen Streifzüge hatten sich die Normänner so furchtbar gemacht, daß die Einwohner schon bei dem bloßen Namen derselben erschraken, und selten erst Widerstand versuchten. Diese Züge setzten die Normänner an 200 Jahre fort, und besonders litten durch sie in Deutschland die Friesen und Sachsen.

Nach diesen und andern Unruhen starb Ludwig der Deutsche 876. Er hinterließ drei Söhne:

Karlmann,
Ludwig den Jüngern, und
Karl den Dicken.

Die Franzosen haben es mit den Deutschen von je her übel gemeint; so auch schon damals. Sobald Karl der Kahle hörte, daß sein Bruder Ludwig gestorben sey, so machte er sich auf, um ganz Deutschland, oder wenigstens einen Theil an sich zu reißen. Ludwig der Jüngere, der den Theil am Niederrhein geerbt hatte, ließ ihn bitten, Frieden mit ihm zu halten; aber Karl wollte, daß der Krieg zwischen Macht und Gewalt entscheiden sollte. Da befragte Ludwig das Gottesurtheil*), ob er glücklich seyn würde gegen seinen Oheim

*) Bei der höchst unvollkommenen Gesetzverfassung damaliger Zeit, wo die Richter in den meisten Fällen nicht wußten, wer der Schul-

oder nicht. Es fiel für ihn günstig aus, und nun ging er gleich auf Karln los. Das Orakel hatte ihn nicht getäuscht;

---

bige sey, hatte man eine Art von Orakel erfunden, welche man die Ordalien oder Gottesurtheile nannte. Aberglaube herrschte damals noch allgemein, und daher meinten die Leute, daß Gott sich unmittelbar in die menschlichen Ereignisse einmische. Wenn nun vor Gericht ein Fall vorkam, den die Richter nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Untersuchung entscheiden konnten, oder wenn Jemand die Zukunft befragen wollte, so stellten sie ein solches Gottesurtheil an. Diese waren von verschiedener Art; die gewöhnlichsten waren: die Feuerprobe, der Kesselfang, die Probe mit kaltem Wasser, die Kreuzprobe und der Zweikampf. Wenn Jemand eine solche Probe bestehen wollte, so mußte er sich dazu durch den Genuß des Abendmahls und durch manche Gebräuche, die man mit ihm vornahm, vorbereiten. Der Ausgang der Probe entschied über seine Schuld oder Unschuld, seine Lossprechung oder Verbannung.

Die Feuerprobe bestand darin, daß der Angeklagte zwischen zwei nahe bei einander angezündeten Scheiderhaufen hindurch ging. Glückte ihm das ohne Verletzung, so war er unschuldig. Ebenso auch, wenn er 4½ Schritt mit einem glühenden Eisen auf der Hand laufen konnte, ohne daß eine Brandwunde entstand.

Beim Kesselfange mußte man ein Stück Geld oder einen Ring vom Boden eines mit kochendem Wasser oder siedendem Oel gefüllten Gefäßes holen. Dann band man den Arm in ein Tuch, versiegelte es, und sah nach 3 Tagen nach, ob der Arm gesund oder wund war. Jenes war ein Zeichen von Unschuld, dieses von Schuld.

Die kalte Wasserprobe war am einfachsten. Man warf den Angeklagten an Händen und Füßen gebunden, ins Wasser. Sank er unter, so zog man ihn geschwind wieder an einem Stricke heraus, und sprach ihn los; schwamm er aber, so wurde er als schuldig verurtheilt.

Bei der Kreuzprobe stellte man den Kläger, wie den Verklagten in der Kirche an zwei aufrecht stehende Kreuze. Sie mußten die Arme frei ausstrecken, und der, welcher zuerst ermüdete, wurde als der schuldige Theil betrachtet.

Diese Proben wurden meist nur bei gemeinen Leuten angewendet. Solche aber, die das Recht hatten, Waffen zu führen, zogen den gerichtlichen Zweikampf vor. Die beiden feindlichen Personen kämpften vor den ernannten Richtern mit dem Schwerte, der Lanze oder dem Dolche, und wer den Andern be-

er erfocht wirklich einen glänzenden Sieg. Nun theilten die drei Brüder das Reich ihres Vaters, so daß Karlmann Baiern, Kärnthen, Oestreich, Mähren und Böhmen; Ludwig der Jüngere Sachsen, Ostfranken (die Länder am Niederrhein), Thüringen und Friesland; Karl der Dicke aber Schwaben (Alemannien), erhielt. Nach diesem Vertrage reichten sie sich brüderlich die Hände, und schwuren sich ewige Treue.

Der Erste, der von ihnen starb, war Karlmann 880. Auch von den beiden Andern ist nicht viel zu sagen. Ludwig erhielt das Erbtheil seines verstorbenen Bruders; und die französischen Großen überließen ihm auch Lotharingien, damit er nur nicht mit Frankreich Krieg anfinge. Denn dies unglückliche, von den Normannen unaufhörlich bestürmte, und von Karl dem Kahlen und den folgenden Karolingern so überaus schlecht regierte Reich war in eine heillose Schwäche versunken. Diese benutzte ein Graf der Provence, Boso, das alte Königreich Burgund wiederherzustellen. Das geschah 879. Es erstreckte sich von der Mündung der Rhone bis über den Genfersee hinauf, und wird auch das Königreich Arelat genannt, weil Arles die Hauptstadt des neuen Reichs, und Boso's Residenz wurde. Dieses Königreich wurde kein Nebenreich von Frankreich, sondern von Deutschland; denn Boso erkannte, um seinen Thron zu stützen, den deutschen König als seinen Oberherrn an, und empfing von ihm die Lehn über Burgund.

Es war aber damals Karl der Dicke Kaiser geworden, seitdem Karl der Kahle gestorben war, und nun ist die Kaiserwürde fast ohne Unterbrechung bei den Deutschen geblieben.

Ludwig der Jüngere starb auch schon 882, ohne Kinder, wie sein Bruder Karlmann, und nun war also Karl der Dicke Herr von ganz Deutschland und Italien. Wenn, ein großes Reich zusammenzubringen, immer ein Beweis eines großen Königs wäre, so müßte Karl ein solcher gewesen seyn;

---

siegte, galt als der Schuldlose. Aus dieser unvernünftigen Gewohnheit sind die Duelle entstanden.

denn die Karolinger in Frankreich waren damals fast ganz ausgestorben: nur ein fünfjähriger Prinz war noch da, und der versprach so wenig einmal etwas zu leisten, daß man ihn Karl den Einfältigen nannte. Die Franzosen bedurften aber eines Mannes zum Könige, und darum wählten sie Karln den Dicken, so daß also dieser Mann die ganze große Monarchie Karls des Großen, ein paar kleine Stücke ausgenommen, besaß.

Anfangs hatten wirklich die Franzosen Karln für einen tüchtigen und tapfern König gehalten; aber es schien, als wenn sein Geist mit der Vergrößerung seines Reichs immer schwächer würde, und zuletzt wurde er so geistesschwach, daß man sich nach einer andern Hülfe umsehen mußte; denn die Normänner machten jährlich neue Einfälle, und wurden von Jahr zu Jahr kecker; ja sie fuhren mit 700 Schiffen die Seine hinauf, bis vor Paris, und belagerten die Stadt; und Karl? — statt sie tapfer zu bekämpfen, stellte er sich ihnen gegenüber mit seinem Heere, und sah sie an, und da sie sich durch seinen Anblick nicht schrecken ließen, so mußte er ihnen eine große Summe versprechen, damit sie nur weggingen.

Das hatte nur noch gefehlt, ihn bei allen seinen Unterthanen verächtlich zu machen. Die Großen versammelten sich 887 in Tribur, einer Stadt am Mittelrhein, setzten ihn ab, und wählten Karlmanns Sohn,

Arnulf, der bis dahin Herzog von Kärnthen gewesen war, zum König. Der arme kranke Karl stellte nun ein rechtes Bild der Vergänglichkeit menschlicher Größe dar. Man nahm ihm Alles, so daß ihm selbst das Nöthigste fehlte, und er verhungert wäre, wenn ihn nicht der Erzbischof von Mainz aus Mitleid unterstützt hätte. Endlich erhielt er ein paar Güter in Schwaben. Zu seinem Glück, aber seinen Feinden zum ewigen Vorwurf, starb der arme, verachtete Kaiser schon 7 Wochen darauf, 888.

Arnulf hat 12 Jahre regiert, von 887 — 899. Aber er konnte weder Italien noch Frankreich behaupten. Beide Länder wählten sich eigene Könige, und das war auch dem Vortheile aller drei Reiche offenbar angemessen. Doch hat Arnulf

die Kaiserkrone getragen. Er führte eine unruhige Regierung; bald hatte er mit den Normännern, bald mit den Wenden, bald mit den Italienern zu kämpfen. Zu seiner Zeit entstand ein neues Reich an der französisch=deutschen Gränze, das hochburgundische Reich genannt. Ein Herzog Rudolph bemächtigte sich der Schweiz, Savoyens und eines Stücks von Lothringen, und nannte das Alles sein Königreich. Um sich zu behaupten, erkannte er die Oberhoheit des deutschen Königs an, so daß dieser also Lehnsherr der beiden burgundischen Reiche war.

Unter Arnulf erschien an Deutschlands östlicher Gränze zuerst das schreckliche Volk der Ungern, das 60 Jahre lang Deutschland so oft in Schrecken gesetzt hat. Die Magyaren — so hießen sie eigentlich — waren 200 Jahre vorher aus ihren Wohnsitzen im Kaukasus aufgebrochen, langsam durch die Steppen des jetzigen Südrußlands gewandert, und endlich in Ungarn eingezogen. Arnulf rief sie zuerst nach Deutschland, um ihm gegen die Mähren beizustehen. Das thaten sie zwar, aber seitdem war in ihnen die Lust erwacht, nach Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland Raubzüge zu unternehmen. Ein damals lebender Geschichtsschreiber giebt von ihnen folgende Beschreibung:

„Es ist ein zahlreiches, kriegerisches Volk. An den Dingen, welche die Augen der Menschen zu blenden pflegen, finden sie keinen Gefallen. Zu jedem Verbrechen sind sie aufgelegt, und nur durch Furcht vor Strafe können sie davon abgehalten werden. Beschwerden jeder Art, Hitze, Kälte und Mangel, ertragen sie mit Gleichgültigkeit. Sie sind thätig, in ihren Plänen versteckt, ungesellig, unzuverlässig, in der Geldgier unersättlich, treulos, bundbrüchig, und verstehen es, den rechten Zeitpunkt zum Angriffe zu wählen. Ihre Waffen bestehen in Schwert, Lanze, Bogen mit Pfeil und Helm. Die Lanze führen sie in der Hand, den Bogen haben sie auf dem Rücken, um sich der einen, oder des andern nach Gelegenheit zu bedienen. Besonders geschickt sind sie, fliehend mit der Lanze zu werfen, und die Pfeile abzuschießen. Immer führen sie ganze Heerden von Rindern und Stuten mit sich, des Fleisches

sowohl, als der Milch wegen. In geordneten Reihen greifen sie nicht an, sondern in wilder Verwirrung, streiten lieber aus der Ferne, und suchen ihren Feind durch Hinterhalte, Umgehungen, verstellte Flucht und andere Listen zu besiegen. Wenn der Feind flieht, so verfolgen sie ihn ohne Unterlaß, nicht zufrieden, ihn auszuplündern, sondern sie ruhen nicht eher, als bis sie ihn auf alle nur mögliche Weise aufgerieben haben. Sie gehen sehr ungern, wenn der Feind zu Fuß mit ihnen kämpft; denn sie selbst steigen nur ungern von ihren Pferden; auch können sie nicht lange zu Fuße bleiben, weil sie an das beständige Reiten gewöhnt sind. Da sie aus verschiedenen Stämmen sind, so fehlt ihnen ganz wechselseitiges Wohlwollen und Anhänglichkeit an ihre Verwandten.“ Durch ihre abschreckende Häßlichkeit wurden sie noch widerlicher. Der glattgeschorne Kopf, die kleinen tiefliegenden Augen, die kaum sichtbare Nase und die dunkelgelbe Gesichtsfarbe gaben ihnen ein scheußliches Ansehen. Gegen ihre Feinde waren sie grausam. Wohin sie kamen, wurden die meisten Männer erschlagen, die Weiber und Kinder als Sklaven fortgetrieben, und jene mit den Haaren an einander gekoppelt, die Beute aber auf die mitgebrachten Wagen geladen. Nach einer Schlacht sah man sie oft auf den Leichen erschlagener Feinde sitzen, vor sich mehrere derselben als Tisch, und sich aus Bechern einander zutrinken, die mit Wein und Blut gefüllt waren. Kein Strom hielt sie auf; sie schwammen schnell auf ihren leichten Pferden hindurch, und ehe die Deutschen zu den Waffen gegriffen hatten, sie zu vertreiben, waren sie schon über alle Berge, und dann schwer mehr zu erreichen.

Nachdem Arnulf 12 Jahre mit Ruhm regiert hatte, starb er 899. Er ließ nur Einen Erben, sein sechsjähriges Söhnchen Ludwig das Kind, zurück, und dennoch wählten die Fürsten dieses Kind zum Könige. Es hat auch 12 Jahre regiert, von 899 — 911. Unter ihm machten die Ungern mehrere Einfälle in Deutschland und brachten besonders 907 den Baiern an der Ens in einer dreitägigen Schlacht eine fürchterliche Niederlage bei. Denn die Deutschen verstanden noch nicht, wie man gegen diese Barbaren streiten müßte, die bald rechts, bald

links, bald vorn angriffen, und endlich, wenn jene durch die unaufhörlichen Angriffe ermüdet waren, von allen Seiten anstürmten. Der größte Theil des baierischen Adels verlor hier sein Leben; der König entkam nur mit Wenigen nach Passau, und nun ergoß sich der Strom der Ungern über das ganze Baiernland, und hauste da mit unerhörter Wuth. Besonders zerstörten sie eine Menge Klöster und offener Städte, schlugen mehrere Mönche ans Kreuz, und führten einen großen Schwarm von Mönchen, Nonnen, Weibern und Kindern mit sich fort. Dergleichen Einfälle kamen seitdem fast alle Jahre vor, bald im nördlichen, bald im südlichen Deutschland; denn die Furcht vor den Ungern war so groß, daß die Deutschen sich lieber vor ihnen verkrochen, und Haus und Habe im Stiche ließen, als dreist ihnen entgegen zu gehen, Ludwig mochte bitten oder drohen, wie er wollte. Zuletzt mußte er sich entschließen, für Geld von den Ungern einen Waffenstillstand zu erkaufen. Während dieses Elends starb der König Ludwig, erst 18 Jahre alt. „Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist!" sprachen zwar die Deutschen; aber sie thaten ihm Unrecht; denn er war wohlgesinnt und tapfer; die Schuld des Elends lag in der Zeit, nicht an ihm. Mit ihm erlosch das Haus Ludwigs des Deutschen, also das Haus der deutschen Karolinger; die italienischen waren früher schon ausgestorben, und nur in Frankreich trieb das Haus des mächtigen großen Karl noch einige kümmerliche Zweige.

43. Konrad I. von Franken, 911—918.

So war also Deutschland herrenlos; ein neuer König mußte gewählt werden. Die Wahl stand damals den Großen zu. Karl der Große hatte Deutschland zu Einem Reiche gemacht, und die einzelnen Völkerschaften zu einem Ganzen zu vereinigen gesucht. Aber das hatte sich seitdem schon wieder geändert. Die Herzöge von Sachsen, Baiern, Schwaben, Lothringen und Franken waren so mächtig geworden, daß in ihren Händen eine größere Macht beinahe, als in denen des Kaisers lag. Jeder wollte der größte seyn, und sein

Volk zu dem mächtigsten machen, und doch gönnten ihm das die Andern nicht. Daher konnte bei der nun bevorstehenden Königswahl leicht ein Streit unter ihnen entstehen.

Gleich nach Ludwigs Tode meldete sich zur deutschen Königskrone ein Liebhaber, nämlich der Karolinger Karl der Einfältige, König von Frankreich. Mit ihm wäre Deutschland gut berathen gewesen! Sein Antrag wurde mit Hohn abgewiesen, und nun traten jene fünf Nationen zusammen. Einen sehr großen Einfluß auf die Wahl hatte jetzt, wie auch bei künftigen Fällen, der Erzbischof von Mainz, der als der Papst von Deutschland betrachtet wurde. Man wählte mit Recht den, welchen man für den Klügsten und Mächtigsten hielt, nämlich Otto den Erlauchten (d. i. Erleuchteten oder Weisen), den Herzog der Sachsen. Aber der Mann war zu klug, um in seinem hohen Alter ein so schwieriges Geschäft zu übernehmen; darum lehnte er den Antrag ab, und schlug dazu

Conrad I., den Grafen von Rheinfranken vor *). Die Franken wohnten damals zwischen den Sachsen und Schwaben, also um den Main. Sein Vorschlag wurde gebilligt, und wirklich haben die Deutschen auch nicht Ursache gehabt, die Wahl zu bereuen. Es war damals ein recht schwieriges Geschäft, deutscher König zu seyn. Sich mit den wilden Ungern, Slaven und Normannen herumzuschlagen, war nicht das Einzige; die meiste Noth machten dem Könige die Widerspenstigkeit der Großen, die nicht vergessen konnten, daß er einst ihres Gleichen gewesen war, und daß sie an seiner Stelle sitzen könnten. Daher ist die Geschichte dieses und der folgenden Könige voll von Empörungen der Herzöge, die bald mit Güte, bald mit Gewalt beruhigt werden mußten, die wir aber, wenn sie nicht besonders folgereich waren, lieber mit Stillschweigen übergehen wollen. Sie waren auch schuld, daß sich Lothringen von Deutschland losriß, und sich mit Ausnahme des Elsaß,

*) Man nennt ihn gewöhnlich einen Herzog; das war er aber wohl eigentlich nicht.

der bei Deutschland blieb, dem König von Frankreich, Karl dem Einfältigen unterwarf.

Nach vielen Sorgen und Mühen wurde Konrad 918 gefährlich krank, und da er seinen Tod nahe fühlte, so sprach er zu seinem Bruder Eberhard: „Siehe, mein Bruder, ich sterbe; sorge du aber für dich und das Volk der Franken, und folge meinem Rathe. Wir Franken haben Heere und Kriegsanführer, Städte und Waffen, auch königlichen Schmuck genug; aber Tugend und Glück sind von uns gewichen, und haben sich zu den Sachsen hinübergewandt. Darum nimm die Zeichen der Königswürde, die heilige Lanze, die goldenen Armspangen, den Königsmantel, das Schwert und die Krone, trage sie zu unserm Feinde, Heinrich, dem Herzoge der Sachsen, und schließe mit ihm einen Bund und ewigen Frieden. Ihm ist bestimmt, ein König über viele Völker zu werden." Dieser Entschluß war von Conrad um so edelmüthiger, da er mit Heinrich, einem Sohne Otto's des Erlauchten, einen Krieg geführt hatte, nicht aus persönlichen Widerwillen, sondern weil er ihm für die Sicherheit des deutschen Reichs zu mächtig schien. Dennoch wollte er ihm die Königskrone, als dem Würdigsten zuwenden. Eberhard versprach unter vielen Thränen zu gehorchen. Bald darauf starb der gute König.

44. Heinrich der Städtegründer, 918—936.

Als Eberhard mit jenen Reichskleinodien nach Sachsen kam, wies man ihn nach dem Harzgebirge, wo Heinrich gerade auf der Vogeljagd war. Er fand ihn, und überreichte sie ihm. Darum ist Heinrich oft der Vogler, Finkler oder Vogelsteller genannt worden, verdient aber mehr den Beinamen des Großen oder des Städtegründers. Er nahm die Insignien an, und war bereit, König zu werden, wenn ihn die Herzöge dazu annehmen wollten; und das geschah in Fritzlar in Hessen von den Sachsen und Franken. Aber die Schwaben mußte er erst mit Gewalt unterwerfen. Dann zog er gegen die gleichfalls feindseligen Baiern. Deren Herzog, Arnulf, verkroch sich hinter die Wälle von Regensburg. Da sandte Heinrich

einen Herold in die Stadt, und ließ ihm antragen, herauszukommen, um mit ihm die Sache zwischen beiden Heeren abzumachen. Arnulf, der dies für eine Ausforderung zum Zweikampf hielt, erschien gewaffnet von oben bis unten. Wie wunderte er sich, als er den König ohne Waffen fand, und dieser ihn mit folgenden Worten freundlich anredete: „Ich habe die Krone, die du so ungern auf meinem Haupte siehst, nicht gesucht, sondern Gott hat sie mir gegeben. Gegen wem streitest du also? Hätte es Gott gefallen, dich zum Könige zu machen, so würde ich dir gehorcht haben." Arnulf sah ein, daß er gefehlt habe, versöhnte sich mit ihm, und erkannte ihn als seinen Herrn.

So brav und ehrlich wie hier, war Heinrich immer. Selten ist die Wahl der deutschen Fürsten so glücklich gewesen wie in diesem Falle, und unter wenigen Königen ist so viel Einigkeit gewesen als unter ihm. Er war von hoher, männlicher Schönheit, angenehmen Sitten, streng gerecht, so daß selbst die Fürbitten seiner sonst sehr geliebten Gattin Mathilde nichts bewirkten, und hatte ein frommes, Gott aufrichtig ergebenes Herz. Dabei war er ausdauernd bei Allem was er that, und so wie er auf der Jagd nicht eher ruhte, bis er 30—40 Hirsche, Eber oder Bären erlegt hatte, so rastete er auch im Kriege nicht eher, bis er seiner Feinde Herr geworden war. Wie kräftig stand dieser ausgezeichnete König dem elenden Karolinger, Karl den Einfältigen in Frankreich, gegenüber, dem er auch billigerweise Lothringen wieder abnahm! Er machte zum Herzog dieses Landes den Grafen Giselbert, dem er nachmals seine Tochter zur Frau gab.

Aber nun zog über ihn ein furchtbares Ungewitter herbei, in dem noch Keiner seiner Vorgänger hatte bestehen können. Die wilden Ungern machten einen neuen Einfall in das nördliche Deutschland, als sie hörten, daß hier ein neuer König regiere, der ihnen noch keinen Tribut bezahlt habe. Sie brausten daher durch die Lausitz, trieben ihn vor sich her, und er rettete sich mit genauer Noth in die Festung Werla in der Gegend von Hildesheim. Von hier mußte er müßig zusehen, wie das wilde Volk die Umgegend schauderhaft verwüstete, denn er war zu schwach, ihnen im offenen Felde entgegen zu treten. Zu seinem

Glück fiel einer der vornehmsten ungrischen Anführer in die Hände der Deutschen, und nun verlangte Heinrich als Preis seiner Loslassung einen 9 jährigen Waffenstillstand. Die Ungern gingen diesen ein, unter der Bedingung, daß die Deutschen den Tribut fortzahlten.

Diese neun Jahre benutzte er trefflich, seine Deutschen zu Kriegern zu bilden. Bisher war, wenn es zur Schlacht kam, Jeder schneller oder langsamer vorgegangen, wie ihn der Muth trieb; jetzt lehrte er sie in geschlossenen Reihen kämpfen. Ferner übte er sie, die ersten Pfeilschüsse mit den Schilden aufzufangen, und dann schnell sich auf den Feind zu werfen; er bildete ein Reitercorps, um die Ungern auf der Flucht zu verfolgen, und führte Kriegsspiele wieder ein, die schon sonst bei den Karolingern gebräuchlich gewesen waren. Sodann — und das ist eins seiner Hauptverdienste, — legte er viele neue Städte an. Wir haben schon gesagt, daß es, außer in den Rhein- und Donaugegenden, wenige eigentliche Städte in Deutschland gab. Die Oerter waren entweder offene Flecken, oder Bergfestungen, die aber nur wenig Raum einschlossen. Heinrich aber ließ nun einige Städte ganz neu aufbauen, und verordnete, damit es nicht an Einwohnern fehlte, daß in ihnen alle Jahrmärkte, Festgastmähler, und Kreisversammlungen gehalten werden sollten. Auch mußten die Landbewohner den dritten Theil ihrer Erndten dahin abliefern, und der 9te Mann mußte in der Stadt wohnen, um die Vorräthe zu bewahren, und für die Erhaltung des Mauerwerks zu sorgen, wofür ihm die 8 Andern sein Feld bebauten. Endlich ließ er auch offene Oerter mit Mauern umziehen, und verwandelte sie dadurch in feste Städte. Darum ist er als der Stifter der deutschen Städte zu betrachten, und von uns der Städtegründer genannt worden. Dahin gehören die Städte: Goslar, Meißen, Merseburg, Nordhausen, Quedlinburg. Damit aber seine neugebildeten Krieger sich, ehe die Ungern wiederkämen, im Kriege vorübten, zog er mit ihnen gegen die östlich wohnenden slavischen Nationen. Den Hevellern, die an der Havel wohnten, nahm er ihre Hauptstadt Brannibor (Brandenburg) weg; im Lande der Daleminzier an der

Elbe baute er auf einem waldbewachsenen Berge das Schloß Meißen; er zog nach Böhmen, eroberte Prag, und zwang den bereits christlichen Herzog von Böhmen ihn als Oberherrn anzuerkennen. Damit aber jene Erwerbungen nicht wieder verloren gingen, legte er zwei Marken (Gränzprovinzen) an, nämlich die Markgrafschaft Nordsachsen (jetzt die Altmark) und die Markgrafschaft Meißen, und da auch die Dänen häufige Einfälle ins Sachsenland machten, so wurde an ihrer Gränze eine dritte Mark errichtet, die Markgrafschaft Schleswig.

Während aller dieser ruhmwürdigen Thaten waren die 9 Jahre des Waffenstillstandes beinahe vergangen. Da berief der große König sein Volk zusammen, und sprach: „Jetzt ist das Reich beruhigt; nur die Ungern sind noch unbezwungen. Bisher habe ich euch besteuern müssen, um diesen Feind zu bereichern, nun muß ich gar Kirchen und Geistlichkeit berauben, um ihrer Raubsucht zu genügen, bis uns zuletzt nichts als das nackte Leben übrig bleibt. Wollt ihr nun, daß ich den Gott geweihten Schatz angreife und den Feinden der Christenheit gebe, oder ihn vielmehr zur Ehre Gottes anwende?“ — Alles Volk rief laut, es begehre, daß das Geld dem heiligen Gotte geweiht werde, hob die Hände auf, und schwur dem Könige, treu an ihm zu halten. Als nun die Gesandten der Ungern kamen, und den Tribut holen wollten, gab ihnen Heinrich nichts als einen räudigen Hund, mit abgestutzten Ohren und Schwanze, mit dem Bescheide: „wenn die Ungern einen andern Zins haben wollten, so möchten sie ihn holen. Die Boten gingen, Rache drohend, fort. Darauf zog im Frühjahr 933 ein gewaltiges Ungern-Heer durch Böhmen nach Norddeutschland, und hauste hier mit unbeschreiblicher Wuth. Die Felder und Ortschaften wurden zerstört, die Männer ermordet, die Weiber mit den Haaren an einander gebunden, und nebst den Kindern wie eine Heerde fortgetrieben. Im Meißnischen theilten sie sich. Ein Schwarm zog links ab nach dem Thüringerwald, und wurde in der Gegend von Sondershausen von dem Heerbann der Sachsen und Thüringer völlig aufgerieben. Der andre Haufen zog gen Merseburg, weil das Gerücht ging,

daß hier ein großer Schatz bewahrt werde. Geschwind eilte der König herbei, und lagerte sich auf einem Hügel an der Saale, dem Lager der Ungern gegenüber, die unten im Blachfeld weithin standen. Dann lehrte er seine Deutschen, wie sie dem Feinde begegnen sollten. Keiner solle dem Andern voreilen, alle in fest geschlossenen Gliedern vorrücken, und, eine Wand von Schilden dem Feinde entgegenstreckend, die erste Sendung der auf sie abgeschnellten Pfeile ruhig abwarten; dann aber auf ihn einfliegen, Alles vor sich niederwerfend, ehe er Zeit gewönne, den 2ten Pfeil abzuschießen. Endlich ermahnte er sie, ihre Hoffnung auf die göttliche Hülfe zu setzen; dort stehe der gemeinsame Feind; das Vaterland, die Verwandten daheim forderten Rache; männlicher Muth werde den Feind sicherlich in die Flucht werfen. Voll Vertrauen blickte das Heer auf zu dem Bilde des Engels auf der hochflatternden Reichsfahne, und zu dem Könige, der bald vorn, bald hinten, bald in der Mitte sich unter den Seinigen zeigte. Weil er aber besorgte, daß die Ungern nicht Stand halten möchten, so schickte er eine Reiterschaar in ihren Rücken, der er befahl, sich in einen hohlen Weg in Versteck zu legen.

Mehrere Tage lang führte er sein Heer in das Blachfeld, um es an den Anblick der Ungern zu gewöhnen. An dem Schlachttage überfiel er sie in der Dunkelheit des Morgens. Als er dicht vor ihnen stand, ließ er Halt machen, betete nochmals zu Gott um Sieg, und gab das Feldgeschrei: „Herr! erbarme dich!“ Während nun beide Heere mit Erbitterung fochten, brach plötzlich aus dem Hinterhalte die Reiterschaar hervor. Bei ihrem Anblicke verzweifelten die Ungern am Siege, und warfen sich in die schleunigste Flucht. Mit dem Geschrei: „Schlagt todt! Schlagt todt!“ jagten ihnen die Deutschen nach, und erschlugen ihrer so viele auf der Flucht, daß nur Wenige nach Hause kamen. Als nun die Sieger in das verlassene Lager der Feinde kamen, hatten sie eine große Freude. Sie fanden nämlich hier die ganze Schaar der zurückgelassenen zusammengebundenen Weiber und Kinder, die Gott inbrünstig für die unerwartete Rettung aus der Knechtschaft dankten. Die Schlacht war 933 bei dem Dorfe Keuschberg, wo jetzt das

reiche Salzwerk Dürrenberge liegt, so nahe bei Lützen als bei Merseburg. Hierhin kehrte jetzt Heinrich zurück, und sang mit gerührtem Herzen das: Herr Gott, dich loben wir. Seitdem hat man in Norddeutschland die Ungern nur noch ein Mal, und zwar auf kurze Zeit gesehen. Die Niederlage bei Merseburg hatte ihnen das Land furchtbar gemacht.

Noch auf dem Schlachtfelde begrüßte ihn sein Heer als Kaiser; auch hatte er selbst die Absicht nach Rom zu reisen, und sich hier zum Kaiser krönen zu lassen. Denn erst dann pflegte man den deutschen Königen den Kaisertitel zu geben, wenn sie die Krönung in Rom erhalten hatten. Aber Heinrich kam nicht nach Rom, weil ihn der Tod schon 936 übereilte. Er starb auf einer Reise in Kloster Memleben an der Unstrut. Als der gute Heinrich fühlte, daß ihm der Tod nahe sey, rief er die Königin Mathilde, seine Frau, an sein Bette, und sprach: „o du mir immer treue, mit Recht inniggeliebte Gattin, wie danke ich es Gott, daß ich dich lebend zurücklasse! Ach nie hat sich wohl auf Erden einem Manne eine durch Treue bewährtere, in allem Guten erprobtere Gattin zugesellt! Daher Dank dir, du Fromme, daß du meine aufbrausende Heftigkeit so oft besänftigt, und in allen Fällen durch deinen weisen Rath mich geleitet, daß du mich so oft von der Unbilligkeit zur Gerechtigkeit zurückgerufen, und mich so treulich ermahnt hast, dem Unterdrückten Hülfe zu bringen. Jetzt übergebe ich dich und unsere Söhne dem Schutze des allmächtigen Gottes, und dem inbrünstigen Gebete der Auserwählten des Herrn, und zugleich auch meine Seele, die sich schon den Fesseln dieses Körpers entwindet." — Darauf ging Mathilde, tief gerührt, in die Kirche, um sich und ihr ganzes Schicksal, wie sie gewohnt war, Gott anheim zu stellen. Indessen entschlief Heinrich, und sogleich verkündigte das laute Klaggeschrei, was geschehen war. Da warf sich Mathilde, von tiefem Kummer überwältigt, auf ihre Knie nieder, und befahl die Seele des Verstorbenen in die Hände Gottes. Heinrich ist nebst seiner geliebten Mathilde in Quedlinburg begraben, wo noch der Ort zu sehen, wo die irdischen Ueberreste Beider ruhen, wenn auch gleich ihr Leichenstein schon tief in die Erde versunken ist.

45. Otto I der Große, 936—973.

Dem großen Vater folgte der noch größere Sohn, Otto I, mit Recht der Große genannt. Schon zu den Lebzeiten seines Vaters hatten ihn die deutschen Fürsten zu dessen Nachfolger ernannt, und jetzt wurde die Wahl in Aachen feierlich bestätigt. Otto war ein überaus fähiger König, ganz zum Herrscher gebohren. So weise er die Zügel der Regierung führte, so kräftig war er als Kriegsheld. Sein schöner, großer Körperbau, seine edle Haltung, sein majestätischer Blick verschafften ihm Ehrerbietung, während sein freundliches, gemüthliches Wesen ihm die Herzen gewann. Vor ihm galt kein Ansehen der Person; das Unrecht bestrafte er bei Hohen und Niedern; doch zog er die Gnade der Strenge vor, wenn er um Verzeihung gebeten wurde, und hat oft mehr als Ein Mal demselben Verbrecher vergeben. So gelang es ihm zuletzt, seine erbittertsten Feinde in seine Freunde umzuwandeln.

Otto's Regierung war voll innerer und äußerer Kriege. Alle die feindseligen Nachbarn, die je Deutschland bekriegt hatten, fielen auch ihn an, und dazu mußte er noch die Tücke der Herzöge niederhalten, die sich ärgerten, daß wieder ein Sachse über sie herrschte, und daß er strengen Gehorsam von ihnen verlangte. Selbst in seiner Familie hatte er Feinde; seine Brüder, sein Schwager und einer seiner Söhne sogar empörten sich. Die wichtigsten dieser Unruhen wollen wir erzählen.

Schon im ersten Jahre seiner Regierung mußte er gegen die Böhmen ziehn, die nur mit Widerwillen die Oberherrschaft des deutschen Königs ertrugen. Damals war dort Herzog Boleslaus der Grausame, der seinen älteren Bruder, den sanften Wenzel, bei der Tafel ermordet hatte *). Vierzehn Jahre lang dauerte der Krieg Otto's gegen die Böhmen. Zuletzt wurden sie durch den tapfern Herrmann Billung

---

*) Dieser Wenzel wurde nachmals heilig gesprochen. Er wird besonders in Böhmen heute noch hoch verehrt, und ihm ist die schöne und reiche Kapelle in der Metropolitankirche in Prag geweiht, deren Wände ganz mit Edelsteinen bedeckt sind. Da wird auch sein Sarg gezeigt.

besiegt, dem Otto sein Herzogthum Sachsen zu Lehen gab. Denn Otto hielt es für anständig, das Herzogthum nicht selbst zu verwalten, sondern sich mit den Fiskalgütern zu begnügen, damit er desto unpartheischer über alle Völker des deutschen Reichs gebieten könnte. Boleslaus war der erste Herzog von Böhmen, der das Christenthum annahm.

Otto's gefährlichster Krieg war der, den seine eigenen Verwandten mit ihm anfingen. Jener Eberhard, Herzog von Franken, der Otto's Vater die Reichskleinodien überreicht hatte, konnte nicht verschmerzen, daß das Königreich von den Franken zu den Sachsen übergegangen sey, und verweigerte dem Könige den Gehorsam. An ihn schloß sich Otto's ältester Stiefbruder an, Thankmar, den der Vater seiner Unordnungen wegen von der Regierung ausgeschlossen hatte. Aber diesen ereilte die Strafe zuerst. Er mußte sich in eine Festung werfen, und als diese erobert wurde, floh er in eine Kirche an den Altar, den er als heiligen Zufluchtsort fest umklammerte. Aber die Krieger Otto's schlugen die Thüre auf, drangen hinein, schossen mit Pfeilen auf ihn, und während er sich gegen einen seiner Angreifer vertheidigen wollte, schleuderte ihm ein Andrer durch das Kirchenfenster einen Spieß so tief durch den Rücken, daß er augenblicklich todt zusammensank.

Eberhard gewann gleich darauf einen anderen Bundesgenossen, Otto's jüngeren Bruder, Heinrich, indem er ihm vorspiegelte, daß ihm, dem Heinrich, eigentlich die Königskrone gebühre, weil Otto gebohren wäre, ehe sein Vater König geworden sey. Heinrich war so unverständig, sich in die Verbindung einzulassen, ohne zu merken, daß Eberhard die Krone für sich selbst begehrte. Endlich trat auch ein dritter hinzu, Otto's Schwager, Herzog Gieselbert von Lothringen, und diese drei Verschworenen zogen noch den König von Frankreich Ludwig Uebermeer *) in ihren Bund, indem ihm Gieselbert

*) Ludwig Uebermeer oder von jenseit des Meeres hatte diesen Beinamen, weil er als Prinz in England lebte, und erst, als er zum König gewählt wurde, von da über das Meer zurückkehrte. Er war noch ein Karolinger.

anbot, seine Oberhoheit über Lothringen anzuerkennen. Wirklich war Otto in keiner geringen Gefahr. Aber darin zeigt sich eben ein starker Geist, daß man bei dem mannigfachen Wechsel des Lebens den Muth und die Besonnenheit nicht verliert, und nächst der Hülfe Gottes auf seine eigene Kraft baut. Dann pflegt die Hülfe nicht auszubleiben. So auch hier. Otto ging muthig auf die Verbündeten los. Er traf sie bei Andernach am Rhein, und griff sie sogleich an. Es war ein heißer Kampf; endlich siegte Otto's Heer. Der Anstifter des Kriegs, Herzog Eberhard, fiel, von Pfeilen ganz durchbohrt; Gieselbert ertrank, als er in einem mit Menschen überfüllten Kahne über den Rhein fliehen wollte, und Heinrich eilte zu seinem königlichen Bruder, und flehte seine Verzeihung an. Otto betrachtete ihn ernst, aber mit Rührung. „Du bist nicht werth," sprach er, „daß ich mein Auge voll Mitleid auf dich werfe; doch fühle ich mich durch dein Unglück gerührt. Stehe auf! Ich will nicht Böses mit Bösem vergelten!" So war Otto immer. Dann ging er gegen den elenden Karolinger Ludwig, trieb den Furchtsamen vor sich her bis an die Seine, und bewilligte ihm endlich einen Frieden, in welchem Ludwig aufs Neue anerkennen mußte, daß Lothringen zu Deutschland, und nicht zu Frankreich gehöre. *)

---

*) Um jene Zeit ereignete sich ein Vorfall, der zum Beispiel eines Gottesurtheils dienen mag. Ein gewisser Kuno hatte sich um die Liebe der einen Tochter König Otto's beworben, war aber abgewiesen worden. Aus Aerger darüber breitete er aus, daß sie sich nur verstelle, und heimlich ihm Beweise ihrer Gunst gegeben hätte. Diese Frechheit brachte den König sehr auf. Nachdem er sich mit den Großen darüber heimlich besprochen hatte, ließ er seine Tochter kommen, und da diese den Ungrund jener Verleumdung behauptete, so ließ er sie einen feierlichen Schwur leisten. „Wer unter euch," fragte er dann umher, „ist bereit, mit den Waffen die Ehre meiner Tochter zu beweisen? Er soll lebenslang als mein lieber Freund betrachtet werden." Da trat ein Graf Burchard auf. Nun wurde Kuno vorgefordert, und befragt, und da auch er eidlich die Wahrheit seiner Aussage betheuerte, so zogen beide die Schwerter, um vor den Augen des Königs und

Die Großmuth Otto's gegen seinen Bruder hatte diesen nur noch bitterer gestimmt. Er ließ sich bald darauf in eine neue Verschwörung ein, und man beschloß sogar, den guten König, während er in Quedlinburg das Osterfest feierte, zu ermorden. Zum Glück wurde die Sache entdeckt; Otto sicherte sich das Fest über — er wollte die allgemeine Freude nicht stören — durch starke Wachen, und ließ gleich Tags darauf die Schuldigen greifen und enthaupten. Und Heinrich? — Der war entflohen, von seinem bösen Gewissen verfolgt. Endlich fiel er einigen Leuten des Königs in die Hände, die ihn an Otto auslieferten. Dieser war heftig aufgebracht gegen den unnatürlichen Bruder, und hätte er seinem ersten Zorn nachgegeben, so hätte er ihn am Leben gestraft. Aber er bezwang sich, und schob die Strafe auf, um dem Zorn zum Verfliegen Zeit zu geben, damit er nichts thue, was ihn nachher gereuen könnte. Als er nun bald darauf in Frankfurt am Mayn das Weihnachtsfest feierte, warf sich ihm in der Kirche plötzlich ein Mann in einem Bußhemde zu Füßen. Er faßte ihn ins Auge, und erkannte — seinen Bruder Heinrich, der noch einmal der brüderlichen Großmuth vertraute. Er war aus seinem Gefängniß entkommen. Otto wurde durch den unerwarteten Anblick des im Staube liegenden Bruders tief ergriffen. Er hob ihn freundlich auf, und vergab ihm seine Missethat. *) Aber damit noch

---

der Fürsten das Gottesurtheil zu vernehmen. Sie kämpften, und — Burchard hieb gleich beim ersten Gange dem Verläumder die rechte Hand ab. Der Prinzessinn Ehre war nun gerettet.

*) Von Otto's Großmuth und Rechtlichkeit noch ein Beispiel. Einst belagerte er die Burg eines ungehorsamen Vasallen, des Grafen Eberhard, und da er sie lange nicht einnehmen konnte, so nahm er zur List seine Zuflucht, und lud den Grafen zu sich in sein Zelt zu einem Gastmahle, um während der Zeit die Burg zu überfallen. Das wußte Otto's Schwester, die schöne Hedwig, und da sie gerade mit Eberhard tanzte, dauerte sie der arme Mann, der sich so sorglos dem Vergnügen hingab, während man sich an sein Verderben machte. „Komme daraus, was da wolle," dachte sie; „ehrlich währt am längsten!" Sie flüsterte ihm zu, er möge sich hüten; das und das solle jetzt geschehen. Der Graf dankte ihr, schlich

nicht zufrieden, dachte er darauf, den irregeleiteten Bruder für immer sich zum Freunde zu machen, indem er ihn mit Wohlthaten überhäufte. Er belehnte ihn nämlich mit dem Herzogthum Baiern, dessen Herzog gerade gestorben war, und so begann dieser Heinrich, den man den Zänker nennt, eine neue Linie baierscher Herzöge, die aus dem Hause Sachsen waren. Wir werden nachher noch einmal auf dieselbe zurückkommen; darum muß dieß wohl gemerkt werden. Seitdem ist Heinrich seinem königlichen Bruder unwandelbar treu geblieben.

Auch die Tugend hatte der wackere Otto mit Karl dem Großen gemein, daß er ein zärtlicher Sohn, Gatte und Vater war. Seine erste Frau hieß Edith, und war eines englischen Königs Tochter; eine äußerst brave Frau. Hiervon nur ein Beispiel. Seine Mutter, die Königin Mathilde, die damals noch lebte, war eine der Geistlichkeit sehr ergebene Frau, und glaubte, nach dem Geiste jener Zeit, daß die Frömmigkeit vorzüglich durch reiche Geschenke, die man Kirchen und Klöstern mache, sich zeigen müsse. Aber sie übertrieb es darin, und das bewog ihre beiden Söhne, Otto und Heinrich, zu der Uebereilung, ihre Ausgaben zu beschränken. Darüber kränkte sich die Mutter gar sehr, besonders daß Heinrich, den sie immer dem Otto weit vorgezogen hatte, so unkindlich und undankbar seyn könnte. Die gute Edith, ihre Schwiegertochter, erfuhr das. Gleich eilte sie zu ihrem Gatten, stellte ihm sein Unrecht liebreich vor, und ruhte nicht eher, bis er ihr versprach, es wieder gut zu machen, und die Mutter schriftlich um Verzeihung zu bitten. Dadurch wurde diese so gerührt und erfreut, daß sie sich aufmachte, ihren Sohn Otto zu besuchen. Als er von ihrer Annäherung hörte, reiste er ihr entgegen, sprang, sobald

---

sich, sobald der Tanz beendigt war, fort, und als die königlichen Soldaten anrückten, war die Burg in der nöthigen Verfassung, sie zurückzutreiben. Als Otto die Ursache des Mißlingens erfuhr, war er gegen die Schwester nicht nur nicht ungehalten, sondern er bewilligte sie sogar dem Grafen zur Frau, als dieser um die Hand seiner Wohlthäterin anhielt.

er sie sah, vom Pferde, warf sich vor ihr auf ein Knie nieder, und sprach: „o ehrwürdige Mutter, lege mir eine Strafe auf, welche du willst; aber verzeihe mir! Ich habe, seitdem ich dich gekränkt, keine Ruhe, keinen Seelenfrieden mehr.“ — Mathilde drückte den guten Sohn weinend an ihr Herz, küßte ihn, und sprach: „sey ruhig, mein lieber Sohn; ich habe das gewiß durch meine Sünden verdient; sonst wäre es nicht geschehen.“ Bald darauf bat auch Heinrich ihr das zugefügte Unrecht ab. — Damals hatte der König nur einen Sohn, Ludolf. Wie freute er sich, als er dem auf eine sehr erlaubte Art das Herzogthum Schwaben verschaffen konnte. Der bisherige Herzog nämlich hatte nur eine Tochter, und schlug nun dem Könige vor, diese seinem Sohne Luithulf (Ludolf) zur Frau zu geben, und nach seinem Tode denselben mit dem Herzogthume zu belehnen. Dem König war das natürlich sehr lieb, und als zwei Jahre darauf der alte Herzog starb, trat Ludolf seine neue Würde an.

Aber nicht nur in Deutschland zeigte König Otto seine gewaltige Herrscherkraft. Er unternahm auch zwei Züge nach Frankreich, einmal gar bis in die Nähe von Paris, um dem schwachen Könige Ludwig Uebermeer gegen dessen mächtigeren Vasallen Hugo Capet, Herzog von Francien und Grafen von Paris beizustehen; denn der König hatte vom ganzen Frankreich nichts mehr übrig als Soissons und Laon, und machte also gegen seine mächtigeren Vasallen eine sehr erbärmliche Figur. Daß Otto nicht vergebens hingezogen sey, braucht kaum erst gesagt zu werden.

Einen andern Zug machte er nach Dänemark. Heinrich der Städtegründer hatte, wie gesagt, gegen die Dänen die Markgrafschaft Schleswig gestiftet, sächsische Colonisten hingeführt, und die Dänen zu einem jährlichen Tribute gezwungen. Jetzt aber regierte dort ein unternehmender König, Harald Blatan d. i. Blauzahn, der den Tribut nicht mehr geben wollte, und sogar Otto's Gesandte, die ihn daran mahnten, todtschlug. Das verdiente eine Züchtigung. Also Otto auf, hin nach Jütland. Er zog durch die ganze Halbinsel bis an den oben von Osten her eindringenden tiefen Meerbusen, den Lymfiord, und schoß, zum Zeichen, daß er bis dahin gekommen, einen Pfeil

in das Wasser. Davon heißt dieser Theil des Meerbusens noch heute der Ottosund. Als er zurückkam, lauerte ihm der Dänenkönig bei Gottorf auf der Lohheide auf, und hier ereignete sich eine blutige Schlacht, nach welcher Harald sich unterwarf, die Lehnshoheit des deutschen Königs anerkannte, und sich taufen ließ. Otto war selbst Taufzeuge, und gab ihm dabei den Namen Sven=Otto. Auch legte er in Jütland die drei Bisthümer: Aarhuus, Ripen und Schleswig an. Da er erkannte, daß das Christenthum die Völker milder machte, so wurden auch in der Markgrafschaft Nordsachsen zwei Bisthümer errichtet, Brannibor und Havelberg. Wirklich drang er auch nach Osten in die weitläuftigen Fluren der Slaven immer weiter vor; ja selbst der Herzog von Polen nahm sein Land von Otto zu Lehen, und bekannte sich zum Christenthum.

Italien war, nachdem die Karolinger hier ausgestorben waren, in verschiedenen Händen gewesen; bald hatte dieser, bald jener Großer es an sich gerissen. Damals war König des Landes Lothar, ein guter, sanfter Mann. Der starb aber 950 so plötzlich, daß das Gericht ging, ein andrer Großer, Berengar, Markgraf von Ivrea, habe ihn vergiften lassen, um die Krone zu erhalten; wenigstens ließ sich Berengar zum König von Italien wählen. Aber damit war er nicht zufrieden; er wollte, daß Lothars Wittwe, die schöne zwanzigjährige Adelheid von Burgund, seinen Sohn Adalbert heirathen sollte. Sie aber schlug das rund ab, weil Adalbert so häßlich und lasterhaft, als sie schön und tugendhaft war. Darüber ergrimmten der alte Berengar und sein Weib Willa so, daß sie die arme Adelheid fürchterlich mißhandelten; ja Willa schlug sie gar mit Fäusten ins Gesicht, und schleifte sie bei den Haaren im Zimmer umher; zuletzt schickte sie dieselbe nach dem Schlosse Garda am See gleiches Namens. Da saß nun die Arme in ihrem tiefen, unverschuldeten Grame! Aber Gott, welcher sich der Unschuld jederzeit erbarmt, sandte ihr einen Retter. Ein Kaplan, Namens Martin, fühlte sich durch das Unglück der schönen Gefangenen so gerührt, daß er Alles zu ihrer Rettung aufbot. Er verschaffte ihr Mannskleider, grub einen Gang unter der Mauer

ihres Gefängnisses aus, führte sie auf einem Fischerkahn über den See, und versteckte sie bald im Getreide, bald im Gebüsch, bis ein guter Fischer sie in seine einsame Hütte aufnahm. Aber wohin sollte sie zuletzt? Da schickte sie den treuen Martin in ihrer großen Herzensangst an einen Bischof, der ein alter Freund ihres verstorbenen Gatten gewesen war, und ließ ihn um eine Zuflucht bitten. Er gewährte auch ihre Bitte sogleich, und wies sie an, nach Canossa, einem festen Schlosse in den Apenninen, zu gehen, welches einem seiner Vasallen gehörte. Dann eilte Martin nach Deutschland, traf den König Otto an, schilderte ihm mit der Beredtsamkeit eines begeisterten Gemüths die Schönheit, Jugend und Hülfslosigkeit der Königin, und bat ihn so dringend, zu ihrer Rettung herbeizueilen, daß Otto augenblicklich den Heerbann aufrief, und schon im Herbst 951 über die Alpen zog.

Hier wurde er überall mit offenen Armen empfangen, weil die Städte mit Berengars Härte unzufrieden waren. In Verona schrieb er einen Brief an Adelheid, den er durch einen Boten nebst einem Ringe nach Canossa sandte. Aber dieser konnte nicht hinein, weil Berengar und Adalbert alle Zugänge besetzt hielten. Daher band er beides an einen Pfeil, und schoß diesen über die Mauer. Welche Freude, als Adelheid den Brief gelesen hatte! Otto verhieß ihr nahe Hülfe, die auch um so nöthiger war, da die Lebensmittel bereits zu fehlen begannen. Jetzt zog Otto herbei, und augenblicklich hoben Berengar und sein Sohn die Belagerung auf, um sich in ihre Festungen zu flüchten. Von Pavia aus schickte nun Otto den treuen Martin mit einem Soldatenhaufen nach Canossa, ließ Adelheid begrüßen, und warb um ihre Hand. Seine geliebte Edith war nämlich 5 Jahre vorher gestorben. Daß Adelheid den Antrag des Retters aus der Noth freudig und dankbar angenommen habe, versteht sich von selbst. Sie eilte nach Pavia, wurde schon vor der Stadt vom Könige empfangen, und am Weihnachtsfest, wo sich Alle freuen, freuten sich auch Otto und Adelheid; denn da machten sie Hochzeit, und seitdem haben sie in recht glücklicher Ehe gelebt. Hier in Pavia setzte sich auch Otto die Krone von Italien auf, und brachte dann seine Adelheid nach Magdeburg zurück, wo er am liebsten zu wohnen pflegte. Und Be-

rengar? — Dieser sah wohl ein, daß er mit Gewalt nichts ausrichten würde. Darum reiste er mit Adalbert nach Magdeburg, um sich dem Könige zu unterwerfen. Nach dreitägigem Harren wurde er vorgelassen, und erhielt zwar Verzeihung, mußte aber versprechen, in demselben Jahre sich in Augsburg zur Huldigung einzufinden. Das that er auch, und erkannte hier in Gegenwart aller deutschen Großen den König kniend als seinen Oberherrn an, worauf dieser ihm und seinem Sohne Adalbert die Krone von Italien als Lehnsherr zurückgab. Am schwersten mag wohl dem Berengar der Gang zur Königin Adelheid geworden seyn, vor der er sich demüthigen, und deren Verzeihung er anflehen mußte.

Auf diese Freude folgte für König Otto ein bittrer Kummer. Sein Sohn Luithulf (Ludolf), Herzog von Schwaben, ein neidischer Mensch, ärgerte sich über die Begünstigung, welche sein Oheim Heinrich von Baiern bei seinem Vater genoß, und über die zweite Vermählung des Letzteren. In jener Zeit, wo die Leidenschaften bei jeder Gelegenheit gleich heftig aufbrausten, war das Erste, was auf Unzufriedenheit folgte, Empörung. Ludolf zog viele leichtsinnige Leute aus allen Gegenden Deutschlands auf seine Seite, gewann auch seinen Schwager, den Herzog Konrad von Lothringen (dieser hatte Otto's Tochter zur Frau), und den Erzbischof von Mainz, und bald sah Otto fast alle deutsche Völkerschaften gegen sich und seine Sachsen im Aufstande. In solcher Noth war er noch nie gewesen; aber auch jetzt verlor er die Besonnenheit nicht. Er verfolgte die Empörer in alle ihre Schlupfwinkel, trieb seinen Sohn vom Rheine nach Baiern, und endlich hielt es dieser für gerathener, die Vergebung dessen anzuflehen, der großmüthig zu verzeihen immer bereit war. Als Otto sich gerade auf der Jagd befand, fiel Luithulf ihm zu Füßen, und wurde freundlich aufgenommen. Otto, wie alle Anwesende, weinten. Aber das Herzogthum Schwaben wurde ihm genommen, so wie Konrad Lothringen verlor. Otto schickte seinen Sohn als Feldherrn nach Italien, wo er früh seinen Tod gefunden hat.

Dieser Kummer war also gehoben, aber die Folgen des Aufstandes zeigten sich noch im folgenden Jahre, 955. Luithulf

und Konrad nämlich hatten aus Rache die Ungern aufgefordert, in Deutschland einzufallen, und nun, da sie sich mit Otto versöhnt, erkannten sie zu spät ihr großes Unrecht. Ein zahlloses Heer dieses wilden Volks wälzte sich durch Oestreich und Baiern, und verübte wieder die gräulichsten Verwüstungen, besonders an den Klöstern. Sie stürmten nach Augsburg hin, wo sie große Reichthümer vermutheten. Hier war Bischof Udalrich, ein ehrwürdiger Mann, der Boten an Otto aussandte, schleunig zu Hülfe zu kommen. Der König eilte sogleich herbei, und befahl auf den andern Tag die Schlacht. Die Nacht brachten die Deutschen im Gebete zu; Einer beichtete dem Andern, da es an Geistlichen fehlte, seine Sünden. So brach der 10te Aug. 955 an; am frühen Morgen war Alles auf; die Fahnen wurden gehoben. Die Ungern flogen jetzt herbei, setzten nach dem linken Lechufer über, umgingen das deutsche Heer, und fielen mit großem Geschrei in das Gepäck, welches sie triumphirend fortführten. Schnell aber befahl der König seinem Eidam Konrad, ihnen die Beute zu entreißen. Konrad, froh, das vorjährige Unrecht gut machen zu können, warf sich schnell auf den abziehenden Feind, und nahm ihm den Raub wieder ab. Aber zugleich waren die hintersten Haufen der Deutschen, die Schwaben, von einem andern ungerschen Schwarm angefallen worden; der Schrecken bemächtigte sich ihrer, ihre Reihen öffneten sich, sie warfen sich in die Flucht, und die Schlacht schien verloren. Jetzt, in der größten Höhe der Gefahr, wandte sich Otto an seine Sachsen. „Nun ist der Feind in der Nähe," rief er; „ihr seht, meine Mannen, jetzt bedarf es tapfrer That, in so großer Noth. Bis heute habe ich mit euren Waffen im Reiche und außerhalb überall gesiegt, und nun soll ich in meinem Lande den Rücken wenden? An Zahl sind sie uns überlegen, das weiß ich; aber nicht an Muth, nicht an Waffen; denn die Meisten sind fast von Allem entblößt, noch mehr aber, zu unserm großen Troste, von der Hülfe Gottes. Sie vertrauen allein auf ihre Kühnheit, wir aber auf den Schutz des Himmels. Besser ist es, meine Mannen, wenn die Entscheidung vorliegt, ehrenvoll zu sterben, als in der Knechtschaft der Feinde ein elendes Leben hinzuschleppen, oder

gar wie wilde Thiere erwürgt zu werden.“ Dann fiel er im Angesichte des Heers auf die Knie, betete und gelobte, wenn er siege, in Magdeburg ein Bisthum zu stiften. Jetzt sprang er auf, ergriff das Schwert, den Schild und die heilige Lanze, und stürzte sich in den Feind. Bald sah man Deutsche und Ungern in wildem Getümmel durch einander gemengt. Endlich verzweifelten die Ungern am Siege, und wandten sich zur Flucht. Hier wurden Zahllose erschlagen, Andere ertranken im Lech, nur Wenige kamen ins Vaterland zurück, das Unglück anzusagen. Unter den Todten der Deutschen beklagte man Keinen mehr als den ritterlichen Konrad, den Eidam des Königs. Während des Gefechts hatte er sich, der Hitze wegen, den Helm gelüftet; da traf ihn ein Pfeilschuß in die Kehle, und raubte ihm das Leben. Ihm geschah, wie er es gewünscht hatte. Denn seitdem er das Vaterland an die Ungern verrathen hatte, floh ihn die Ruhe des Gemüths, und er bat Gott, daß er ihm vergönne, in der Schlacht die schwere Schuld mit dem Tode abzubüßen. Zwei Heerführer der Ungern, die gefangen waren, wurden in Regensburg aufgehenkt, die gemeinen Gefangenen aber lebendig verscharrt, eine empörende Grausamkeit, die nicht ungestraft blieb; denn als das Volk der Ungern die Unthat vernahm, wurden alle Deutsche, die noch in der ungerschen Knechtschaft waren, 20,000 an der Zahl, ermordet. Otto war an jener Grausamkeit unschuldig. — Seit dem großen Siege auf dem Lechfelde bei Augsburg blieb Deutschland von den Einfällen der Ungern befreit. Otto's Ruhm aber durchflog ganz Europa, und von dem griechischen Kaiser, ja selbst den Saracenen, langten Gesandtschaften bei ihm an, die ihm zu dem herrlichen Siege Glück wünschten, und ihm reiche Geschenke an goldenen, silbernen und bronzenen Gefäßen, elfenbeinernen und auf Glas gemalten Bechern, bunten Teppichen, Balsam, Gewürzen, und seltenen Thieren, als Löwen, Straußen und Kameelen, die man in Deutschland noch nie gesehen hatte, ehrfurchtsvoll überreichten.

Ruhe sollte aber Otto nie genießen. Schon waren Klagen aus Italien über Berengar und Adalbert eingelaufen, welche den Einfall der Ungern benutzt hatten, sich an ihren Feinden zu

rächen, und selbst den Papst hart bedrängten. Es ist schon gesagt worden, daß der König seinen Sohn Luithulf nach Italien sandte, um die Frevler zu bestrafen. Da bemächtigten sich einige treulose Soldaten Berengars dieses ihres Herrn, und lieferten ihn dem Luithulf aus, weil sie dafür Belohnung erwarteten. Aber dieser, ein Feind jeder Verrätherei, sprach zu seinem gefangenen Gegner: „das sey fern, daß ich durch Verräther über dich Herr werde! Gehe hin, und nimm dich vor denen in Acht, die dir heimlich nachstellen!" Bald darauf ist Luithulf plötzlich gestorben; man munkelte, die schändliche Willa habe ihn vergiften lassen.

Jetzt zog Otto selbst zum zweiten Male über die Alpen; Berengar wurde gefangen genommen, und mit seiner Frau Willa nach Bamberg geschickt; da ist er nach 2 Jahren gestorben, Willa aber hat ihre letzten Jahre in einem Kloster verlebt. Adalbert hat noch mehrere Jahre lang in Italien sich herumgetrieben, überall Unruhen stiftend, bis er endlich verschollen ist. Sich selbst aber ließ Otto in Mailand zum König der Longobarden krönen. Von da zog er nach Rom. Hier saß damals ein so unwürdiger Papst auf dem heiligen Stuhle, wie wohl nie wieder, Johann XII. Es war ein junger Mensch, kaum aus den Knabenjahren getreten, aber von einer solchen Verdorbenheit der Sitten, daß selbst die lasterhaften Römer sich vor seinen Thaten entsetzten. Anfangs nahm er den König freundlich auf, krönte ihn mit der Kaiserkrone, und machte ihm die feierlichsten Freundschaftsversicherungen. Aber kaum hatte Otto den Rücken gewendet, so trat er wieder mit Adalbert in Verbindung, und behandelte den Kaiser als Feind. Denn die Sittlichkeit und Ordnung, auf welche Otto hielt, waren dem lasterhaften Manne zuwider. Sogleich kehrte Otto nach Rom zurück, Johann floh vor ihm in vollständiger Rüstung, und nun setzte Otto ein geistliches Gericht nieder, wobei gar arge Dinge zur Sprache kamen: daß der Papst einen Geistlichen im Pferdestall ordinirt, Bischöfe für Geld eingeweiht, unter Andern einen zehnjährigen Knaben zum Bischof gemacht, eine Menge Schandthaten begangen habe, und auf die Jagd gegangen sey; ferner habe er einem Bischof die Augen ausstechen lassen, auf die Gesundheit des Teufels getrun-

ken, und beim Würfelspiel den Beistand des Jupiters, der Venus und anderer heidnischer Götzen angerufen. Das Alles wurde von vielen Zeugen betheuert, er darauf abgesetzt, und ein neuer Papst gewählt. Die Römer bezeigten sich darüber sehr zufrieden; aber bald gaben sie einen Beweis ihres Wankelmuths. Der Kaiser hatte die meisten seiner Soldaten abziehen lassen, weil er sich hier ganz sicher hielt, als plötzlich ein Aufruhr ausbrach. Johann nämlich hatte den Römern heimlich sagen lassen, wenn sie den Kaiser umbrächten, so wolle er die Kirchenschätze mit ihnen theilen. Aber Otto zeigte ihnen, daß er sich nicht ungestraft verhöhnen lasse. Seine Krieger bahnten sich einen Weg durch die Straßen, und jagten die feigherzigen Römer wie eine Heerde scheuer Thiere vor sich her. Er selbst aber entfernte sich nur, um mit Verstärkung wiederzukommen, und die tückischen Römer und ihren Papst zu züchtigen. Diesen hatte indessen schon sein Schicksal ereilt; er war von einem beleidigten Römer, den er betrügen wollte, todtgeschlagen worden. Rom mußte sich dem Kaiser ergeben, und ihn aufs Neue als seinen Oberherrn anerkennen, auch versprechen, keinen Papst eher anzuerkennen, bis der Kaiser ihn bestätigt habe.

Als Kaiser Otto nach Deutschland zurückgekehrt war, begab er sich nach Köln, wo seine alte Mutter Mathilde die Tage ihres Alters in der Erziehung ihrer Enkel verlebte. Hier feierte die Kaiserfamilie zum letzten Mal auf Erden ihr fröhliches Beisammenseyn; denn auch seine Schwester, die Königin von Frankreich war gekommen, da es der Familie selten so gut wurde, den Kaiser in ihrer Mitte zu sehen, und Keiner wußte, wie lange sie noch die gute Königin-Mutter im Leben haben würden. Nachdem sie Alle noch einmal in gegenseitiger Liebe recht glücklich gewesen waren, legte die Mutter Mathilde ihrem Sohne recht dringend ans Herz, das von ihr gestiftete Nonnenkloster in Nordhausen, wenn sie seine Vollendung nicht mehr erleben sollte, vollends auszubauen. Sie reiste dann mit ihm selbst in diese Stadt, und zeigte ihm mit rechter Freude die von ihr gemachten Einrichtungen. Nach sieben Tagen aber, als der Kaiser abreisen und sich von seiner theuern Mutter, auf immer für dieses Leben, trennen mußte, gingen beide am

frühen Morgen mit einander in die Messe, und als sie vom Gebet gerührt aufstanden, erneuerte Mathilde die Bitte wegen des Klosters mit den Worten: „wenn du dich, lieber Sohn, an den Anblick deiner Mutter erinnerst, so laß das einen Schutzbrief für das Kloster seyn.“ — „Du kannst dich darauf verlassen,“ versicherte Otto. Dann standen sie, sich lange in den Armen haltend, laut weinend vor dem Thore der Kirche, und alle Umstehenden waren von der rührenden Scene heftig erschüttert. Endlich riß sich der Kaiser aus ihren Armen los, und wollte sich eben auf sein Pferd setzen, da sagte ihm einer seiner Begleiter, die alte Mutter sey, nachdem sie ihm zärtlich nachgesehen, in die Kirche zurückgegangen, und küsse unter vielen Thränen die Stelle, wo er gekniet habe. Das rührte ihn so, daß er gleich noch einmal zurückging, vor seiner weinenden und betenden Mutter auf die Knie sank, und ausrief: „o Mutter, wie soll ich dir diese Thränen und diese Liebe vergelten?“ — Nach kurzem Gespräch sprach endlich die alte Frau gefaßt: „Nun gehe, mein Sohn! Wir wollen nicht die Trennung, die doch geschehen muß, verzögern, und dadurch unsern Schmerz noch mehr aufregen. Reise mit Gott, und wenn du mich in diesem Leben nicht mehr wiedersiehst, so vergiß nicht, meinem unsterblichen Geiste das zu erfüllen, was er so sehr wünscht.“ So schieden von einander die gute alte Mutter und der würdige Sohn.

Nach wenigen Jahren starb der vom Kaiser eingesetzte Papst, und das benutzten die Römer zu einer neuen Empörung. Schnell zog Otto wieder nach Italien, und zeigte den hinterlistigen Leuten, daß er sich nicht ungestraft äffen lasse. Er ließ mehrere hinrichten, und der Stadtpräfect wurde nackt, einen Schlauch auf dem Kopfe, auf einem Esel durch die Straßen geführt und ausgepeitscht.

Noch am Abend seines Lebens vermählte Otto seinen Sohn gleiches Namens mit der griechischen Prinzessin Theophania, wohl weniger aus Eitelkeit, als weil er hoffte, daß sie ihm als Mitgift Unteritalien, das damals noch den Griechen gehörte, mitbringen werde. Das erreichte er aber nicht, und die Verbindung von Griechenland war von keiner

guten Folge für die Deutschen. Denn die griechischen Sitten wurden nach und nach angenommen, griechischer Luxus verbreitet, und die griechische geschliffene, nichtssagende Höflichkeit verdrängte die altdeutsche Redlichkeit.

Jetzt fühlte Otto, daß sein Ende sich nähere. Seine alte Mutter starb 5 Jahre vor ihm. In den Tagen großer Gefahr hatte er das Gelübde gethan, in Magdeburg ein Erzbisthum zu gründen; das that er jetzt, mit Freuden; denn Magdeburg war immer seine liebste Stadt gewesen. Endlich überraschte ihn der Tod in demselben Kloster Memleben, wo auch sein Vater gestorben war, auch auf einer Reise. Er schlief in der Kirche beim Abendgottesdienste unerwartet in jenes Leben hinüber. In Magdeburg ruht er neben seinen beiden Frauen Edith und Adelheid vor dem Altare der Domkirche, die er zuerst gründete.

46. Otto II., 973—983.

Je länger wir uns bei dem großen Otto haben aufhalten müssen, desto schneller können wir bei der Geschichte seiner nächsten Nachfolger vorübergehen. Otto II. war schon beim Leben seines Vaters als König anerkannt worden. Er war ein besser unterrichteter Mann, als damals die Deutschen zu seyn pflegten; aber eben darum waren ihm die noch rohen aber biedern Deutschen zuwider, und er zog ihnen die Italiener, für die ihn seine Mutter Adelheid eine Vorliebe beigebracht hatte, bei weitem vor.

In Deutschland ging es unter ihm wieder sehr unruhig zu; ein Herzog bekriegte den andern. Sehr natürlich! denn das hohe Ansehen Otto des Großen fehlte jetzt, durch welches die auf einander eifersüchtigen Großen in Respekt gehalten waren.

Auch der König von Frankreich wollte die schwächere Regierung Otto's benutzen. Es war nicht mehr jener Ludwig Uebermeer, sondern dessen Sohn Lothar, also auch noch ein Karolinger. Er fiel in Lothringen ein, und drang bis Aachen vor, wo er den König Otto zu überraschen hoffte. Zu seinem

Aerger war dieser aber gewarnt worden, und fortgeeilt; dafür ließ Lothar die Stadt ausplündern, und den Adler auf dem Pallaste Karls des Großen, der nach Deutschland sah, nach Frankreich umdrehen. Aber jetzt eilte Otto herbei, und zeigte ihm, daß es leichter sey, einem ehernen Adler den Kopf umzuwenden, als eine Eroberung zu vertheidigen; denn das bloße Gerücht, daß Otto komme, erschreckte den französischen König so, daß er eilig nach Frankreich zurückeilte. Zur Strafe drangen die Deutschen nun in Frankreich vor, und zogen sich erst zurück, nachdem sie eine Vorstadt von Paris erstürmt hatten.

So unruhig es auch in Deutschland zuging, so war es doch in Italien noch viel ärger. Denn hier wüthete eine Parthei gegen die andere, und überall wurden Festungen und Schlösser erbaut, um sich gegen die Feinde zu schützen. Hier hätte also Otto genug zu thun gehabt. Aber eine andere Sache lag ihm mehr am Herzen: er wollte gern Unteritalien an sich reißen, weil er seiner Gattin wegen darauf Ansprüche zu haben glaubte. Aber sobald er dahin zog, traten gleich die Griechen mit den Arabern, denen damals Sicilien gehörte, zusammen, und griffen ihn in einer blutigen Schlacht bei Calabrien, dicht am Meeresufer, an. Er wurde besiegt, und die meisten seiner Leute erschlagen. Als er nun flüchtig zu Roß am Ufer umherirrte, und in das weite Meer hinausschaute, ob er nicht vielleicht ein Schiff zu seiner Rettung erblicke, sah er endlich eins heransegeln. Er ritt ins Wasser hinein, und bat den Schiffer um Aufnahme; aber dieser hielt ihn für einen gemeinen Reiter, von dem nichts zu gewinnen wäre, und wies ihn ab. Ein zweiter Schiffer ließ sich erweichen, und nahm ihn auf. Glücklicher Weise erkannte man ihn nicht. Er versprach aber große Geschenke, wenn man ihn nach einem Hafen brächte, und ließ nach der Stadt steuern, wo seine Gattin war. Als er sich derselben näherte, schickte er einen Boten ans Land, um, wie er sagte, das Lösegeld für ihn aufzutreiben. Wie erschracken Theophania und die Freunde des Königs, da sie hörten, daß er sich auf einem griechischen, also feindlichen Schiffe befände. Sie fuhren sogleich, als Schiffer gekleidet, ihm entgegen, ob sie ihn vielleicht befreien könnten. Sobald er sie

erkannte, sprang er in die See, schwamm zu seinen Freunden hinüber, und entkam so glücklich.

Aber die Niederlage hatte ihn nicht gebeugt: er eilte nach Oberitalien zurück, und rüstete ein neues Kriegsheer, mit welchem er Neapel und Sicilien erobern wollte; ja man faßte den Riesenplan, über die Meerenge von Sicilien, wie einst Xerxes über den Hellespont, eine Brücke zu schlagen. Indeß wie eitel die Pläne der Menschen sind, zeigte sich auch hier. Von dem Allen geschah nichts, da Otto, erst 29 Jahre alt, 983 in Rom plötzlich starb.

47. Otto III., 893—1002.

Otto III., der Sohn des eben Verstorbenen, war erst 3 Jahre alt, und wurde dennoch schon zu seines Vaters Nachfolger gewählt. Seine Mutter Theophania und seine Großmutter Adelheid, die auch noch lebte, erzogen ihn mit Sorgfalt, und er machte in den Wissenschaften solche Forschritte, daß man ihn das Wunderkind nannte. Aber wie dergleichen Wunderkinder selten die großen Hoffnungen, die man sich von ihnen macht, nachmals erfüllen, so auch Otto, der, selbst wenn er älter geworden wäre, wohl nie etwas Großes geleistet haben würde.

Wie unter seinem Vater, so auch unter ihm, waren die deutschen Herzöge in mannichfachem Zwiespalt, um den sich aber Otto, auch nachdem er selbst zu regieren anfing, wenig kümmerte, weil zum großen Unglücke Deutschlands, Italien die deutschen Könige mehr anzog. Diese unglückliche Richtung nach Italien hin hat den Deutschen unendlichen Schaden gebracht. Sechszehn Jahre alt, unternahm Otto seinen ersten Zug nach Italien, weil ihn der Papst bat, ihm gegen seine Feinde in Rom zu Hülfe zu kommen. Es hatte sich nämlich ein vornehmer und ehrgeiziger Römer, Crescentius, der höchsten Gewalt bemächtigt. Sobald aber Otto in Rom erschien, unterwarf er sich, und erhielt Verzeihung. Kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so empörte sich jener wieder, jagte den Papst fort, setzte einen neuen ein, und warf gar

die kaiserlichen Gesandten ins Gefängniß. Da machte sich der Kaiser zum zweiten Male nach Italien auf, den Frevler zu züchtigen. Rom wurde von den Deutschen besetzt, der entflohene Gegenpapst auf der Flucht eingeholt, und von dem früher verjagten Papst mit unchristlicher Erbitterung behandelt. Er riß ihm mit eigenen Händen die Priesterkleider ab, ließ ihm Nase, Augen und Zunge ausschneiden, und verkehrt auf einem Esel sitzend in den Straßen umherführen. Crescentius hatte sich in die Engelsburg geworfen. Aber sie wurde erobert, der gefangene Crescentius nun enthauptet, und der Rumpf mit den Füßen an einen Galgen gehängt.

Was die Deutschen an ihrem Kaiser besonders betrübte, war, daß er sich immer mehr von ihnen abwandte, und die Sitten der Römer und Griechen annahm. Alles, was er war und besaß, verdankte er ja doch ihnen, und dennoch zog er bei jeder Gelegenheit die Römer vor. Späterhin hat er das zu bereuen Ursache gehabt.

Als sich das Jahr 1000 näherte, verbreitete sich unter der gesammten Christenheit die bange Besorgniß, nun würde der jüngste Tag kommen, d. i. Jesus würde wieder auf Erden erscheinen, die noch lebenden Menschen mit sich nehmen, und ein allgemeines Gericht halten, worauf dann die Erde untergehen würde. Diesen albernen Glauben verdankte man einigen falsch verstandenen Stellen der Offenbarung Johannis. Wie vernunftwidrig das sey, fiel keinem ein, und wollte ja Einer daran zweifeln, so wurde er für einen Gottlosen gehalten. Der Glaube wurde dadurch noch verstärkt, daß sich ein großer Komet am Himmel sehen ließ, und daß ein starkes Erdbeben hier und da Verwüstungen anrichtete. Jeder bereitete sich also nach seiner besten Einsicht auf das Ende aller Tage vor. Viele brachten vollends das, was sie noch hatten, durch, weil sie ja nachher nichts mehr nöthig hätten, Andere lagen vor den Altären und beichteten ihre Vergehungen, und wer es irgend möglich machen konnte, wallfahrte nach Rom, oder gar nach Jerusalem, weil dort Petrus, hier Jesus selbst gewiß zuerst erscheinen, und die Frommen mit sich nehmen würden. Auch Kaiser Otto unternahm eine Wallfahrt, und zwar nach Gne-

fen zum Grabe des heiligen Adalbert, der kurz vorher von den heidnischen Preußen, denen er das Evangelium hatte predigen wollen, erschlagen worden war. Der christliche Herzog von Polen aber hatte die Leiche des heiligen Mannes für so viel Gold, als sie wog, von ihnen erkauft, und ihm in Gnesen ein prächtiges Grab errichtet. Hierhin kam jetzt Otto, wurde vom Herzog Boleslav dem Tapfern sehr gut aufgenommen, und ertheilte ihm dafür zum Dank die Königswürde. Zu jener Zeit wird auch der Name der Stadt Breslau und das dortige Bisthum zum ersten Male genannt. — Das Jahr 1000 brach an, und verging, ohne daß der jüngste Tag erschien, und die Leute sahen nun, zum Theil voll Aerger, zum Theil voll Freude, einander verwundert an, daß sie Alle sich selbst zum Narren gehabt hatten. So geht es immer, wenn man den Thorheiten des Aberglaubens folgt.

Otto hatte keinen süßern Gedanken, als das alte römische Reich in seiner ganzen Pracht wieder aufzurichten. Darum wollte er Rom zu seiner Haupt- und Residenzstadt machen, und reiste nun zum dritten Male dahin ab. Aber die treulosen Römer dankten ihm die Vorliebe für sie schlecht, und konnten in ihrem Stolze sich nicht an den Gedanken gewöhnen, von Deutschen beherrscht zu werden. Als der Kaiser gegen Weihnachten die meisten seiner Krieger, wie es gewöhnlich war, nach Hause geschickt hatte, erregten sie plötzlich einen entsetzlichen Tumult. Sie stürmten auf seinen Pallast zu, und schlossen ihn hier so ein, daß er in Gefahr war, Hungers zu sterben. Endlich wurden sie durch die Ermahnungen einiger Großen im Schlosse zur Vernunft gebracht, legten die Waffen nieder, und kamen aufs Neue dem Kaiser zu huldigen. Und nun zeigte sich recht ihre Veränderlichkeit. Nachdem nämlich der Kaiser vom Thurme herab zu ihnen geredet hatte: „Höret die Worte eures Vaters! Seyd ihr nicht meine Römer? Habe ich nicht, aus Liebe zu euch, mein Vaterland und meine Verwandten verlassen, aus Liebe zu euch meine Sachsen verstoßen, euch zu Söhnen angenommen, und um euretwillen den Haß der Welt auf mich geladen? Und nun habt ihr, zum Dank für so viele

Liebe, mich, euren Vater, verschmäht, und meine Diener grausam ermordet!" — Da waren sie Alle so gerührt, daß sie laut schluchzten, und in Thränen zerflossen; ja sie fielen wüthend über die Anstifter her, und schleppten zwei derselben bei den Füßen in den Pallast hinein, damit der Kaiser selbst ihre Strafe bestimme.

Dennoch war nun dem Kaiser der Aufenthalt unter dem wetterwendischen Volke ängstlich. Er reiste ab, starb aber auf einem Schlosse im römischen Gebiete 1002 so plötzlich, daß man allgemein, vielleicht nicht mit Ungrund, sagte, er sey vergiftet worden.

48. Heinrich II., 1002—1024.

Der verstorbene Kaiser war noch nicht 22 Jahre alt geworden; hatte daher keine Kinder hinterlassen, und es war nun vorauszusehen, daß die neue Wahl mit manchen Schwierigkeiten verbunden seyn würde. Das sächsische Haus war zwar noch nicht ausgestorben; denn der Herzog von Baiern Heinrich war ein Enkel desjenigen Heinrich, der so viel gegen Otto den Großen, seinen Bruder gestritten hatte, und endlich mit Baiern belehnt worden war; aber außer jenem traten noch zwei angesehene Mitbewerber, der Herzog von Schwaben, und der Markgraf von Meißen, auf, jener ausgezeichnet durch seine Geburt und Verwandtschaft, dieser durch seine Tapferkeit. Als nun der Leichnam Otto's III., nach seiner ausdrücklichen Verordnung, von Italien nach Aachen, wo er beigesetzt werden sollte, gebracht wurde, ging Heinrich der Baier demselben entgegen, geleitete ihn, zum Theil auf seinen eigenen Schultern, durch sein Land, und bewirthete die ihn begleitenden Großen aufs Beste. Dadurch gewann er viele. Außerdem war er wegen seiner Freigebigkeit gegen die Kirchen von den Geistlichen sehr geliebt, so daß endlich wirklich die Königswahl auf ihn fiel.

Heinrich II., der Heilige — so heißt er als deutscher König — war nach den damaligen Begriffen ein überaus frommer

Mann. Er machte der Geistlichkeit und den Klöstern, zum Heil seiner Seele, große Geschenke, und versagte sich, mit Gewalt jede Regung der Sinnlichkeit unterdrückend, alle die irdischen Freuden, die jetzt auch jeder gute Christ ohne Bedenken genießt. Eben so dachte auch seine Frau, die schöne Kunigunde, und wenn wir auch jetzt ihre irrige Ansicht belächeln, so müssen wir doch ihren guten, redlichen Willen ehren. Beide sind nach ihrem Tode heilig gesprochen worden.

Leider muß auch von Heinrich gesagt werden, daß Italien einen großen Theil seiner Zeit und seiner Anstrengungen dahin nahm. Kaum hatten die Italiener gehört, daß Otto todt sey, als sie erklärten, daß sie keinen deutschen Oberherrn wieder haben wollten, und den Markgraf Arduin von Ivrea zu ihrem Könige wählten. Aber bald bereuten sie diese Wahl; denn Arduin war ein heftiger Mann, der einmal im Zorn selbst einen Bischof bei den Haaren auf dem Boden herumzerrte. Viele riefen daher den König Heinrich herbei. Dieser kam auch, und ließ sich in Pavia mit der eisernen Krone krönen. Doch noch denselben Tag entstand zwischen den Deutschen und Italienern beim Trunke Streit. Die wüthenden Bürger, die ohnedieß zu der Parthei Arduins gehörten, rannten nach dem Pallaste, warfen auf den Erzbischof von Köln, der sie beruhigen wollte, Steine und Pfeile, und schlugen sich die ganze Nacht mit den Deutschen in den Straßen herum. Am andern Morgen drangen die deutschen Krieger, die draußen im Lager von dem Lärm gehört hatten, in die Stadt ein, und steckten endlich die Stadt an, da die Bürger sie aus den Häusern mit einem Steinhagel empfangen hatten. Der König hatte sich während des greulichen Tumults glücklich gerettet, und kehrte nun, da ihm das Land dadurch zuwider geworden war, schleunig nach Deutschland zurück, während die Italiener den Arduin wieder als ihren König erkannten.

Für's erste mußte sich das Heinrich gefallen lassen; denn er hatte im Osten einen andern, gefährlichern Feind zu bekämpfen, den König von Polen, Boleslav den Tapfern.

Dieser Mann hatte sich den ganzen Osten von Deutschland unterworfen; ihm gehörte außer Polen auch Schlesien, die Lausitz, und selbst von Böhmen hatte er Besitz genommen; dem König Heinrich aber versagte er allen Gehorsam. Das verdiente Züchtigung. Heinrich unternahm nun mehrere Züge gegen den mächtigen Vasallen, drang in Böhmen ein, verjagte ihn aus Prag, setzte hier einen neuen Herzog auf den Thron, und zog endlich sogar bis über die Oder. Endlich nach vielen Kämpfen hielt es Boleslav für gerathen, sich wieder zu unterwerfen, und die Oberherrschaft des deutschen Königs anzuerkennen, indem er ihm in Merseburg aufs Neue den Huldigungseid leistete.

Neun Jahre nach seinem ersten Zuge wandte sich nun Heinrich zum zweiten Male nach Italien, wo unter Arduins schlechter Regierung die Verwirrung immer größer wurde. Zuerst begab sich Heinrich nach Rom, und empfing vom Papste die Kaiserkrönung. Diese ist aber dadurch so merkwürdig geworden, daß dabei für die Zukunft festgesetzt wurde, es sollte sich nie wieder ein König der kaiserlichen Würde anmaßen, bevor ihn nicht der Papst dazu für würdig hielte. So weit hatten es also nun schon die Päpste gebracht, deren Einer sich doch vor Pipin im Staube wälzte! Auch erhielt der neue Kaiser bei dieser Krönung den goldenen Reichsapfel vom Papste zum Geschenk; derselbe war oben mit einem Kreuzchen versehen, sollte das Weltall vorstellen, und hat fortan zu den Reichskleinodien gehört. Ein in Rom gegen die Deutschen erregter Volkstumult bewog den Kaiser nach Deutschland zurückzukehren.

Im folgenden Jahre entsagte Arduin freiwillig der lombardischen Königskrone, und ging ins Kloster. Indessen hatte Heinrich eben keine große Lust, sich diese Krone, die nichts als Unheil brachte, noch einmal aufs Haupt zu setzen. Ueberdies waren die Italiener damals in Giftmischereien so geübt, daß kein Kaiser sich davor hinlänglich verwahren konnte.

Was Kaiser Heinrich mehr als seine Kriegszüge ehrt, ist der fromme Sinn, den er bei jeder Gelegenheit zeigte; nur müssen wir ihn nicht nach den geläuterten Religionsbegriffen

unsrer Zeit beurtheilen. Sein mehr zum Trübsinn sich hinneigendes Gemüth sehnte sich nach der Stille des Klosterlebens, und als er einst in Lothringen ein Kloster besuchte, und sich über die gute Einrichtung darin freute, rief er begeistert aus: „ja, dies soll meine Ruhestätte seyn für immerdar! Diese Wohnung erwähle ich mir!“ Ueber diese Aeußerung erschrak der gegenwärtige Bischof. „Was soll,“ sprach er zum Abte des Klosters, „aus dem Reiche werden, wenn der Kaiser Mönch wird!“—„Laß mich nur machen,“ antwortete der Abt. Er rief sogleich die Mönche zusammen, und fragte nun in ihrer Gegenwart den Kaiser, ob es wirklich sein Ernst sey, sich hier als Mönch einkleiden zu lassen?—„Mein vollkommener Ernst!“ antwortete ihm Heinrich mit Thränen. — „Willst du aber auch genau dich nach der Ordensregel richten?“ fragte jener weiter. — „Aufs genauste!“ war die Antwort. — „Gut!“ fuhr der Abt fort, „so nehme ich dich denn in unsere Gemeinschaft auf, übernehme die Sorge für deine Seele, und verlange, daß du fortan genau meine Befehle ausrichtest.“ — Als nun Heinrich ihm den vollkommensten Gehorsam versprach, erhob der Abt seine Stimme, und rief: „wohlan denn! so gebiete ich dir, daß du nicht hier im Kloster verbleibst, sondern wieder das dir von Gott übertragene Geschäft der Regierung übernehmest, so lange, als es ihm gefällt.“ Dagegen durfte der Kaiser nichts einwenden, und so ist er bis an seinen Tod auf dem Throne geblieben.

Unter den vielen geistlichen Stiftungen, die der fromme Heinrich gemacht hat, ist keine wichtiger, als die Errichtung des Bisthums Bamberg. Der dazu gehörige Landstrich am Fuße des Fichtelgebirges und an den anmuthigen Ufern des Mains und an der Rednitz war ihm von je her besonders theuer gewesen. Eben darum weihte er ihn dem Herrn mit inniger Liebe. Auch hatte er die Freude, daß der Papst selbst nach Bamberg kam, das neue Bisthum feierlich einzuweihen.

Doch hat Heinrich auch die Vergrößerung des deutschen Reichs nicht vernachlässigt, so weit dies auf eine rechtliche Weise geschehen konnte. Die beiden Königreiche Burgund, von denen oben gesprochen worden ist, waren im Laufe der Zeit in

eins zusammen geschmolzen. Jetzt war Rudolph III. König von Burgund; aber seine Macht bedeutete nicht viel, weil seine mächtigen Vasallen ihm über den Kopf gewachsen waren. Um sich also zu behaupten, trug er dem Kaiser Heinrich die Schutzherrschaft an, welche die Kaiser schon früher gehabt hatten, die aber nach und nach in Vergessenheit gekommen war, und da er keine Söhne hatte, so versprach er ihm, daß nach seinem Tode das Königreich Burgund ganz an Deutschland fallen sollte. Heinrich hat das zwar nicht erlebt, aber unter seinem Nachfolger ist es geschehen, doch ohne daß Deutschland davon großen Vortheil gehabt hätte.

Die letzte Unternehmung des heiligen Heinrich war sein dritter Zug nach Italien. Dieser Zug ist der wichtigste unter allen, weil dabei der Grund zum jetzigen Königreiche Neapel gelegt wurde. Sicilien nämlich war schon längst von den Saracenen oder Arabern in Besitz genommen worden; in Neapel dagegen behaupteten sich immer noch die Griechen, doch nur in einzelnen Districten; andere wieder waren von longobardischen Häuptlingen, oder von Saracenen besetzt, die schon bis dahin vorgedrungen waren. Endlich aber wurde der Druck des griechischen Statthalters zu arg; die Einwohner empörten sich, und da gerade 40 Pilger aus der Normandie hier waren, die nach dem heilgen Berge, dem Berge Gargano, *) gewallfahrt waren, **) so wurden diese kriegerischen Leute von den Einwohnern gebeten, ihnen gegen die Griechen beizustehen. Das thaten sie zwar auch, aber — sie wurden von den Griechen geschlagen. Die Einwohner wandten sich in ihrer Noth an Kaiser Heinrich II., der noch drei Jahre vor seinem Tode nach Italien ihnen zu Hülfe zog. Die Griechen zu bezwingen, war etwas Leichtes; denn sie waren damals ein eben so feiges und

---

*) Er liegt da, wo das Land in das adriatische Meer vortritt.

**) Die Normänner, welche sich in der Normandie in Frankreich niedergelassen hatten, waren Christen geworden, und viele derselben pflegten große Wallfahrten nach entfernten Orten zu unternehmen, weil sie noch immer einen Durst nach Abentheuern fühlten.

herabgewürdigtes, als stolzes Volk, und nun theilte Heinrich das Land an verschiedene Große aus. Auch die Normänner, deren Anzahl sich indessen vermehrt hatte, erhielten ein Stückchen Land, bis sie 1029 vom Herzoge von Neapel die Stadt Aversa geschenkt bekamen. Von hier haben sie sich in der Folge immer weiter ausgebreitet, besonders nachdem sich hier die Söhne des tapfern Tancred von Hauteville aus der Normandie niedergelassen hatten, von denen einer noch späterhin erwähnt werden wird.

Nach seiner Rückkehr starb der gute Heinrich 1024 auf seinem Schlosse Grona unweit Göttingen. Die fromme Kunigunde hat ihn um 14 Jahre überlebt. Sie hatte ein großes schönes Kloster, Kaufungen in Hessen, gestiftet, und in dieses trat sie nach dem Tode ihres Gatten als Nonne. Nach dem Beispiele Heinrichs und Kunigundens wurden damals sehr viele Klöster gestiftet. Ob das gut und nützlich gewesen sey, kann, wie so viele Dinge, weder ganz mit Ja noch mit Nein beantwortet werden; denn wenn dadurch freilich vielen Müssiggängern ein bequemes Unterkommen, welches sie nicht verdienten, bereitet, und also Faulheit befördert wurde, so ist doch auch gewiß, daß die Mönche in jenen Zeiten der Unwissenheit die Einzigen gewesen sind, die einige Wissenschaft trieben, und sich besonders durch Abschreiben von Büchern um die Nachwelt verdient gemacht haben. Eben so wurde in den Nonnenklöstern gar fleißig gearbeitet, und die Klosterjungfrauen wetteiferten recht unter einander, wer die künstlichsten Stickereien machen konnte. So machte es auch die heilige Kunigunde. Sie war in Verfertigung schöner Kirchengewänder und Teppiche ganz vorzüglich geschickt; nur für sich selbst wollte sie nichts Kostbares machen. Als sie auf dem Sterbebette lag, sah sie, wie man — so war es in den Klöstern gebräuchlich — ihre Todtenbahre zurechtsetzte, und goldgestickte Decken darüber breiten wollte. Darüber aber ereiferte sie sich sehr, und rief: „Nicht doch! nehmt sie weg! Diesen Schmuck will ich nicht. Nackt bin ich in die Welt gekommen, und so muß ich sie auch wieder verlassen. Nur in diese Nonnenkutte sollt ihr meinen Leib

hüllen.“ So starb sie, und wurde neben ihrem Freund und Gatten in Bamberg beigesetzt.

49. Sitten und Einrichtungen jener Zeit.

Mit Heinrichs II. Tode war das Königshaus der Sachsen ausgestorben, welches den Deutschen zwei Heinriche und drei Ottone gegeben hatte. Es hatte von 918—1024, also 106 Jahre, auf dem Throne gesessen, und Deutschland verdankte ihm viel. Ehe wir die Kaiser des folgenden Hauses betrachten, müssen wir einen Blick werfen auf den damaligen Zustand des Volks.

Der König war nicht mehr der mächtige Herr, der er sonst gewesen war. Wenn er sonst in den Krieg zog, so bot er alle seine Leute auf, ihm zu folgen. Jetzt war das anders. Seit die Vasallen, sie mochten nun Herzöge oder Grafen heißen, so mächtig geworden waren, rief er diese auf, und sie erst riefen ihre Mannen zusammen, ihnen zu folgen, so daß die Kriegsleute nicht unter dem König, sondern unter den Herzögen, und diese erst unter dem Könige standen. Und das war nicht einerlei; denn oft geschah es, daß die Herzöge mit dem Könige unzufrieden waren, und ihm den Gehorsam verweigerten. Er hing daher ganz und gar von ihrem guteu Willen ab.

Das Volk bestand immer noch aus Freien und Leibeigenen. Während diese gar kein Eigenthum besaßen, hatten jene, die man auch Ministerialen oder Dienstleute nannte, größere und kleinere Besitzungen und Höfe, oder standen am Hofe der Großen im Dienste. Aber sie waren nicht mehr so unabhängig wie einst, wo ihnen auf ihrem Hofe Niemand etwas zu sagen hatte, sondern ihrem Herrn zu gewissen Diensten verpflichtet, gehörten also einem immer etwas verachteten Stande an. Demnach bestand also das Volk im Grunde nur aus Großen und aus Knechten. Aber seit Heinrich dem Städtegründer entstand ein neuer Stand, der Bürgerstand, auf dem ohne alle Frage die Kraft einer Nation beruht. Die ersten Einwohner der Städte, die dem großen Heinrich ihre Entstehung verdankten, waren, wie schon gesagt,

theils Ministerialen, die vom König dahin gewiesen wurden, um die Mauern zu vertheidigen, theils freie Künstler und Kaufleute, die entweder aus Liebe zur Unabhängigkeit, oder weil sie kein Stück Land hatten bekommen können, in keines Herrn Diensten standen, oder endlich aus Leibeigenen, die für ihre Herrschaft die gewöhnlichsten Handwerke trieben. Wer weiß, wie lange diese Handwerke auf einer ganz untern Stufe stehen geblieben seyn würden, wenn nicht unter Otto des Großen Regierung die Silberbergwerke auf dem Harze entdeckt worden wären *). Dadurch erhielten die Künstler und Handwerker nicht nur mehr Stoff zu künstlichen Metallarbeiten, sondern es kam auch mehr Geld in den allgemeinen Verkehr, wodurch reiche Leute in den Stand gesetzt wurden, schöne Arbeiten würdevoll zu bezahlen. Auch hob sich die deutsche Kunst durch die größere Bekanntschaft mit den Griechen und Italienern. Die Deutschen, die öfter, als sie es wünschten, nach Italien geschleppt wurden, sahen hier die geschmackvollen Bau- und Kunstwerke der Alten, und es konnte nicht fehlen, daß dadurch ihr Geschmack und ihre Liebe zur Kunst weiter gefördert werden mußte. Fleißige und geschickte Künstler und Handwerker fanden nun genug zu thun auf den Schlössern der reichen Vasallen, noch mehr in den Pallästen der prachtliebenden Bischöfe, die, weil sie für keine Kinder zu sorgen hatten, ihre reichen Einkünfte auf die Ausschmückung ihrer Gemächer und auf die Bequemlichkeit des Lebens verwendeten. Bis zum Jahre 1000, wo man den jüngsten Tag erwartete, hatte man sich mit hölzernen Kirchen beholfen; nun aber, da die Gefahr vorüber war, fing man an, steinerne Gebäude aufzuführen, und baute sie mit einer so großen Pracht auf, daß die Handwerker und Künst-

*) Gewöhnlich wird ihre Entdeckung so angegeben, daß ein Ritter, der durch den Harz reiste, sein Pferd in einem Walde bei Goslar an einen Baum gebunden habe. Das unruhige Thier habe mit dem Hufe gescharrt, und als er wieder aufsteigen wollen, habe er bemerkt, das etwas auf der Erde blinke. Er habe das untersucht, und gefunden, das es eine schöne Silberstufe sey. Auf seine Anzeige seyen nun Gruben angelegt, und eine reiche Ausbeute gefunden worden.

ler daran vollauf zu thun hatten. Der steigende Verdienst aber ermunterte zu immer größerem Fleiße und zu weitrer Ausbildung ihrer Geschicklichkeit; denn der Geschickteste war auch der Gesuchteste.

Gelehrsamkeit wurde in den Klosterschulen getrieben; doch darf sie mit der unsrigen freilich nicht verglichen werden, weil den Leuten damals noch fast alle die schönen Hülfsmittel fehlten, deren wir uns erfreuen. Daher herrschte selbst unter den Großen noch viele Unwissenheit. Ein Beispiel davon ist selbst Otto der Große, der erst als Kaiser von seiner zweiten Frau, Adelheid, lesen lernte. Dagegen werden Otto II. und III. als wohlunterrichtete Herren gerühmt. Besonders zeichneten sich die Benediktinermönche durch ihre Gelehrsamkeit aus, und ihnen verdanken wir es am meisten, daß so viele schöne Werke aus dem Alterthum sich bis auf unsre Tage erhalten haben.

Die Sitten waren noch überaus roh, und die Leidenschaften brausten überall rasch auf, und gingen zu Gewaltthätigkeiten leicht über; denn die Religion bestand in jener Zeit mehr in äußern Bußübungen, Kirchengebräuchen und Geschenken an die Geistlichkeit, als in Reinigung des Herzens von unlautern Begierden und Leidenschaften. Selbst die von allen einigermaßen gebildeten Völkern dem weiblichen Geschlechte bewiesene Zartheit wurde damals noch nicht in Deutschland gefunden. Nur ein Beispiel davon: einer der tapfersten Ritter jener Zeit, Markgraf Eckhardt von Meißen, kam einst mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen, und dem Bischofe von Halberstadt nach Werla. Hier erwartete man die Schwestern des Kaisers Otto III, und hatte für sie eine Tafel zubereitet. Die unverschämten Männer aber drängten sich hinein, setzten sich an die Tafel, und aßen Alles rein auf; dann gingen sie lachend von dannen. Bei solcher Rohheit kamen natürlich eigentliche Verbrechen sehr oft vor, und wurden oft hart, doch selten mit dem Leben bestraft. Für Mörder war das eine gewöhnliche Strafe, daß man die Haare fest um einen Strick wand, und nun durch diesen die ganze Kopfhaut herunterriß, eine scheußliche, ganz der Barbarei jener Zeit würdige Strafe.

Vierte Periode.

Die deutschen Könige aus dem fränkischen Hause, 1024—1125.

---

50. Konrad II., der Salier, 1024—1039.

Bald nach dem Tode Heinrichs II. wurde bestimmt, daß auf einem großen Blachfelde am Rhein zwischen Mainz und Worms ein neuer König gewählt werden sollte; und alsbald zogen unzählbare Schaaren von beiden Seiten herbei. Da sah man jedes deutsche Volk unter seinem Herzog oder Markgrafen, die in Person erschienen, jedes unter seinem Banner. Auch die zahlreiche Geistlichkeit, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte waren nicht ausgeblieben. Die Menge war so groß, daß die weite Flur kaum sie zu fassen vermochte. Auf dem rechten Ufer standen die Sachsen, die Schwaben, die Baiern, die Böhmen und Kärnthner; auf dem linken dagegen die Franken, die Ober- und Niederlothringer. Im Strome selbst war eine Insel, auf welcher die Großen, weltliche wie geistliche, zusammentraten, um sich einen neuen König zu wählen.

Unter den vielen Fürsten fielen die Augen der Wahlherren besonders auf zwei, beide aus dem Volke der Franken, beide Konrad genannt. Der Eine war schon durch Heinrich II. seiner Tugenden wegen zum König empfohlen worden. Er war Graf der salischen Franken. Der Andere, etwas jünger als jener, war Herzog der ripuarischen Franken, und besaß größere Macht. Beide waren Enkel jenes Konrad, der in der Schlacht auf dem Lechfelde blieb, und ein Eidam Otto's I. war. Als noch die Fürsten zwischen diesen beiden schwankten, ob sie den redlicheren Grafen oder den mächtigern Herzog vorziehen sollten, nahm der ältere Konrad den jüngern Vetter bei Seite, und sprach: „laß uns dahin sehen, daß keine Zwietracht

unser Haus um die ihm zugedachte Ehre bringe. Ich gebe dir mein Wort, daß, wenn die Wahl auf dich fällt, ich ihr sogleich beitreten will; werde ich aber gewählt, so erwarte ich dasselbe von dir.“ Das versprach ihm der Jüngere, und ihre Umarmung war Allen ein Zeichen, daß keine Eifersucht den Frieden stören würde.

Jetzt rief der Erzbischof von Mainz, der zuerst stimmte, den Namen Konrads des Saliers aus. Die Bischöfe fielen ihm bei. Nach kurzer Berathschlagung mit seinen Vasallen war Konrad der Jüngere der Erste unter den Fürsten, der auch ihm seine Stimme gab, worauf dieser ihm die Hand reichte, und ihn neben sich setzte. Auch die andern Fürsten stimmten bei, und das auf beiden Ufern stehende Volk bezeigte durch lautes Freudengeschrei seinen Beifall. Nur zwei waren unzufrieden, und stahlen sich murrend aus der Versammlung, der Herzog von Oberlothringen und der Erzbischof von Köln. Aber Konrad merkte es, eilte ihnen nach, gewann sie durch freundliche Zusprache, und führte sie an der Hand in die jubelnde Versammlung zurück. Nur gegen die Frau des neuen Königs hatten Manche etwas einzuwenden, weil sie mit ihm im fünften Grade verwandt sey. So wenig man jetzt in diesem Stücke bedenklich ist, so sehr wurde damals darauf gesehen, daß unter Eheleuten ja keine Verwandtschaft statt finde. Aber Konrad erklärte mit edler Festigkeit, er werde sich seine geliebte Gisela nicht nehmen lassen, und lieber der Krone entsagen. Da ließ man die Sache ruhen.

Mit der Wahl dieses Königs waren die Deutschen sehr zufrieden. Sie hatten es auch Ursache; denn er war einer der bravsten Könige, die in Deutschland regiert haben. Schon bei dem Zuge nach der Kirche, wo er gekrönt werden sollte, zeigte er seinen rechtlichen Sinn. Es traten ihn nämlich drei Leute an, die ihn um Gerechtigkeit baten: eine Wittwe, eine Waise und ein Dienstbauer der Kirche in Mainz. Konrad blieb stehen, sie anzuhören; da erinnerte ihn einer der Fürsten, die Leute stehen zu lassen, weil man mit dem Gottesdienst auf ihn warte. „Nein!“ sprach Konrad, „es ist besser, selbst seine Pflicht zu thun, als von Andern zu hören, daß man sie thun soll; denn ihr selbst habt mir oft genug gesagt, daß nicht die

Hörer, sondern die Thäter des Worts vor Gott etwas gelten." Bald darauf kam noch ein Vierter, und stellte ihm vor, daß er unschuldig von seinem Hofe getrieben worden sey. Sogleich trug Konrad einem der Großen auf, sich seiner anzunehmen, und nun erst schritt er in die Kirche. Schon aus diesem Anfange erkannten die Deutschen mit Freude, was sie sich von seiner Gerechtigkeit versehen könnten. Und diese Hoffnung hat er auch nicht getäuscht; gleich Karl dem Großen und Otto I. wußte er Milde mit strenger Aufrechthaltung der Gesetze zu paaren.

Davon gab er gleich bei seinem ersten Römerzuge einen Beweis. Die Einwohner von Pavia hatten, sobald sie gehört, daß Heinrich II. todt sey, voll Freude darüber, den Kaiserpallast in ihrer Stadt vom Grund aus zerstört, und erklärt, sie wollten sich keinen deutschen Herrn wieder gefallen lassen. Wie sie dachten noch viele andere Städte, und diese boten die Krone in Italien mehreren französischen Großen an, die sich aber weigerten, das gefährliche Geschenk anzunehmen; man wußte ja, wie treulos die Italiener waren. Eine andere Parthei in Italien dagegen wollte Konraden zum Könige, und lud ihn ein, nach ihrem Lande zu kommen. Selbst die Bürger von Pavia erschraken über ihre That, und fürchteten die Rache des Königs. Darum schickten sie Gesandte an ihn, und ließen sich entschuldigen. Aber Konrad antwortete ihnen ernst: „auch wenn der König stirbt, so bleibt doch seine Herrschaft, so wie ein Schiff bleibt, auch wenn sein Steuermann nicht mehr da ist. Der Pallast gehört dem Könige, und nicht der Stadt; deswegen ist mein Wille, daß ihr ihn auf dem vorigen Platze wieder aufbauet." Das wollten die Bürger nicht; darum entließ sie Konrad ungnädig. Dann zog er an der Spitze seines Heers über die Alpen, und ließ die Paveser empfinden, daß der Untergebene gehorchen müsse, wenn der Vorgesetzte befiehlt. Da sie ihm gar die Thore verschlossen, so ließ er ihre Felder, Gärten, Weinpflanzungen und Landhäuser gänzlich zerstören. Ueberhaupt waren die Italiener voll Uebermuth. Ganz Oberitalien gehörte vielen kleineren und größeren, geistlichen und weltlichen Herren, die zwar alle den deut-

schen König als ihren Lehnsherrn erkennen sollten, aber dies nur höchst ungern thaten, weil sie lieber unabhängig gebieten wollten. Auch war das Land voll kleiner und großer Städte, die durch Handel und Betriebsamkeit wohlhabend, und durch Reichthum stolz und rebellisch geworden waren. Mit diesen Städten haben die folgenden Kaiser manchen harten Strauß zu bestehen gehabt. Konrad ließ sich nun in Mailand mit seiner Gisela krönen, und hielt auf der weiten Flur unfern der Stadt, die man die roncalischen Felder nennt, einen glänzenden Reichstag. Vor seinem Königszelte, welches mitten unter den vielen Zelten seiner Krieger hervorragte, war auf einer hohen Stange ein blitzendes Schild erhöht, und ein Herold machte laut kund: der König befehle, daß jeder seiner Vasallen zu diesem Schilde herbeieile; sonst würde ihm sein Lohn abgesprochen werden. Die meisten kamen, und sahen mit Staunen den mächtigen König, der ihnen zeigte, daß er zu gebieten verstehe.

Dann ging er nach Rom, und empfing hier mit Gisela die Kaiserkrönung, die dadurch noch feierlicher wurde, daß zwei Könige zugegen waren: Rudolph, König von Burgund, und Kanut der Große von Dänemark, Norwegen und England. Jener war gekommen, um sich mit Konrad zu versöhnen; denn er hatte sich anfangs geweigert, jenen oben mit Heinrich II. geschlossenen Vertrag, die Abtretung seines Königreichs an Deutschland betreffend, auch dem Konrad zu erfüllen, bis dieser ihn dazu zwang; darum wollte er sich jetzt mit ihm am Grabe des Apostels Petrus versöhnen. Kanut aber war da, um als Pilger zu wallfahren. Er hatte auch seine Tochter Kunihild (Kunigunda) bei sich; beide Könige, Konrad und Kanut wurden eins, das Kunihild dem Sohne Konrads, Heinrich, zur Frau gegeben wurde, wofür der Kaiser dem dänischen Könige die Mark Schleswig abtrat, die so dem deutschen Reiche mehr Unkosten machte, als Nutzen gewährte, und so wurde die Eider wieder die Gränze des deutschen Reichs nach Dänemark hin.

Aus Italien wurde der Kaiser durch einen höchst traurigen Vorfall nach Deutschland zurückgerufen. Seine Frau, Gisela, war schon früher verheirathet gewesen, und hatte aus dieser

ihrer ersten Ehe mehrere Söhne, von denen der älteste, Ernst, das Herzogthum Schwaben besaß. Aber der junge Mensch hatte, so tapfer er sonst auch war, ein unruhiges Gemüth, und faßte gegen seinen Stiefvater einen Groll, weil er meinte, daß er wegen seiner Verwandtschaft mit Rudolph ein näheres Recht auf Burgund habe als wie Konrad. Jetzt benutzte er dessen Abwesenheit in Italien, und verband sich gegen seinen Vater mit dem Grafen Wolf und Grafen Werner von Kyburg, die auch mit Konrad unzufrieden waren, weil er sie gezwungen hatte, ungerecht angemaßte Kirchengüter wieder herauszugeben. Dann machte er Einfälle in die Besitzungen seines Vaters, so daß dieser aus Italien herbeieilen mußte, um dem Wesen ein Ende zu machen. Er berief eine Versammlung der Großen nach Ulm, und beschied seinen Stiefsohn vor. Dieser kam auch, aber ganz trotzig, weil er sich auf seine bewaffneten Vasallen verließ, die er mitgebracht hatte. Die gute Gisela, seine Mutter, suchte zwischen Vater und Sohn Frieden zu stiften; aber Ernst war nicht zu bewegen. Doch bald erkannte er, daß er mit zu großer Zuversicht sich auf seine Vasallen verlassen hätte. Sie erklärten ihm unumwunden, daß sie treu an ihm halten wollten gegen Jedermann, nur nicht gegen ihren Herrn und Kaiser. Von Allen verlassen, mußte er sich der Gnade seines Stiefvaters unterwerfen, und wurde fürs erste auf das Schloß Gibichenstein bei Halle geschickt. Wolf wurde aus dem Reiche verwiesen, Kyburg dagegen wehrte sich eine Zeit lang in seiner Festung, dann aber entfloh er. Erst nach drei Jahren wurde Ernst wieder frei gelassen; auch versprach ihm der Kaiser sein Herzogthum Schwaben zurückzugeben, wenn er versprechen wolle, den entflohenen Grafen von Kyburg verfolgen zu helfen. Aber Ernst sprach mit edlem Unwillen: „wie sollte ich den verrathen, der mir einzig treu geblieben ist?“ Da wurde der Kaiser sehr zornig, erklärte ihn für einen Feind des Reichs, nahm ihm alle seine Besitzungen, und die Bischöfe sprachen den Bann über ihn aus: „wir erklären dein Weib zur Wittwe, deine Kinder zu Waisen, und schicken dich im Namen des Teufels nach allen vier Ecken der Welt!“ Selbst seine Mutter Gisela wandte sich von dem trotzigen Sohne.

Der unglückliche Ernst, ausgestoßen von den Seinigen ins Elend, wandte sich nach Frankreich, und fand bei dem Grafen von Champagne Aufnahme. Hier fand sich auch sein Freund Werner von Kyburg wieder zu ihm. Als aber Ernst nach einiger Zeit hörte, daß Kaiser Konrad in einen Krieg gezogen sey, kehrte er nach Deutschland zurück, wohnte auf dem Bergschlosse Falkenstein in einer Wildniß des düsteren Schwarzwaldes, streifte umher, und lebte von Raub. Bald entdeckten die Leute des Kaisers seinen Schlupfwinkel, und nahmen ihm seine Pferde von der Weide. Da befahl er den Seinigen alle noch übrigen Pferde zu satteln, saß auf mit ihnen, und ritt fort, ohne selbst zu wissen wohin; lieber wollte er sterben, als länger so elend leben. Lange ritten sie durch die Wälder; endlich als sie herauskamen, sahen sie vor sich ein Schloß. Dieses war kurz vorher von einem kaiserlichen Kriegshaufen besetzt worden, um den Streifereien des Herzogs Einhalt zu thun. Als Ernst hörte, daß hier seine Feinde weilten, wollte er das Schloß berennen; aber auch sie hatten ihn bemerkt, stürzten hervor, und es entstand ein wüthendes Gefecht zwischen beiden. Zuletzt stürzte Ernst, aus vielen Wunden blutend, todt zu Boden; auch Werner blieb und viele Andere seiner Getreuen.

Bald darauf starb König Rudolph von Burgund, und nun wurde sein Königreich mit dem deutschen Reiche vereinigt.

Nach Italien ist Konrad noch einmal gezogen, weil die Italiener verdächtige Bewegungen machten. An der Spitze der Ungehorsamen stand der Erzbischof von Mailand, Aribert, ein gar mächtiger Herr, der in der ganzen Umgegend wie ein Fürst gebot, und besonders die kleinern Güterbesitzer unterdrückte. Die Mailänder hatten ihm ihre Regierung übertragen. Jetzt ging Konrad über die Alpen, hielt einen großen Reichstag in Pavia, wo die Vasallen des Erzbischofs diesen wegen seiner Tyrannei verklagten. Konrad gab ihnen ein gnädiges Gehör; da aber der stolze Erzbischof auf die Klagen zu antworten sich weigerte, befahl der Kaiser ihn zu greifen, und ihn in einen Gefängnißthurm abzuführen. Aber bald entwischte ihm der tückische Prälat, stellte sich an die Spitze der

Mailänder, und verhöhnte den Kaiser. Daß dieser Mailand belagerte, versteht sich von selbst; aber die Städte der Lombardei waren damals mit so starken Mauern versehen, daß er nach einigen Wochen wieder abziehen mußte. Eine sonderbare Art von Fahne muß hier noch erwähnt werden, welche jener Aribert zuerst einführte, und die auch von den andern lombardischen Städten in der Folge angenommen wurde, der Caroccio (sprich Karotscho). Es war dies ein großer, niedriger, auf 4 Rädern ruhender Wagen, unsern Leichenwagen ähnlich; in seiner Mitte ragte eine hohe Stange empor, die oben in eine goldene Kugel auslief; unter dieser Kugel flatterte zwischen zwei weißen Tüchern das Banner der Stadt, und in der Mitte sah man ein Kruzifix. Den Raum vor der Stange nahmen Bewaffnete ein, den hinter derselben aber Musicanten. Die Farbe des Wagens war roth, ebenso die der Stange. Vorgespannt waren 8 weiße Stiere, damit diese langsam gehenden Thiere die Bürger nöthigten nur langsam und bedächtig vorzugehen, und ebenso langsam, wenn es die Noth erforderte, sich zurückzuziehen. Denn es wurde für einen unauslöschlichen Schimpf gehalten, den Caroccio in die Hände der Feinde fallen zu lassen; darum wurde er auch immer von der ausgesuchtesten Mannschaft begleitet. — Ueberall stellte der kräftige Konrad das kaiserliche Ansehen in Italien her; nur Mailand konnte er nicht bezwingen. Zuletzt riß, wie so oft unter den deutschen Heeren in Italien, eine Seuche in seinem Heere ein, an welcher auch seine Schwiegertochter Kunihild starb. Er selbst kam krank und mißmüthig nach Deutschland zurück.

Ein Jahr vor seinem Tode noch hat der treffliche Konrad die Reihe seiner Thaten durch eine seiner verdientesten gekrönt, durch die Bestätigung des Gottesfriedens. Damit hatte es folgende Bewandniß: Die Befehdungen der großen und kleinen Herrn wurden von Jahr zu Jahr ärger, und am meisten litten dabei das Landvolk und die Handelsleute; denn man war ja keinen Augenblick auf der Landstraße vor Ueberfall sicher, und die besäeten Felder waren so gut als die Wälder der Schauplatz der Kämpfe. Am ärgsten war dies in

Burgund, weil der alte jüngst verstorbene Rudolph dem Unwesen nicht kräftig genug gesteuert hatte. Daher vereinigten sich hier die Erzbischöfe und Bischöfe, und machten folgendes Gesetz im Namen Gottes: daß alle Wochen vom Untergange der Sonne am Mittwoch bis eine Stunde nach Aufgang derselben am Montage alle Befehdungen ruhen sollten; ebenso wurden auch einige Wochen um Weihnachten und Ostern herum ausgenommen. Wer dagegen handle, und sich dreimal vergebens ermahnen lasse, solle von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. Damit nun die Großen dies wohlthätige Gesetz recht genau halten sollten, so gab man vor, es sey ein Brief, in dem es gestanden habe, vom Himmel gefallen. Konrad fand die Einrichtung so vernünftig, daß er das Gesetz bestätigte, welches man den Gottesfrieden nannte.

Im Jahre 1039 starb dieser treffliche Kaiser in Utrecht. Seine Gebeine wurden in der von ihm erbauten schönen Domkirche in Speier beigesetzt.

51. Heinrich III., der Schwarze, 1039—1056.

Auf den kräftigen Konrad folgte dessen und der Gisela ältester Sohn, Heinrich III., mit dem Beinamen der Schwarze, auf dem deutschen Königsthron. Er trat ganz in die Fußtapfen seines Vaters, und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß der König überall Gehorsam verlangen müsse. Die mächtigen deutschen Herzöge wurden immer mehr gedemüthigt, und selbst den Päpsten bewies er, daß er ihr Herr sey. Seine Regierung war voll Kriege. Bald mußte er den König von Polen, der seine Abhängigkeit von Deutschland gern los seyn wollte, bekriegen, bald gegen die unruhigen Burgunder ziehn, bald Streitigkeiten in Ungarn schlichten, bald die Lothringer zur Ordnung bringen, und bald die Wenden bezähmen. Ueberall erzwang er sich Gehorsam.

Seine bedeutendste Unternehmung ist sein Zug nach Italien. Hier waren drei Päpste auf einmal von drei verschiedenen Partheien gewählt worden. Den Unfug konnte Heinrich nicht länger ansehen. Er machte sich nach Italien auf.

Mailand hielt ihn nicht lange auf, weil der Erzbischof Aribert bereits mit ihm sich vertragen hatte, und daher konnte er gleich gen Rom ziehen. Mit ihm war seine zweite Frau, Agnes, die Tochter eines Grafen von Poitiers. Noch ehe er Rom erreichte, hielt er in Sutri, einem Städtchen im Kirchenstaate, eine Kirchenversammlung, auf der er zwei Päpste geradezu absetzte, und den dritten, der gegenwärtig war, bewog, seine Würde freiwillig aufzugeben. Darauf ging er nach Rom, und hier erklärten die Geistlichen, die Großen und das Volk ausdrücklich, daß der Kaiser das Recht habe, den Papst zu ernennen. Dies Recht übte auch Heinrich gleich aus, indem er einen deutschen Bischof zum Papste machte, der ihm und der Königin Agnes auch die Kaiserkrönung ertheilte. Dann ging er wieder nach Deutschland zurück.

Er starb, noch nicht 39 Jahre alt, in voller Lebenskraft, unerwartet 1056 auf dem Harze, und wurde neben seinem Vater in Speier begraben. Von ihm wird gerühmt, daß er zwar ernst und fest gegen die Ungehorsamen, aber fromm und demüthig gegen Gott gewesen sey. Nie setzte er seine Krone auf, als nachdem er gebeichtet, und, um sich seiner schwachen Menschheit zu erinnern, von einem Geistlichen sich einige Geißelhiebe hatte ertheilen lassen. Von äußerer Pracht war er kein Freund, und duldete den Aufenthalt von Sängern und Gauklern, die an andern Höfen nicht fehlen durften, an seinem Hofe durchaus nicht.

52. Heinrich IV.,*) 1056—1106.

Heinrich III. hatte noch 2 Jahre vor seinem Tode die Freude gehabt, daß die deutschen Fürsten sein kleines Söhnchen zu seinem Nachfolger erwählten, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt: „wenn er mit Gerechtigkeit regieren würde.“ Jetzt war dieser Sohn, der als Heinrich IV. nun König wurde, erst fünf Jahre alt, und seine Mutter Agnes über-

*) Dieser Abschnitt ist zum Theil nach meinem Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen Th. 2, S. 57, 2te Aufl. bearbeitet.

nahm die Vormundschaft und Regentschaft zugleich. Agnes war eine kluge, treffliche Frau, und zärtliche Mutter. Aber freilich war sie, ein schwaches Weib, diesen Zeiten nicht gewachsen, die eines kräftigen Mannes bedurften. Die deutschen Großen, rauhe, gemüthlose Menschen, machten der zarten Frau das Leben recht sauer. So sehr sie sich auch Mühe gab, sie sich zu Freunden zu machen, indem sie ihnen die erledigten Herzogthümer ertheilte, so waren sie doch feindlich gesinnt; denn sie ärgerten sich, daß sie einer Frau gehorchen sollten, und überall im Reiche brachen die Befehdungen los, weil nur die Furcht vor dem verstorbenen Kaiser sie bisher in Ruhe erhalten hatte. Wenn die Kaiserin Einen um Rath fragte, so sahen die Andern scheel dazu, und thaten nun absichtlich das, was sie ärgern mußte. Auch daß sie ihr Söhnchen bei sich erzog, war ihnen ein Anstoß. „Wie?" sagten sie, „der junge König, der einmal über uns gebieten soll, wächst heran unter Weibern und beim Spinnrocken? Das können wir nicht dulden."

Einer der ärgsten Schreier war der Erzbischof von Köln, Hanno, ein rechter Eisenkopf. Ihm schien es besonders schimpflich, daß ein Weib das Regiment führe, und daß sie ihn nicht zu ihrem Rathgeber machte. Gleiche Gefühle vereinigen die Menschen schnell. So traten bald mit ihm in Verbindung zwei gleichdenkende Männer, der tapfre Sachse Otto von Nordheim, dem Agnes noch dazu eben erst das Herzogthum Baiern verliehen hatte, und Markgraf Ekbert von Meißen, einer der muthigsten Ritter seiner Zeit. Sie kamen mit einander überein, daß der junge König, der indeß ein Alter von 9 Jahren erreicht hatte, der Mutter entführt werden müßte, und luden ihn dazu mit der Kaiserin nach Kaiserswerth am Rhein ein, dort das Osterfest zu feiern. Hanno ließ ein Schiff bauen, es recht reich und künstlich ausschmücken, und den Rhein hinabfahren, bis nach Kaiserswerth, wohin die Kaiserin mit dem jungen Könige wirklich kam. Hanno that recht freundlich, und als Heinrich bei der Tafel gerade recht aufgeweckt war, erzählte ihm der schlaue Priester viel von seinem schöneingerichteten Schiffe, welches nahe am Ufer läge, und schlug eine Lustfahrt

nach einer nahen Rheininsel vor. Der kleine König wurde neugierig; er wollte es sehen. Hanno zog mit ihm hin, stieg ein, und schnell stießen die schon dazu gestempelten Schiffer vom Ufer ab. Jetzt merkte Heinrich Verrath; er glaubte, man trachte ihm nach dem Leben; es wurde ihm angst nach seiner Mutter, die am Ufer zurückgeblieben war, und da alles Flehen, wieder zurückzufahren, nichts half, so sprang er über Bord, um zurückzuschwimmen. Aber der Strudel riß ihn fort, und er wäre ertrunken, wäre ihm nicht Markgraf Ekbert schnell nachgesprungen, der ihn herauszog, und wieder aufs Schiff brachte. Hier suchte ihn Hanno zu beruhigen, und brachte ihn glücklich nach Köln, so sehr auch die jammernde Mutter am Ufer die Hände rang. Seit der Zeit hat die arme Frau keine glückliche Stunde mehr gehabt. Ueberall fehlte ihr der geliebte Sohn, der ihr nicht einmal Nachricht von sich geben konnte — in so strengem Gewahrsam wurde der Kleine gehalten. Wir haben noch einige Briefe übrig, welche ein würdiger Geistlicher damals an die unglückliche Agnes schrieb, in denen er ihr mit biedrer Herzlichkeit Trost zuspricht, und sie bittet, ihr Gemüth auf das hinzulenken, was über alles Irdische leicht tröstet. Sie beschloß, auf die Freuden dieses Lebens nun ganz zu verzichten, und ihr Leben nur Gott zu weihen. Dazu reiste sie auch nach Rom, und hier sah man sie, von Kummer tief gebeugt, oft vor den Stufen des Altars in andächtigem Gebete zubringen.

Heinrich führte anfänglich in Köln ein trauriges Leben. Kein Mensch wurde vor ihn gelassen; Hanno behandelte ihn streng und mit Härte, ließ ihn fleißig Latein lernen, und dabei hart züchtigen. Doch war ihm diese Strenge gewiß nützlicher, als die Freiheit, die er ihm nachher gewährte. Zuletzt ließ er ihn Alles machen, was er wollte, und statt ihn sorgfältig zu unterrichten und in Geschäften zu üben, erlaubte er ihm, den ganzen Tag herumzulaufen, auf die Jagd zu gehen und Possen zu treiben.

Außer Hanno war noch ein andrer ehrgeiziger Erzbischof in Deutschland, Adalbert von Bremen. Das war ein ganz andrer Mann: geistreich, feingebildet, voll Geschmack und Sinn für Lebensgenuß. Hanno erschien ihm wie ein roher und gemei-

ner Mensch. Als Hanno's bittrer Feind mißgönnte er ihm die Vormundschaft über den jungen Kaiser, und ruhte nicht eher, bis er den kleinen Heinrich, während Hanno nach Italien gereist war, an sich gelockt, und nach Bremen gebracht hatte. Hier ging diesem ein ganz andres Leben an. Adalbert war ein heiterer, lustiger Mann, ein Freund fröhlicher Gesellschaft, immer von Schauspielern, Taschenspielern und Gauklern umgeben. Dem jungen König war das eben recht, und er führte in Bremen ein rechtes Herrenleben. Den Adalbert und seine Freunde aber ließ er im Reiche schalten und walten, worüber Keiner mehr murrte, als des Erzbischofs nächste Nachbarn, die Sachsen, die mit ihm in beständigem Hader lagen. Daß bei solcher Erziehung aus dem armen Heinrich nicht viel werden konnte, war natürlich. Er wuchs wild und ohne Kenntnisse auf, lernte nie seinen Willen bezähmen, und hörte mit Vergnügen von Adalbert den Grundsatz: einem König sey Alles erlaubt. Die Herzöge schilderte ihm Adalbert als gefährliche, und die Deutschen überhaupt als dumme Menschen. Bei solcher Wirthschaft, da Niemand sich um das Reich bekümmerte, ging hier Alles darunter und darüber; Jeder that, was ihm gefiel; der Befehdungen war kein Ende, Keiner mehr seines Lebens sicher. Und dies Alles wurde — dem Heinrich beigemessen, weil er fast zu jeder Ungerechtigkeit den Namen hergeben mußte.

Endlich riß den Deutschen die Geduld. Besonders waren die Sachsen unzufrieden, weil Heinrich mit Adalbert in Goslar sich aufhielt, und dieser Aufenthalt den Sachsen viel Geld kostete. Erzbischof Hanno freute sich dieser Stimmung, berief die Großen nach Tribur am Rhein, und hier erklärten Alle, Adalbert müßte vom Könige getrennt werden. Zwar reiste auf die Nachricht davon Heinrich sogleich mit seinem Freunde auch nach dem Rheine; als er aber nach Ingelheim kam, umzingelten die Fürsten seinen Pallast, nöthigten den König durch Drohungen zu dem Versprechen, den Adalbert zu entlassen, und besser zu regieren, und Adalbert wäre vor seinen Augen gemißhandelt worden, hätte er sich nicht geschwind fortgemacht.

Jetzt war Heinrich zwar erst 16 Jahre alt; dennoch verlangten die Großen, daß er eine Frau nehmen sollte, damit

er sich an ein stilleres, ordentlicheres Leben gewöhnen möchte. Unglücklicherweise wählte er sich Bertha, eines italienischen Markgrafen Tochter, eine liebe, herzensgute Frau, aber so wenig anziehend, daß Heinrich sich recht unglücklich mit ihr fühlte, und nun erst recht unordentlich wurde. Auch Adalbert wurde nach einiger Zeit wieder zurückgeholt, und während die arme Bertha sich über die Gleichgültigkeit ihres Mannes die Augen roth weinte, trieb dieser sich in leichtsinniger Gesellschaft herum. Wie gern hätte er sich von ihr scheiden lassen! denn je treuer und liebevoller sie sich an ihn anschloß, desto widerwärtiger erschien sie ihm; aber sie war so engelrein, daß auch nicht der geringste Grund zur Scheidung da war. Recht schändlich war aber vom Heinrich, daß er sie mit lauter unordentlichen Leuten umgab, denen er eine Belohnung versprach, wenn sie das treue Weib zu Schlechtigkeiten verleiten könnten, damit er nur eine Schuld auf sie bringen könnte. Aber das war Alles vergebens. Endlich merkte sie seine Absicht. Sie stellte sich also nachgiebig, und als nun der Verführer herangeschlichen kam, und hinter ihm her Heinrich selbst, der an der Thüre lauschend stehen blieb, so gerbte sie erst jenen, und dann ihren Gatten mit Gerten so derb aus, daß sie beschämt davon liefen. Auf Heinrich machte diese Züchtigung einen recht guten Eindruck; denn er, der von Herzen nicht böse war, wurde durch die unbestechliche Tugend und Treue seiner Frau so gerührt, daß er sie seitdem, wenn er sie auch nicht eigentlich lieben konnte, doch mit großer Ehrerbietung behandelte, und nun von Scheidung nicht mehr die Rede war.

Heinrich hatte nun selbst die Regierung übernommen. Hätte er ahnen können, welche Leiden ihm bevorstanden, er hätte gewiß nie ans Regieren gedacht. Wie wollte er Andere, und noch dazu so rohe, unbändige, widerspenstige Fürsten, beherrschen, da er sich selbst nicht zu beherrschen verstand? Böse war er nicht, vielmehr verriethen alle seine Aeußerungen Gutmüthigkeit; von Rachsucht, Heimtücke, Nachtragen war bei ihm keine Spur. Aber dafür fehlte es ihm ganz an Festigkeit des Charakters, und er war zu Allem zu bringen. Waren seine Rathgeber gut, so handelte er gut; waren sie schlecht, so handelte er auch schlecht, und rieth ihm Niemand, so

schwankte er hin und her, und wählte zuletzt gewiß das Verderblichste. Daher finden wir ihn bald jähzornig, feige, tyrannisch, bald sanft, heldenmüthig, mitleidig und großmüthig, je nachdem sein aufgeregtes Gefühl ihn hierhin oder dahin führte. So war und blieb der arme Mann Zeit seines Lebens, und daher ist auch Keiner so recht eigentlich vom Mißgeschick verfolgt worden, wie er. Für die Thorheiten seiner Jugend hat er schwer — sehr schwer büßen müssen.

Von der Herrschaft Hanno's machte er sich bald los; dagegen vermochte Adalbert Alles über ihn, und da dieser ein Feind der Sachsen war, so redete er dem Könige zu, dieses Volk bei jeder Gelegenheit zu kränken. Wir wissen schon von der Geschichte Karls des Großen her, was für ein freiheitliebendes, unruhiges und tapferes Volk die Sachsen waren, mit denen Heinrich recht säuberlich hätte umgehen sollen. Aber Adalbert redete ihm immer vor, mit ihnen müßte man keine Umstände machen; sie wären empörungssüchtig, und könnten nur durch Strenge in Zaum gehalten werden. Heinrich, statt die Herzen der biedern Sachsen zu gewinnen, ließ überall in ihrem Lande Schlösser aufführen, in welche er fränkische Kriegsleute legte, welche die Gegend umher ausplünderten und die Landleute bedrückten. Von Heinrich selbst erzählte man sich, er habe einmal in Sachsen auf einem Berge gestanden, sich von da im Lande umgesehen, und dann gesagt: „Sachsen ist ein schönes Land; aber die darin wohnen, sind nichtswürdige Knechte!“ Das wurde schnell herumerzählt, und machte böses Blut. Besonders machte sich Heinrich auch dadurch verhaßt, daß er die sächsischen Großen so wenig schonte. Keiner war aber hier so in Ansehen, als jener Otto von Nordheim. Gegen diesen trat jetzt, vermuthlich vom Könige angestiftet, ein Edelmann, Namens Egino, ein Mann von übelberüchtigten Sitten auf, und behauptete vor Gericht, Otto habe ihn verleiten wollen, den König zu ermorden. Das war gewiß erlogen; aber Heinrich ließ Otto vor sich fordern, und da dieser die That leugnete, so verlangte jener, daß ein gerichtlicher Zweikampf entscheiden sollte. „Nimmermehr,“ rief Otto voll edlen Unwillens, „werde ich mich mit einem solchen Menschen

schlagen." Heinrich verurtheilte ihn darum als einen Majestätsverbrecher zum Tode, und ließ seine schönen Güter in Sachsen fürchterlich verwüsten. Otto eilte herbei, um das zu rächen, und wurde dafür nun gar seines Herzogthums Baiern entsetzt, welches er einem tückischen Italiener, Wolf, gab. Die Gährung wurde immer größer, die festen Schlösser in Sachsen mehrten sich, der Druck nahm an Härte von Tage zu Tage zu. Da beschlossen die Sachsen und Thüringer, den Unfug nicht länger zu dulden, und sich an den Papst zu wenden.

Eben war gerade ein neuer Papst gewählt worden, Gregor VII., ein Mann, der bestimmt war, die päpstliche Gewalt auf den höchsten Gipfel zu bringen (1073). Eigentlich hieß er Hildebrand; sein Vater war ein Zimmermann, der aber bald merkte, daß in seinem Sohne ungemeine Anlagen steckten, und ihn daher einem Geistlichen zur Erziehung übergab. Der Unterricht schlug bei dem Knaben trefflich an; er wurde Mönch, und stieg, da er sich durch Frömmigkeit, Strenge der Sitten und Gelehrsamkeit vor Vielen hervorthat, immer höher, bis ihn die Cardinäle (so heißen die vornehmsten Geistlichen, die den Papst wählen) zum Papst ernannten. Seine Wahl geschah auf folgende Art: Die Cardinäle versammelten das römische Volk, und riefen ihm zu: „Hildebrand, den Archidiaconus, haben wir zum Papste erhoben, daß er unser beständiger Herr sey, und Gregorius heiße; das wollen und billigen wir. Gefällt er euch?" — Das Volk antwortete: „er gefällt uns." — Wollt ihr ihn?" — „Wir wollen ihn." — „Lobt ihr ihn?" — „Wir loben ihn." —

Sonst war es üblich gewesen, daß der Kaiser den Papst ernannte, und noch erst unter Heinrich III. war dies ihm von den Römern eingeräumt worden. Aber Gregor dachte darüber anders. Das hatte er schon gezeigt, als er noch Benedictiner im Kloster Clugny in Frankreich war. Einer der frühern Päpste nämlich, den Heinrich III. eingesetzt hatte, kam zu ihm, und machte ihm den Antrag, sein Rathgeber zu werden. Aber wie erstaunte er, als ihm Hildebrand erklärte, er könne ihn gar nicht als rechtmäßigen Papst betrachten, weil er widerrechtlich, durch einen weltlichen Fürsten, auf den päpstlichen Stuhl erhoben sey. Und nun wußte er ihm so überzeugend zu Gemüthe zu führen,

welcher Nachtheil für die Päpste daraus entstände, wenn man dem Kaiser einen Einfluß auf die Wahl gestatte, daß der Papst ihm Recht gab, seinen Ehrenschmuck wieder ablegte, und in einer einfachen Mönchskutte mit ihm nach Rom zurückreiste. Hier legte er den päpstlichen Schmuck erst dann wieder an, nachdem er sich von den Geistlichen und dem Volk auf die oben beschriebene Weise noch einmal hatte wählen lassen. — Nach dieser damals schon gezeigten Gesinnung that nun Gregor jetzt weiter nichts, als daß er dem Könige Heinrich seine Wahl melden ließ. Dieser aber war darüber sehr ungehalten, und ließ ihn durch einen besondern Gesandten fragen, mit welchem Rechte er denn gewählt sey? — Der schlaue Gregor stellte sich ganz demüthig, um nur erst die Bestätigung zu erhalten. „Herr Graf;“ sagte er zu dem kaiserlichen Gesandten, „Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Ehre nicht gesucht habe, sondern daß sie mir von den Römern mit Gewalt aufgebürdet ist. Die Einweihung will ich auch durchaus nicht eher mit mir vornehmen lassen, bis ich des Kaisers Willen weiß.“ — Heinrich wurde durch diese Bescheidenheit ganz gerührt. Er genehmigte nicht nur die Wahl, sondern befahl auch, ihn sogleich zum Papste zu weihen. Wie schwer mag er dies späterhin bereut haben!

Nun ging Gregor rasch an sein Werk. Fest stand in seiner Seele der Entschluß, die Geistlichkeit ganz loszumachen von der Herrschaft der Fürsten. Die Gewalt dieser sey irdisch, die Geistlichkeit aber stehe nur unter Gott, und Gott und Jesus würden auf Erden vorgestellt durch den Papst; also müßte dieser Herr seyn über die ganze Erde. Diese grenzenlose Herrschsucht hat der kühne Gregor auch wirklich durchgeführt, und sich zum Schrekken aller christlichen Fürsten gemacht. Um aber die Geistlichen mehr von dem Einflusse der Fürsten loszureißen, verbot er jenen die Ehe. Bis dahin war es allen Geistlichen erlaubt gewesen zu heirathen. Es hatte zwar auch früher schon nicht an solchen gefehlt, die für sich allein, ehelos, gelebt hatten, weil sie damit Gott einen Dienst zu erweisen geglaubt; aber es war diese Ehelosigkeit (Cölibat nannte man sie) doch nicht allgemein gewesen. Gregor aber befahl sie mit Strenge; denn dadurch, daß die verehlichten Priester Kinder hatten, deren Versorgung sie

allein von ihrem Landesherrn erwarten konnten, waren sie mit starken Banden an diesen gefesselt, und durften es mit ihm nicht verderben. Daß des Papstes Verordnung des Cölibats vielen Widerspruch fand, war sehr natürlich; denn wer wird sich gern auf Befehl eines Andern von seinem Weibe und seinen Kindern trennen? Besonders in Deutschland entstand ein greulicher Lärm, als der päpstliche Befehl ankam. Der Erzbischof von Mainz rief die Geistlichen zusammen, und theilte ihnen den Willen Gregors mit. Da fehlte wenig, daß sie den Erzbischof gemißhandelt hätten, und als er im folgenden Jahre den Befehl noch einmal bekannt machte, drohten sie ihm mit Fäusten, so daß er sich eilig fortmachen mußte. Gregor aber ließ sich durch den Widerspruch nicht stören. Er gab durchaus nicht nach, und so mußte man zuletzt wohl ihm nachgeben. Denn er sprach über alle die den Bann aus, die bei einem verheiratheten Priester Messe hören würden, und nun sahen diese mit einem Male ihre Beichtstühle leer, und wo sie sich sehen ließen, wurden sie vom Volke mit Schimpfreden verfolgt. Das wirkte mehr als des Papstes Befehl. Nur Wenige hatten Festigkeit genug, ihre Frauen trotz des Geschreies des Pöbels zu behalten; wenigstens heirathete nun kein Geistlicher mehr, und so ist es in der katholischen Kirche noch bis heute.

Wie er künftig mit den weltlichen Fürsten zu verfahren im Sinne habe, zeigte er zuerst in Spanien. Er schrieb einen Brief an die spanischen Großen: „ihr wißt doch, wie wir hoffen, daß Spanien seit alten Zeiten das Besitzthum des heiligen Petrus ist, und obgleich das Land lange von Heiden besessen worden, so ist dadurch nicht das Recht des Besitzes aufgehoben. Nach dem Gesetze gehört es keinem Sterblichen, sondern allein dem apostolischen Stuhle.“ Zugleich gab er ihnen zu verstehen, daß sie sich mit ihm durch Geld abfinden sollten. Die ehrlichen Spanier wunderten sich nicht wenig über diese Behauptungen, die ihnen ganz neu waren. Sie hatten nie gehört, daß der Papst oder der Apostel Petrus nur einen Fingerbreit in Spanien besessen hätten; ja dieser war nicht einmal nach Spanien gekommen. Sie sahen sich ver-

wundert an; da aber der Papst seine Behauptung so keck hinstellte, und sie in der Geschichte der Vorzeit eben nicht sehr bewandert waren, so dachten sie: „er muß doch wohl wissen, was er sagt," und unterwarfen sich. So machte es Gregor mit mehreren Fürsten. Gegen König Heinrich erklärte er sich: er habe die Absicht, ihn nächstens durch Gesandte zu unterweisen, was er zum Heil der Kirche und zur Ehre der königlichen Würde zu thun habe. Werde er auf seine Vorschrift hören, so würde er sich freuen; wenn er ihm aber Ungehorsam bewiese, so würde er ihm zeigen, was er vermöchte.

Heinrich war damals in einer sehr mißlichen Lage, in die er sich aber ganz allein gestürzt hatte. Die Sachsen sahen jetzt deutlich, daß er sie ganz zu Boden drücken wollte. Alle Tage stürzten die königlichen Kriegsknechte wie Räuber über das Eigenthum der Sachsen her, forderten ungeheure Zölle und Abgaben, führten ganze Heerden hinweg, zwangen die Einwohner als Knechte zu dienen, und wenn Einer nur im Geringsten murrte, so wurde er gleich ins Gefängniß geworfen, aus dem Niemand anders loskam, als mit Hingebung seines ganzen Vermögens. Klagte man beim König, so erhielt man kein Gehör, oder wurde mit schnöden Worten zurückgeschickt. Einmal berief Heinrich alle sächsischen Fürsten nach Goslar, um mit ihnen Wichtiges zu berathen. Alle kamen, und warteten auf die Erscheinung des Königs. Sie warteten eine Stunde und wieder eine, bis endlich ganz spät am Abend ihnen ein Höfling den Bescheid brachte, sie könnten nur wieder aus einander gehen; der König habe keine Zeit. Zugleich erfuhren sie, er habe unterdessen beim Würfelspiel gesessen! So unklug rannte Heinrich in sein Unglück hinein! —

Die Sachsen traten, unter Otto's von Nordheim Vorsitz, zusammen, und rathschlagten, was zu thun sey. Viele wollten gleich darein schlagen; aber die Vernünftigern wollten noch einmal erst den Weg der Güte versuchen. Sie schickten drei Abgeordnete an Heinrich, der eben wieder in Goslar war. Sie sprachen: „Adeligster König! Das Volk der Sachsen, welches keiner Nation an Muth wie an Treue nachsteht, bittet dich, die Rechte der Altväter, die alte Freiheit des Lan-

des ihm wiederzugeben. Ausländer und Dürftige maßen sich mit Gewalt unsre Güter an, und entziehen Eingebornen die Waldungen, Weiden und Heerden. Lässest du uns nach vaterländischer Sitte leben, so wird kein Volk in Deutschland und Frankreich treuer und ergebener gefunden werden." — Das war gut und vernünftig gesprochen. Heinrich aber fuhr sie stolz an, und entließ sie mit allgemeinen Vertröstungen. Nun war ihre Geduld erschöpft. An 60,000 standen schnell unter den Waffen, und zogen gen Goslar, wo Heinrich noch war. Das hatte dieser nicht erwartet; bestürzt floh er nach seiner geliebten Harzburg *). Aber die Sachsen folgten ihm schnell, und schlossen diese und viele andre Burgen ein. Jetzt bereute er seinen unzeitigen Stolz, und hätte sich gern mit ihnen vertragen. Er schickte auch Gesandte ins sächsische Lager, und ließ ihnen Versprechungen machen; sie aber antworteten: „wir können der Aufrichtigkeit des Königs nicht trauen, bevor er uns keinen Beweis davon giebt. Erst zerstöre er selbst die Burgen, die er in unserm Lande gebaut hat." Dazu konnte er sich aber nicht entschließen, dem Trotz des Volks nachzugeben. Er benutzte eine dunkle Nacht, stieg, während die Sachsen den, wie sie glaubten, einzigen Ausgang der Burg bewachten, über die Mauer, und entkam, von einem Jäger geführt, glücklich durch die Schluchten des Harzgebirges, nachdem er seine Schätze und die Reichskleinodien in Säcken heimlich hatte fortbringen lassen. Drei Tage und drei Nächte irrte er in dem unermeßlichen Walde umher, der damals vom Harze an bis über Thüringen hinaus sich erstreckte, und bei jedem Geräusch sah er sich mit Schrecken um, ob auch

*) Auf einem der nördlichen Vorberge des Harzes, zwischen Goslar und Ilsenburg, befinden sich noch jetzt die Ruinen der einst so hochberühmten Feste. Dort, wo damals ein glänzendes Kaiserliches Hoflager war, wo eine reichdotirte Geistlichkeit in der kaiserlichen Stiftskirche den Gottesdienst versah, herrscht jetzt Oede und Graus, und nicht ohne Beschwerde klettert der einsame Wanderer zwischen Mauertrümmern, Felsen und Baumgestrüppen umher.

nicht die gefürchteten Sachsen schon hinter ihm wären. Endlich kam er nach Hessen. Die Sachsen ließen ihn ruhig ziehen, machten sich schnell über seine Bergschlösser her, und zerstörten sie aus dem Grunde. Noch jetzt sieht man auf vielen Bergen des Harzes die grauen Trümmer aus jener Zeit. Das Alles geschah in demselben Jahre, in welchem Gregor Papst geworden war, 1073.

Heinrich hatte indessen in Hessen die Fürsten, die es mit ihm gut meinten, herbeigerufen, und fußfällig gebeten, ihn nicht zu verlassen, und wirklich sagten sie ihm auch Hülfe zu. Aber er selbst verdarb ja Alles. Denn zuerst verlor er den Muth, mit den Sachsen zu kämpfen, und bot ihnen Frieden an; sie aber trauten seinen Versprechungen nicht, und wählten Herzog Rudolph von Schwaben zu ihrem Könige. Dieser Mann war edeldenkend genug, zu erklären, er könne die Wahl nur dann annehmen, wenn alle Fürsten ihn verlangten. Heinrich nun, statt dieses rechtliche Betragen anzuerkennen, wollte einen seiner Krieger bereden, diesen Rudolph und noch einen andern Herzog heimtückisch zu ermorden. Wenigstens trat dieser Mann auf, und behauptete das mit der größten Bestimmtheit; zwar leugnete Heinrich, aber wer konnte ihm glauben? Dieser unwürdige Vorfall bewog nun Viele, die bisher noch an ihm gehangen hatten, sich zu den Sachsen zu wenden. In dieser Noth reiste er nach dem Rhein, wo er noch die meiste Liebe genoß, und bat die Städte um Beistand, was bisher noch nie geschehen war. Die Stadt Worms war dazu sogleich bereit, und die Bürger zogen ihm in großer Menge, schön bewaffnet, entgegen, und versicherten, Gut und Blut für ihn hingeben zu wollen. So treu meinte es das deutsche Volk immer mit seinen angestammten Fürsten: aber von je her haben diese dem Volke nicht unbedingt vertraut, und im Adel eine Stütze gesucht, die der Fürst, der die Liebe seines Volks verdient, wahrlich nicht gebraucht!

Aber was half ihm diese geringe Macht! Wie wollte er mit den Wenigen dem ganzen Volke der Sachsen widerstehen? Darum hielt er es für gerathen, lieber den Sachsen noch einmal Frieden anzubieten. Das ließen sie sich gefallen, aber

unter schweren Bedingungen: dem Otto von Nordheim Baiern wiederzugeben, Allen zu verzeihen, nicht mehr immer in Sachsen zu wohnen, sich besser aufzuführen, und zuzugeben, daß alle seine Schlösser in Sachsen zerstört würden. Mit schwerem Herzen unterzeichnete er diesen Frieden; dann reiste er weg aus Sachsenland, um die Zerstörung seiner noch übrigen Burgen nicht mit eigenen Augen anzusehen.

Unter diesen Schlössern lag ihm keines so sehr am Herzen, als seine geliebte Harzburg, und er hatte ausdrücklich gebeten, nur die Ringmauern zu zerstören, das Schloß selbst aber stehen zu lassen. Aber die Sachsen waren gar zu erbittert auf diese Burg, weil die fränkische Besatzung dem Lande so vielen Schaden zugefügt hatte; sie zerstörten das ganze Schloß gegen den Willen der Fürsten, verbrannten die Kirche, und warfen sogar die Leichen eines Bruders und eines Söhnchens des Kaisers aus ihren Gräbern heraus. Die Fürsten bestraften die Thäter; aber Heinrich war so aufgebracht über den Frevel, daß er den Frieden brach, und die Fürsten des südlichen Deutschlands flehentlich um Hülfe bat. So viele Gewalt hat über die Gemüther der Menschen die Achtung vor dem rechtmäßigen Fürsten, daß er, sobald er nur etwas nachgab, auch wieder Anhang fand; ja es strömte ihm von allen Seiten so viel Kriegsvolk zu, daß sich die Sachsen ganz verlassen sahen, und Heinrich an der Spitze einer furchtbaren Kriegsmacht stand. Da sah man einmal wieder recht, was für ein trotziges und verzagtes Ding das menschliche Herz ist. Heinrich, der erst noch vor Kurzem vor den Fürsten auf den Knien gelegen hatte, wies jetzt die sächsischen Gesandten, die ihm Unterwerfung anboten, mit Stolz und Drohungen ab, und die sonst so übermüthigen Sachsen ließen ihm sagen, sie wären bereit, ihm allen angerichteten Schaden zu vergüten, und den König in Bußkleidern und mit bloßen Füßen um Vergebung zu bitten.

Nun zog Heinrich schnell gegen die Sachsen zu Felde. Diese und die Thüringer hatten sich bei Langensalza in Thüringen an der Unstrut gelagert, und ergötzten sich mit Trinken und Spielen, als plötzlich Heinrich mit seinem herrlich ge-

rüsteten Heere sie überfiel. Dennoch war der Widerstand der Sachsen sehr hartnäckig; besonders zeichnete sich Otto von Nordheim aus, der wie ein Adler an der Spitze einer ausgewählten Schaar bald hier, bald dort war, und furchtbar unter seinen Feinden metzelte. Aber auch Heinrich focht mit Löwenmuth. Er tummelte ein wildes Kampfroß, und hieb mit eigner Hand viele Sachsen nieder. Am späten Abend siegte endlich Heinrich durch seine große Uebermacht, und die Sachsen zerstreuten sich in regelloser Flucht. Darauf zog Heinrich in das Land der Sachsen, und verwüstete es auf eine recht hämische Weise, damit sich ihm die Sachsen auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Viele von ihnen wurden eingekerkert, und ihre letzten Freiheiten ihnen genommen.

Da wandten sie sich denn in ihrer großen Noth nach Rom an Papst Gregor VII., der damals gerade schon mit Heinrich in großer Spannung lebte. Heinrich, aufgeblasen durch seinen Sieg an der Unstrut, empfing alle Warnungen Gregor's mit Spott und Hohn, antwortete auf seine Ermahnungen gar nicht, oder mit schnöden Worten, und ahnte das schwere Ungewitter nicht, das sich jetzt über seinem sorglosen Haupte zusammenzog. Da erschienen plötzlich päpstliche Legaten vor ihm, die ihm vom Papste die ernstliche Weisung brachten, sich binnen 60 Tagen in Rom vor einer geistlichen Versammlung einzufinden, um von den gegen ihn angebrachten Beschuldigungen Rechenschaft abzulegen; widrigenfalls würde er an demselben Tage mit dem apostolischen Fluche aus der Kirchengemeinschaft gestoßen werden.

Heinrich knirschte vor Wuth über die Anmaßung des Papstes, einen Kaiser nach Rom zu bescheiden. Er jagte die Legaten mit Schimpf von dannen, berief die deutschen Bischöfe schnell nach Worms, und hatte die Freude, daß diese Kirchenversammlung die Absetzung über den Papst aussprach. Heinrich unterschrieb mit fröhlichem Herzen, und dachte nun aller Gefahr überhoben zu seyn. Sein Vater hatte ja auch 3 Päpste abgesetzt. Aber er vergaß, daß er kein Heinrich III., und Gregor kein gewöhnlicher Papst sey. Das Absetzungsschreiben schickte er nun durch einen muthvollen Gesandten, Roland von

Parma, mit einem derben Briefe nach Rom, wo eben Gregor die angekündigte Versammlung halten wollte. Was der kaiserliche Gesandte bringe, wußte noch Keiner; auch brachte Niemand ein Wort von ihm heraus, bis die Versammlung zusammentrat. Hier saß Gregor im päpstlichen Ornate auf seinem erhabenen Stuhle, um ihn herum die Cardinäle und Bischöfe, alle in der Erwartung, der Gesandte werde im Namen seines Herrn die demüthigsten Entschuldigungen vorbringen. Da trat Roland herein, wandte sich zum Papste, und rief: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien verkündigen dir den Befehl: Du sollst den dir angemaßten Stuhl Petri und die römische Kirche gleich verlassen; denn ohne des Kaisers Genehmigung darfst du dir diese Ehre nicht herausnehmen." — Und ehe noch der Papst sich von seinem Erstaunen erholen konnte, wandte er sich zu den umhersitzenden Geistlichen, die nicht wußten, ob sie recht hörten, und sprach: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß ihr zum nächsten Pfingstfeste euch vor dem Könige stellen sollt, aus seinen Händen einen andern Papst und Vater zu erhalten; denn dieser hier ist nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden." —

Wer beschreibt das Erstaunen und den Unwillen, der die Versammlung ergriff! Die Unternehmendsten sprangen wüthend von ihren Sitzen auf, stürzten auf den Gesandten ein, und hätten ihn zerfleischt, wenn nicht Gregor mit Festigkeit zwischen sie getreten wäre, und ihrem Eifer gewehrt hätte. Dann las er den empfangenen Brief des Kaisers mit lauter Stimme der Versammlung vor. Darin wurden ihm recht derbe Wahrheiten gesagt. Er lautete:

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Anordnung König, an den nicht apostolischen, sondern falschen Mönch Hildebrand. Diese Begrüßung hast du durch deine Verwirrung verdient, da du keinen Stand der Kirche übergangen hast, ohne ihn mit Unheil, statt mit Ehre, mit Fluch, statt mit Segen zu erfüllen. Um nur Weniges von Vielem anzuführen: Du hast erklärt, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aeltesten, die Gesalbten des Herrn, wüßten nichts; du

allein wüßtest alles, und dies Wissen hast du nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung der Kirche zu gebrauchen getrachtet. Und dies Alles haben wir ertragen, weil wir die Ehre des apostolischen Stuhles erhalten wollten. Aber du hast unsre Demuth für Furchtsamkeit gehalten, und darum dich nicht gescheut, dich gegen unsere von Gott selbst uns übertragene Königsgewalt zu erheben, und uns mit ihrer Entreißung zu drohen, gleichsam als wenn wir von dir die Krone empfangen, als wenn das Königreich und Kaiserthum in deiner und nicht in Gottes Hand stände. Dieser unser Herr Jesus Christus hat uns zum Königreiche, dich aber nicht zum Priesterthume berufen," u. s. w. Zuletzt endigt der Brief mit den Worten: „Sollte Jemand, entweder ich, oder ein Engel im Himmel, euch anders verkündigen, als wir euch verkündigt haben, der sey verflucht! Du also, durch diesen Fluch und durch das Urtheil aller Bischöfe, so wie durch das Unsrige verdammt, steige herab! Verlaß den apostolischen Stuhl, den du dir angemaßt hast! Es soll ein Andrer auf den Stuhl St. Petri steigen, der die rechte Lehre des Apostels lehrt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnaden König, und alle unsre Bischöfe sagen dir: steig herab! o steig herab!"—

Nach Anhörung dieses Briefes war die Wuth gegen den Gesandten fast noch größer, und nur mit Mühe konnte er sich retten. Gleich am folgenden Tage hielt Gregor eine neue Versammlung, und sprach hier mit starker Stimme den Bann gegen Heinrich aus: „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige deine Ohren zu uns, und höre mich, deinen Knecht, den du von seiner Kindheit an genährt, und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen befreit hast. Ich glaube daher, daß es dir aus deiner Gnade, und nicht um meiner Werke willen gefallen hat und noch gefällt, daß mir von Gott die Gewalt, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, ertheilt worden ist. In diesem Vertrauen untersage ich von Seiten des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft deiner Gewalt und deines Ansehens, dem Könige Heinrich, der sich gegen deine Kirche mit unerhörtem Hochmuthe erhoben, die Regierung des deutschen und

italienischen Reichs, löse alle Christen von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben und noch leisten sollten, und verbiete, daß Keiner ihm als einem Könige diene. Ich binde ihn statt deiner mit dem Bande des Fluches dergestalt, daß die Völker einsehen und erfahren, daß du Petrus bist, und daß auf deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

So hatte also Heinrich den Papst abgesetzt, und dieser wieder jenen in den Bann gethan; es kam nun darauf an, wer seinen Ausspruch am Besten durchsetzen könnte. Die nächste Folge des Bannes war nun, daß Italien, Deutschland und manche andre Länder sich in zwei große Partheien theilten, und Jeder den Andern fragte: „bist du für den Papst, oder bist du für den König?" Besonders aber entstand in Deutschland eine gewaltige Gährung; die Städte blieben dem Könige getreu, die meisten Großen aber flohen ihn als einen Verpesteten. Die kaum gedemüthigten Sachsen standen aufs Neue trotzig auf; Otto von Nordheim stellte sich wieder an ihre Spitze, und die bis dahin gefangen gehaltenen Sachsen und Thüringer machten sich größten Theils frei *).

Der sorglose Heinrich, nicht ahnend, was eben in Rom über ihn beschlossen sey, war gerade in dem unterworfenen

---

*) Unter denen, die bald nach der Schlacht an der Unstrut in Heinrichs Hände gefallen waren, war auch der Landgraf Ludwig von Thüringen, nachher der Springer genannt. Der König sperrte ihn in das Schloß Gibichenstein bei Halle, welches auf einem schroffen Felsenabhange an der Saale liegt. Der Fluß ging damals noch dicht am Felsen vorbei. Da unternahm es — so erzählt die Sage — der Landgraf, durch einen Riesensprung aus der Gefangenschaft sich zu retten. Seine Freunde hatten einen Kahn in Bereitschaft und ihn davon unterrichtet, er aber sich einen weiten Mantel verschafft, und eines Tages sprang er plötzlich aus dem Fenster seines Kerkers in den Fluß hinab, wo ihn die Seinigen bald auffingen, und in den Kahn zogen. Dagegen ließe sich nun freilich viel sagen; auch ist der Vorfall keineswegs historisch ermittelt.

Sachsenlande, baute die niedergerissenen Schlösser wieder auf, und verschenkte die Güter der gefangenen Sachsenhäupter an seine Günstlinge. Dann ging er wohlgemuth nach Utrecht, um da das Osterfest zu feiern; denn der Bischof Wilhelm war sein treuer Anhänger, und ein muntrer geselliger Mann. Er war es besonders, der in Worms die deutsche Geistlichkeit gegen Gregor aufgewiegelt hatte. Mit diesem Wilhelm trug sich aber ein Vorfall zu, der den Kaiser und alle seine Freunde sehr bestürzt machte. Es war am hohen Feste, als der Bischof mit großem Gepränge die Domkirche betrat, und die Kanzel bestieg. Nach einem kurzen Eingange leitete er die Rede auf den Papst, und begann mit beißender Beredtsamkeit ihn zu lästern und zu schmähen, sprach von seinen Lastern, und schloß höhnisch lächelnd: „von solchem Manne, seht! ist unser Kaiser im Banne; aber wahrlich ein lächerliches Ding ist ein solcher Bann!“ — Allein kaum war das Fest vorüber, so fiel der lästernde Bischof in eine schwere Krankheit. Sein Gewissen rief ihm zu: das ist die Strafe des Himmels für die Lästerrede auf den heiligen Vater. Eine fürchterliche Gewissensangst kam über ihn, und unter den jämmerlichsten Qualen der Seele und des Körpers rief er reuig zu Gott, und flehte ums ewige Leben, welches er verwirkt habe, weil er schnöde gegen den heiligen Vater gesprochen. Einem Diener des Königs befahl er: „berichte deinem Herrn, daß er und ich und Alle, die seine Verkehrtheit begünstigten, auf ewig verdammt sind.“ — Allen, die um ihn waren, standen vor Schauder die Haare zu Berge, und sie redeten ihm zu, doch dergleichen Dinge nicht zu sagen. „Ach seht nur!“ rief er mit funkelnden, starren Augen, „seht nur die bösen Geister, wie sie schon mein Lager umstehen, um mich zu greifen, sobald ich verscheide! Aber ich bitte euch, betet nicht erst nach meinem Tode um meine verlorene Seele!“ So starb der Unglückliche in Verzweiflung, und den König selbst überfiel eine tödtliche Angst; so groß war damals noch der Glauben an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes!

Ueberall war, wie gesagt, eine große Gährung in Deutschland. Die Sachsen traten wieder zusammen, und von Hein=

richs Freunden schlich sich einer nach dem andern davon. Er rief seine Freunde auf, sich um ihn zu vereinigen, aber — Keiner erschien! Er bat, er flehte, er drohte; — vergebens! sein Ansehen im Reiche war dahin. Da versammelten sich die deutschen Fürsten in Tribur am Rheine, den König förmlich zu entsetzen, und besprachen sich über seine Verkehrtheit von Jugend auf, und was nun zu thun sey, sieben Tage lang. Hurtig eilte Heinrich herbei nach Oppenheim, Tribur gegenüber. Mit nassen Augen schaute er hinüber, und ob er gleich ein kleines Heer bei sich hatte, so wollte er doch lieber den Weg der Güte, als den der Gewalt einschlagen. Alle Tage schickte er Boten an die Versammlung, und gab die schönsten Worte: er wolle nie wieder etwas ohne ihren Rath unternehmen; ja er sey bereit, sich seines ganzen Rechts zu begeben, nur möchten sie ihm den königlichen Titel und die Reichsinsignien lassen, damit er nicht gar zu sehr beschimpft werde. Aber nun war das Bitten zu spät. Die Sachsen und Schwaben antworteten ihm, es wäre ihm schon zu viel nachgegeben worden; auf sein Wort sey gar nicht zu trauen; das Einzige, was sie thun könnten, wäre, ihm ein Jahr Frist zu geben. Wenn er bis dahin vom Banne losgesprochen würde, so wollten sie sehen, was sie thäten. Wäre das aber nicht, so sey seine Sache auf ewig verfallen, und sie würden dann Alle den Rudolph von Schwaben als ihren König anerkennen. Bis zu seiner Lossprechung solle er sich in Speier aufhalten, alle seine Gesellschafter entfernen, nur als Privatmann leben, und nicht in die Kirche gehen.

Das war freilich ein trauriger Trost. Zu seinem Schrecken hörte er, daß im nächsten Februar 1077 die Fürsten zu Augsburg einen Reichstag halten wollten, zu welchem der Papst eingeladen werden sollte, um seine Sache zu entscheiden. Da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Wie?“ dachte er, „wenn du dem Papst gute Worte gäbest? Ehe du da vor allen versammelten Fürsten dich vor ihm als ein reuiger Sünder demüthigst, ist es doch besser, du gehst nach Italien und bittest ihn um Aufhebung des Bannes. Ein gutes Wort wird ja eine gute Statt finden!“ — Der Entschluß

war schnell gefaßt; aber es fehlte an Geld. Demüthig bat er seine alten Freunde, die oft an seiner Tafel geschwelgt hatten, um einigen Vorschuß; aber er erhielt nichts, und mußte ärmlicher abreisen, als mancher gemeine Edelmann. Einige Tage vor Weihnachten — es war obendrein gerade ein recht kalter Winter — reiste er von Speier ab. Er hatte Niemanden bei sich als seine Frau, Bertha, die, was er an ihr nicht verdient hatte, jede Noth treu mit ihm theilte, sein kleines Söhnchen, und einen Mann von unbedeutender Herkunft. So reiste eine Königsfamilie! Als er an die Alpen kam, fand er, daß seine Feinde, nämlich Wolf von Baiern, der ihm doch sein Herzogthum verdankte, Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen, alle Alpenpässe besetzt hatten, um ihm die Aussöhnung mit Gregor zu erschweren. Er mußte also einen großen Umweg durch Burgund machen, und über die Seealpen nach Italien sich einen Weg bahnen. Hierbei hatte der arme Heinrich nun mit den größten Beschwerden und Gefahren zu kämpfen. Selbst in unseren Tagen, wo doch fahrbare Straßen über dies Gebirge führen, reist man im Winter nicht ohne Gefahr; geschweige damals, wo es noch ganz an einem gebahnten Wege fehlte. Er mußte über hohe Bergrücken, die mit ungeheuern Schneemassen bedeckt waren, und wo ein eiskalter Wind ihm die Haut an Gesicht und Händen abriß. Der Schnee war so hart gefroren wie Eis, und so glatt, daß Menschen und Pferde jeden Augenblick in die Abgründe zu fahren im Begriff waren. Und doch war die größte Eile nöthig; denn bald war schon das Jahr verflossen, welches ihm die Fürsten als Frist bestimmt hatten. Wegweiser hatten ihm eine Bahn über den tiefen Schnee brechen müssen; nun hatte man endlich den Gipfel glücklich erreicht. Aber hier schien es unmöglich, weiter zu kommen; denn die Seite nach Italien zu war so abschüssig und glatteisig, daß man keinen Fuß fest hinsetzen konnte. Doch was half es? Man mußte hinunter, auf Leben oder Tod. Die Männer krochen auf Händen und Füßen, in beständiger Angst, in den gähnenden Abgrund hinabzurollen; die Königin aber und ihre Kammerfrau wurden in Rinderhäute eingenäht, und so von den Führern hinabgezogen.

Den Pferden band man die Füße zusammen, und ließ sie so hinab; die meisten aber kamen dabei um. Endlich — endlich kam man in der Ebene an. Glücklich war nun die Angst überstanden, aber es begann für den unglücklichen Heinrich eine neue.

Gregor war bei Heinrichs Ankunft in Italien gerade auf der Reise, um auf den Reichstag nach Augsburg zu gehen. Wie erschrak er, als er hörte, der König sey angekommen. Er konnte nicht anders glauben, als daß er mit bewaffneter Hand komme, um sich für die angethane Schmach zu rächen. Geschwind wich Gregor vom Wege ab, und floh in das feste Schloß Canossa in den Apenninen, welches seiner Freundin, der reichen Markgräfin von Toscana, Mathilde, gehörte. Das hätte er wahrlich nicht nöthig gehabt, wenn er gewußt, mit welchem demüthigen Herzen Heinrich komme. Denn kaum war dieser in Italien erschienen, so waren ihm auch die lombardischen Großen und Bischöfe frohlockend entgegen gekommen, sie nur gegen den herrschsüchtigen Gregor, der ihnen allen ein Greuel sey, anzuführen. Aber Heinrich wies sie ab; er sey nicht gekommen, um zu kämpfen, sondern um Buße zu thun. So reiste er nach Canossa.

Hier war Markgräfin Mathilde gegenwärtig, auch Adelheid, Heinrichs Schwiegermutter, ihre Freundin. Beide Frauen kamen dem armen König entgegen, und versuchten, ihn mit Gregor auszusöhnen. Demüthig bat Heinrich um Lösung vom Bannspruche; er wollte ja gern jede Genugthuung geben, die der heilige Vater verlange, und sey bereit, dann noch, wo und wann der Papst es gebiete, auf alle Anklagen zu antworten. Lange schon war es Gregors Wille gewesen, den König zu demüthigen; aber daß er eine so schöne Gelegenheit bekommen würde, ihn ganz niederzudrücken, hatte er nicht gedacht. Wie lachte er innerlich über die Thorheit des Königs, der sich ihm so ganz in die Hände gab! Und schnell entwarf er den Plan, der Welt und Nachwelt ein Beispiel zu zeigen, was ein Papst vermöchte. Er erlaubte ihm näher zu kommen, um seine Schuld durch Gehorsam abzubüßen. Da kam der arme Sünder. Alles Gefolge war zurückgeblieben, alle Abzei-

chen der Kaiserwürde hatte er abgelegt; wie die, welche Kirchenbuße thaten, stand er, mit nackten Füßen, in einem leinenen Bußhemde da. Die Burg hatte eine dreifache Mauer. Er wurde in den Umkreis der zweiten geführt; hinter ihm schloß sich das Thor, vor ihm aber öffnete sich keins, und zu seinem Schrecken sah er, daß man ihn hier stehen ließ. Der Boden war mit Schnee bedeckt; es war der 25. Jan. (1077), und gerade ein kalter Winter. Der arme Mann klapperte vor Kälte; so mußte er stehen ohne Speise und Trank. Erst am Abend ließ man ihn wieder hinaus. Den zweiten und dritten Tag wurde das unwürdige Spiel wiederholt, und von Zeit zu Zeit schaute wohl der schadenfrohe Papst oben aus dem Fenster heraus, und freute sich über den Anblick des büßenden Königs. Schon war dieser fast in Verzweiflung. Da fiel er am dritten Abend vor Mathilden auf die Knie, und bat um Fürsprache bei dem heiligen Vater. Mathilde fühlte Mitleiden mit dem armen Büßenden, der geduldet hatte, was kein König vor ihm. Sie bat um Beendigung seiner Buße. Gregor willigte endlich ein, und ließ ihn am vierten Tage, den 28. Jan., vor sich kommen. Mit bloßen Füßen, im weißen Hemde, ganz erfroren, stand da der deutsche König vor dem mächtigen Papste, und horchte auf dessen Befehle. Gregor sprach ihn los unter der Bedingung, daß er sich an einem noch zu bestimmenden Tage an dem Orte, wo es der Papst verlangen würde, einfände, und auf die angebrachten Beschuldigungen vor den versammelten Fürsten sich vertheidigte. Vermöchte er dies, so sollte er wieder König seyn, würde aber die Klage gegründet erfunden, so dürfte er nicht wieder regieren. Bis zu der Entscheidung müßte er sich alles Schmucks der königlichen Würde enthalten. Dann wurden ihm noch mehrere ähnliche Bedingungen gemacht, und hinzugefügt, daß, wofern er nur eine einzige überträte, die Banneslösung als nicht geschehen betrachtet werden, alle Fürsten und Unterthanen ihres Eides entledigt seyn, und ein neuer König gewählt werden sollte. Das nahm Heinrich Alles an, und schwur, so wollte er es halten. Darauf hielt Gregor eine feierliche Messe, brach eine Hostie von einander, und sprach: „wenn die Beschuldigun-

gen, die Du in Worms gegen mich vorgebracht hast, gegründet sind, so soll die Hostie, die ich jetzt genieße, mir plötzlichen Tod bringen." — Nachdem er sie verzehrt hatte, fuhr er fort: „bist du deiner Sache gewiß, so verzehre die andere Hälfte, und gelobe ein Gleiches, wenn meine Klagen gegen dich gegründet wären." Aber Heinrich wurde durch dieses feste Benehmen des Papstes erschreckt, schauderte vor dem gefährlichen Versuche, und gab die Hostie zurück. Jetzt erst setzte ihm Gregor ein Frühstück vor, das ihm — so sagt ein Zeitgenosse — ganz trefflich schmeckte, da er ganz ausgehungert war. So trennten sie sich.

Ueber die vom Papste erlittene Demüthigung Heinrichs war Keiner mehr aufgebracht, als die Lombarden, die Großen wie die Bischöfe. Sie ärgerten sich über seinen Kleinmuth so sehr, daß sie, als er jetzt durch die Lombardei reiste, ihm recht auffallenden Kaltsinn zeigten. Nirgends wurde er mit Zuruf empfangen; manche Städte schlossen gar die Thore vor ihm zu. Indessen war er mit bitterm Groll im Herzen aus Canossa weggegangen. Sein Selbstgefühl wurde wieder rege, wenn er an den eben erlittenen Schimpf dachte, und er machte Anstalten, mit dem Papste zu brechen. Sobald die Lombarden dies hörten, wurden sie wieder freundlich. „Nun ist Heinrich unser Mann!" meinten sie, öffneten ihm geschwind ihre Städte, und sammelten sich um ihn. Kaum aber hörten die deutschen Fürsten, daß Heinrich sich wieder ungehorsam gegen den Papst bezeige, als sie sich nun sogleich von ihm lossagten, und zu einer neuen Königswahl schritten. Sie wählten den schon mehrmals erwähnten Rudolph von Schwaben, einen tapfern Ritter, und auch sonst recht wackern Mann, der sich aber schon seit einigen Jahren feindlich gegen Heinrich bezeigt hatte. Heinrich mußte nun seine Krone erst erkämpfen, wenn er sie tragen wollte. Er ging nach Deutschland zurück, und schlug sich hier mehrere Jahre mit seinen Feinden herum, wobei er viele Proben seiner großen Tapferkeit gab. Oft kämpfte er mitten im Schlachtgewühl wie ein gemeiner Ritter, und warf mit eigner Hand die Feinde zu Boden.

Endlich trafen Beide, Heinrich und sein Gegenkaiser Rudolph, in der großen Ebene bei Merseburg, zwischen dieser Stadt und Lützen, wo schon Heinrich der Städtegründer die Ungern so glücklich bekämpft hatte, in einer großen Schlacht 1080 zusammen. Auch hier focht Heinrich wieder wunderbar tapfer und ritterlich. Dennoch siegten die Sachsen unter Otto von Nordheim und Rudolph schon, als plötzlich ihr Siegeslauf durch die Nachricht gehemmt wurde, daß Rudolph tödtlich verwundet sey. Er hatte eben über einen Graben setzen wollen, als ein junger Ritter, Gottfried von Bouillon, nachmals Herzog von Niederlothringen, derselbe, welcher nachher bei dem ersten Kreuzzuge eine so große Rolle spielte, ihn erreichte. Lange schon hatte dieser, ein treuer Anhänger Heinrichs, ihn aufgesucht. Jetzt rannte er ihn mit der Lanze an; und es erhob sich ein hitziges Gefecht. Die Schwerter sausten durch die Luft, und fielen klirrend auf Helm, Schild und Panzer. Endlich traf Gottfried seinen Feind an der Handwurzel; sein Schwert fuhr zwischen die Schienen des Panzers, und — Rudolphs Rechte sammt seinem Schwerte fiel abgehauen zu Boden. Auch in den Unterleib hatte er eine tödtliche Wunde erhalten. So trugen ihn die Seinigen aus dem Getümmel, und traurig standen die Bischöfe um ihn, die Weihung über ihn sprechend. Als man ihm seine todte Hand zeigte, rief er wehmüthig aus: „die ist es, mit der ich einst Heinrich den Eid der Treue schwur!" — Als er den Tod herantreten fühlte, hob er den Kopf in die Höhe, und fragte mit schwacher Stimme, wer den Sieg habe? — „Ihr, Herr," sagten die Umstehenden, und so war es auch wirklich. Da sank er zurück, und sprach: „nun leide ich freudig lebend und sterbend, was der Herr will; nun kümmert mich der Tod nicht, wenn ich ihn mit der Ehre des Triumphs empfange!" — So starb er. Es wurde ihm in Merseburg in der Domkirche, wo man auch noch seine, freilich schon sehr verdorrte Hand sehen kann, ein prächtiges Grabmal errichtet, welches noch übrig ist. Als Heinrich bald darauf die Stadt eroberte, riethen ihm seine Freunde, die Ruhestätte seines Feindes zu zerstören. Er aber sprach edel: „wollte Gott, daß alle meine Feinde so herrlich begraben lägen!"

Rudolphs Tod war für Heinrich ein großes Glück. Viele seiner Feinde verloren nun den Muth; andere hielten den Tod des Gegenkaisers für ein Strafgericht Gottes, und schlossen sich wieder an den rechtmäßigen Kaiser an. So nahm Heinrichs Parthei mit jedem Tage zu, und endlich war er so mächtig, daß er nach Italien gehen, und dort seinen Todfeind, den Papst, angreifen konnte. Er erklärte diesen für abgesetzt, und ließ den Erzbischof von Ravenna zum Gegenpapst wählen. Dennoch blieb der eiserne Gregor unerschüttert, und je weiter Heinrich gegen Rom vordrang, desto wüthender schleuderte er den Bannstrahl auf ihn. Dies Mal half es aber nichts. Heinrich belagerte wirklich Rom; erst im dritten Jahre erstürmte es der tapfere Graf Wiprecht von Groitsch, und nun ließ er geschwind seinen Papst in der Peterskirche einweihen, sich selbst aber von demselben die Kaiserkrone aufsetzen. Schon glaubte er, Gregor, der sich in die Engelsburg eingeschlossen hatte, werde ihm nicht entwischen können, — als er ihm dennoch entführt wurde. Einer der 12 tapfern Söhne Tankreds von Hauteville nämlich, Robert Guiscard, Herzog der Normannen im Neapolitanischen, kam seinem Freunde, dem eingeschlossenen Papste, zu Hülfe. Er und seine Normänner nahmen ihn in die Mitte, und führten ihn nach dem Neapolitanischen, während er noch einmal den Bannstrahl gegen den Kaiser und den Gegenpapst schleuderte. Bald darauf ist Gregor in Salerno gestorben. Als er seinen Tod sich nahen fühlte, rief er die ihm treu gebliebenen Bischöfe herbei, und sprach: „Geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt, und Gottlosigkeit gehaßt habe." — Und als sie klagten, nun bald ihrer mächtigen Stütze beraubt zu werden, richtete er seine Augen gen Himmel, breitete seine Hände aus, und sprach: „ich steige dort hinauf, und übergebe euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott!" — So starb Gregor VII., nachdem er 12 Jahre auf dem heiligen Stuhle gesessen hatte, 1085.

Zwar hatte Heinrich an ihm seinen Hauptfeind verloren; indessen sollte der unglückliche Kaiser nun einmal nie zur Ruhe kommen. Die Sachsen hatten statt des Rudolphs einen neuen

Gegenkönig, dem Grafen **Herrmann von Luxemburg**, gewählt, der zum Spott auch wohl der Knoblauchskönig genannt wurde, weil um Eisleben herum, wo er gewählt war, viel Knoblauch wächst. Mit ihm schlug sich Heinrich einige Jahre herum, bis endlich Herrmann nach 5 Jahren seiner ihn drückenden Würde selbst entsagte. Er war ihrer auch nicht gewachsen, weil es ihm an Kraft und Nachdruck fehlte. Als einmal ein Bischof ihn um Schutz gegen die Plünderungen der Kriegsknechte bat, antwortete er: „es thut mir leid; aber ich kann euch so wenig helfen als mir selbst.“ Ueberhaupt schien es jetzt, als sollte sich des Kaisers Lage etwas bessern, nachdem Otto von Nordheim und einige andere Sachsenhäupter gestorben waren. Aber es schien auch nur so. Denn bald nach Gregors VII. Tode war Papst **Urban II.** gewählt, der, wenn auch nicht so kräftig als Gregor, doch ganz in seine Fußtapfen trat, und zu einem niedrigeren Mittel, um Heinrich zu verderben, griff, als jener wohl gethan haben würde. Urban und die Markgräfin Mathilde verleiteten des Kaisers ältesten Sohn, an seinem eignen Vater zum Verräther zu werden, und sich gegen ihn zu empören. Sie stellten ihm vor, sein Vater sey im Bann, und also von Gott verworfen; bliebe er ihm treu, so treffe der Bann ihn gleichfalls, und dann verliere er die Aussicht auf die Krone; erkläre er sich aber gegen seinen Vater, so solle er gleich König werden. Der Jüngling ließ sich irre leiten, und wurde von Urban in Mailand gekrönt, wobei er ihm den Steigbügel hielt. Aber er ist schon 5 Jahre darauf, von allen Gutdenkenden verachtet, gestorben; wie hätte auch ein so frevelhaftes Unternehmen Bestand haben können?

Indessen war Heinrichs zweiter Sohn, der auch **Heinrich** hieß, herangewachsen, und der Vater hatte recht seine Freude an dem muntern, blühenden Jünglinge. Da kamen, zwei Jahre nach Konrads Tode, Sendlinge vom Papste herbeigeschlichen, und machten das Herz auch dieses Sohnes von dem Vater abwendig, indem sie ihm vorredeten, einem im Banne befindlichen Vater müsse kein frommer Sohn gehorchen. Von nun an hatte der alte Kaiser keine Freude mehr, und die letzten Jahre seines traurigen Lebens brachte er unter tiefem Kummer

zu. Heinrich der Sohn fand in Deutschland, besonders unter den Sachsen, vielen Anhang; Alles neigte sich vor der neuaufgehenden Sonne. Da ging der Vater schnell auf ihn los; nachdem er vergebens die rührendsten Briefe an ihn geschrieben hatte, und wollte die Waffen gegen sein unnatürliches Kind versuchen. Als sich aber beide Heere unweit Regensburg einander näherten, sah er plötzlich fast alle seine Anhänger zum Sohne übergehen, und es blieb ihm nichts anders übrig, als mit seinem Gram im Herzen zum Herzog von Böhmen zu entfliehen. Da hörte er, daß sein Sohn einen Reichstag nach Mainz ausgeschrieben habe, damit er dort zum König gewählt, und der Vater abgesetzt werde. Das wollte er verhindern, und ließ sich vom treuen Wiprecht von Groitsch nach dem Rhein geleiten. Hier sammelte er schnell die wenigen ihm noch übrig gebliebenen Freunde, und wollte mit ihnen nach Mainz gehen. Der Sohn aber besorgte, der Anblick des rechtmäßigen Kaisers und tiefgebeugten Vaters möchte die Fürsten auf andere Gedanken bringen, und entwarf einen schändlichen Plan, den Vater zu berücken. Er reiste ihm nach Coblenz entgegen, warf sich ihm da zu Füßen, weinte viele erheuchelte Thränen, bat ihn tausendmal um Verzeihung, verwünschte sein schlechtes Betragen, und versicherte böse Rathgeber hätten ihn verleitet. Wie freute sich der alte Kaiser, daß sein Sohn sein Unrecht einsähe! Er drückte ihn recht innig an sein Herz, weinte laut vor Rührung, und vergab ihm mit Freuden. Aber Alles was der Sohn gesagt hatte, war die schändlichste Heuchelei. Er redete dem Vater zu, doch lieber sein Heer zu entlassen; er brauche es ja nun nicht mehr, da sie versöhnt wären; und es sähe so mißtrauisch gegen die Fürsten aus, wenn er mit Soldaten nach Mainz käme. Der Vater ließ sich bereden, und entließ seine Leute. Einige warnten ihn; aber gleich schwur ihm der Sohn zu, er denke nur Liebes und Gutes, und sey bereit sein Leben für ihn aufzuopfern. Wie konnte da wohl der Vater Verrätherei ahnen? Als sie näher in die Gegend von Mainz kamen, stellte ihm der Sohn vor, es sey besser, daß er nicht gleich mit nach Mainz ginge; er möchte sich lieber so lange in einem benachbarten Schlosse aufhalten, bis er in

Mainz die Fürsten zu seinen Gunsten gestimmt haben würde. „O Sohn, Sohn!" rief der alte Kaiser, „meinst du es auch nicht böse mit mir?" — Da that der Sohn wieder einen feierlichen Schwur, daß er sein Leben für ihn zu lassen bereit sey. Sobald aber der Kaiser auf dem Schlosse ankam, nahm man ihn da fest, warf ihn ins Gefängniß, und gab ihm hier recht boshafte, harte Wächter. Die versammelten Fürsten aber klatschten vor Freude in die Hände, und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er nicht gleich die Reichsinsignien auslieferte. Der arme, abgeängstigte Kaiser that Alles, was man nur von ihm verlangte; ja er bekannte sich aller der Verbrechen schuldig, die man ihm aufbürdete, und entsagte der Regierung ganz, um nur ruhig sterben zu können. „Ich will ja Alles thun, was ihr wollt!" flehte er; „nur verschafft mir Lösung vom Banne!" Aber man lachte ihm höhnisch ins Gesicht, und sagte, da müsse er nach Rom reisen, wenn er losgesprochen seyn wolle. Eine Zeitlang saß er nun auf dem Schlosse Ingelheim gefangen, demselben, welches Karl der Große erbaut hatte. Endlich gelang es ihm zu entspringen, und nach Lüttich zu entkommen, dessen Bischof Otbert sich immer vorzüglich freundlich gegen ihn bewiesen hatte. Auch jetzt nahm er ihn herzlich auf, und die ganze Umgegend stand auf die Nachricht, wie schändlich der junge Heinrich den alten Vater behandelt habe, auf, und rüstete sich, dem alten Kaiser beizustehen. Schon sollte abermals der Krieg zwischen ihnen entscheiden, als — die Nachricht in des Sohnes Lager kam, daß sein Vater todt sey. Der unendliche Jammer hatte den langgequälten Mann endlich ins Grab gebracht, 1106. Doch nicht einmal im Tode sollte er Ruhe haben. Der gute Otbert hatte ihn in eine Kirche beisetzen lassen; aber die Leiche mußte, weil er im Bann gestorben war, wieder ausgegraben werden, bis er erst nach fünf Jahren in der Domkirche von Speier zu seinen Vorfahren beigesetzt wurde, nachdem ihm der Sohn Lösung vom Banne verschafft hatte.

53. Der erste Kreuzzug, 1096—1099.

Noch zu den Zeiten des unglücklichen Heinrichs IV. fing die ungeheure Bewegung an, die man die Kreuzzüge nennt,

und die sich, wie eine zweite Völkerwanderung, von Abend gegen Morgen erstreckte. Wenn eine wichtige Begebenheit ganze Völker mit sich fortreißt und zu hoher Glut begeistert, so ist zwar eine kleine Veranlassung im Stande, den Ausbruch herbeizuführen, aber die Stimmung der Völker muß dazu vorbereitet seyn. So war es auch hier. Laßt jetzt noch einmal einen Aufruf zu neuen Kreuzzügen erschallen, laßt noch einmal Petern von Amiens auftreten und predigen: jener Ruf wird ungehört vertönen, und Peter wird verlacht werden. Jede Zeit hat ihre eigene Stimmung, ihre eigene Liebe, ihre eigenen Sorgen, ihre eigene Sehnsucht.

Der Geist des Ritterthums war damals noch neu; die Sehnsucht nach Abenteuern war unter den Deutschen, wie unter den Nachbarvölkern, lebhaft erwacht. Vieles hatte darauf hingewirkt: theils die Züge der Normänner, deren Beispiel auch die Deutschen fortriß, theils die Kriege der Deutschen in Italien, theils der Müssiggang des deutschen Adels, der außer Jagd und Krieg keine Beschäftigung hatte, und doch den Drang in sich fühlte, seiner Kraft Luft zu machen. Dazu kam noch der Religionshaß gegen die Nichtchristen, die man damals — recht unduldsam — Ungläubige nannte. Dieser Religionshaß stammte aus Spanien her. Hier hatten die Christen beständige Kämpfe mit den Saracenen zu bestehen; sie haßten dieses Volk mit der ganzen Glut des südlichen Himmels als Räuber ihres Landes, und dazu gesellte sich nun auch der Haß als gegen Leute, die Jesus nicht bekannten. Dadurch bekam der ritterliche Sinn der Spanier einen religiösen Charakter, der sie vor manchen Rohheiten schützte, und sich auch endlich über Frankreich und Deutschland verbreitete. Die Blicke der Deutschen waren schon längst nach dem heiligen Grabe hin gerichtet. Vorzüglich seit dem Jahre 1000, wo man das Ende der Welt erwartete, waren diese Züge häufig. Die Vielen, die damals hingewandert waren, hatten nach ihrer Rückkehr vom heiligen Grabe und der Umgegend erzählt, und dadurch die Sehnsucht bei Anderen erzeugt, auch hinzureisen. Solche Pilger trugen einen schwarzen Mantel, einen breitkrempigen Hut auf dem Kopfe, eine Reisetasche auf dem Rücken, einen Stock in der

Hand, und einen Kranz von Muscheln von den Ufern des heiligen Landes über die Schultern. Jeden Abend fanden sie, wo sie auch anklopften, freundliche Aufnahme; Jeder machte es sich zur Freude, einen Pilger zu beherbergen.

So lange die Araber Herren von Jerusalem und Palästina waren, wurde den Pilgern nichts in den Weg gelegt; ja sie sahen es gern, wenn recht Viele kamen, weil dadurch Handel und Wandel befördert wurde. Mehr litten die Pilger durch die Araber der Wüste oder die Beduinen, die unter Zelten ein nomadisches Leben noch heute führen, und Reisende auszuplündern für erlaubt halten. Sie lauerten den Pilgern auf, plünderten sie aus, mißhandelten sie, ja sie schlugen sie oft todt, obgleich die Pilger sich nie zur Wehre setzten, weil sie das für Unrecht hielten. So zog der Erzbischof von Mainz Siegfried 1065 mit 7000 Pilgern nach Jerusalem, wurde aber unterwegs überfallen, und nur 2000 kamen in dem elendesten Zustande in ihr Vaterland zurück.

Doch ging die eigentliche Noth für die Pilger erst mit dem Jahre 1086 an, als ein wildes Volk aus dem mittlern Asien, Stammverwandte der jetzigen Türken, sich über Vorderasien ergoß, und Jerusalem einnahm. Es waren die Seldschucken, die sich die größten Mißhandlungen gegen die Christen erlaubten. Sie stürzten oft, wenn die dort wohnenden oder hingewanderten Christen andächtig in der Kirche saßen, mit Mordgeschrei hinein, übertäubten die frommen Gesänge durch wilden Lärm, besudelten die heiligen Gefäße, und schleppten einmal gar den ehrwürdigen Patriarchen bei den grauen Haaren vom Altare weg, um ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen. Die Pilger, die unterwegs rein ausgeplündert waren, lagen zu Tausenden vor den Thoren Jerusalems, weil die Seldschucken sie nicht eher hineinlassen wollten, bis sie den hohen Zoll entrichteten, den sie doch nicht bezahlen konnten, weil sie nichts mehr besaßen.

Die Klagen über das Elend schallten immer lauter nach dem Abendlande hinüber. Endlich ging ein Bittschreiben des griechischen Kaisers, dem die Seldschucken bereits ganz Klein-Asien genommen hatten, bei Papst Gregor VII. ein, die abend-

ländischen Fürsten zum Beistande aufzurufen. Er hätte auch gern die Bitte erfüllt, wenn sein Streit mit Kaiser Heinrich ihn dazu hätte kommen lassen.

Endlich starb Gregor, und Urban II. wurde Papst. Bei ihm nun erschien eines Tages Peter von Amiens, ein Eremit, und überreichte ihm ein Empfehlungsschreiben vom Patriarchen aus Jerusalem, woher er eben kam. Dann erzählte er ihm mit funkelnden Augen und hinreißender Beredtsamkeit von dem Jammer, den die Christen im heiligen Lande zu erdulden hätten, und sagte, er sey gekommen, alle Völker und Fürsten aufzufordern, daß sie das Grab des Heilandes aus den unsaubern Händen der Ungläubigen befreiten. Urban hörte ihm aufmerksam zu, und erkannte bald in ihm den Mann, der ganz dazu gemacht sey, die Begeisterung der Völker zur Befreiung des heiligen Grabes aufzuregen. Er befahl ihm daher, vorläufig die Länder zu durchziehen, und die Gemüther vorzubereiten; er selbst würde dann schon das Uebrige thun.

Peter, auch Kuttenpeter oder Kukupeter genannt, bestieg seinen Esel, und zog nun von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und machte überall sowohl durch seine abenteuerliche, fast gespensterartige Figur, als durch seine feurigen Reden ungeheures Aufsehen. Man denke sich ein kleines, halbvertrocknetes Männchen in einem grauen Pilgerkleide, das durch einen Strick zusammen gehalten wurde, und bis auf die nackten Füße herabhing. Hinten am Nacken hing eine Kapuze, die er, wenn es regnete, über den Kopf zog, um welchen herum seine schwarzen ungekämmten Haare flatterten. Aus seinem magern Gesichte leuchteten ein Paar feurige Augen hervor. So zog er durch Italien und Frankreich, und rief überall das Volk auf, zur Befreiung des heiligen Grabes auszuziehen. Der Erfolg war ungeheuer; wer ihn gehört hatte, wurde überzeugt, daß das der sicherste Weg zum Himmel sey. Man betrachtete ihn als einen Heiligen; seine Worte schienen Worte des Himmels zu seyn, und die Verehrung ging sogar auf seinen Esel über; Jeder freute sich, wer ihn streicheln oder füttern durfte, und jedes Haar von ihm wurde als eine theure Reliquie aufbewahrt.

Der Papst benutzte die allgemeine Begeisterung, die sich

indessen mehr in Italien und Frankreich als in Deutschland kund that; denn die Deutschen haben ein ruhigeres Blut, und überlegen gern, ehe sie handeln. Er hielt 1095 erst in Piacenza, dann in Clermont eine große Versammlung, ermahnte zum Zuge nach Jerusalem, und hatte die Freude, daß sich eine unzählige Menge dazu entschloß. Sie bezeichneten sich mit einem rothen Kreuze auf der rechten Schulter, zum Zeichen, daß sie ihr Blut für die Ehre Jesus zu vergießen bereit wären. Eine ungeheure Begeisterung hatte nun ganz Frankreich ergriffen. Wer irgend mitziehen konnte, rüstete sich zum Zuge, und auf die, welche daheim blieben, sah man mit Verachtung herab. Die Großen nahmen das Kreuz theils aus wirklich religiöser Begeisterung, theils aus Durst nach Abenteuern, um sich neue Länder im Morgenlande zu erkämpfen; ihre Vasallen aber und die Leibeigenen zogen hin, um die drückende Abhängigkeit, in welcher sie standen, los zu werden. Allen Kreuzfahrern war ja nicht nur vollständiger Erlaß ihrer Sünden bewilligt, sondern Keiner durfte auch zur Zahlung seiner Schulden angehalten werden; wer also entweder von Gewissensbissen gequält, oder von Schulden niedergedrückt wurde, hatte jetzt die beste Gelegenheit, sich beider Lasten zugleich zu entledigen. Auch war ausdrücklich Jedem der Bann gedroht, wer einen Kreuzfahrer an seinem löblichen Vorsatze hindern würde.

Die ersten abziehenden Haufen bestanden aus nichts als liederlichem, räuberischem Gesindel, Leibeigenen, herrenlosen Räubern, Bettlern und Tagedieben. Den ersten Schwarm führte ein armer, aber tapfrer Ritter, Walther Habenichts, im Frühjahr 1096 durch das südliche Deutschland hindurch, nach Ungarn zu. Die Deutschen sahen sie durchziehen, fühlten sich aber gar nicht bewogen, sich anzuschließen; im Gegentheil lachten sie über den schlechten, bettelhaften Aufzug der Leute, und meinten, sie würden nicht viel ausrichten. Bald darauf kam der zweite Haufen, den Peter von Amiens selbst führte. Die vermeintliche Heiligkeit dieses auch in Deutschland berühmten Mannes wirkte schon mehr auf die Deutschen. Der Bischof von Straßburg und der Abt von Schaffhausen schlossen sich an; außerdem wurden in Köln durch seine Predigten zwei deutsche

Grafen und 15,000 Gemeine bewogen mitzuziehen, und während seines Zuges stieg die Zahl, wie ein wachsender Schneeball, bis 40,000, wobei freilich auch viele Franzosen und Italiener waren. Die meisten des ersten und zweiten Haufens wurden von den Bulgaren erschlagen; nur wenige haben Constantinopel, noch wenigere Jerusalem gesehen.

Jetzt fingen aber auch die Deutschen an, von der Begeisterung der Franzosen erwärmt zu werden, und bald schlug diese in lichte Flammen empor. Bald sah man überall Wunder und Zeichen, die durch die heftigen Predigten erhitzter Geistlicher noch vermehrt wurden. „Denkt euch," riefen sie, „an dem Tage schon, an welchem Papst Urban in Clermont das Kreuz predigte, hat sich der Schrecken über die Ungläubigen auf eine wunderbare Art verbreitet. Ja schon vor der Versammlung in Clermont sahen wir die Sterne in Bewegung, und sie stürzten dicht wie Hagel vom Himmel." Andere sahen Kometen und Nordlichter, oder wie am Himmel am hellen Tage zwei Männer zu Pferde mit einander kämpften, von welchen der Eine den Andern mit einem großen Kreuze schlug, und zuletzt überwand. Ein Presbyter erblickte ein Schwert, welches vom Winde in der Luft getrieben wurde. Noch Andere behaupteten gar, Karl der Große sey aus seinem Grabe in Aachen hervorgegangen, und werde die Kreuzfahrer selbst anführen, und was der Albernheiten mehr waren.

Die angeblichen Wunder und Zeichen wirkten auf das deutsche Volk so viel, daß sich Viele fanden, die nachziehen wollten, so daß sich bald neue Haufen bildeten. Aber sie bestanden nur aus dem Auswurfe des gemeinen Volks, Leibeigenen, verarmten Städtern, Dieben und Räubern; denn die Großen hatten darum keine Lust mitzuziehen, weil sich gerade damals die beste Gelegenheit zeigte, ihre Macht immer mehr zu erweitern, während der Kaiser Heinrich vom Papst verfolgt wurde; und die angesessenen Städter waren zu vernünftig, um das bereits Erworbene für etwas Unsicheres aufzuopfern. Daher war es denn kein Wunder, wenn die aus lauter Gesindel bestehenden Schwärme nichts wie Unthaten verübten. Der erste dieser Haufen, der sich bald nach Peters Abzug zusammenthat, bestand aus 15,000 Menschen, und wurde von einem Priester Gott-

schalk angeführt, der sich in den Rheingegenden diese Leute zusammengepredigt hatte. Sie kamen nach Ungarn, und wurden von den Einwohnern gastfreundlich aufgenommen, benahmen sich aber so räuberisch und nichtswürdig, daß die Ungern endlich die Geduld verloren. Der König dieses Landes, Kalmany, ging mit einem Heere auf sie los. Sie glaubten seiner rächenden Hand zu entschlüpfen, indem sie über die Gränze gingen; aber hier ereilte er sie noch, und Mann für Mann wurden die Bösewichter todt geschlagen.

Auf den Haufen Gottschalks folgte ein andrer, dessen Unthaten die des vorigen bei weitem noch übertrafen. Anführer war ein armer Ritter aus Frankreich, Wilhelm der Zimmermann, Wegweiser aber eine Ziege und eine Gans, deren Schritten sie folgten, weil die Thiere vom Geiste Gottes beseelt wären; darum wurden sie auch göttlich verehrt. Diese Kreuzfahrer fingen ihre Grausamkeiten schon am Rheine an, und fielen zuvörderst über die Juden her, indem sie riefen: „ihr habt Jesus gekreuzigt; darum müßt ihr zuerst sterben.“ Eigentlich geschah es aber, um sich der Reichthümer zu bemächtigen, welche dieses betriebsame Volk, damals freilich durch Wucher und Trug, zusammengebracht hatte. In Trier tödteten viele Juden ihre Kinder mit eigener Hand, damit sie nicht in die grausamen Hände dieser Christen fallen sollten, und die Weiber füllten ihre Kleider mit Steinen, und stürzten sich so in die Mosel. Andere erklärten, um nur dem Martertode zu entgehen, sie wären bereit Christen zu werden, wenn nur der Erzbischof sie in seinen Pallast aufnehmen und schützen wollte. Das geschah zwar; aber nur ein Einziger blieb nachher dem Christenthume getreu. In Mainz nahm sich der Erzbischof der armen Verfolgten an, und führte sie in sein Schloß; dennoch brachen die Kreuzfahrer ein, und ermordeten 700. In Worms war eine große Anzahl Juden im Pallaste des Bischofs aufgenommen worden, und sie beriethen sich hier, ob sie lieber den Glauben ihrer Väter abschwören, oder sterben wollten, während die Kreuzfahrer draußen auf die Entscheidung warteten. Aber Alle schwuren, lieber sterben, als untreu werden zu wollen. Sie brachten sich gegenseitig ums Leben; Brüder und Freunde erwiesen sich dadurch die letzte

Liebe; Mütter erwürgten ihre Kinder; dann durchbohrten sie sich selbst, oder ließen sich von ihren Männern tödten. Zu spät erfuhren die Kreuzfahrer, was inwendig vorging; als sie hineinstürzten, quoll ihnen schon das Blut entgegen, das die noch Lebenden ihnen entgegenschleuderten. — Der Schwarm wuchs endlich bis auf 200,000 an, nachdem sich in Mainz mit ihm ein Haufen Deutscher, den Graf Emico anführte, vereinigt hatte. Diese wälzten sich, überall unerhörte Schandthaten begehend, durch Deutschland hindurch, nach Ungarn. Hier fiel alsbald König Kalmany über sie her, und erschlug sie bis auf Wenige, die sich durch die Flucht retteten. So führten auch hier, wie immer, die bösen Thaten dieser Leute ihren Untergang herbei.

Nachdem auf diese Art vielleicht schon eine halbe Million Menschen, Franzosen und Deutsche, umgekommen waren, brach erst der ansehnlichste Heerhaufen, geführt von dem edlen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, im August 1096 aus Frankreich auf, und zog, von vielen französischen Großen begleitet, fast lauter Ritter und Reiter, in anständiger Haltung durch Deutschland hindurch. Deutsche schlossen sich an diesen Zug nicht an; denn das Gesindel war bereits fort, und hatte seinen verdienten Untergang gefunden, und die Großen wollten, wie schon gesagt, nicht mitziehen. Die Schicksale dieses großen Kreuzfahrers gehen daher die Geschichte der Deutschen wenig an, und es ist genug, zu sagen, daß er, nach mancherlei Gefahren und Treulosigkeiten von Seiten des griechischen Kaisers, nach unendlichen Beschwerden in Klein-Asien und Syrien, endlich erst am 15ten Jul. 1099 Jerusalem mit Sturm eroberte, und daß Gottfried von Bouillon zum Herrn des neuen Königreichs ernannt wurde, ob er sich gleich weigerte, den Königstitel anzunehmen.

Als der erste Kreuzzug vor sich ging, war Kaiser Heinrich IV. gerade in Italien. Er kam gleich darauf nach Deutschland zurück, und gab strenge Verordnungen, um den Verfolgungen der Juden zu wehren. Als nun die Nachricht von der Eroberung von Jerusalem nach Deutschland kam, schien es, als schämten sich einige Fürsten, nicht auch dazu beigetragen zu haben. Unter Andern nahm der alte Herzog Welf von Baiern das Kreuz,

und zog an der Spitze vieler Ritter und Mönche hin. Die religiöse Begeisterung hatte selbst die Frauen ergriffen; Mehrere derselben schlossen sich dem Zuge an. Am berühmtesten ist darunter durch ihr unglückliches Schicksal Ida geworden, die junge und schöne Wittwe eines Markgrafen von Oestreich. Welf nämlich und seine Begleiter wurden von den treulosen griechischen Wegweisern in Klein-Asien geradezu den Feinden in die Hände geführt, und die, welche nicht niedergehauen wurden, kamen vor Hunger und Durst um, oder wurden gefangen. Unter den letzteren war auch die schöne Ida, die in den Harem eines vornehmen Muselmanns geschleppt wurde, und nie wieder zum Vorschein gekommen ist. Welf entkam zwar, starb aber auf der Rückreise.

54. Das Ritterthum.

Die beständigen Kämpfe, die nun schon, seit die Römer mit den Deutschen in Berührung gekommen waren, das letztere Volk unaufhörlich in den Krieg getrieben hatten, waren Schuld, daß sich bei den Deutschen mehr die Körperkraft, als der Geist ausgebildet hatte. Daher auch die häufig vorgekommenen Aeußerungen von Rohheit und Barbarei. Für den Unterricht des heranwachsenden Geschlechts wurde wenig gethan, und gab es auch Schulen, so waren doch diese nur für die höhern Stände, und wurden fast nur von denen besucht, die Geistliche werden wollten, so daß mancher Edelmann nicht einmal seinen Namen schreiben konnte. Desto mehr aber sah man darauf, daß er seine Körperkraft ausbildete, mit den Waffen gut umgehen konnte, und ein tüchtiger Reiter wurde; dahin arbeitete die ganze Erziehung. Freilich wurde dadurch, daß man bloß auf das Körperliche sah, Rohheit befördert; aber dieß wurde glücklicherweise dadurch gemildert, daß das Gefühl für Ehre und Schande bei jenen Leuten besonders lebendig war, und der Geist der Religiosität und die Liebe zu den Frauen bei ihnen fast allgemein gefunden wurde. Es wurde nämlich für die Pflicht jedes Mannes von Ehre gehalten, für seinen Glauben und für das schwächere Geschlecht zu streiten. Die, welche nun die Führung der Waffen zu ihrer Hauptbeschäftigung machten, wurden Ritter genannt.

unter ihnen verbreitete sich in jener Zeit ein ganz besondrer Geist, wie er weder früher noch später gefunden worden ist, der sich nur einige Jahrhunderte hindurch erhielt, und den man den ritterlichen Sinn nennt. Das Gemüth der Ritter wurde durch das Gefühl gehoben, für die Religion gegen die Ungläubigen, für die Vertheidigung der Schönen, und für die Erwerbung unsterblichen Ruhms zu kämpfen, und indem ihr ganzer Sinn darauf gerichtet war, wurden sie in eine poetische Stimmung gesetzt, die diesem Stande ganz eigenthümlich war, und ihnen das Leben mit allen seinen Verhältnissen in einem Rosenlichte zeigte. Konnte nun auch dabei die höhere Geistesausbildung nicht aufkommen, so bewahrte doch jener ritterliche Sinn vor unedeln Leidenschaften, und erhob das Gemüth zu den Gefühlen, die zu den edelsten Thaten anspornen. — Wie aber wurde man ein Ritter?

Wenn ein Knabe von gutem Herkommen das Alter von sieben Jahren erreicht hatte, so nannte man ihn einen Buben oder Junker. Jetzt begannen die Waffenübungen, natürlich mit leichten Waffen, die seinen Kräften angemessen waren. Wurde er größer und stärker, so wurde er irgend einem Ritter beigegeben, unter dessen Augen er sich weiter ausbildete, den er auf die Jagd begleitete, und dem er bei Tische aufwartete. Erlaubte es die Zeit, und war gerade in dem Schlosse ein geschickter Kaplan, so wurde der Bube auch wohl in einigen Wissenschaften unterrichtet; doch war das nicht wesentlich nothwendig.

Bis er 14 Jahr alt war, blieb er ein Bube; dann wurde er ein Knappe. Die Aufnahme geschah mit einer gewissen Feierlichkeit, wobei ihm eine Ohrfeige gegeben wurde, der letzte Schlag, den er erhielt. Seine Geschäfte waren nun die Bedienung seines Herrn und dessen Frau, das Vorschneiden der Speisen, die Aufsicht über den Weinkeller, das An- und Ausziehen des Ritters, und das Zureiten der Pferde. Wenn sein Herr ausreiten wollte, so mußte er ihm den Steigbügel halten, und ihn zu Pferde begleiten. Ging es in den Krieg, so führte er ihm das Schlachtroß nach, und trug ihm die Waffen, bis jener ihrer bedurfte. Im Treffen nahmen die Ritter die erste, die Knappen die zweite Linie ein, damit diese ihren Herren, wenn diese etwa stürzten, zu Hülfe eilen, oder ihnen frische Waffen

reichen konnten. In den Stunden, die ihnen vom Dienst übrig blieben, übten sie sich in den schwereren Waffenkünsten, z. B. in voller Rüstung in den Sattel zu springen, oder während des Galopps mit der Lanze durch kleine eiserne Ringe zu stechen (carousel).

Mit 21 Jahren hatte nun der Knappe das Alter erreicht, wo er zum Ritter geschlagen werden konnte. Dies geschah gewöhnlich bei feierlichen Veranlassungen, z. B. nach einer siegreichen Schlacht, bei einer Hochzeit und d. gl., und nur durch einen Ritter. Vorher mußte sich der Knappe manchen Prüfungen unterziehen; er mußte den ganzen Tag fasten, die Nacht vorher im Gebete zubringen, beichten und communiciren. An dem Tage des Ritterschlags hängte ihm ein Priester ein eingeweihtes Schwert um; der Knappe kniete vor dem Altar nieder, antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen, und leistete den Rittereid, der nicht immer derselbe war. Nun legte man ihm eine Ritterrüstung an, aber ohne Helm, Schild und Lanze; er kniete wieder nieder, und wurde von einem Ritter dreimal mit dem bloßen flachen Schwerte auf den Nacken geschlagen. Das hieß der Ritterschlag. Jetzt erst gab man ihm auch jene drei Hauptwaffenstücke, und brachte ihm ein Pferd, auf welches er sich fröhlich schwang, und das er herumtummelte. Späterhin, wo der Adel einen abgesonderten Stand bildete, kamen in der Regel nur Edelleute zu der Ehre des Ritterschlags; doch dann und wann auch Jünglinge ohne Adel, wenn sie eine recht ausgezeichnete That verrichtet hatten.

Nächst der Schlacht gab es für die Ritter kein größeres Vergnügen als die Tourniere. Sie scheinen zuerst in Frankreich gewesen zu seyn. Heinrich der Städtegründer hatte zwar auch in Deutschland Waffenübungen eingeführt; aber die eigentlichen Tourniere erhielten erst seit dem 12ten Jahrhundert ihre völlige Ausbildung. Fürsten und andere angesehene Männer veranstalteten dann und wann ein Tournier. Tag und Ort wurde, oft mehrere Monate vorher, im ganzen Lande durch einen Herold bekannt gemacht. Der dazu bestimmte Platz, zuweilen der Marktplatz einer Stadt, wurde dazu geebnet, mit dichtem Sand bestreut, und, zur Abhaltung des Volks, mit Schranken versehen. Die ringsum befindlichen Sitze für die

Zuschauer wurden mit Tuch belegt, und besondere Ehrensitze für die vornehmsten Personen, besonders für die Frauen, bereitet. An dem bestimmten Tage füllten sich die Plätze schon mit Tagesanbruch. Die Ritter, die kämpfen wollten, kamen einzeln an, auf stolzen Rossen reitend, prächtig geschmückt, und wurden mit Pauken- und Trompetenschall empfangen. Eine spiegelblanke, eine schwarze oder eine blauangelaufene Rüstung deckte den Leib, ein hoher Federbusch nickte vom blanken Helm, dessen Visir geschlossen war, und am Arme hing der Schild. Auf diesem befand sich das Wappen d. i. irgend ein Abzeichen, durch welches sich der Ritter von allen Andern unterschied; ein Leopard, ein Löwe, ein Festungsthurm u. d. gl. Es war nicht bloß einem Einzelnen eigen, sondern der ganzen Familie, und erbte vom Vater auf den Sohn. Da nun aber die meisten Familien mehrere Seitenlinien hatten, so hatte jede auf dem Helme noch ein besonderes Abzeichen von Metall, welches man das Kleinod nannte, und das sich unter dem Helmbusch befand, oder auch wohl darüber hinwegragte, z. B. zwei Ochsenhörner, ein Einhorn, ein Pferdekopf u. s. w., und nun brauchte man nur das Wappen und das Kleinod anzusehen, um zu wissen, wer der verkappte Ritter sey. Die angekommenen Ritter mußten, ehe sie in die Schranken ritten, den Wappenrittern ihre Wappen vorzeigen, welches man die Wappenschau nannte. Diese Leute waren dazu bestimmt, zu untersuchen, ob das vorgezeigte Wappen wirklich einer Familie zukomme, und diejenigen, die sich ein fremdes Wappen anmaßten, wurden streng bestraft, damit sich nicht gemeine Leute, Unfreie und übelberüchtigte Personen einschlichen.

Auf einer besondern Erhöhung saßen die Tourniervögte oder Kampfrichter, die sowohl auf die Ordnung sehen, als den Preis den Siegern zuerkennen mußten. Die Herolde öffneten den Rittern das Thor zum Kampfplatze, und untersuchten die Waffen, ob sie auch nicht heimtückisch wären, und Schaden thun könnten. Auch befanden sich noch unter den zum Tournier gehörenden Personen die Grieswärtel und die Tournier- oder Prügelknechte. Jene waren, wie

die Herolde, Edelleute, und mußten dafür sorgen, daß aus dem Scherze kein Ernst würde. Wenn dies dennoch geschah, so brachten sie die Streitenden dadurch aus einander, daß sie lange Stangen unter sie warfen. Die Letzteren dagegen hießen so, weil sie Prügel an der Hand trugen; ihr Geschäft war, den Rittern die Waffen zuzureichen, die vom Pferde Gestürzten aufzuheben, und das herandrängende Volk zurückzutreiben.

War nun Alles vorbereitet, so gaben auf einen Wink der Kampfrichter die Trompeten das Zeichen zum Anfange des Tourniers. Zuerst pflegte der Kampf mit der Streitaxt zu seyn. Die Ritter standen zu Fuß in zwei Haufen. Jeder hatte in der Hand einen Kolben, d. i. eine Keule von hartem Holze. Damit schlugen sie auf einander los, und eine Parthei suchte die andere zurückzutreiben, bis entweder die eine gesiegt hatte, oder die Richter das Zeichen gaben, aufzuhören. Das nannte man das Vortournier.

Darauf griff man zu den Schwertern. Der Kampf begann aufs Neue, und hier kam es besonders darauf an, den Gegnern die Kleinode von den Helmen zu hauen. Die hinter den Rittern stehenden Knappen durften sich nicht hineinmischen, sondern nur ihren Herren die nöthigen Waffen zureichen. Das war das Nachtournier.

Ferner hielt man ein Lanzenstechen. Hierbei kämpften entweder zwei mit einander, oder auch wohl ganze Schaaren. Die beiden Ritter stellten sich einander gegenüber, galloppirten mit eingelegter Lanze auf einander los, und Einer suchte den Andern vom Pferde zu stürzen. Wer den Gegner gut traf, entweder an dessen Schild, oder Helm, oder Harnisch, und dabei selbst fest im Sattel saß, warf ihn entweder vom Pferde, oder zersplitterte die Lanze. Beides galt für einen Sieg. Brachen die Lanzen Beider, so ließ man sich neue geben, und setzte den Kampf fort.

Hatten alle Ritter nun ihre Kunst und Kraft gezeigt, so war das Tournier zu Ende. Die Kampfrichter bestimmten die Sieger, und die Herolde machten ihre Namen laut bekannt. Dann gingen die Sieger vor die Sitze der Damen, die gewöhnlich die Dänke, d. i. die Preise austheilten, indem sich

die Ritter tief verbeugten, oder auch wohl auf ein Knie niederließen. Der Dank bestand in einer goldgestickten Schärpe, oder einem schönen Helm oder Schwert, oder einem Wehrgeschenk, einer gestickten Schabracke oder dergleichen. Die Trompeten schmetterten aufs Neue, und die Sieger zogen, in zahlreicher Begleitung, nach dem Schlosse, wo die Frauen ihnen die Waffen abnahmen, und sie, prachtvoll bekleidet, in den Saal führten, in welchem ein feierliches Gastmahl und Trinkgelage gehalten wurde, was man ein Bankett nannte.

Nicht alle Tourniere wurden genau so gehalten. Es gab, nach Verschiedenheit der Provinz und der Zeit unendliche Abweichungen. Nicht immer ging es dabei ohne Schaden ab; auch erhitzten sich zuweilen die Streitenden so, daß der Tournierplatz sich in ein Schlachtfeld verwandelte.

Noch gab es eine Art Ritter, die man fahrende Ritter nannte, weil sie, ihrer Armuth wegen, im Lande herumritten, und andere Ritter auf ihren Burgen beschmausten. Sie suchten Abenteuer, wohnten bei Gelegenheit Tournieren bei, und ließen sich, wenn sie dabei gesiegt hatten, von dem Besiegten ein Lösegeld zahlen. Freundlicher Aufnahme waren sie bei der großen Gastfreundschaft jener Zeit gewiß.

Um jene Zeit sind auch nach und nach die Namen entstanden. Die Deutschen hatten sonst keine Familiennamen; Jeder hatte nur einen Vornamen: Rudolph, Siegfried, Leopold u. a. m. Damit man nun die, welche einen gleichen Namen führten, unterscheiden könnte, so setzte man irgend eine Bezeichnung hinzu, die entweder von dem Vaterlande, oder von der Beschäftigung, oder von gewissen Persönlichkeiten hergenommen waren, z. B. Hanno der Baier, Friedrich der Magdeburger, Peter der Schuhmacher, Herrmann Dickkopf. Die, welche einen Grund und Boden besaßen, also Güterbesitzer und Freibauern, nannten sich nach ihrer Besitzung, z. B. Otto von Falkenberg, weil sein Schloß Falkenberg hieß. Daher ist der Adel mit dem Wörtchen von entstanden. Diese Namen wurden endlich erblich, und blieben nun auch, nachdem das Stammgut längst verkauft, und die frühere Beschäftigung längst aufgegeben war. Daher sind noch jetzt diejenigen Namen die häu-

sigsten, welche die gewöhnlichsten Beschäftigungen bezeichnen, z. B. Bäcker, Schulze, Müller, Kretschmar, Schmidt, Schneider u. v. a. m.

55. Heinrich V., 1106—1125.

König Heinrich V., der seinem alten, schwachen Vater so viele Thränen ausgepreßt, und sein graues Haar durch Kummer in die Grube gebracht hatte, konnte unmöglich glücklich und ruhig regieren; denn wo der Seelenfriede fehlt, ist keine Ruhe, und wo Unthaten geschehen sind, fehlt der Segen Gottes und also das Glück. Das ist um so mehr zu bedauern, da Heinrich viele ruhmwürdige Eigenschaften des Geistes besaß, und darin mehr seinem Großvater, Heinrich dem Schwarzen, glich, als seinem unglücklichen Vater. Nur hatte er nicht den rechtlichen Sinn des Großvaters, sondern jedes Mittel, zu Macht und Reichthum zu gelangen, war ihm recht. Dabei besaß er eine ungemeine Verstellungsgabe, die er schon gegen seinen Vater bewiesen hatte.

Die Hauptbegebenheit seiner Regierung ist sein Streit mit dem Papst über die Investitur. Es war bisher üblich gewesen, daß der deutsche König die höhern Geistlichen dieses Landes eingesetzt, und der Papst die Wahl nur bestätigt hatte, und das erstere war um so billiger, da alle diese Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte nicht bloß Diener der Kirche waren, sondern auch reiche Ländereien mit ihrer Würde verknüpft waren, die sie nicht dem Papste, sondern der Freigebigkeit der Fürsten und Könige verdankten. Aber schon unter Heinrich IV. war der Streit über die Einsetzung der höhern Geistlichen (Investitur) angegangen, und da nun Heinrich V. sich immer als einen gehorsamen Sohn des Papstes gezeigt hatte, so zweifelte dieser keinen Augenblick, daß jetzt die Zeit gekommen sey, den Streit zum Vortheil des päpstlichen Stuhles zu entscheiden.

Damals saß auf dem päpstlichen Stuhle Papst Paschalis II. Dieser erklärte sogleich, daß kein Laie (Nichtgeistlicher), also auch nicht der König, einen Geistlichen einsetzen

dürfe, und damit dies Gebot um so eher angenommen würde, so fügte er mit erheuchelter Nachgiebigkeit hinzu: die bereits vom Könige ernannten Bischöfe sollten in ihren Aemtern bleiben; nur für die Zukunft müsse das Gesetz gelten. Heinrich fuhr über diese Anmaßung auf, nahm aber gleich wieder zur Verstellung seine Zuflucht, und lud den Papst nach Deutschland ein. Aber Paschalis merkte die Schlinge, und begab sich unter dem Schutze des Königs von Frankreich, damals Philipps I., nach Chalons an der Marne. Hierhin schickte der Kaiser den Herzog von Baiern Welf (einen Sohn des oben erwähnten) und den Erzbischof von Trier; aber weder das kraftvolle Aeußere des ansehnlichen Welf, noch die Beredtsamkeit des feinen und gewandten Erzbischofs konnte etwas ausrichten, und sie gingen mit den drohenden Worten nach Deutschland zurück: „nicht hier mit Worten, sondern in Rom mit dem Schwerte wollen wir den Streit zu Ende bringen!"

Nun rief der König die Fürsten auf, ihm nach Italien zu folgen, nachdem er erst noch sich in Utrecht feierlich verlobt hatte mit — der fünfjährigen Tochter des Königs Heinrich I. von England, Mathilde. Die kleine Braut kam in zahlreicher Begleitung und mit großem Pomp nach Deutschland, und wurde in Mainz gekrönt. Die Hochzeit aber schob man auf, bis sie erwachsen seyn würde; bis dahin sollte sie in deutscher Sprache und Sitte unterrichtet werden. Dann zog König Heinrich über die Alpen nach Italien, und wurde hier in der Lombardei von den Bürgern der Städte, wie gewöhnlich die deutschen Könige, mit scheelen Augen angesehen. Besonders zeigte sich wieder Mailand feindlich, und schloß vor ihm die Thore zu. Er ließ sie dies Mal ungestraft, weil er keine Zeit für sie hatte, und zog weiter gen Rom bis Sutri, wo er des Papstes Erklärung abwarten wollte. Alsbald erschienen auch die päpstlichen Gesandten, und machten einen Vorschlag, der sich allerdings hören ließ, und, wenn er wirklich aufrichtig gemeint war, einen hohen Begriff von des Papstes Klugheit und Uneigennützigkeit geben müßte. Er sagte nämlich: „Der ganze Streit über die Investitur rührt daher, daß die Bischöfe weltliche Güter besitzen, was sie nicht sollten; denn

nun maßt ihr Fürsten euch das Recht an, sie als eure Vasallen mit diesen Gütern zu belehnen. Darum schlage ich vor, daß ihr alle die Güter, welche die Kirche eurer Freigebigkeit verdankt, zurücknehmt, aber auch dafür allen Rechten auf die Kirche entsagt; denn jedes muß für sich bleiben, die Kirche und die weltliche Macht. Auch werden die Bischöfe ihr wichtiges Amt mit mehr Würde verwalten, wenn sie nicht mehr durch die Sorge um irdische Güter gestört werden." Ob es der Papst mit diesem Anerbieten ehrlich meinte, wissen wir nicht, ist aber kaum glaublich, weil man Uneigennützigkeit bei den Päpsten zu finden nicht gewohnt ist. Uebrigens lief er bei diesem Vorschlage keine Gefahr, weil er voraussehen konnte, daß die Geistlichkeit sich den Verlust ihrer Ländereien nie gefallen lassen würde.

Heinrich merkte die List des Papstes; um ihm aber keinen Vorwand zu geben, über ihn Klage zu führen, so nahm er den Vorschlag an, und versprach der Investitur zu entsagen, wenn Paschalis den Bischöfen befehlen würde, alle Güter herauszugeben. Nun ging Heinrich nach Rom. Am Thore beschwor er den Römern die Erhaltung ihrer Freiheiten; doch wunderten sie sich nicht wenig, daß es dies Mal der König in deutscher Sprache that. Aber er hielt es unter der Würde eines deutschen Königs, sich bei Verhandlungen mit Fremden einer andern als der deutschen Sprache zu bedienen. In Rom selbst empfing ihn Paschalis vor der Peterskirche sehr freundlich; nur ärgerte es manchen unter den Deutschen, daß der König vor dem Papste auf die Knie fiel, und dann erst ihn auf Mund, Stirn und Augen küßte. Nachdem Beide in die Kirche gegangen waren, verlangte der Papst, daß Heinrich nun dem Investiturrecht entsagen sollte. „Ich werde es thun," antwortete dieser, „wenn die gegenwärtigen Bischöfe in die Zurückgabe aller Kirchengüter willigen." Bei diesen Worten aber entstand ein entsetzlicher Lärm unter den deutschen sowohl als italienischen Bischöfen. Sie schrien laut: das sey die ärgste Ketzerei, daß der Papst einen solchen Kirchenraub begehen wolle. Darüber entstand ein langer Zank, bei dem Jeder den Andern zu überschreien suchte, bis endlich einer der deut-

schen Ritter, dem die Geduld riß, dem Papste und den Kardinälen zurief: „ei was! wozu braucht es hier so vieler Worte! Wisset, daß unser Herr, der Kaiser, ebenso, wie Karl der Große, Ludwig und die andern Kaiser, gekrönt seyn will, und daß ihr danach handeln müßt!“ Aber Paschalis weigerte sich, ihn zu krönen, bevor derselbe nicht der Investitur entsagt habe. Da befahl Heinrich seinen Rittern, den Papst und die Kardinäle festzunehmen. Das gab nun eine großen Lärm; der Erzbischof von Salzburg warf sich vor dem König nieder, und bot zur Befreiung des Papstes seinen Kopf dar; aber hier half kein Einreden; die Gefangenen wurden abgeführt, und eine dumpfe Bestürzung verbreitete sich in ganz Rom. Noch an demselben Abend, noch mehr aber am andern Tage erhob das Volk einen Tumult, und schlug viele Deutsche todt; ja es fehlte wenig, daß nicht selbst der König ermordet worden wäre; er wurde verwundet, und nur durch die Treue eines italienischen Grafen, der ihm sein Pferd gab, dafür aber von den Römern gefangen wurde, gerettet. Zwar zogen die Deutschen aus Rom ab, aber sie führten die Gefangenen mit sich fort. Da endlich war der Muth des Papstes gebrochen, und er entschloß sich, einen Vergleich zu unterschreiben, wonach er frei wurde, aber versprechen mußte, an keine Rache zu denken, und dem König das Investiturrecht zu lassen. Dann umarmten sie sich wie die besten Freunde — die Heuchler! — und hielten ihren Einzug in Rom, wo der Papst die Kaiserkrönung vollzog. Dann zog Heinrich fröhlich wieder nach Deutschland zurück. Aber kaum war er fort, so erklärten die Kardinäle den Vergleich für erzwungen, und der Papst? — der ließ sich von ihnen zwingen, alles zu widerrufen, was er dem Kaiser erst beschworen hatte, und da er erklärte, er dürfe seines Eides wegen den Kaiser nicht in den Bann thun, so that dies an seiner Stelle sein Legat. So wußte sich die päpstliche Gewissenhaftigkeit zu helfen! Der Kaiser lachte über den Bann.

Aber so ganz unwirksam, als Heinrich glaubte, war dieser Bann doch nicht; ja es schien, als wenn jetzt erst der Himmel seine Rache wegen des dem Vater verursachten Kummers über ihn ausschütten wollte. Sobald er nämlich nach Deutsch-

land zurückgekommen war, glaubte er, daß er sich, weil es ihm mit dem Papst gelungen war, Alles, auch gegen die Fürsten, erlauben könnte. Er theilte Bischofswürden nach Belieben und an den Meistbietenden aus, ließ sich von den Neuernannten die geistlichen Güter zurückgeben, und zog auch erledigte Reichslehen ein, selbst wenn noch entfernte Verwandte da waren. Darüber entstand nun, besonders am Rheine und in Sachsen, eine große Gährung, und viele mächtige Fürsten traten in einen Bund gegen ihn zusammen: Graf Lothar von Suplinburg, der nach dem Aussterben der Billunger das Herzogthum Sachsen erhalten hatte, Landgraf Ludwig der Springer, der alte brave Graf Wiprecht von Groitzsch und viele Andere. Als das Heinrich erfuhr, rief er schnell seine Kriegsschaaren zusammen, überfiel die Unzufriedenen, und Graf Wiprecht wurde gefangen. Der Kaiser vergaß so ganz die vielen treuen Dienste, die dieser Mann einst seinem Vater Heinrich IV. und auch ihm selbst erwiesen hatte, daß er ihn zum Tode verurtheilte; nur dadurch wurde er gerettet, und die Todesstrafe in ein dreijähriges Gefängniß verwandelt, daß der Sohn des Verurtheilten einen Fußfall that, und das Stammschloß Groitzsch als Lösegeld hingab. Auch Lothar mußte sich unterwerfen, und erhielt Verzeihung, nachdem er sich vor dem Kaiser, da dieser seine Vermählung mit Mathilden in Mainz feierte, in ein Bußhemde gehüllt und barfuß niedergeworfen hatte. Aber plötzlich standen die Fürsten aufs Neue auf.

Heinrich hatte nämlich auch Ludwig den Springer begnadigt. Dennoch ließ er ihn plötzlich gefangen nehmen. „Wie?“ riefen die Fürsten erbittert, „sollen wir dulden, daß er nicht nur mit unsern Gütern, sondern auch mit unsern Personen nach Gefallen verfährt?“ — Der Krieg entbrannte aufs Neue. Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Feldhauptmann, traf mit den Sachsen am Welfelsholze zusammen. Dies ist ein Wald auf einer Hochebene am Fuße des Harzes im Mansfeldschen. Vor allen Sachsen stürmte der junge Graf Wiprecht von Groitzsch in die Kaiserlichen ein. Die Seele voll unendlichen Jammers über die Gefangenschaft des Vaters und

den Verlust der Stammburg, brannte er vor Rachedurst. Er suchte den Grafen Hoyer, kämpfte mit ihm, und erschlug ihn.

Diese Schlacht am Welfelsholze war 1115, und schien den Kaiser ganz zu Boden schmettern zu sollen. Aber hier sah man wieder, wie so oft in dem Leben eines jeden Menschen, daß nur der untergeht, der sich selbst verläßt. Heinrich verlor, wie groß auch die Bedrängniß des Augenblicks war, den Muth nicht, und die beiden Hohenstaufischen Brüder, Friedrich, Herzog von Schwaben und Conrad, Herzog von Franken *), halfen ihrem Ohm getreulich.

Endlich geschah das, was bei jedem Streit zu geschehen pflegt: beide Theile sahen ein, daß sie zu weit gegangen wären, und daß beim Zank weniger heraus käme als beim Frieden. Papst Paschalis II. war indessen gestorben, und jetzt saß Calixt II. auf dem päpstlichen Stuhle. Nachdem der Kaiser sich mit den Fürsten vorläufig verglichen hatte, trat er auch mit dem Papste in Unterhandlung. Calixt war ein hartnäckiger Mann, und verlangte gar, der Kaiser sollte, wie einst sein Vater, barfuß und im Bußhemde vor ihm erscheinen, und um Lossprechung vom Banne bitten. Aber davon wollte Heinrich nichts wissen. Es war schon hart genug für ihn, daß er sich gefallen lassen mußte, daß Calixt den Gegenpapst, den der Kaiser eingesetzt hatte, schmählich mißhandelte. Der arme Mann war in Calixt's Hände gefallen, und dieser ließ ihn in Schaffelle hüllen, verkehrt auf ein Kameel setzen, und so durch die Straßen von Rom führen. Zuletzt ist der Unglückliche in einem Kloster gestorben.

Der Friede zwischen Kaiser und Papst wurde in Worms 1122 geschlossen. Der Zufluß auf diesem Reichstage war so groß, daß die Stadt die Menge nicht faßte, und die Versammlung vor dem Thore gehalten werden mußte. Der In-

*) Heinrich IV. hatte seine Tochter einem Grafen Friedrich von Hohenstaufen gegeben, und diesen zum Herzog von Schwaben erhoben. Dessen Söhne waren diese beiden, also Neffen Kaiser Heinrichs V.

vestiturstreit wurde nun dadurch beendigt, daß ins künftige die Bischöfe und Aebte in Gegenwart des Kaisers ohne alle Simonie (Bestechung) von den Geistlichen gewählt, und vom Papste die Investitur mit Ring und Stab, vom Kaiser aber die Belehnung mit den Kirchengütern durch den Scepter erhalten sollten; auch versprach der Kaiser, der Kirche alle weggenommenen Kirchengüter zurückzugeben. Hätten nun beide Theile nicht bald so vernünftig seyn, und sich so, wie es billig war, mit einander vergleichen können? Aber wie damals, so ist es noch jetzt oft: erst nach langem Streit sehen die Menschen ein, daß man damit nicht weit komme.

Bald darauf ist Kaiser Heinrich 1125 in Utrecht gestorben, und in Speier neben seinem Vater beerdigt worden, so daß der Tod erst die wieder vereinigte, die im Leben so widernatürlich getrennt gewesen waren. Er war nur 45 Jahre alt geworden, und starb ohne männliche Erben. Mit ihm erlosch sein Stamm. Wer sollte nicht darin den Fluch des gemißhandelten Vaters erkennen!

Fünfte Periode.

Von Kaiser Lothar bis zum Ende des Interregnums, 1125—1273.

---

56. Lothar, 1125—1137.

Als mit Heinrich V. das Haus der Salier ausgestorben war, versammelten sich wieder, wie bei Konrads des Saliers Wahl, die Fürsten und Edeln am Rhein zwischen Mainz und Worms, um einen neuen König zu wählen, an 60,000 Männer; aber nur zehn wurden auserlesen, das Wahlgeschäft zu betreiben. Kei-

ner unter den Fürsten machte sich größere Hoffnung, König zu werden, als jener schon genannte Herzog von Schwaben, Friedrich der Einäugige von Hohenstaufen. Er war der Neffe des verstorbenen Kaisers, und hatte herrliche Güter in Schwaben, Franken und Baiern. Aber eben darum wollte man ihn nicht; denn man meinte, er würde eben so herrisch wie Heinrich V. mit der Geistlichkeit und den Fürsten verfahren wollen. Endlich wurde Herzog Lothar von Sachsen gewählt, derselbe, den wir in Mainz als Büßenden vor Heinrich V. liegen sahen. Damit waren freilich Manche unzufrieden, besonders die Baiern, weil der Herzog Heinrich der Schwarze Friedrichs Schwiegervater war: indessen beruhigten sie sich endlich, und Lothar wurde von Allen anerkannt. Er war bereits im 50. Jahre, ein Mann ohne ausgezeichneten Verstand, aber gerecht und gutgesinnt; nur hatte er leider den alten Haß der Sachsen gegen die Franken mit auf den Königsthron gebracht. Zwar war das Haus der Franken ausgestorben, aber Friedrich von Hohenstaufen war der Erbe desselben, und daher ist Lothar, so lange er regierte, ein Feind der Hohenstaufen geblieben, und hat nie aufgehört, sich Mühe zu geben, dies mächtige Haus zu unterdrücken.

Aber Lothar allein war nicht im Stande, es mit dem mächtigen Waiblinger *) aufzunehmen; darum zog er den Herzog von Baiern auf die Seite. Jener Heinrich der Schwarze war eben gestorben, und hatte einen Sohn, Heinrich den Stolzen, hinterlassen. Diesem reichen Fürsten gab er seine elfjährige Tochter Gertrude zur Frau, und auf dem Lechfelde bei Augsburg, auf der Gränze von Baiern und Schwaben, gab Heinrich zu Ehren seiner Neuvermählten so prachtvolle Feste, daß er seitdem den Beinamen des Stolzen erhielt. Bald wurde Heinrich noch mächtiger, indem ihn Lothar auch noch mit dem Herzogthum Sachsen belehnte. Nun konnte es

---

*) Diesen Beinamen führte Friedrich, und nach ihm sein ganzes Haus, von dem Schlosse Waiblingen in Schwaben, welches ihm zugehörte.

Lothar wohl unternehmen, gegen Friedrich von Hohenstaufen aufzutreten. Er verlangte, daß dieser die von Heinrich V. ererbten Güter zurückgebe; denn sie hätten dem König nicht eigenthümlich zugehört, sondern dem Reiche; darum hätte er kein Recht gehabt, sie zu vererben, und sie müßten daher als Reichsgüter zurückgegeben werden. Da nun Friedrich das nicht wollte, so wurde er in die Acht erklärt, und der Krieg ging los. Um diese Zeit kam auch Konrad von Hohenstaufen, Friedrichs Bruder, aus Palästina zurück, wohin er einen Kreuzzug unternommen hatte, und half seinem Bruder wacker gegen den König streiten. Von den Waffenthaten dieses Königs ist besonders eine zu merken. Die Stadt Speier hielt es mit den Hohenstaufen. Friedrich warf eine Besatzung hinein, und vertraute derselben seine Frau, Agnes, an. Als nun Heinrich der Stolze das königliche Heer herbeiführte, vertheidigten sich die Bürger wie Löwen. Friedrich aber, dem um seine Agnes bange wurde, eilte zum Entsatz herbei, und überfiel des Nachts das königliche Lager, um sich bis zur Stadt durchzuschlagen, wurde aber zurückgeworfen, und nun mußten sich die Bürger von Speier an Heinrich ergeben. Und Agnes? — Der ging es besser, als Friedrich fürchtete. Lothar ließ ihr Geschenke reichen, weil er den Heldenmuth der Frau ehrte, und verzieh den Bürgern um ihretwillen.

Während dieses Kriegs Lothars und Heinrichs von Baiern mit den hohenstaufischen Brüdern zog Lothar nach Italien, und ließ sich in Rom zum Kaiser krönen. Auf diesem Zuge kam bei der Belagerung einer lombardischen Stadt der damalige Markgraf von Nordsachsen um. Diese Mark umfaßte ungefähr das Land, was jetzt noch die Alt-Mark genannt wird. Die dadurch erledigte Markgrafschaft gab nun Kaiser Lothar einem jungen, tapfern Ritter, Albrecht dem Bär, aus dem Hause Ascanien, dessen Nachkommen noch jetzt auf den anhaltschen Thronen sitzen. Die Residenz dieses Albrechts war Soltwedel (Salzwedel), und von hier aus machte er nachher Eroberungen in dem wendischen Lande, jenseit der Elbe und Havel, so daß er eigentlich der Stifter der Mark Brandenburg geworden ist. Doch ging der Name Nordsachsen in

Brandenburg erst etwas später über, nachdem Albrecht auch die Stadt Brandenburg erobert hatte.

Der Krieg mit den Hohenstaufen währte bis 1134. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, einem berühmten Kloster in Frankreich, legte für sie bei dem Kaiser eine Fürbitte ein, und bewog durch Zureden das stolze Herz der Brüder, sich dem Kaiser demüthig zu unterwerfen. Auf einer Reichsversammlung in Bamberg warf sich der stolze Friedrich vor den Augen der versammelten Fürsten und Bischöfe dem Kaiser zu Füßen, und erhielt Vergebung. Dasselbe that Konrad ein halbes Jahr später in Mühlhausen. Die streitigen Güter wurden dem Kaiser übergeben, aber er gab sie als Lehen den Hohenstaufen zurück. Wozu war nun erst der Krieg geführt worden, der so viel Menschenblut gekostet, und so viel Land verwüstet hatte? Der Frieden war nun zwar wiederhergestellt, aber dadurch nicht der Haß besänftigt, der seitdem lange noch in den Herzen beider Partheien gewüthet hat. Ganz Deutschland und Italien hatte sich für die eine, oder die andere entschieden. Die Parthei Lothars und Heinrichs des Stolzen hieß die Parthei der Welfen, weil Heinrich zum Hause der Welfen gehörte; die der Hohenstaufen die der Gibellinen, welcher Name aus Waiblingen entstanden ist. Unter den folgenden Regierungen hingen die Gibellinen dem Kaiser, die Welfen dem Papste an; unter Lothar war es umgekehrt. Darum also ist seine Regierung besonders bemerkenswerth, daß der Haß beider Partheien unter ihm zuerst losbrach.

Lothar starb 1137, als er eben von einem Zuge aus Italien zurückkehrte, unterwegs in einer Hütte in Tyrol. Seine Frau, die kluge Richenza*), führte die Leiche nach Königslutter, zwischen Helmstädt und Braunschweig, wo seine Gebeine noch liegen.

---

*) Sie war so klug, daß sie in Italien öfters zu Gericht gesessen, und die Streitigkeiten geschlichtet hatte.

57. Konrad III. von Hohenstaufen, 1137—1152.

Heinrich der Stolze, der Baier, glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn, daß er König werden würde, daß er sich sogleich der Reichskleinodien bemächtigte. Und wirklich wäre er, wenn es nach der größten Macht gegangen wäre, der Würdigste gewesen; denn ihm gehörte, außer vielen zerstreut liegenden Gütern, Baiern, Sachsen und Toscana. Aber gerade das war es, warum ihn die Fürsten nicht haben wollten; er war ihnen zu mächtig und zu stolz. Die hohenstaufische Parthei gab sich heimlich das Wort, sich seiner Wahl zu widersetzen, und ernannte, ohne daß ein allgemeiner Wahltag gehalten worden wäre, den heldenmüthigen Konrad von Hohenstaufen, Friedrich des Einäugigen Bruder, zum König. Ein päpstlicher Legat salbte und krönte ihn, und diese Weihe wirkte so, daß fast alle Fürsten und Bischöfe ihm beifielen. Auch verdiente er die königliche Würde; denn er war ein edler, kräftiger, tapferer und großherziger Mann. Nur Heinrich der Stolze war mürrisch wegen getäuschter Hoffnung; doch kam er endlich auch, und lieferte die Reichskleinodien aus.

Wie Lothar darauf ausgegangen war, die Hohenstaufen zu schwächen, so war Konrad fest entschlossen, die Welfen zu demüthigen. Unter dem Vorwande, daß ein Herzog nicht mehrere Herzogthümer besitzen dürfte, verlangte Konrad, daß Heinrich entweder Sachsen oder Baiern herausgeben müßte. Darüber wollte der stolze Mann aus der Haut fahren, und wurde, weil er sich geradezu weigerte, für einen Reichsfeind erklärt, Sachsen ihm genommen, und dem tapfern Albrecht dem Bär gegeben. Dann zog Konrad auch nach Baiern, gab es dem Markgraf Leopold von Oestreich, und der einst so mächtige Heinrich war jetzt so verlassen, daß er nur noch drei treue Freunde um sich sah, mit denen er nach Sachsen floh. Aber hier fand er mehr Treue, als in Baiern; die guten Sachsen verließen ihren Herzog nicht in der Stunde der Gefahr, und schlugen den Bär aus dem Lande heraus. Ueber diesen Unruhen starb Heinrich der Stolze schon im zweiten Jahre des Krieges, und sein Sohn, der heldenmüthige Hein-

rich der Löwe, wurde der Erbe der väterlichen Ansprüche, aber auch der väterlichen Sorgen. Damals war dieser Heinrich erst zehn Jahre alt; aber die treuen Sachsen hielten fest an ihm, und wollten keinen andern Herrn.

In diesem Kriege kamen erst die Partheinamen Welfen und Gibellinen auf. Denn bis dahin pflegten die Deutschen das Feldgeschrei: „Kyrie Eleison!“ (Herr, erbarme dich unser) zu haben; jetzt aber riefen die Einen: „Hie Welf!“ die Andern aber: „Hie Gieblingen (Waiblingen)!“ und diese Namen blieben. Für den kleinen Heinrich kämpfte in Baiern Welf, des stolzen Heinrichs Bruder; er warf sich in die Stadt Weinsberg (jetzt im Würtembergschen) und wurde hier von König Konrad belagert. Dieser war auf die Einwohner darum, weil sie es mit seinem Feinde gehalten hatten, so erbittert, daß er ihnen drohte, alle Männer sollten sterben, wenn er hinein käme. Endlich, als sich die Stadt ergeben mußte, gestattete der König allen Weibern auszuziehen, und von dem Ihrigen so viel mitzunehmen, als sie tragen wollten. Und siehe! als sich am andern Morgen die Thore öffneten, nahm die Herzogin ihren Mann, den Herzog Welf, auf die Schultern, und ebenso machten es die andern Frauen mit ihren Männern, und so zogen sie aus. Als das die Leute des Königs sahen, riefen sie diesen herbei, und sein Neffe, der junge Friedrich von Hohenstaufen, ein trefflicher Heldenjüngling, des Einäugigen Sohn, rieth, den Trug nicht zu dulden. Aber Konrad lachte über den Einfall herzlich, lobte die Treue der Weiber, und sprach: „ein Kaiser hält sein Wort!“

Nachdem der Krieg noch lange gedauert hatte, wurde die Fehde dahin geschlichtet, daß Heinrich der Löwe Sachsen behielt, und Albrecht der Bär zur Entschädigung die Versicherung bekam, daß seine Mark nicht mehr ein Lehn von Sachsen seyn, sondern als ein besonderes Fürstenthum unter dem Kaiser unmittelbar stehen sollte. Baiern dagegen behielt Leopold von Oestreich, und da dieser bald darauf starb, erhielt es sein Bruder Heinrich Jasomirgott. Diesen Beinamen führte er von der Redensart: „ja so mir Gott!“ u. s. w., die er immer im Munde führte.

Gegen das Ende seiner Regierung wurde Konrad sehr unangenehm überrascht, indem der schon genannte Abt Bernhard von Clairvaux nach Deutschland kam, und ihn in Frankfurt am Mayn, wo er mit ihm zusammentraf, dringend ermahnte, einen Kreuzzug zu unternehmen. Dazu hatte er aber nicht die geringste Lust, einmal, weil er schon einmal in Jerusalem gewesen war, und die Beschwerden eines solchen Zuges kannte, und zum andern, weil er Anderes zu thun hatte. Wozu aber war jetzt ein neuer Kreuzzug nöthig? — Das Königreich Jerusalem, welches Anfangs nur aus Jerusalem und etwa noch 20 Städten bestanden hatte, war nach und nach erweitert worden, und die Freude über die Eroberung der Stadt hatte bald nach jenem ersten Kreuzzuge eine Menge frommer und beutelustiger Schaaren dort hingelockt. Die Meisten kamen zwar unterwegs vor Hunger und Elend um; dadurch ließen sich aber die Folgenden nicht abschrecken. Unaufhörlich fuhren Schiffe von Venedig und Genua nach Joppe (einem Seestädtchen in Palästina unweit Jerusalem) hin und her, um Pilger hinzubringen, und dafür Erde aus dem heiligen Lande und Wasser aus dem Jordan zurückzuführen; denn allgemein herrschte in Europa der fromme Glauben, daß der Mensch, dem eine Hand voll solcher Erde mit in den Sarg gegeben würde, unfehlbar selig werden, und daß die Taufe mit Jordanswasser weit wirksamer als jede andere seyn müsse. Auf den braven Gottfried von Bouillon, der schon 1100 gestorben war, folgte sein Bruder Balduin, der sich den ersten König von Jerusalem nannte, und auf diesen mehrere Andere aus seinem Hause. Indessen aber hatten sich die Seldschucken vom ersten Schrecken erholt, und unaufhörliche Angriffe auf die Christen gemacht. Sie hatten 1144 gar die Stadt Edessa, wo ein besonderes Fürstenthum war, erobert, 46,000 Einwohner erschlagen, und die Stadt zerstört. Darüber entstand im Abendlande ein großer Jammer, und der fromme Abt Bernhard übernahm es, mit heiligem Eifer die Völker zu einem neuen Kreuzzuge zu entflammen.

Dieser Abt war ein kleiner, schwächlicher, abgemagerter Mann, eine Folge seiner vielen Fasten und Gebete. Von Jugend auf hatte er sich zu beherrschen gewußt, und sich durch

fleißiges Studiren, Nachdenken und Gehorsam gegen seine Obern ausgezeichnet. Sinnliche Freuden, Essen, Trinken und schöne Kleider, waren ihm ganz gleichgültig; aber einen Augenblick länger, als es die Noth dringend erforderte, zu schlafen, hielt er für einen Raub am Leben, das er möglichst zu nützen suchte. Er hatte in einer wüsten Gegend der Champagne das Kloster Clairvaux gestiftet, wo er bisher in der größten Eingezogenheit gelebt hatte. Jetzt aber, da ihn das Gewissen hervortrieb, trat er wieder in das Getümmel der Welt, und predigte, wie einst Peter von Amiens, den Kreuzzug mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit, wozu er auch vom Papst Eugen III. die Erlaubniß erhalten hatte. Auch hatte er die Freude, den König von Frankreich Ludwig VII. dazu zu bewegen. Dieser fromme König hatte nämlich die ungehorsame Stadt Vitry in der Champagne belagert, und dabei hatte sein rohes Kriegsvolk 1300 Menschen in eine Kirche eingesperrt und verbrannt. Das zog er sich zu Gemüthe, konnte seitdem keine Ruhe finden, und jede Nacht glaubte er im Traume das Angstgeheul der Unglücklichen zu hören. Um nun sein Gemüth zu beruhigen, ergriff er begierig das Kreuz, das ihm ja vollkommnen Ablaß versprach.

Jetzt kam Bernhard auch nach Deutschland, erhielt aber, wie gesagt, von König Konrad eine abschlägige Antwort. Dies Mal schwieg er dazu, und reiste erst nach der Schweiz, um auch dort das Kreuz zu predigen. Als er aber von da zurückkam, suchte er den König in Speier auf, ermahnte ihn erst unter vier Augen, und erhielt die Antwort: „ich werde mich besinnen!" — Als aber am 3ten Weihnachtstage der Hof zur Messe in der Kirche war, stieg Bernhard unvermuthet auf die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt, zählte dem Könige alle die unzähligen von Gott empfangenen Wohlthaten auf, und schloß endlich mit dem Ausruf: „wie wirst du einst am jüngsten Tage sagen können, du habest deine Pflicht erfüllt?" — Konrad war tief gerührt. Er stand auf, und rief: „ja, ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht undankbar finden. Ich bin bereit, ihm zu dienen, wie ich von ihm aufgefordert werde." Das Volk jauchzte, mit dem Könige

ließen sich Unzählige mit dem Kreuze bezeichnen, unter andern der junge Friedrich, des einäugigen Friedrichs Sohn. Am Sonntage darauf war, als Bernhard wieder predigte, der Zudrang so groß, daß Konrad den kleinen schwachen Mann, den das Volk beinahe erdrückt hätte, auf seinen Armen aus der Kirche tragen mußte.

Der Kreuzzug begann 1147. Die Deutschen brachen zuerst auf, nachdem sie sich bei Regensburg versammelt hatten. In Ungarn erhielten sie vom Könige Geisa allen nur möglichen Vorschub, desto weniger im griechischen Kaiserthum. Hier war damals Manuel Comnenus Kaiser, und da dieser sich einbildete, der Kreuzzug sey nur unternommen, um sich seines Reichs zu bemächtigen, so ging er darauf aus, es zu Grunde zu richten. Die heiligsten Schwüre Konrads, daß er ja in der friedlichsten Absicht von der Welt gekommen sey, konnten ihn nicht beruhigen. Offen feindselig gegen die Deutschen zu verfahren, dazu war Kaiser Manuel zu feige; aber er schickte Boten an die in Klein-Asien wohnenden Seldschucken, und ließ ihnen melden, es würde bald ein Heer Abendländer kommen; sie möchten sich nur bereit machen, es gehörig zu empfangen. Und nun gab der hinterlistige Kaiser den Deutschen treulose Wegweiser mit, die sie gerade den Seldschucken in die Hände führen mußten. Als nun die Kreuzfahrer die Verätherei merkten, verschwuren sich die Boten hoch und theuer, das sey der rechte Weg; am andern Morgen aber befanden sich die Deutschen in einer wüsten, wasserlosen Einöde mitten im Gebirge Taurus, und die Wegweiser — waren über alle Berge. Dafür sahen jene alle Anhöhen mit Türken besetzt, die bald von allen Seiten auf sie eindrangen, und denen man nicht einmal beikommen konnte, weil sie eben so schnell wieder verschwanden, als sie angriffen. Von 70,000 Kreuzfahrern wurden bis auf 7000 Alle erschlagen, die Weiber, Kinder und den Troß nicht einmal mitgerechnet. Unter solchen Umständen beschloß Konrad den Rückzug.

Hier traf er auf die ihm nachrückenden Franzosen, die nicht wenig über das Schicksal der Deutschen erschraken, weil sie fürchten mußten, daß es ihnen eben so gehen würde. Wei-

nend sanken sich beide Könige in die Arme. Obendrein war Konrad verwundet und krank. In diesem Zustande war ihm eine Einladung des Kaisers Manuel nach Constantinopel, um hier seine Gesundheit zu stärken, recht lieb; denn jetzt war Manuel freundlicher gesinnt, da ihm die Deutschen nicht mehr gefährlich waren.

Den Franzosen ging es übrigens nicht besser. Sie zogen zwar einen andern Weg durch Klein-Asien, aber auch da fielen sie den Türken in die Hände, weil auch sie von griechischen Wegweisern verrathen wurden. Die Noth war so groß, daß man Pferde- und Eselsfleisch als Leckerbissen genoß. Ludwig, des Elends überdrüssig, verließ sein Heer, schiffte sich an der Südküste ein, und setzte nach Antiochia in Syrien über. Sein zurückgelassenes Heer hatte indessen mit dem größten Jammer zu kämpfen. Zuletzt fielen selbst die Griechen über die abgematteten Franzosen her, und plünderten sie, ihre Bundesgenossen, aus, so daß selbst die Türken mit den Armen Mitleiden fühlten, und Brod und Geld unter sie austheilten.

Nachdem Konrad durch die sorgfältige Pflege Manuels wieder hergestellt war, fuhr er zu Schiffe nach Akon (jetzt St. Jean d' Acre) in Palästina, wo sich alle Kreuzfahrer sammelten. Sie zogen nach Jerusalem, wurden mit Frohlocken empfangen, beteten am heiligen Grabe, und fragten sich nun, was weiter geschehen sollte. Endlich wurde beschlossen, die Stadt Damascus zu belagern. Aber hier wurden alle Maßregeln so verkehrt genommen, daß endlich die beiden Könige die Belagerung wieder aufheben mußten. Dazu kam, daß die Unterthanen ihre Rückkehr sehr wünschten, und daß beide des unnützen Getreibes in Palästina herzlich müde waren. Sie kehrten daher 1149 wieder in ihre Staaten, und zwar sehr mißmüthig, zurück, ohne etwas anders ausgerichtet, als ihren guten Willen gezeigt zu haben. Konrad machte die Rückreise zu Schiffe, und stieg bei Pola in Istrien ans Land. Der alte Bernhard hatte diesem Kreuzzug einen sehr günstigen Erfolg geweißagt, und doch war er so schlecht ausgefallen. Als man ihn deshalb fragte, wußte er sich leicht zu helfen, und antwortete: „auch die Widerwärtigkeiten kommen von Gott, und

die Uebereilungen der Fürsten und die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben den Zorn des Himmels herbeigeführt."

Wie abergläubisch jene Zeit war, davon giebt die Nonne Hildegard ein Beispiel. Sie wohnte in einem Kloster im jetzigen Rheinbaiern, verließ aber dasselbe, und baute sich mit 18 gleichgesinnten Nonnen ein besonderes Kloster am Rhein, Bingen gegenüber. Hier behauptete sie, daß sie von Gott Weissagungen erhalte. Das sey zwar schon von Jugend auf bei ihr der Fall gewesen; allein nach ihrem 40sten Jahre geschehe es in noch höherem Maaße. In unsern Tagen hätte man die gute Nonne in ein Irrenhaus gebracht; damals aber betrachtete man sie als eine Heilige, und wallfahrte zu ihr. Sie sagte aus, daß sie die Offenbarungen nicht im Traume erhalte, auch nicht durch die äußeren Sinne empfange, sondern allein durch den innern Sinn, durch den Geist, vernehme. Auf dieselbe Art hatte sie auch, die früher kein Latein gelernt, plötzlich die ganze Bibel verstehen gelernt. Der heilige Bernhard von Clairvaux, dem einmal ein Buch, in welches sie ihre Weißagungen niedergeschrieben hatte, gezeigt wurde, urtheilte, das habe kein Mensch geschrieben, und das könne auch nur der verstehen, der von einem göttlichen Geiste getrieben werde. Sie stand in so hoher Achtung, daß selbst König Konrad und viele andere Große ehrfurchtsvolle Briefe an sie schrieben, und sie um ihre Fürbitte bei Gott baten.

Konrad starb 1152 in Bamberg.

58. Friedrich I. der Rothbart, 1152—1190.

Der tapfre Friedrich von Hohenstaufen, Friedrichs des Einäugigen Sohn, und ein Enkel dessen, der Kaiser Heinrichs IV. Schwiegersohn gewesen war, schien allen Fürsten der Würdigste, die deutsche Königskrone zu tragen. Denn theils war er ausgezeichnet an Geist, Heldensinn und ritterlicher Geschicklichkeit, theils auch besonders geschickt, den Streit der Welfen und Gibellinen zu endigen, weil er beiden Häusern angehörte. Von Vaters Seite nämlich war er ein Waiblinger, und von Seiten der Mutter ein Welfe; denn sie war eine baiersche Prinzessin gewesen. Schon bei seiner Krönung zeigte er, was man sich

von seiner Gerechtigkeit versprechen könne. In der Kirche, wo er gesalbt wurde, warf sich nämlich einer seiner Diener, der durch ein Verbrechen seine Gnade verscherzt hatte, vor ihm nieder, und hoffte, an solchem feierlichen Tage gewiß Verzeihung zu erhalten. Auch legten die Fürsten für ihn Fürbitte ein; aber Friedrich wandte sich von dem Flehenden ab, und sprach: „ich kann dir nicht verzeihen; denn ich habe dich nicht aus Haß verstoßen, sondern um der Gerechtigkeit willen."

Friedrich, der seines röthlichen Barts wegen der Rothbart oder Barbarossa genannt worden ist, war auch körperlich wie zum Herrscher gebohren. Die Haltung seines wohlgewachsenen Körpers zeigte Würde, seine blauen Augen strahlten mild, und doch auch ernst und fest, seine Züge waren mehr freundlich als streng. Sein Gang verrieth festen, männlichen Sinn, seine klare Stimme kündigte den Herrscher an. So klar wie sein Blick war auch sein Verstand; bei der Jagd wie im Kriege war er unermüdlich, und nie verließ ihn der ernste Wille, sich durch edle und große Thaten hervorzuthun. Schade nur, daß das treulose Italien seine schönsten Kräfte, die dem deutschen Vaterlande hätten zu Gute kommen sollen, in Anspruch nahm.

Seine erste Unternehmung gleich war ein Römerzug, um den übermüthigen Lombardenstädten einmal wieder einen mächtigen König zu zeigen, und in Rom sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Die Bürger von Lodi hatten bei ihm über die Mailänder geklagt, welche die Herren über sie spielten. Friedrich sandte einen Boten mit einem Briefe nach Mailand, und befahl, die Stadt Lodi in Ruhe zu lassen. Die stolzen Mailänder aber, als sie den Brief gelesen hatten, warfen ihn zur Erde, traten ihn mit Füßen, und zerstampften das Siegel; ja der Gesandte selbst wäre beinahe vom Volke zerrissen worden. Das verdiente ernstliche Züchtigung. Als er nun über die Alpen zog, kamen ihm Abgesandte der Städte, die gibellinisch gesinnt, also Feinde Mailands waren, freudig entgegen, begrüßten ihn als ihren Retter, und riefen seine Rache auf über die herrschsüchtigen Mailänder. Diese dagegen erschraken, und rüsteten sich schnell; ebenso die andern welfisch gesinnten Städte. Doch

schickte auch Mailand Gesandte, und ließ jene rasche That entschuldigen.

Auf den roncalischen Feldern bei Mailand hielt Friedrich einen großen Reichstag, und ließ sich die Klagen der gibellinischen Städte gegen Mailand vortragen. Dann setzte er sich in Pavia die eiserne Krone auf. Einigen Städten, die sich unterstanden, ihm die Thore zu verschließen, ließ er die Schwere seines Zorns fühlen; Asti und Tortona wurden belagert, erobert, und von Grund aus zerstört, damit ihre Strafe die anderen Städte lehren sollte, daß sie der kaiserlichen Majestät Ehrfurcht schuldig wären. Auch das stolze Mailand hätte schon jetzt Friedrichs schwere Hand fühlen müssen, wenn er nicht nach Rom geeilt wäre; aber er vergaß ihre feindselige Gesinnung nicht.

In Rom war damals Hadrian IV. Papst. Der Mann war aus England, und ein merkwürdiges Beispiel, was nicht aus einem Bettler werden könne. Er war wirklich als Bettler aus England gegangen, war dann in einem Kloster in Avignon erst Diener, dann Mönch, zuletzt Abt geworden, hatte sich dem Papste durch die Strenge, mit der er über die Mönche wachte, empfohlen, wurde von ihm nach Rom gezogen, und war eben jetzt zum Papst gewählt worden. In Rom aber lebte damals ein sehr unternehmender Mann, Arnold von Brescia, von hohem Muth, fester Willenskraft und klarem Verstande. Die Herrschsucht, Unwissenheit und Sittenlosigkeit der römischen Geistlichkeit erschien ihm als ein Greuel; vor seiner Seele stand das schöne Bild der altrömischen Republik, als noch römische Tugend galt, und es schien ihm in seiner Begeisterung nicht unmöglich, diese Zeit noch einmal zu erneuern. Er gewann das Volk durch seine beredte Sprache, und vertrieb den stolzen Hadrian. Dieser zog jetzt dem sich nähernden König entgegen, und bat um seine Hülfe. Aber selbst als Hülfebittender konnte er den Hochmuth nicht verleugnen, der selten den Leuten fehlt, die, im Staube der Niedrigkeit gebohren, durch Glück erhoben, zu großen Ehren emporsteigen. Er erwartete, der König werde bei seinem Anblicke vom Pferde steigen, ihm den Steigbügel halten, und von seinem

Maulthiere herunterhelfen. Da aber Friedrich das nicht that, so weigerte sich Hadrian, ihm den Friedenskuß zu geben, bis er ihm die nöthige Ehrerbietung erwiesen hätte. Anfangs hielt Friedrich das unter seiner Würde; zuletzt erhob sich sein hoher Sinn über diese, wie es ihm schien, leere Ceremonie, da man ihm vorstellte, Kaiser Lothar hätte das auch gethan. „Nun meinethalben," sagte er lächelnd; „aber ich werde es ungeschickt machen, da ich noch nie ein Stallknecht gewesen bin!" Auch hielt er ihm wirklich anfangs den linken statt des rechten Steigbügels, worüber der Papst sehr ungehalten war. — Arnold verließ darauf Rom, und begab sich nach dem Neapolitanischen zu einem Gastfreunde, um nicht um seinetwillen dem römischen Volke eine Belagerung zuzuziehen. Friedrich hielt seinen Einzug in Rom, und wurde vom Papste zum Kaiser gekrönt. — Der edle Arnold endete traurig. Der neue Kaiser zwang jenen Mann, der ihn beherbergte, ihn nach Rom auszuliefern, und nachdem dies geschehen war, ließ ihn der Stadtpräfect, der sein persönlicher Feind war, ehe der Kaiser ihn vielleicht begnadigen konnte, hinrichten. Eines Morgens wurde Arnold noch vor Tages Anbruch auf einen Platz vor dem Thore geführt. Hier wartete seiner bereits ein Scheiterhaufen, auf dem er festgebunden wurde. Von hier konnte der Unglückliche drei lange Straßen, die hier zusammenlaufen, fast die Hälfte der Stadt, deren Einwohner er so oft zur Freiheit aufgerufen hatte, überschauen. Aber jetzt half ihm Keiner; denn Alle lagen noch in tiefem Schlafe, und ahnten nicht das Schicksal ihres verehrten Gesetzgebers. Als sie endlich von dem Lärm der Wachen erwachten, griffen sie zu den Waffen, und stürzten herbei, den Verurtheilten zu retten. Aber zu spät! Schon prasselten die Flammen empor, und jene wurden von der päpstlichen Wache zurückgetrieben.

Daß Friedrich nicht Lust habe, sich das Geringste von seinen Rechten zu vergeben, zeigte er auch gegen die Römer, die ihm eine Gesandtschaft entgegen geschickt hatten, um ihn zu bitten, die Freiheit zu bestätigen, die ihnen Arnold hatte verschaffen wollen. Nachdem der Redner ihm in einer schwülstigen Rede die Macht und Größe des alten Roms aus einander gesetzt hatte, antwortete er ihnen, zu ihrem nicht geringen

Schrecken, unwillig: „ich habe immer viel von der Tapferkeit der Römer gehört, noch mehr aber von ihrer Weisheit. Darum kann ich mich nicht genug wundern, daß eure Rede wohl voll leeren Schwalls, aber leer von Weisheit ist. Du sprichst von dem alten Adel deiner Stadt. Mir ist dieser alte Ruhm wohl bekannt, und ich weiß, daß in Rom große Tugend vorhanden gewesen ist; gewesen sage ich; o daß ich sagen könnte: ist! Aber Rom hat, wie alle Dinge, den Wechsel des Schicksals erfahren; mit eurem Ruhm ist es jetzt aus. Jetzt bin ich dein rechtmäßiger Herr, und meine Herrschaft werde ich mir nicht entreißen lassen.“ Die Gesandten begaben sich mit tiefen Verbeugungen stillschweigend hinweg.

Auf der Rückkehr nach Deutschland erhielt der Kaiser noch eine Probe von der Heimtücke der Italiener. Er mußte auf einer Schiffbrücke, welche die Einwohner von Verona erbaut hatten, über die Etsch setzen. Die Schelme hatten sie aber so gebaut, daß sie, wenn die Deutschen darauf wären, auseinander gehen, und alle ertrinken sollten. Aber es mißlang; die Brücke zersprang erst, als sie schon hinüber waren, und die nachfolgenden Italiener, die von der Absicht ihrer Landsleute nichts wußten, kamen allein dabei um.

Kaum war Kaiser Friedrich wieder in Deutschland, so meldete sich bei ihm der junge Heinrich der Löwe, der von den Besitzungen seines Vaters nur Sachsen zurückerhalten hatte, und bat um die Zurückgabe von Baiern. Dies gehörte nun zwar schon dem östreichischen Markgrafen Heinrich Jasomirgott; aber der Kaiser wollte durch Großmuth das Haus der Welfen gewinnen; darum erfüllte er dem Löwen seinen Wunsch, und belehnte ihn mit Baiern, so daß dieser Heinrich wieder der mächtigste Herr in Deutschland wurde. Und Heinrich Jasomirgott? — Dem wurde zur Entschädigung seine Markgrafschaft in ein Herzogthum Oestreich verwandelt; außerdem erhielt er eine solche Menge Vorrechte, daß die andern Herzöge ganz neidisch auf ihn wurden. Er machte Wien zu seiner Hauptstadt, zu dessen Größe damals der Grund gelegt worden ist.

Mit dem stolzen Papste Hadrian vertrug sich Kaiser Fried-

rich nicht lange. Hadrian hatte nämlich eine neue Stütze erhalten an dem Könige Wilhelm von Neapel, aus dem Geschlechte der Normannen, mit dem er ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen hatte. Das schon mußte dem Kaiser unangenehm seyn. Aber bald machte es der Papst noch ärger. Er schickte nämlich wegen eines unbedeutenden Vorfalls eine Gesandtschaft nach Deutschland, deren Anrede schon ungezogen war: „es grüßt euch unser seligster Vater, der Papst Hadrian; es grüßen euch die sämmtlichen Cardinäle, jener als Vater, diese als Brüder.“ Und in dem päpstlichen Briefe hieß es: „du solltest dich erinnern, ruhmwürdigster Sohn, wie gütig und freundlich dich voriges Jahr deine Mutter, die heilige römische Kirche, aufgenommen, mit welcher Herzlichkeit sie dich behandelt, welche Fülle und Ehre sie über dich ausgegossen hat. Wir haben die kaiserliche Krone und mit ihr das Höchste alles Erdenglanzes dir gewährt, und gern hätten wir noch größere Wohlthaten auf dein Haupt gehäuft, wenn größere möglich wären.“ Das Wort Wohlthat hatte der schlaue Papst absichtlich gewählt, weil das auch so viel als Belehnung bedeutete, und hätte der Kaiser dazu geschwiegen, so hätten die Päpste nachher dreist behauptet, der Kaiser sey ein Vasall des Papstes. Aber Friedrich ergrimmte darüber gewaltig, und da einer der Gesandten sogar ganz keck fragte: „Nun? von wem hat denn der Kaiser seine Krone, wenn er sie nicht vom Papste hat?“ so wurde der derbe Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein vierschrötiger, aber biedrer Mann, und ein Feind alles italienischen Wesens, so aufgebracht, daß er dem naseweisen Frager den Kopf gespalten hätte, wenn nicht der Kaiser selbst ihn in Schutz genommen hätte. Doch erhielten die Gesandten die Weisung, sogleich den Hof zu verlassen. Und damit der Papst nicht wieder eine ähnliche Anmaßung sich herausnähme, so erließ der Kaiser ein Manifest, in dem es unter andern hieß: „da uns unsere Krone allein durch die Wahl der Fürsten verliehen worden ist, und Petrus ausdrücklich lehrt: „fürchtet Gott, und ehret den König!“ so handelt Jeder, der da behauptet, daß wir die Krone vom Papste als ein Lehn empfangen hätten, dem Gebote Gottes und des heiligen Petrus zuwider, und ist ein

Lügner." — Auch im Königreich Burgund, welches seit Konrads des Salier Zeit zum deutschen Reiche gehörte, stellte er sein Ansehen wieder her, und ließ sich von den Fürsten und Bischöfen des Landes den Lehnseid leisten; denn man hatte hier seit einiger Zeit vergessen, daß der Kaiser der Lehnsherr sey.

Jetzt beschloß der Kaiser, zum zweiten Male nach Italien zu ziehen, um den hochfahrenden Geist der Italiener zu beugen. Ihm entgegen kamen die Lodeser, erzählten ihm mit weinenden Augen, wie die Mailänder erst eben Lodi überfallen, ausgeplündert und gänzlich zerstört hätten, so daß sie nichts als das nackte Leben in die Wälder gerettet, und flehten ihn um Hülfe und Rache gegen Mailand. Sogleich zog er vor die rebellische Stadt, und schloß sie ringsum ein. Trotzig sahen die Einwohner der Verwüstung ihrer Felder zu, und ergaben sich erst, als die Hungersnoth in der Stadt den höchsten Grad erreicht hatte. Sie konnten von Glück sagen, daß Friedrich dies Mal so gnädig mit ihnen verfuhr, und nur den Eid der Treue, den Bau eines Pallastes, und eine geringe Geldstrafe verlangte.

Kaum aber war er weiter gezogen, so empörten sich die Mailänder aufs Neue, und jagten des Kaisers Kanzler, der gekommen war, einen neuen Podesta (Bürgermeister) einzusetzen, mit Hohn aus der Stadt. Ebenso empörte sich auch Crema. Da gerieth Friedrich in solchen Zorn, daß er gelobte, nicht eher wieder die Krone auf sein Haupt zu setzen, bis er die Rebellen gezüchtigt habe. Nachdem er die ganze Umgegend von Mailand fürchterlich verwüstet hatte, fing er an, Crema zu belagern. Sieben Monate lang sah man hier einen so hartnäckigen Widerstand, eine so ungeheure Anstrengung und einen so entsetzlichen Jammer in der Stadt, und eine so gränzenlose Erbitterung, eine so wilde Grausamkeit und eine so beispiellose Erduldung von Mangel und Seuchen im Lager der Belagerer, wie nicht leicht in einem ähnlichen Falle, und eine Parthei schien die andere in Ausdauer und Ertragung jeder Noth überbieten zu wollen. Nur ein Beispiel davon. Friedrich hatte in seinem Lager 40 Bürger und mehrere Kinder aus Crema als Geiseln bei sich. Jetzt ließ er die Bürger hinrichten, und befahl, daß seine Soldaten die unschuldigen Kinder an einen

Belagerungsthurm binden, und diesen gegen die Mauern vorschieben sollten, um dadurch die Cremeser abzuhalten, ihre Steinblöcke gegen den Thurm zu schleudern. Als das die Väter der unglücklichen Schlachtopfer von den Wällen aus erblickten, erhoben sie ein klägliches Jammergeschrei; aber die Errettung der theuren Vaterstadt brachte das zärtlichste Gefühl zum Schweigen, und Einer der Väter rief laut seinen Kindern zu: „o selig, wer für Vaterland und Freiheit stirbt! Fürchtet den Tod nicht, liebe Kinder, der allein euch zur Freiheit führen kann. Wäret ihr so alt wie wir, so würdet ihr ihm eben so freudig für das Vaterland entgegengehen. Euch Glückliche ereilt er, ehe ihr dem Jammergeschrei eurer um Schonung flehenden Kinder das Ohr verschließen dürft.“ Und nun richteten sie ihre Wurfmaschinen gegen jenen anrückenden Thurm, zerschmetterten durch ungeheure Steinblöcke neun Kinder, und erst, als er aus seinen Fugen zu brechen drohte, befahl der Kaiser, ihn zurückzufahren. Endlich nach einer siebenmonatlichen Belagerung ergab sich die Stadt. Der Kaiser erlaubte zwar den Bürgern mit allem, was sie tragen konnten, abzuziehen; aber die Stadt selbst, um die sie so beispiellos kräftig gekämpft hatten, wurde zerstört.

Jetzt wäre er gleich vor Mailand gezogen, es zu züchtigen; aber die Deutschen hatten die Gewohnheit, selten länger als ein Jahr im Felde zu bleiben; dann zogen sie heim, um sich zu stärken, und ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen, und erst nach einiger Zeit kamen sie wieder ins Lager. Das war es, was den Kaiser auch jetzt aufhielt. Als endlich sein Heer wieder beisammen war, rückte er vor die Stadt, gegen die er fürchterlich erbittert war, so daß er manche Grausamkeit, die sonst gar nicht in seinem Charakter lag, beging. So machte er einmal einen Haufen Mailänder zu Gefangenen; fünfen der Vornehmsten ließ er beide Augen ausstechen, einem sechsten aber nur ein Auge und die Nase, damit er die Andern in die Stadt zurückführen könnte. Dadurch wurden die Mailänder nur zu noch hartnäckigerer Vertheidigung getrieben, und erst als zwei Drittheile ihrer Häuser verbrannt waren, und der Hunger eine Menge Menschen weggerafft hatte, boten

sie Unterwerfung an. Aber der Kaiser wollte diese nur auf Gnade und Ungnade annehmen, und obgleich sie das Aergste fürchten mußten, nahmen sie doch die Bedingung an.

Am 1sten März 1162 öffneten sich die Thore, und in einem langen Zuge erschienen die Consuln der Stadt und die Edelleute, mit bloßen Schwertern auf den Nacken gebunden, die Bürger aber mit Stricken um den Hals, alle barfuß und ohne Kopfbedeckung, warfen sich vor dem Kaiser auf die Knie, und riefen: „Gnade! Gnade!" Zugleich mußten alle Fahnen, mehr als 100, gebracht, und vor des Kaisers Thron niedergelegt werden; auch der Caroccio mußte herbei, und wurde zum bittersten Schmerze der Mailänder umgestürzt. Fünf und zwanzig Tage ließ Friedrich sie in der Ungewißheit, welche Strafe er über sie aussprechen werde. Dann erst befahl er, so sehr auch die Greise und Kranken baten, daß die Mauern geschleift werden, und alle Einwohner auswandern sollten; und als man zitternd gehorcht hatte, erfolgte der Spruch: Mailand müsse zur Strafe für wiederholte Rebellion von Grund aus zerstört werden. Da kamen die Einwohner der Städte, die mit Mailand in Feindschaft gelebt hatten, und baten um die Erlaubniß, das Zerstörungswerk verrichten zu können. Statt sie mit Verachtung zurückzuweisen, erlaubte es ihnen der Kaiser, und nun wurde die Stadt so schnell in Trümmern verwandelt, daß schon nach 6 Tagen kein Haus mehr zu sehen war. Friedrich war ein großer Kaiser, aber die Herzen verirrter Unterthanen verstand er nicht zu gewinnen! Was wurde aber aus den vertriebenen Mailändern? — Sie bekamen den Befehl, sich an vier verschiedenen Stellen in der Umgegend anzubauen. Das schreckliche Schicksal Mailands hatte für den Augenblick gewirkt, Furcht und Schrecken sich über alle welfische Städte verbreitet, und alle nahmen gehorsam die Befehle des strengen Kaisers an. Das geschah 1162.

Dieselbe Strenge zeigte auch Friedrich in Deutschland überall, wo es nöthig war. Die Befehdungen waren so eingerissen, daß alle Sicherheit aufhörte, und besonders machte es sich der kleine Adel zum Geschäft, von den Felsennestern aus auf die vorbeiziehenden Reisenden und Kaufleute Jagd zu machen, und die

armen Bauern konnten die Abgaben kaum erschwingen. Da half der Kaiser. Mehrere Raubnester wurden zerstört, die Räuber hingerichtet, und einmal verurtheilte er gar den rheinischen Pfalzgrafen und den Erzbischof von Mainz zu der altdeutschen, aber lange nicht ausgeübten Strafe, einen Hund eine Strecke Weges auf dem Rücken zu tragen. Dem Erzbischof wurde wegen seines Alters die Strafe erlassen; aber der Pfalzgraf mußte mit zehn Grafen, die ihm geholfen hatten, einen Hund eine ganze Meile weit schleppen, worüber er sich so ärgerte, daß er ins Kloster ging, damit ihn die Leute nicht mehr zu sehen bekämen. Auch manche Herzöge halfen dem Kaiser in diesem nützlichen Werke. So erzählt man von dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, in dessen Lande der Adel auch, ohne daß er es wußte, vielen Unfug trieb, folgende Anecdote. Er hatte sich einst auf der Jagd verirrt, und fand endlich in Ruhl im Weimarschen bei einem Schmidt Aufnahme und Nachtlager. Er gab sich nicht zu erkennen, aber der Schmidt kannte ihn recht wohl, doch ließ er sich nichts davon merken. Als er nun am andern Morgen an der Esse stand, und Eisen schmiedete, und der Landgraf ihm zusah, rief er bei jedem Schlage: „Luz (Ludwig), werde hart! Luz, werde hart!“ — „Was willst du damit sagen?“ fragte ihn der Landgraf. „I!“ antwortete der Schmidt, „ich meine, daß unser gnädiger Herr Landgraf doch gegen den Raubadel so hart werden möchte, als mein Eisen.“ Ludwig sagte nichts, aber er verstand den Wink, forschte nach, fand die Angabe des Schmidts bestätigt, und ließ nun die ärgsten und übermüthigsten vom Adel vor einen Pflug spannen, und einen Acker umpflügen, damit sie auch wüßten, wie sauer es sich der Bauer müßte werden lassen. Das Feld ist bei Naumburg an der Saale, und heißt noch der Adelacker.

Der übermüthige Papst Hadrian war indessen gestorben, und an seine Stelle waren zu gleicher Zeit zwei Päpste gewählt worden, Alexander III. von den Welfen, und Victor III. von der Parthei der Gibellinen. Durch diese doppelte Wahl wurden beide Partheien in Italien wieder auf den Kampfplatz gerufen, indem ein Papst den andern in den Bann that. Indessen ruhten doch noch die Waffen; der durch Friedrichs Strenge

erregte Schrecken herrschte noch in der Lombardei. Daher wollte Friedrich sich einmal den Italienern im Glanze seiner Kaiserpracht zeigen. Er erschien zum dritten Male in Italien, ohne Heer, umgeben von einem glänzenden Hofstaate. Aber statt der Freude, die ihn von glücklichen Unterthanen empfangen sollte, kamen ihm Klagen entgegen über die Tyrannei seiner Beamten. Diese gewissenlose Leute betrachteten die Italiener wie eine ihnen preisgegebene Fundgrube, um sich zu bereichern, und legten ihnen sechsmal mehr Steuern auf, als sie bisher entrichtet hatten. Vor allen Städten, auf allen Kreuzwegen fand Friedrich die Unglücklichen auf den Knien liegen, und um Erbarmen flehen. Dies geschah vorzüglich in der Gegend, wo einst das reiche Mailand gestanden hatte. Hier warfen sich ihm die gedemüthigten Mailänder zu Füßen, und flehten jammernd um mildere Behandlung. Er betrachtete sie mit einer Anwandlung von Rührung, gab ihre Geiseln los, und — wies sie an seine Minister. Es ist ein schöner, großer Augenblick, wenn von Eines Menschen Wink das Wohl und Weh eines Andern abhängt; ein Bild der Gottheit steht er da, den Segen in seiner Hand. Noch erhabener ist der Augenblick, wenn ganze Städte, Stände oder Völker ihr Glück aus seiner Hand erwarten. Nur wenige Menschen sind gewürdigt, solche Augenblicke zu erleben, noch wenigere aber verstehen es, sie zum Wohle Andrer und ihrer eigenen Beseligung zu benutzen. Das stolze Bewußtseyn, wie ein Gott Heil oder Unsegen spenden, belohnen oder bestrafen zu können, läßt selten die menschlichen Gefühle zu Worte kommen, und der Mensch in seinem Uebermuthe dünkt sich größer, wenn Andere vor ihm zittern, als dankend zu ihm hinaufsehen. Einen solchen Moment hatte jetzt Friedrich; von seiner Entschließung hing die Ruhe seiner folgenden Lebensjahre ab. Folgte er seinem besseren Gefühle, so hatte er vielleicht treue, gehorsame Unterthanen; er hörte aber nur auf seinen Stolz, und dachte nur an die ihm früher widerfahrenen Beleidigungen. Solche Gelegenheiten, Gutes zu thun, läßt der Mensch nie ungestraft unbenutzt vorübergehen, und das ganze folgende Unglück des mächtigen Kaisers nahm von diesem Tage seinen Anfang. — Die kaiserlichen Minister, unwillig über die beim Kaiser geführten Kla-

gen, vermehrten noch die Lasten. Dasselbe geschah auch in andern Städten der Lombardei, besonders in Padua, wo der kaiserliche Vogt jede Art von Druck und Hohn ausübte. Wird aber die Noth des Augenblicks so groß, daß sie unerträglich scheint, so wirft der Mensch, ganz mit der Gegenwart beschäftigt, seinen Blick weder in die Vergangenheit noch in die Zukunft, und er hört auf, an die Folgen seiner Handlungen zu denken. So die Lombarden. Die Zerstörung Mailands, der Jammer Crema's wurde vergessen, und die Gedrückten traten in einen Bund zusammen, das unerträgliche Joch abzuschütteln. Es waren die Städte Verona, Treviso, Padua, Venedig und Piacenza. Sie schwuren: Gehorsam dem Kaiser in allen billigen Dingen, Widerstand gegen jeden Mißbrauch der Gewalt. Als Friedrich von dem Bunde hörte, rief er eilends die gibellinischen Städte zur Hülfe auf; aber er traute ihnen allein nicht hinlänglich, und wagte daher kein Treffen zu liefern. Lieber eilte er nach Deutschland zurück, ein neues Heer herbeizuholen und seine Rückreise war einer schimpflichen Flucht nicht unähnlich.

Erst zwei Jahre darauf war Friedrich so gerüstet, daß er zum vierten Male nach Italien ziehen konnte. Die lombardischen Städte mußten doppelte Steuern zahlen; mit der Züchtigung der widersetzlichen hielt er sich aber jetzt nicht auf, sondern wandte sich nach Rom, wo Alexander III. herrschte. Die Stadt wurde erstürmt, und Friedrich mit seiner Frau, der schönen Beatrix, einer burgundischen Prinzessin, in der Peterskirche vom Gegenpapst gekrönt, während Papst Alexander die Flucht ergriff. Jetzt stand Friedrich auf dem Gipfel seiner Größe; die mächtige Hand Gottes ist aber dann oft am nächsten, wenn der Mensch sich am sichersten wähnt. Es fiel ein dichter Regen, und die darauf folgende drückende Hitze erzeugte eine solche Seuche, daß die deutschen Krieger haufenweise dahin starben, und zuletzt die Zeit fehlte, die vielen Todten zu begraben. Die Blüthe seines Heeres, die ersten der Fürsten und Bischöfe sanken hin, und die Parthei Alexanders schrie nun schadenfroh: „das ist die Strafe Gottes, weil ihr den rechtmäßigen Papst verworfen habt.“ Schnell brach Friedrich auf, und verließ den

Ort des Todes; aber auch noch auf dem Rückzuge starben einige Tausend, und die vom Tode verschont wurden, verloren die Haare, und schlichen wie Gespenster leichenblaß daher. In Pavia, der ihm getreusten Stadt, berief er die Großen des Reichs zu einem Reichstage zusammen; aber nur wenige kamen; denn die Lombarden hatten, sobald sie ihn nach Rom ziehen gesehen, sich noch fester verbunden, noch mehr Städte in ihren Bund aufgenommen, und Mailand wieder aufzubauen beschlossen. Mit lautem Freudengeschrei waren die Mailänder herbeigeeilt, und treulich halfen ihnen ihre Bundesgenossen beim Baue. Wer wollte den Leuten nicht gern ihre Freude gönnen! Wäre sie nur nicht gleich durch Grausamkeit und Rachsucht verunedelt worden; denn alsbald fielen sie über die Stadt Lodi her, und zwangen die gibellinische Stadt, in den Lombardenbund zu treten. In Pavia erklärte Friedrich in seinem Zorn die rebellischen Städte in die Reichsacht, und schleuderte, ihnen Rache drohend, seinen Handschuh weit hin in die Mitte der Versammlung. Dann brach er auf, nach Deutschland zurückzukehren, mehr wie ein Flüchtling, denn als Sieger. Aber selbst diese Flucht sollte nicht ohne Unfall seyn. Als er nach Susa kam, am Fuße der Alpen, und dort übernachtete, beschlossen die Bürger, ihn bei nächtlicher Weile zu ermorden. „Hüte dich vor dieser Nacht!" warnte ihn sein Hauswirth. Darum ließ er einen seiner Begleiter in sein Bett legen, er selbst aber legte Knechtskleider an, und eilte noch am Abend mit Wenigen schnell weiter durch die Schluchten des wilden Gebirges. Gegen Morgen drangen wirklich die Bürger in das kaiserliche Quartier ein, ärgerten sich, als sie den Kaiser nicht fanden, und ließen zwar die Diener desselben ziehen, doch nur unter der Bedingung, daß alle Geiseln frei gegeben würden.

Drohend war Friedrich aus Italien gegangen, aber die Lombarden lachten seines ohnmächtigen Zornes, und erhoben sich nun in ihrer ganzen noch übrig gebliebenen Kraft. Alle Städte, mit einziger Ausnahme Pavia's, traten zusammen zu dem großen Lombardenbunde, dem Papst Alexander III., der unermüdete Feind des Kaisers, die Weihe aufdrückte. Der Bau von Mailand wurde vollendet, und eine neue Festung auf=

gerichtet, die nach dem Beschützer des Bundes Alessandria genannt wurde.

Das machte dem Kaiser den größten Kummer, daß er jedes Mal, wenn er, mißvergnügt und sorgenvoll, aus Italien heimkehrte, die Deutschen in Befehdung begriffen fand. Auch jetzt waren sie hier und dort über einander hergefallen, so daß Friedrich, der kaum der italienischen Tücke entronnen war, wieder mit der Bärenhaftigkeit der deutschen Großen zu kämpfen hatte. Die Hauptfehde war durch den ehrgeitzigen Heinrich den Löwen herbei geführt worden. Dieser tapfere Herzog war mit Sachsen und Baiern noch nicht zufrieden, sondern hatte sich noch dazu die über Sachsen liegenden slavischen Länder, die jetzt Meklenburg und Holstein heißen, unterworfen. Das vermehrte seinen Stolz so, daß er nun die Großen und Bischöfe seines und des benachbarten Landes wie seine Diener behandelte, und da diese das nicht dulden wollten, so war es zu einem Kriege zwischen ihnen gekommen. Aber der Löwe schmetterte sie alle darnieder, und ließ nun zum Andenken seiner Siege und als Sinnbild seiner Kraft einen ungeheuern ehernen Löwen, der noch zu sehen ist, vor seiner Burg in Braunschweig, wo er residirte, errichten. Jetzt kam der Kaiser, und gebot Ruhe; doch begünstigte er offenbar den mächtigen Herzog vor dessen Feinden. Um diese Zeit vermählte sich Heinrich mit Mathilden, der Tochter König Heinrichs II. von England, und so unbedeutend auch damals diese Verbindung schien, so wichtig ist sie für die spätere Zeit geworden. Denn Heinrich der Löwe ist der Stammvater der noch jetzt regierenden Häuser Braunschweig und Hannover geworden, und als das in England regierende Haus Stuart 1714 ausstarb, folgte das Haus Hannover auf dem englischen Throne.

Endlich, sieben Jahre erst nach seiner Flucht aus Italien, war der Kaiser gerüstet genug, seinen fünften Römerzug zu unternehmen. Es war ein furchtbares Heer, mit welchem er über die Alpen zog. Aber was half ihm dies, da sich die Lombarden wohl hüteten, sich ihm im freien Felde entgegen zu stellen, und ihre Freiheit dem Glücke einer ungewissen Schlacht anzuvertrauen? Sie blieben hinter ihren starken Mauern, die

Friedrich nun belagern mußte, und allein vor Alessandria mußte er sieben Monate liegen, ohne die Stadt einnehmen zu können. Aber das war sein kleinstes Unglück. Ein größeres traf ihn jetzt um so härter, da es ihm ganz unerwartet kam. Als er eben hoffte, durch einen Hauptangriff die Lombarden zu Boden zu schmettern, traf ihn die erschütternde Nachricht, daß Heinrich der Löwe, sein mächtigster Vasall, das Heer ohne Abschied verlassen habe, und schon auf der Rückreise nach Deutschland sey. Schnell eilte ihm der Kaiser nach, und erreichte ihn noch am Comer-See. Alles, wodurch er ihn zur Rückkehr glaubte bewegen zu können, brachte er vor; aber vergebens! Heinrich gab vor, er sey schon zu alt, um die Beschwerden des Feldzugs auszuhalten — und doch war er erst 46 Jahre alt —; er sey des Krieges überdrüssig, und zu Hause warteten seiner Regierungsgeschäfte; der eigentliche Grund war aber wohl der alte Haß der Welfen gegen die Waiblinger, und der Aerger, daß ein alter Oheim seine Güter nicht ihm, sondern dem Kaiser vermacht hatte. „Bedenke," rief endlich Friedrich, „daß ich dir nie etwas verweigerte, und du könntest jetzt zurücktreten, wo die Ehre der Deutschen, der Ruhm deines Kaisers und der Preis meines ganzen Lebens auf dem Spiele steht?" Aber Heinrich blieb unbeweglich. Da sprang Friedrich, in der Angst seines Herzens, auf, vergaß den Stolz seines Gemüths, und umfaßte flehend die Knie seines Vasallen. Doch auch diese Demüthigung konnte den felsenfesten Entschluß des Herzogs nicht ändern. Da trat Beatrix, die Kaiserin, heran, und sprach würdevoll: „lieber Herr und Gemahl, stehe auf! Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmuthes gedenkest." Friedrich stand auf, Heinrich schwang sich auf sein Roß, und sprengte nach Deutschlands Gränze hin, während der Kaiser traurig und Rache im Herzen in sein verlassenes Lager zurückkehrte.

Mit Heinrich dem Löwen waren auch viele andere Vasallen nach Deutschland zurückgegangen, und nun wagten sich die Lombarden aus ihren Festungen hervor. Geschwind griff sie der Kaiser an, und — wurde geschlagen, und zwar so ge-

schlagen, daß seine Gewalt in Italien unwiederbringlich verloren war. Er selbst wurde verwundet, und als ihn die Seinigen vom Pferde stürzen, und zugleich das Reichsbanner zu Boden sinken sahen, ergriffen sie eine schimpfliche Flucht. Ihn selbst hielt man für todt mehrere Tage lang, und seine betrübte Gattin legte schon Trauer an, als er sich endlich zur großen Freude Aller wieder einfand. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als — so schwer ihm das auch wurde — um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn vom Papste unter der Bedingung, daß er diesen als den einzig rechtmäßigen anerkannte. Mit den Lombarden und dem Könige Wilhelm von Neapel, der auch zu seinen Feinden gehörte, schloß er nur einen mehrjährigen Waffenstillstand, und wurde vom Banne losgesprochen. Recht merkwürdig aber war seine Zusammenkunft mit Papst Alexander III. in Venedig. Sechs Galeeren holten ihn nach der Stadt. An der Thüre der Markuskirche erwartete ihn der Papst, umgeben von seinen Kardinälen, und ein Jubelgeschrei des Volkes erhob sich, als er ans Land trat. Gewiß mit recht bittern Gefühlen erblickte er seinen langjährigen Feind zum ersten Male! Dennoch warf er seinen kaiserlichen Mantel ab, um vor ihm niederzuknien. Alexander hob ihn sogleich auf, und gab ihm den Friedenskuß. Der alte Mann war durch das Feierliche der Handlung, wo sich die beiden Häupter des Christenreichs nach langem Hader friedlich die Hände reichten, so gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Es ist daher ein albernes, erst später erfundenes Mährchen, daß er dem Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt habe mit den Worten des Psalms: „auf Ottern und auf Löwen wirst du gehen,“ und daß ihm Friedrich geantwortet: „nicht dir, sondern dem Petrus diese Ehre!“ Beide traten dann in die Kirche, wurden mit Lobgesang empfangen, und am Altare sprach der Papst über den Kaiser den Segen aus. Dieser kniete noch einmal nieder, küßte dem Papste die Füße, und als der Gottesdienst beendigt war, hielt er ihm nicht nur den Steigbügel, sondern wollte auch das weiße Pferd desselben über den Marcusplatz' führen, was aber der Papst verbat. Es ist doch ein schöner Anblick, wenn zwei, die sich feind waren, sich

nun wieder in Frieden und Freundschaft begegnen! Das geschah 1177.

Im Herzen beruhigt durch die Versöhnung mit der Kirche, aber mit dem bittern Schmerze, das Ziel seines Lebens, die Behauptung seines Ansehens in Italien, verloren zu haben, kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, fest entschlossen, sich nun an dem übermüthigen Heinrich dem Löwen zu rächen. Der Streit der Welfen und Gibellinen, der kaum in Italien beruhigt war, sollte also mit neuer Gewalt in Deutschland wieder aufbrausen. Um einen Vorwand zu haben, hörte er die Klagen der sächsischen Bischöfe, die er früherhin zurückgewiesen, an, und forderte ihn zwei Mal vergebens vor sich, um sich zu verantworten. Heinrich kam nicht, weil er wohl merkte, daß man ihn stürzen wollte. Aber auf einer Reise traf er den Kaiser unvermuthet an, und erinnerte ihn an ihre alte Freundschaft. „Die hast du zuerst gebrochen," antwortete ihm Friedrich; „doch will ich es vergessen, wenn du als Strafe 5000 Mark zahlst." Das schien ihm aber zu viel, weil er geldgeizig war, und so geschah das, was so oft geschieht: er scheute ein kleines Opfer, und mußte nachmals ein weit größeres bringen. Noch zwei Mal wurde Heinrich vorgeladen, und als er auch das vierte Mal, in Würzburg, nicht erschien, so sprach der Kaiser das Urtheil: daß er seiner Herzogthümer Baiern und Sachsen, so wie seiner andern Reichslehen verlustig gehen sollte. Sachsen gab er an Bernhard von Ascanien, einen Sohn des zehn Jahre früher verstorbenen Albrechts des Bären, doch so, daß mehrere benachbarte Bischöfe und Fürsten auch einige Stücke davon erhielten, Baiern aber an den tapfern Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, seinen alten Kampfgenossen. Pommern wurde zu einem besondern Herzogthume erhoben, welches nicht mehr unter dem Herzoge von Sachsen stehen sollte. Auch von Baiern wurden Steiermark und Tyrol abgerissen. Und Heinrich? — So gutwillig ließ dieser sich nicht seine Länder rauben; er sammelte die ihm noch Getreuen, und fiel über die her, denen seine Besitzungen geschenkt waren, und schlug sie zu wiederholten Malen. Als aber jetzt der Kaiser selbst gegen ihn

auszog, mußte er sich zurückziehen, und um Gnade flehen. In Erfurt that er einen Fußfall vor Friedrich. Dieser war tief gerührt; denn er gedachte jener Scene am Comer=See und des Wechsels der menschlichen Schicksale. Er küßte ihn unter vielen Thränen, hob ihn auf, drückte ihn an seine Brust, und sprach: „dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks!" Aber seine Länder konnte er ihm nicht wiedergeben, weil er den Fürsten zugeschworen hatte, ihn nie wieder groß werden zu lassen. Das Einzige, was er thun konnte, war, ihm sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg, zu lassen, aber unter der Bedingung, daß er drei Jahre lang außer dem Reiche lebe. Das that Heinrich auch; er ging nach England zu seinem Schwiegervater: nach Verlauf dieser Zeit aber lebte er wieder in Braunschweig. Recht schön sagte Kaiser Friedrich zu einem Bischof, der für Heinrich eine Fürbitte einlegte: „Wisse, daß unser Neffe von einem Andern als von uns erniedrigt worden ist; denn der Sturz eines so mächtigen Mannes ist nicht das Werk menschlicher Kraft, sondern kann nur durch Zulassung des allmächtigen Gottes geschehen." Am Abend seines Lebens ist der gebändigte Löwe noch einmal nach England gegangen, weil es dem Kaiser, der einen fernen Zug unternehmen wollte, gefährlich dünkte, den Mann, den er selbst noch in seiner Schwäche fürchtete, hinter sich zu lassen.

Daß nichts mehr, als gegenseitiges Bedürfniß und Noth den Menschen mit dem Menschen verbinde, zeigte jetzt das Beispiel der Lombarden. So lange Friedrich noch zu bekämpfen war, standen sie in einem festen Bunde vereinigt da; sobald aber die Waffen ruhten, wurde die Verbindung immer lockerer. Um so leichter war es daher für den Kaiser, jenen Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln. Das ist der Friede von Costnitz 1183, wo die Städte des Kaisers Oberherrschaft anerkannten, dieser aber dagegen ihnen die Vorrechte einräumte, um welche beide Theile so hartnäckig mit einander gekämpft hatten. Auch mit Wilhelm von Neapel schloß er nicht nur einen Frieden, sondern hatte auch die große Freude, daß Wilhelm seine einstige Erbin, Constan=

tia, seines Vaters Schwester, an Friedrichs ältesten Sohn Heinrich vermählte, wodurch dieser die Aussicht bekam, einst die schönen Länder Neapel und Sicilien mit den hohenstaufischen Gütern zu vereinigen. Das schien allerdings recht schön und wünschenswerth, und doch ist dies vermeintliche Glück nachher die Quelle unendlichen Jammers und zuletzt des gänzlichen Unterganges des Hauses Hohenstaufen geworden. So ist es aber immer; worüber wir uns freuen, bringt uns oft Unheil, und was wir als Unglück beklagen, läßt die gütige Vorsehung nicht selten zu unserm größten Glücke ausschlagen. Darum: in guten und in trüben Tagen den Ausgang allein Gott überlassen! — Auf dem Reichstage, auf welchem jene Verbindung Heinrichs und Constantia's besprochen wurde, entstand plötzlich in einer Nacht ein so heftiger Sturm, daß viele Zelte umgeworfen wurden, und ein Gebäude einstürzte, wodurch mehrere Menschen das Leben verloren. Ob das nicht eine üble Vorbedeutung war?! —

Nachdem alles dies zu Stande gebracht war, sah der nun schon gealterte Kaiser fröhlich auf sein Tagewerk. Die in Italien erhaltene Niederlage war nun mit so vielem andern Kummer verschmerzt, und die Sonne der Freude schien auf die letzten Lebensjahre des vielgeprüften Kaisers noch recht erquickend. Da machte er sich auf, und zog zum siebenten Male nach Italien, aber nicht als wilder Krieger, sondern als freundlicher Herr. Alle Städte nahmen ihn jetzt freundlich auf, und besonders wetteiferte das ganz wiederhergestellte Mailand recht, den Kaiser würdevoll zu empfangen. Auch bat sich diese Stadt die Ehre aus, daß in ihr jetzt die Vermählung Heinrichs und der Constantia gefeiert wurde. Er war 21, sie 31 Jahre alt. Auch erlaubte der gütige Kaiser, daß Crema wieder erbaut würde. Wären die Gemüther vom Anfange an so vernünftig und nachgiebig gewesen, wie viel Blut und Elend hätte erspart werden können!

Um diese Zeit kam eine Nachricht nach Europa, die man längst hätte erwarten können, die aber einen allgemeinen Jammer erregte. Damals regierte in Aegypten ein junger, edelmüthiger und überaus tapferer Sultan, Saladin. Dieser zog gegen

das Königreich Jerusalem, besiegte die Abendländer in einer großen Schlacht am galiläischen Meere, in welcher der letzte König, sammt dem Großmeister des Tempelordens, gefangen wurde, und bald darauf eroberte der siegreiche Sultan sogar Jerusalem selbst. Das geschah 1187. Die Fürsten des Abendlandes waren trostlos, daß das heilige Grab wieder in den Händen der Ungläubigen sey, statt daß sie sich selbst die Schuld hätten beimessen sollen, da sie unterlassen hatten, das dortige Königreich zu unterstützen. Aber wie es zu geschehen pflegt, daß man erst dann ein Haus stützen will, wenn es bereits eingestürzt ist, so beriethen sich nun die mächtigsten abendländischen Fürsten, neue Kreuzzüge zu unternehmen. Darunter waren vor Allen die Könige von Frankreich und England; und selbst der fast 70 jährige Friedrich, der bereits als Jüngling mit Konrad **III.**, seinem Oheim, in Palästina gewesen war, entschloß sich noch am Abend seines Lebens zu diesem, wie er meinte, verdienstlichen Zuge. Eine Menge Fürsten, Grafen, Ritter und vieles gemeine Volk sammelten sich bei Regensburg, und so brach der Zug unter des Kaisers und seines zweiten Sohns Friedrich persönlicher Anführung im Frühjahre 1189 auf. Der Kaiser ließ indessen seinen ältesten Sohn Heinrich, den die Fürsten zum König gewählt hatten, als Stellvertreter zurück. In Ungarn wurden die Kreuzfahrer vom Könige Bela und seiner Frau überaus freundlich aufgenommen; dafür hielt aber auch der Kaiser die strengste Mannszucht, und ließ einmal zwei Kaufleuten die Köpfe, und vier Knechten die Hände abhauen, weil sie sich in Ungarn Erpressungen erlaubt hatten. Als er aber nach Griechenland kam, hatte er bald Gelegenheit, den bösen Willen des Kaisers Isaak Angelus kennen zu lernen. Der Patriarch von Constantinopel nämlich, der für einen Propheten gehalten wurde, hatte diesem Kaiser eingeredet, Friedrich komme nicht wegen Jerusalem, sondern um das griechische Reich zu erobern, und als nun die deutschen Gesandten ankamen, um mit Isaak wegen des Durchmarsches zu unterhandeln, ließ dieser sie in den Kerker werfen. Endlich traf ein griechischer Gesandte im Lager ein, und überbrachte einen Brief von Isaak, dessen Ueberschrift lautete: „Isaak, der Engel Gottes, der Quell des

wahren Glaubens, der Kaiser der Römer, an den König der Alemannen." Friedrich ärgerte sich über diese Anmaßung, sich einen Engel und einen Kaiser von Rom zu nennen, wo ihm nicht einmal ein Ziegel auf dem Dache gehörte, auch daß er ihm nicht den Kaisertitel geben wollte; indessen verbarg er seinen Unwillen, bis seine Gesandten zurückgegeben waren. Dann aber antwortete er dem Gesandten: „wir können uns nicht genug wundern, daß der Kaiser unsern Namen, der doch so vielen Königen nicht ohne Ruhm bekannt geworden ist, nicht zu wissen scheint. Durch die Wahl der Fürsten sind wir Kaiser, und haben in Rom die Krone und das Kaiserthum über die ganze Christenheit empfangen. Briefe, in denen unser Namen und unsre Würde nicht bezeichnet sind, werden wir künftig nicht annehmen. Denn wir haben ihn ja bei seinem Namen genannt, wenn wir ihn auch nicht einen Heiligen nennen. Das ist wahrlich eine seltsame Heiligkeit, fromme und rechtschaffene Leute, die als Friedensboten kommen, in den Kerker zu werfen und mit dem Tode zu bedrohen. Vor solcher Heiligkeit möge uns Gott behüten! Für jetzt hat uns Gott die Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit gegeben, als wir zu unserem großen Zweck bedürfen, und die Netze, in denen ihr uns gefangen zu haben prahlt, werden wir wie Spinneweben zerreißen." Dann rückte er vorsichtig in Griechenland ein, weil er sogar vor Vergiftung sich hüten mußte, erlangte vom feigen Kaiser die nöthigen Lebensmittel, auch Schiffe zum Uebersetzen, und war froh, wie er in Klein-Asien war. Denn der Sultan, dem dies Land gehörte, hatte vor mehreren Jahren eine Gesandtschaft an Friedrich geschickt, und um dessen Tochter werben lassen, die ihm auch zugesagt wurde. Nun war zwar aus der Heirath nichts geworden, weil die Prinzessin vorher starb; aber Friedrich hoffte doch freundliche Aufnahme, und der Sultan hatte sie ihm auch versprochen, und ihm selbst Wegweiser geschickt. Doch bald sah Friedrich, daß hier keine deutsche Treue zu finden sey. Gerade, als die Kreuzfahrer den größten Mangel an Lebensmitteln hatten, und sich überall von öden Bergen eingeschlossen befanden, verschwanden die Wegweiser, und auf allen Anhöhen

ringsum zeigten sich die Türken, die auch nicht lange die Kreuzfahrer in der Ungewißheit ließen, was sie von ihnen zu erwarten hätten. Sie umschwärmten die armen ermüdeten Deutschen Tag und Nacht, so daß diese ganzer sechs Wochen auch nicht einmal die Rüstung ablegen und ruhig schlafen konnten. Dennoch verloren sie nicht den Muth, und von der Stärke der deutschen Ritter wird ein Beispiel erzählt, das fast ans Unglaubliche gränzt. Eines Tages war ein Ritter abgestiegen, führte sein müdes Pferd am Zügel, und blieb daher weit hinter den Andern zurück. Plötzlich stürzte ein Haufen von 50 Türken herbei, schwärmte um ihn herum, und beschoß ihn aus der Ferne mit Pfeilen. Da diese aber nicht viel thaten, und an seinem Panzer abprallten, jagte einer der Türken herbei, und holte mit seinem langen Schwerte aus, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen. Bis dahin war der Ritter ruhig vorwärts geschritten, als gingen ihn die Feinde nichts an. Aber nun hatte seine Langmuth ein Ende. Er hieb, ehe ihn jener erreichen konnte, erst die Vorderbeine des türkischen Pferdes mit Einem Schlage ab, und ehe sich der Türke von seinem Schrecken erholen konnte, führte er einen zweiten Hieb auf dessen Kopf, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß Kopf und Rumpf, augenblicklich zerspalten, in zwei Hälften aus einander fielen, und das Schwert bis in den Sattel hineinfuhr.

Die Noth wurde von Tage zu Tage größer; zuletzt wurde Pferdefleisch und Pferdeblut als Leckerbissen genossen, und um das Elend voll zu machen, stellte sich ihnen ein Heer von 300,000 Türken entgegen. Zwar ließ der Sohn des Sultans, der es anführte, dem Kaiser sagen, er wolle ihm für 300 Ct. Gold den Durchzug durch sein Land erlauben, aber Friedrich antwortete: *) „ein deutscher Kaiser öffnet sich den Weg nicht durch Gold, sondern durch Eisen." Dann wandte er sich zu seinem Heere, und rief: „nur der Tapfere darf auf Rettung hoffen; wer aber vor der Gefahr flieht, muß darin umkommen!" Jetzt riefen Alle die Hülfe Gottes an, nahmen das heilige Abendmahl, und stürzten

*) Wie einst der Römer Camillus dem Gallier Brennus.

sich muthig auf den Feind. Zehntausend Türken fanden ihren Tod, die Andern nahmen die Flucht, und freudig sahen die Kreuzfahrer ihr Gottvertrauen belohnt.

Endlich erreichten sie den südöstlichsten Theil Klein-Asiens, und kamen an den Bergfluß Kalykadnos oder Seleph. Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, führte den Vortrab, der Kaiser selbst folgte mit dem Hintertreffen nach, so daß der Strom zwischen beiden war. Da aber der Vater den Sohn bald zu erreichen wünschte, und der Zug über die Brücke ihn lange aufgehalten haben würde, so wollte er, obgleich man ihn vor dem reißenden Wasser warnte, durch denselben hindurch schwimmen. Er sprengte mit dem Rosse hinein, wurde aber bald von dem Strome ergriffen, und umgerissen. Zwar eilten ihm Viele zu Hülfe; man bemächtigte sich auch seines Körpers; als man ihn aber ans Land brachte, war er bereits entseelt. Andere erzählen, er sey am Rande des Ufers hinreitend, hineingestürzt, und noch Andere, er habe sich baden wollen. Jene Angabe aber ist die wahrscheinlichste. Das geschah 1190.

Die Trauer um den würdigen Greis war gränzenlos; Alle beweinten ihn wie einen Vater. Wer sollte sie nun weiter führen? Sein Sohn Friedrich übernahm zwar den Oberbefehl; aber das Vertrauen, das man zum Vater hatte, genoß er nicht. Die theure Leiche wurde mitgenommen, und in der Mitte des Heeres getragen, bis Antiochia, wo man sie der Erde gab. Bald darauf starb auch Friedrich von Schwaben, seines Vaters liebster Sohn, an einer Seuche, welche einen großen Theil der Kreuzfahrer hinraffte, vor der Stadt Akre. Viele zerstreuten sich nun, und eilten nach Hause; nur ein kleiner Theil blieb vor Akre zurück, wo er sich an die französischen und englischen Kreuzfahrer anschloß, die unter Philipp August und Richard Löwenherz die Stadt belagerten.

In Deutschland wollte man lange nicht glauben, daß der große Kaiser todt sey, und endlich entstand die Sage, er werde einmal wiederkehren. Noch jetzt herrscht in Thüringen die Sage, daß er in einer tiefen verborgenen Höhle des Kyffhäuserberges *)

*) Dieser bewaldete Berg, der noch die Ruinen eines alten Ritter-

schlafend sitze, das gekrönte Haupt auf die Hand gestützt; sein rother Bart sey indessen durch den vor ihm stehenden steinernen Tisch gewachsen. Wenn er einst aufwache, werde er dem Lande gesegnete Zeiten bringen.

59. Der deutsche Orden, 1190.

Bei Gelegenheit des ersten Kreuzzuges hatte ein unbekannter Mann eine wohlthätige Stiftung in Jerusalem gemacht. Es hatte ihn gedauert, daß so manche deutsche Pilger, wenn sie dort erkrankten, ohne alle Hülfe dalágen. Darum stiftete er zu ihrer Verpflegung ein Kloster, in welchem die kranken Deutschen Verpflegung erhielten. Die dazu gehörenden Mönche nannten sich die Brüderschaft des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem.*) Mit derselben verband sich ein ähnlicher Verein von Kaufleuten und Pilgern aus Bremen und Lübeck. Als nun Jerusalem an Saladin sich ergeben mußte, verließen die frommen Brüder die Stadt, zogen mit den Kreuzheeren umher, schlossen sich besonders an die Ritterorden der Templer und Johanniter an, nnd übten treulich und uneigennützig an den kranken Pilgern und Kreuzsoldaten Pflege aus. Dennoch wurden sie von jenen reicheren und mächtigeren Ordensrittern über die Achsel angesehen. Auch vor Akre befanden sich im Lager der Kreuzfahrer zu der Zeit, als Richard Löwenherz und Philipp August davor lagen, viele derselben, und nahmen sich der verwundeten Christen gar treulich an. Da kam Einer von ihnen auf den Gedanken, ob man nicht die wohlthätige Gesellschaft in einen besonderen geistlichen Ritterorden verwandeln könnte. Sie wandten sich mit dieser Bitte an Friedrich von Schwaben, und dieser nahm sich auch der Sache so thätig

---

schlosses trägt, gehört zu einer Bergkette, welche die Südseite der goldenen Aue begränzt. Diese Aue aber liegt zwischen Nordhausen und Eisleben.

*) Darum, weil dies Hospital sich in einem Hause befand, welches der Sage nach der heiligen Anna gehört hatte, und in welchem Maria gebohren war.

an, daß sowohl der Kaiser als der Papst den neuen Orden bestätigte, der sich nun den deutschen oder Marianer-Ritterorden nannte, 1190. Die Ritter hatten zwei Verpflichtungen auf sich: Krieg zu führen gegen die Ungläubigen, und die Kranken zu pflegen. Außer ihnen gab es noch Priesterbrüder, die nur den Gottesdienst besorgten. Das Ordenskleid bestand in einem weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze und einem weißen Schilde. Die ihnen vorgeschriebene Lebensart war streng: keiner durfte mehr als 2 Hemden, 2 Paar Beinkleider, einen Rock und höchstens 2 Mäntel haben; die Schuhe mußten schlecht und ohne Zierrath, nnd die Waffen ohne Schmuck, Silber oder Gold seyn. Nachts lagen sie auf einem Strohsack; ihre Kasten durften kein Schloß haben, damit sie sich kein Eigenthum verwahrten; mit jungen Damen war ihnen jedes Gespräch untersagt, und nicht einmal ihre Mutter zu küssen war ihnen erlaubt. Daß sie nicht heirathen durften, versteht sich von selbst; ihren Obern waren sie den strengsten Gehorsam schuldig. Meldete sich Jemand zur Aufnahme, so wurde ihm Folgendes vorgelegt, damit er wüßte, was er zu erwarten habe:

„Ob du meinest und glaubest in diesen Orden einzugehen „umb eines guten, sanften oder geruhigen Lebens willen, „deß wirstu höchlich betrogen; denn in diesem Orden ist es „dermaßen gelegen und beschaffen, wann du zun Zeiten essen „wolltest, so mustu fasten; wann du fasten wolltest, so mustu „essen; wann du schlaffen wolltest, so mustu wachen; wann „du wachen wolltest, so mustu schlaffen; und wann dir „gebotten wird, hieher oder dahin zu gehen und zu stehen, „daz dir nit behagen würde, dawider mustu nit reden, und „du solt dich deines eigenen Willens gantz und gar entschlagen, und Vatter, Mutter, Bruder, Schwester und aller „Freunde verzeihen, und diesem Orden gehorsamer und getrever seyn als jenen. Dagegen gelobet dir unser Orden „nit mehr, dann Wasser und Brod, und ein demüttiges „Kleid, und magst fürbaß nichts fordern. Wird es aber „nach der Zeit besser mit uns, so wirstu es gleich andern „mit genüßen, und hieran soltu dich genügen lassen.“

Den Ritterschlag bekam er mit den Worten: „Besser Ritter

wenn Knecht, im Namen unsrer lieben Frawen. Besser Ritter wenn Knecht, und thue deinen Orden recht. Vertrag diesen Schlag, und vortan keinen." Den so aufgenommenen Ritter fesselte nun nichts mehr auf Erden; alle Bande, die ihn an Eltern und Verwandte, an Vaterland und Freunde knüpften, waren zerrissen; er gehörte fortan bloß dem Orden an, und da sein eigenes Wohl vom Gedeihen des Ordens allein abhing, so suchte er auch dasselbe möglichst zu befördern. In unsern Tagen würden sich Wenige finden, die unter so harten Bedingungen sich zur Aufnahme melden würden; aber damals war es anders; der romantische Rittergeist, die Aussicht Ehre und Ruhm zu erwerben, und die Auszeichnung, die alle genossen, welche die Ordenstracht trugen, lockte Viele herbei, die freudig den gewöhnlichen Lebensgenüssen für einen solchen Preis entsagten. Anfangs waren nur 35 Ritter; aber schon 30 Jahre darauf zählte man 2000, weil der dritte Hochmeister, Hermann von Salza, dem Orden einen ganz neuen Geist einzuhauchen verstand. Dieser Mann verrichtete in Palästina ausgezeichnete Thaten, und stand hier wie im Abendlande in gleich großem Ansehen. Daher wurde der Orden von vielen Frommen reichlich mit Gütern beschenkt, und während die einzelnen Ritter nichts besaßen, war doch der Orden selbst überaus reich. Wir werden unten noch einmal von demselben zu reden haben.

60. Heinrich VI., 1190—1197.

Als die Nachricht von des trefflichen Friedrichs Tod nach Deutschland kam, wurde dessen ältester Sohn, Heinrich VI., ohne Umstände als König bestätigt, da er ja schon früher dazu gewählt worden war. Von seinem Vater hatte dieser Mann nichts als den festen Willen; dagegen war er grausam und ungerecht. Fast zu gleicher Zeit war auch Wilhelm von Neapel gestorben, und nun wollte Heinrich als Ehemann der Constantia von Neapel und Sicilien Besitz nehmen. Aber die Einwohner wollten ihn nicht; es schien ihnen schimpflich, einen Deutschen zum Herrn zu haben; auch reizte sie der Papst noch mehr auf, weil es ihm nicht gleichgültig war, wenn der Kirchenstaat von

beiden Seiten durch die Besitzungen desselben Fürsten eingeschlossen würde. Sie wählten also einen Seitenverwandten Wilhelms zum König. Darum machte sich Heinrich gleich mit einem großen Heere auf, sein Recht geltend zu machen. Auf dem Zuge dahin wurde er zwar in Rom vom Papst als Kaiser gekrönt, aber — wie es heißt — auf eine sehr schmachvolle Art. Der Papst nämlich saß in der Peterskirche auf seinem hohen Stuhle, und hielt die Krone zwischen seinen Füßen. Der Kaiser und die Kaiserin bückten sich dann, und nahmen so die Krone von den Füßen des Papstes, der sie ihnen wieder mit dem Fuße abnahm, worauf die Kardinäle dieselbe ihnen wieder aufsetzten. Indessen ist kaum zu glauben, daß Heinrich solche Erniedrigung sich sollte haben gefallen lassen. In Neapel eroberte Heinrich zwar schnell die kleineren Oerter, nicht aber das feste Neapel selbst, und da eine Seuche in seinem Lager ausbrach, mußte er schnell wieder nach Deutschland zurück, und alles bereits Eroberte ging wieder verloren.

Einige Jahre darauf zog Heinrich zum zweiten Male gegen Neapel, setzte auch nach Sicilien über, und dies Mal unterwarf er sich das Land. Aber die nun gedämpfte Empörung der Einwohner hatte ihn so wüthend gemacht, daß er die, welche in seine Hände fielen, mit unmenschlicher Grausamkeit zu Tode marterte. Einen Grafen, der sich hatte unabhängig machen wollen, ließ er auf einen glühenden Thron festbinden, und mit einer glühenden Krone krönen, einen andern am Schweife eines Pferdes in der Stadt umherschleppen, dann bei den Füßen an einen Galgen hängen, und, als er noch nicht todt war, zuletzt ihn erdrosseln. Besonders ließ er Vielen die Augen ausstechen, Andere spießen, noch Anderen die Haut abziehen, oder sie an langsamem Feuer braten. Der Schätze führte er ungeheure mit sich fort; aber sie konnten den Mann nicht beglükken, in dessen Herz kein menschliches Gefühl war. Auf einem durch solche Schandthaten erworbenen Besitze konnte unmöglich Segen ruhen, und das hat auch die Folge gezeigt; nur hat das Unglück nachher nicht sowohl ihn, als seine Nachkommen betroffen.

In der Zeit zwischen den beiden Zügen nach Neapel zeigte

Heinrich noch bei einer andern Gelegenheit seinen harten Sinn. Es ist oben gesagt worden, daß Richard Löwenherz und Philipp August Akre 1190 belagert hatten. Hier fand sich noch ein drittes, ein deutsches Heer ein, welches Herzog Leopold von Oestreich anführte, der den Kaiser Friedrich hatte begleiten wollen, aber zu spät gekommen war. Nach einer zweijährigen Belagerung wurde endlich die Stadt eingenommen. Leopold erstürmte dabei einen Stadtthurm, und pflanzte seine Fahne darauf. Der stolze Richard wollte das nicht leiden, und ließ die Fahne herunterreißen, und in den Koth werfen; auch wurden die Deutschen von der Theilung der Beute ausgeschlossen. Darüber beklagte sich Leopold bei ihm, wurde aber mit Spott und Hohn abgewiesen. Ein solches Betragen war zu arg; Leopold verließ das Kreuzlager, und kehrte, Rache drohend, in sein Vaterland zurück. Hier klagte er bei dem Kaiser über die ihm und der Ehre der Deutschen widerfahrene Beleidigung; aber was war zu thun, da Richard kein Deutscher war? — Doch dieser war näher als man dachte. Er war nämlich nach einiger Zeit auch aus Palästina zurückgekehrt, vom Sturme ins adriatische Meer verschlagen, und genöthigt worden, bei Aquileja ans Land zu steigen. Von da wollte er durch Deutschland reisen, und so nach England heimkehren. Zwar dachte er wohl an seinen Feind, aber: „man wird mich nicht wieder erkennen," meinte er, „wenn ich mich verkleide!" Er hängte sich also einen Tempelherren-Mantel um, drückte sich einen großen Pilgerhut tief in die Augen, und so reiste er weiter. Aber in Wien beging er die Unklugheit, viel Geld auszugeben. Man wunderte sich über den armselig zu Fuße reisenden Pilger, der doch so reich zu seyn schien, und sah ihn aufmerksamer an. Nun wurde ihm bange, daß er erkannt werde, flüchtete sich in ein andres Wirthshaus, und stellte sich hier, als man ihm auch dahin folgte, in die Küche an den Bratspieß. Aber unklugerweise behielt er einen kostbaren Ring an der Hand, mit welcher er den Bratenwender drehte; auch trat zufällig ein Diener des Herzogs herein, der ihn in Palästina oft gesehen hatte, und nun gleich wiedererkannte. Jetzt half kein Leugnen mehr; man brachte ihn vor

den Herzog, der ihn natürlich nicht sehr freundlich ansah, und sogleich nach dem Schlosse Dirnstein an der Donau in Verwahrsam brachte. Dann verkaufte er ihn an Kaiser Heinrich für 60,000 Mark Silbers. Denn dieser war auch gegen Richard erbittert, weil er mit den rebellischen Sicilianern in Verbindung gewesen war. Was mochte der stolze König empfinden, als er sich von einem Kerker nach dem andern schleppen und zuletzt mit Ketten belasten sah! Wer weiß, wie lange er in der Gefangenschaft des Kaisers geblieben wäre, hätte nicht Richards Mutter, die reiche und stolze Eleonore, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, ihn zu befreien. Sie schrieb die dringendsten Briefe an den Papst, und bat ihn, sich für seine Befreiung bei Heinrich zu verwenden, und da das nicht gleich geschah, wurde sie immer stürmischer, und schrieb unter andern: „Schaffe mir meinen Sohn wieder, Mann Gottes, wenn du ein Mann Gottes bist und nicht vielmehr ein Blutmensch. Wehe! wehe! wenn der oberste Hirte in einen Miethling verwandelt seyn sollte!" Aber auch dieser Brief half nichts. Dagegen wurde Richard vom Kaiser vor allen Fürsten in Hagenau förmlich verhört, und hier vertheidigte er sich mit solcher Beredtsamkeit und Klarheit, daß Heinrich ihn voll Bewunderung ansah, in seine Arme schloß, und neben sich setzen ließ. Er versprach ihm die Freiheit, wenn er 150,000 Mark Silbers bezahlte. Das war freilich nicht kaiserlich, daß er sich fast dreimal mehr zahlen ließ, als er selbst dem Markgrafen gezahlt hatte. Das Lösegeld wurde nun in England schnell gesammelt; doch damals fehlte es in diesem jetzt reichsten Lande noch so an baarem Gelde, daß nicht nur jeder Unterthan seinen Beitrag geben, sondern man selbst goldene und silberne Kirchengeräthschaften einschmelzen mußte. Das Geld führte die Königin Eleonore selbst nach Deutschland; aber ein Beweis von der großen Unsicherheit in diesem Lande ist, daß die kaiserlichen Gesandten ihr bis an die Gränze entgegen kamen, und schon hier das Geld in Empfang nahmen, weil sie nicht dafür stehen könnten, ob man es ihr nicht auf der Weiterreise raubte. Endlich nach einer mehr als einjährigen Gefangenschaft wurde Richard losgelassen. Er kehrte froh nach England zurück, hat aber nachmals nicht alle geleistete Versprechun-

gen gehalten; so wenig wahre Ehre und Gewissenhaftigkeit hatten damals selbst die Fürsten! — Schon aus dieser Erzählung geht hervor, daß die Sage von der Befreiung Richards durch den Sänger Blondel nur eine poetische Ausschmückung sey. Der König hatte nämlich, — so erzählt die Sage — nach der damaligen Sitte, einen jener Sänger, die an den Höfen sich aufzuhalten pflegten, und die man Troubadours oder Minstrels nannte, mit sich nach Palästina genommen. Auf der Rückreise wurde Blondel — so hieß dieser Sänger — durch einen Schiffbruch von ihm getrennt, und kam nach England zurück, während Richard von Leopold in den Kerker geworfen wurde. Da nun der König nicht wiederkam, machte sich Blondel auf, ihn zu suchen. Der ihm wohlbekannte Haß Herzog Leopolds ließ ihn glauben, daß er wohl im Oestreichischen eingesperrt seyn könnte. Er reiste dorthin, und da er hörte, daß in einem alten Gefängnißthurme ein vornehmer Gefangener streng bewacht werde, stellte er sich in der Nacht unter das Fenster desselben, und sang zur Harfe ein Lied, welches Richard selbst einst gedichtet hatte. Wie groß war seine Freude, als er am Ende jeder Strophe die letzten Zeilen des Liedes aus dem Thurme dumpf herabtönen hörte. Er zweifelte nicht, daß Richard sich hier befinden müsse, eilte nach England zurück, und machte der alten Königin von seiner Entdeckung Anzeige.

Kaiser Heinrich VI. ist, erst 32 Jahre alt, 1197 in Messina gestorben, von Niemandem beklagt.

61. Papst Innocenz III., 1200.

Heinrich hinterließ nur ein erst dreijähriges Söhnchen Friedrich. Die Neapolitaner frohlockten über den Tod des gehaßten Heinrich, und hatten nicht übel Lust, den kleinen König aus dem Lande zu jagen. In dieser Noth wußte sich Constantia nicht anders zu helfen, als den damals eben gewählten Papst Innocenz III. um Schutz und Beistand anzuflehen. Sie bat ihn, die Vormundschaft über ihren Sohn zu übernehmen, und diesen mit Neapel und Sicilien zu belehnen. Also wurde der Papst Lehnsherr dieser Königreiche, und der König sein Vasall!

Den Papst zum Vormund des kleinen Königs machen,

hieß recht eigentlich den Wolf zum Hirten der Schafheerde setzen. Denn ihm mußte ja daran liegen, den König von Neapel ganz unterthänig zu machen, und überhaupt das Haus der Hohenstaufen zu demüthigen. Dazu kam, daß in Innocenz ein zweiter Gregor VII. aufgestanden zu seyn schien. Er war ein Mann von Geist und Kraft, voll Gefühl seiner Würde, und hat wirklich das ausgeführt, wozu Gregor erst den Grund gelegt hatte. Das Erste, was er that, war, daß er Italien von dem Einflusse der Deutschen für immer frei zu machen suchte. Das wurde ihm jetzt leicht; denn der junge Friedrich war ja nun sein Lehnsmann, obendrein ganz in seinen Händen, und Neapel und Sicilien ließ er, so lange der König noch ein Kind war, durch seine Statthalter regieren. Die Gewalt des deutschen Königs in der Lombardei war ja so seit Friedrich Rothbarts Demüthigung eine bloße Schattenherrschaft, und die Herzogthümer Spoleto und Ravenna und die Mark Ancona, die dem deutschen Kaiser bisher gehört hatten, vereinigte er, indem er die deutschen Herzöge wegjagte, ohne Weiteres mit dem Kirchenstaate, so daß er eigentlich als der Stifter des heutigen Kirchenstaates zu betrachten ist. Aber er that noch mehr. Bisher hatte der Kaiser als Herr von Rom gegolten; ihm hatten die Römer huldigen müssen. Aber Innocenz benutzte den gegenwärtigen günstigen Augenblick, und änderte das. Er ließ sich von dem römischen Volke den Eid des Gehorsams leisten. Ebenso, wie mit den Deutschen, verfuhr dieser kräftige Mann auch mit den übrigen europäischen Königen. Er verlangte von ihnen, ihn als ihren Herrn und Schiedsrichter anzuerkennen, und wenn dieser und jener Umstände machte, so wußte er ihn bald so zu fassen, daß jener sich doch zuletzt fügen mußte. Aber war denn kein Hohenstaufe mehr da, der ihm Einhalt thun konnte? — Das werden wir in folgenden Abschnitte gleich sehen.

62. Otto IV. von Braunschweig, 1197—1218, und Philipp von Schwaben, 1197—1208.

Noch lebte ein Sohn des großen Friedrich Rothbart, Philipp, Herzog von Schwaben, anfangs zum geistlichen Stande

bestimmt. Er wurde von der Parthei der Hohenstaufen zum Könige gewählt, und war kein böser Mann wie sein verstorbener Bruder Heinrich, aber es fehlte ihm auch ganz dessen, wie seines Vaters Kraft. Er war ein Mensch wie viele, von denen man weder sagen kann, daß sie gut, noch daß sie böse wären. Mit dieser Wahl war aber Innocenz keineswegs zufrieden. Die Hohenstaufen sollten nicht wieder aufkommen, und konnte er zugleich ganz Deutschland schwächen und zerrütten, so war ihm das desto lieber. Daher begünstigte er die Parthei der Welfen, die einen Sohn Heinrichs des Löwen wählten, Otto IV. von Braunschweig, einen Ritter voll Muth und von großem, kräftigem Körperbau, aber nicht solcher Geisteskraft, als nöthig war, um einem Innocenz gegenüber mit Ruhm bestehen zu können.

Nun hatte Deutschland wieder zwei Könige zugleich, und der alte Haß der Welfen und Waiblinger erneuerte sich wieder. Dieser unselige Zwiespalt war um so trostloser, da Deutschland zerrissen wurde, ohne daß von irgend einer Seite in diesem Streite große Thaten gethan wurden, oder große Männer ihre Talente entwickelt hätten. Hätte sich Innocenz entschieden für Otto gegen Philipp erklärt, so hätten wohl zuletzt die Welfen obgesiegt; aber das wollte der schlaue Papst nicht; Deutschlands Kraft sollte sich nach und nach verbluten. Darum verwarf er zwar den Philipp, aber ohne sich geradezu für Otto zu erklären, und so hatte er es immer in seiner Gewalt, sich für den zu bestimmen, der ihm die größten Vortheile bot, und sich am unterwürfigsten zeigte. Indessen wurde Philipps Anhang von Tage zu Tage größer, und es fehlte wirklich nur eine Aussöhnung mit dem Papste, um dem Streite mit einem Male ein Ende zu machen. Auch hörte Innocenz schon Philipps Anträge wohlgefällig an, als plötzlich die Ermordung desselben allen weitern Verhandlungen ein Ende machte.

Philipp hatte nämlich seine Tochter Kunigunde einst dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach verlobt, einem Bruderssohn dessen, der Friedrich I. so treue Dienste in Italien geleistet hatte. Eben so treu diente der jüngere Pfalzgraf dem Könige Philipp, und darum war ihm die Königstochter

verheißen worden. Aber dennoch erhielt er sie nicht. Es schien dem Könige vortheilhafter, sie dem Könige von Böhmen zu geben. Diese Unredlichkeit bestrafte sich hernach hart. Otto schwieg, war aber mißmüthig, und Philipp behandelte ihn kalt, weil er den ungestümen und jähzornigen Mann gern los seyn wollte. Auch dem Pfalzgrafen war an dem zweideutigen Hofe nicht wohl; er wollte fort, und bat, daß Philipp ihm zum Abschiede einen Empfehlungsbrief an den Herzog von Polen und Schlesien, Heinrich den Bärtigen, mitgeben möchte, um dessen Tochter er werben wollte. Der König schrieb den Brief, schilderte aber darin den Pfalzgrafen als einen grausamen, hochfahrenden Mann, den man von sich entfernt halten müßte. Als nun Otto auf der Reise Langeweile hatte, fiel ihm ein, ob auch wohl Philipp viel Gutes von ihm gesagt habe. Er öffnete den Brief, und erkannte des Königs Falschheit. Dem ersten Triebe des Zornes folgend, sprengte der rachedürstende Mann sogleich nach Bamberg, wo damals Philipp Hof hielt, zurück, rannte allein die Treppe hinauf, riß einem Trabanten im Vorzimmer das Schwert aus der Hand, und drang zornglühend in des Königs Zimmer ein, der, unpäßlich, gerade am Brettspiel saß. Da ihm Otto ungestüm und derb über sein zweideutiges Betragen Vorwürfe machte, und dabei mit dem blanken Schwerte umherfuhr, erinnerte ihn der König, die schuldige Ehrfurcht nicht zu vergessen, und zu bedenken, daß hier nicht Zeit und Ort sey, sich so aufzuführen. Da fuhr Otto noch wilder auf, schrie: „wohl ist es Zeit und Ort, deinen Verrath zu bestrafen!“ und hieb ihn augenblicklich in den Nacken, daß er zu Boden sank. So starb Philipp, erst 27 Jahre alt, 1208. Seine älteste Tochter, die eilfjährige Beatrix, eilte weinend zu dem Feinde ihres ermordeten Vaters, dem Könige Otto, und flehte ihn an, den Mord zu bestrafen. Otto hörte die Worte der kühnen Jungfrau mit Rührung an, versprach ihr Gewährung, und gewann sie, ihrer kindlichen Liebe wegen, so lieb, daß er sie nach einigen Jahren zur Frau nahm, wodurch die Welfen und Waiblinger wenigstens in Deutschland und für den Augenblick versöhnt wurden. Der Mörder war indessen geflohen; die Reichsacht

wurde über ihn ausgesprochen, seine Schlösser wurden zerstört, und endlich fand ihn Philipps Marschall, Pappenheim, auf einem Klosterhofe, wo er sich versteckt hatte. Er hieb ihn nieder, warf seinen Kopf in die Donau, und erst nach 9 Jahren wurde seine Leiche beerdigt.

Die Ermordung Philipps war, so schändlich an sich selbst, doch für Deutschland ein Glück; denn nun kehrte der Frieden hier ein, indem auch die hohenstaufische Parthei den Braunschweiger als König anerkannte. Jetzt schrieb auch der gleißnerische Innocenz die freundlichsten Briefe an Otto, und versicherte ihm, daß er insgeheim immer sein bester Freund gewesen sey. Otto mußte wohl so thun, als wenn er es glaubte. Nur hätte er nicht die Gunst dieses freilich sehr mächtigen Mannes durch so viele Demüthigungen und Abtretungen erkaufen sollen. Aber was die Kaiser bisher noch von Vorrechten durch viele Kämpfe gerettet hatten, ging jetzt durch Otto's übertriebene Nachgiebigkeit verloren. Für die vielen ihm erwiesenen Wohlthaten, so sagte er, verspräche er dem Papste nicht nur Ehrfurcht und Ehrerbietung, sondern er wolle sich auch alles Antheils an der Wahl der Geistlichen enthalten, überhaupt auch sich in keine geistlichen Angelegenheiten mischen. Ferner bestätigte er die Besitznahme von Spoleto, Ravenna und Ancona, und überließ dem Papste die reichsten Besitzungen jener Markgräfin Mathilde *), welche nach dem Tode derselben an die deutschen Könige gefallen waren, und dergleichen Nachgiebigkeiten mehr. Und Alles dies betrachtete Innocenz als Schuldigkeit, so wie er auch ganz den Ton eines Vaters gegen seinen Sohn annahm. „Liebster Sohn,“ schrieb er ihm unter andern, „sey weder zu genau im Schenken, noch zu karg im Versprechen, halte aber auch beides, weil du nicht tausend für eins geben, sondern vielmehr tausend für eins empfangen wirst.“

Nun fehlte nur noch, daß sich Otto persönlich in Rom vor Innocenz demüthige. Daher zog er über die Alpen, und

*) Jene nämlich, auf deren Schlosse Canossa die Bußscene mit Heinrich IV. vorging.

als beide sich trafen, umarmten und küßten sie sich unter Thränen der Rührung, die aber wohl unmöglich aufrichtig seyn konnten. Otto wurde als Kaiser gekrönt, und hielt dem Papst in aller Demuth den Steigbügel. „Jetzt," sprach Innocenz, „magst du wieder gehen, und zwar entferne dich schleunigst aus Rom, weil das Volk euch Deutsche haßt." Aber jetzt hatte die Demuth Otto's ein Ende; so gehorsam, wie er sich bisher gestellt hatte, war er nicht. Er hatte nur erst wollen die Kaiserkrone erlangen, nun aber wollte er sich auch als Kaiser zeigen; denn es hatte ihn schon lange geärgert, daß man ihn in Deutschland den Pfaffenkönig nannte. Wirklich entstand auch in Rom wieder ein Tumult gegen die Deutschen, und nun erst zog Otto ab. Schon über diesen Ungehorsam war Innocenz unzufrieden; er wurde es aber bald noch viel mehr, als er die Nachricht bekam, daß Otto alle die Ländereien besetze, die derselbe erst kurz vorher dem Papste abgetreten hatte, und da er ihn darüber zur Rede stellen ließ, erhielt er die Antwort: „du weißt ja, daß ich in weltlichen Dingen vollkommne Macht habe, und es geziemt dir nicht, danach zu fragen. Uebrigens habe ich den Deutschen zugeschworen, alle ihre Rechte in Italien geltend zu machen, und du wirst wohl einsehen, daß der ältere Eid dem neuern, den ich dir geschworen habe, vorgeht." So spielte man damals mit Eiden. Dann fiel Otto gar in Neapel ein, eroberte das ganze Land, und wollte eben nach Sicilien übergehen, als er vernahm, daß man damit umgehe, ihn in Deutschland abzusetzen.

Innocenz hatte nämlich einen siebenfachen Bannfluch gegen den ungehorsamen Sohn der Kirche geschleudert, und dieser wirkte in Deutschland so viel, daß seine alten Feinde dort aufstanden, und sich nach dem indessen heranwachsenden Friedrich von Hohenstaufen umsahen. Geschwind eilte Otto zurück über die Alpen, und feierte nun seine Vermählung mit der jungen Beatrix in Nordhausen. Aber nach wenigen Tagen schon war sie todt, und dieser Todesfall löste auch seine Verbindung mit der waiblingischen Parthei auf, die sich nun ganz wieder zu dem hohenstaufischen Hause hinwandte. Dazu kam, daß plötz=

lich König Friedrich von Neapel in Deutschland erschien. Der Zorn des Papstes nämlich gegen Otto war so groß, daß er die Furcht vor der Macht der Hohenstaufen überwand. Innocenz rief den jungen Friedrich aus Neapel herbei, gab ihm seinen Segen, und wies ihn an, nach Deutschland zu gehen, wo schon seine Freunde auf ihn warteten. Das war aber sehr mißlich; denn die Städte in der Lombardei und in den Alpen waren meist welfisch gesinnt, und Otto eilte herbei, und besetzte die Pässe der Alpen, durch welche Friedrich kommen konnte. Dennoch wagte Friedrich die gefährliche Reise; die deutsche Krone stand ja auf dem Spiele. Er kletterte auf ungewöhnlichen Pfaden über die schroffsten Gebirge, wo seine Feinde ihn am wenigsten erwarteten, und traf nur drei Stunden früher in Costnitz ein als Otto, der ihn hier auffangen wollte. Das geschah 1212.

Sobald die Nachricht erscholl, daß Friedrich **II.** — so nannte man diesen Sohn Heinrichs **VI.** — auf deutschem Boden angelangt sey, strömten ihm von allen Seiten die Freunde des hohenstaufischen Hauses zu, unter welche der leichtsinnige, nun achtzehnjährige Jüngling die Güter seiner Familie mit vollen Händen vertheilte. Und Otto? — Statt daß dieser ihm nun hätte entgegen ziehen und ihn bekämpfen sollen, ließ sich der Thor lieber in einen Krieg mit König Philipp August von Frankreich ein. Hier wurde er aber geschlagen, und seitdem zog er sich nach Braunschweig zurück, beschränkte sich bloß auf das nördliche Deutschland, und ließ seinen Gegner indessen ruhig seine Parthei verstärken. Endlich starb er, fast vergessen, 1218 auf der Harzburg. In Braunschweig liegt er neben seinen Eltern und seiner Beatrix begraben.

63. Veränderungen in der Kirche.

Der thätige Innocenz **III.** hatte also den Kaiser, den er erst erhoben, wieder in den Staub getreten, und einen Jüngling auf den Thron gesetzt, mit dem er es eben so zu machen entschlossen war, wenn er sich etwa beikommen lassen sollte, ihm den Gehorsam zu versagen. Ueberhaupt hat dieser Inno-

cenz, ob er gleich nur 18 Jahre auf dem päpstlichen Stuhle saß, auch in der Kirchenverfassung und in der Kirchenlehre die größten Veränderungen hervorgerufen.

Die Geistlichkeit war seit einiger Zeit ungemein gesunken, und es war eine wahrhaft schauderhafte Sittenverderbniß unter ihr eingerissen. Eine Hauptursache waren wohl die Kreuzzüge, an denen unzählige Geistliche Theil genommen, und wodurch sie sich gewöhnt hatten, ohne bestimmte Geschäfte sich umherzutreiben. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Geistliche sich Tage lang auf der Jagd herumtrieben, in Panzer und Waffenrock in den Krieg zogen, sich um die Wette betranken, ja sogar Mordthaten begingen; namentlich waren einmal in England binnen 12 Jahren über 100 Mordthaten bloß durch Geistliche verübt worden. Warum aber steuerten die Bischöfe dem Unwesen nicht? — Darum nicht, weil sie zuvörderst es selbst selten besser machten. Sie waren oft in Laster versunken; denn ihre Würde verdankten sie selten ihren Tugenden, sondern meist war sie erkauft, oder durch andere niedrige Künste erworben worden. Ferner konnten sie auch nicht einmal viel wirken, weil sich die Anzahl der Geistlichen und der Klöster ins Unendliche vermehrt hatte. Auf allen Burgen gab es Burgpfaffen, oder Kapläne, die unter keinem Bischofe standen, und daher treiben konnten, was sie wollten; und weil man mit dem geistlichen Stande auch die Anwartschaft auf eine höhere Seligkeit im Himmel zu erlangen glaubte, so ließen sich viele bloß dadurch in den geistlichen Stand aufnehmen, daß sie die Tonsur annahmen, d. i., daß sie sich wie die Geistlichen und Mönche einen Theil ihrer Haare abscheeren ließen, so daß es also ordinirte und tonsurirte Geistliche gab. Die Letztern brauchten gar keine Prüfung ihrer Kenntnisse und Amtstüchtigkeit zu bestehen. Zwar hatte nur der Bischof das Recht, die Tonsur zu ertheilen; aber für Geld war das leicht zu erlangen, so wie man auch für Geld die Befugniß zu allerhand Lastern erhalten konnte. Eben so war es mit den Klöstern. Ob es gleich zu allen Zeiten sehr fromme Mönche gab, die durch ein abgezogenes, dem Nachdenken geweihtes Leben sich zu veredeln bemüht waren, so war doch im Allgemeinen die Kloster-

zucht sehr verfallen. Die Mönche, die gelobt hatten, in Armuth zu leben, wohnten in prächtigen Pallästen, aßen und tranken gut, und hielten sich, um es recht bequem zu haben, junge Leute, die man Laienbrüder nannte, und die sie zum Klosterdienst abrichteten. Auf diese wälzten sie alle Geschäfte des Hauses, des Gartens und der Kirche, während sie selbst nur des Leibes pflegten. Und doch behaupteten sie, in Armuth zu leben; „denn," sagten sie, „wir selbst haben gar kein Eigenthum; was wir verzehren, gehört dem Kloster." Als wenn das nicht dasselbe wäre!

So war der große Haufen. Aber es fehlte auch nicht an solchen Männern, die sich über solchen schnöden Mißbrauch ärgerten, und laut auf Verbesserung des Mönchstandes drangen. Ja Einzelne, von frommer Begeisterung ergriffen, stifteten neue Orden, die ausdrücklich jede Ueppigkeit streng verboten, und auf die Ertödtung jedes sinnlichen Lebensgenusses eifrigst drangen. Dahin gehört besonders der Orden der Karthäuser, der schon 1084 von einem Canonicus in Rheims, Bruno, gestiftet wurde, und davon benannt ist, daß er in einer wilden Berggegend bei Grenoble in Frankreich, welche die Karthause hieß, das erste Kloster dieses strengen Ordens baute. Die Karthäuser, die sich bald auch über Deutschland verbreiteten, durften nichts als Brod, Hülsenfrüchte und Wasser, selten einmal einen Käse oder einen Fisch, genießen, und nichts als die beiden Worte: memento mori, d. i. denke an den Tod, sprechen, mit denen sie sich begrüßten, wenn sie einander in ihren öden Kreuzgängen begegneten.

Unter Innocenz III. aber wurden zwei andere Mönchsorden gestiftet, die größeren Einfluß auf die Geschichte gehabt haben, weil sie weniger abgeschieden von der Welt waren: die Franziscaner und die Dominicaner. Jene stiftete Franziscus von Assisi, ein höchst überspannter Mensch, der eine Heiligkeit darein setzte, im größten Schmutze zu leben, seinen Rücken mit Geißeln zu zerfleischen, und überhaupt sich möglichst abzuquälen, als wenn uns Gott nicht geschaffen hätte, um uns mit seinen Gaben möglichst zu erfreuen. Innocenz bestätigte den Orden 1210. Es ist ein Bettelorden,

d. i. er soll nichts als die Klostergebäude besitzen, und den nothdürftigen Unterhalt durch Betteln herbeischaffen. Die ersten Franziscaner waren allerdings äußerst streng; aber bald entstanden auch hier zwei Partheien. Die eine blieb genau bei der Regel des heiligen Franziscus, und verschmähte jeden Besitz und jedes Wohlleben; die andere aber meinte, das Kloster dürfe wohl Besitzungen haben, nur die einzelnen Mönche nicht. Die Dominicaner wurden 1216 gestiftet von Dominicus Guzmann, einem Spanier, der auf seinen Reisen durch das südliche Frankreich zu seinem Schrecken bemerkte, daß viele dort wohnende Gemeinden manche Lehren der katholischen Kirche nicht annahmen, sondern sich mehr an die unmittelbaren Aussprüche Jesus hielten. Nach der Meinung des guten Mannes aber waren diese Leute eben deshalb für alle Ewigkeit verloren, wenn sie nicht noch vor ihrem Tode in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten. Darum stiftete er einen besondern Orden, den Dominicanerorden, dessen Mitglieder herumreisen, den Andersdenkenden vorpredigen, und die dadurch Bekehrten zur katholischen Kirche zurückführen sollten. Die Absicht des Mannes war wirklich gut, wenn er auch in seiner Ansicht sich geirrt hat. Auch dieser Orden war ein Bettelorden (aber seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr), und wird auch der Predigerorden genannt.

Die Verdorbenheit der Geistlichkeit hatte noch eine andere Folge. Besonders wohlgesinnte und dabei helldenkende Köpfe sahen wohl ein, daß es unmöglich Jesus Wille gewesen seyn könnte, daß seine Bekenner so leben, wie die meisten Geistlichen lebten, und das lehren sollten, was die katholische Kirche lehrte. Sie forschten und dachten weiter nach, und fanden, daß das Evangelium ganz anders spräche, und daß die römische Kirche von dem Geist des Christenthums ganz abgewichen sey. Sie zogen sich also von der allgemeinen Kirche zurück, und bildeten besondere Gemeinden, die aber zum Theil unter einander sehr abwichen, weil ein jeder Stifter derselben das Evangelium nach seiner Weise auslegte. Den Päpsten war das aber nicht gleichgültig; denn durch diese Sekten wurden ja eben ihre Abweichungen von Jesus Lehre aufgedeckt, und ihr Anse-

hen hing ja allein von dem blinden Glauben des Volks ab. Daher ist die Erbitterung zu erklären, mit der sie die Andersdenkenden verfolgten, die doch zum Theil der Meinung unsers göttlichen Religionsstifters viel näher kamen, und auf jeden Fall die Wahrheit aufrichtiger suchten als sie. Man nannte sie Ketzer, und besonders war es Innocenz III., der recht gegen sie eiferte, und sie überall zu verfolgen befahl. Ja die Päpste setzten besondere geistliche Gerichte nieder, welche die Ketzer ausspüren, gefangen setzen, und endlich verbrennen sollten. Diese Gerichte nannte man Inquisitionsgerichte. Sie gehören zu den scheußlichsten Geburten des Mittelalters, und zeigen, was selbst aus der vollkommensten und reinsten Religion werden kann, wenn man vom Geiste derselben erst einmal abzuweichen anfängt. Auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse wurde 1229 das Inquisitionsgericht, bald nach Innocenz, eingesetzt, und fortan den Dominicanern zur Verwaltung übergeben, die mit recht blutdurstigem Eifer den Andersdenkenden nachforschten.

Zur Zeit des Innocenz sind ferner einige Neuerungen in der katholischen Kirche eingeführt worden, die dazu dienen sollten, das Ansehen der Geistlichkeit zu befördern. Dahin gehört die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, d. i. daß nur die, welche zu der römisch-katholischen Kirche gehörten, selig werden könnten. Ferner von der Transsubstantiation, d. i. daß Brot und Wein im heiligen Abendmahl durch die Einsegnung des Priesters in den Leib und das Blut Jesus verwandelt würden. In welchem wichtigen Lichte mußte nun dem gemeinen Manne der Geistliche erscheinen, von dem es sowohl abhing, Jemanden von der Seligkeit auszuschließen oder dazu aufzunehmen, als auch eine so wichtige Veränderung hervorzubringen! Endlich machte Innocenz die Lehre von der Buße zum allgemeinen Kirchengesetz. Hiernach sollte Jeder wenigstens ein Mal jährlich das heilige Abendmahl genießen, vorher aber dem Priester alle seine Sünden beichten, damit dieser ihm für jede besonders Vergebung versprechen könnte, wenn er nämlich sie aufrichtig bereute und die aufgelegten Büßungen abhielte. Dadurch erhielten die Priester einen unge-

heuern Einfluß; denn dadurch, daß sie die Vergebung (Absolution) ertheilten oder verweigerten, den Himmel öffneten oder verschlossen, konnten sie ihre Beichtkinder zu Allem bringen, und zugleich erfuhr die Geistlichkeit alle Geheimnisse, da es für eine Todsünde erklärt war, wenn Jemand eine Sünde verschwiege.

Innocenz III. ist 1216 gestorben.

64. Friedrich II., 1212—1250.

In einem Alter von 18 Jahren stieg Friedrich II., Heinrichs VI. ältester Sohn, 1212 auf den deutschen Königsthron, ein schöner Jüngling, von mehr zartem, als kräftigem Körperbau, den er aber später durch langes Kriegsleben gegen jede Beschwerde abzuhärten wußte. Sein schönes, blondes Haar, welches ihm in Locken um die Schultern fiel, erinnerte an seinen Großvater, Friedrich Rothbart, das südliche Feuer aber, welches aus seinen blauen Augen strahlte, an seine italienische Mutter. Seine Erziehung hatte er in Sicilien erhalten. Von Jugend auf war er von Arabern, Dichtern und Sängern, wie von Geistlichen umgeben gewesen, und sein Hof in Neapel war halb europäisch, halb morgenländisch gewesen. Orientalische Gesänge, Tänze und Spiele hatten ihn oft von den frommen Bußübungen abgezogen, welche die Abgeordneten des Papstes von ihm verlangten. Kein Wunder, daß er fast vergessen hatte, daß er ein Deutscher sey, als er den deutschen Boden als König betrat. Aber es ist zu bedauern, daß er bei allen seinen trefflichen Eigenschaften, unter denen besonders strenge Gerechtigkeitsliebe, Freigebigkeit, Tapferkeit, wissenschaftlicher Sinn hervorleuchten, kein deutsches Herz hatte, daß daher Deutschland ihm immer weniger gefiel, und Italien ihn immer weit stärker anzog. Für Neapel und Sicilien ist er ein guter König gewesen, und seitdem hat sich dieses Königreich noch nie so wohl befunden als unter ihm; aber für Deutschland hat er nicht nur nichts gethan, sondern durch seine Hartnäckigkeit gegen den Papst dies Land in viele Unruhen ver-

wickelt. Also auch unter diesem Kaiser ist Italien Deutschlands Unglück gewesen.

Zwei Dinge waren es, die ihn mit dem Papste veruneinigten: er hatte versprochen, einen Kreuzzug zu unternehmen, und nie die Krone von Neapel und Sicilien mit der deutschen Königskrone zu vereinigen. Daher war bestimmt, sein ältester Sohn, der siebenjährige Heinrich, solle zum König jener Länder ernannt werden, Friedrich aber in Deutschland bleiben. Aber es war nie Friedrichs Ernst, diese Versprechungen zu halten, und daher hat ihn auch der Fluch getroffen, der nie ausbleibt, wo der Mensch mit Lug und Trug umgeht. Deutschland war ihm zuwider; mit Sehnsucht dachte er an den blauen Himmel Neapels. Um nur recht bald aus Deutschland wegzukommen, bat er die deutschen Fürsten so lange, bis sie den Heinrich zum König und einstigen Nachfolger seines Vaters ernannten, während er dem Papste wiederholt versicherte, die Fürsten hätten das ohne sein Wissen gethan, und er würde nie zugeben, daß beide Kronen auf Einem Haupte vereinigt würden. Dann reiste er schnell sehnsüchtig nach Italien ab, und war erst froh, als er die Alpen hinter sich hatte. Was sollten nun die Deutschen mit dem siebenjährigen Könige anfangen? Wie war der im Stande, die beständigen Befehdungen der Fürsten zu dämpfen? Nicht viel mehr Ansehen hatten die beiden Vormünder, die ihm Friedrich gesetzt hatte.

Ohne sich um die Lombarden zu bekümmern, reiste Friedrich nach Rom, und mußte dem Papste — Innocenz war gestorben, und Honorius III. an seine Stelle gekommen — nicht nur Alles bestätigen, was Otto IV. bewilligt hatte, sondern noch mehr, auch das Versprechen erneuern, recht bald einen Kreuzzug zu unternehmen. Dann erst krönte ihn Honorius als Kaiser, und überreichte ihm dabei ein Kreuz, damit er sich fortan als einen Kreuzfahrer betrachten sollte. Die Päpste drangen aber darum so sehr auf einen Kreuzzug, weil weder Friedrich I., noch Richard Löwenherz, noch ein Anderer nach ihnen Jerusalem hatte erobern können, und so lange das heilige Grab in den Händen der Ungläubigen war, hatten jene keine Ruhe. Nun waren zwar — ein recht sichtliches Zeichen

von der Verkehrtheit jener Zeit — kurz vorher 7000 Knaben nach dem Morgenlande aufgebrochen, die Ungläubigen zu besiegen, und bald darauf gar 30,000 Knaben und Mädchen in derselben Absicht zu Schiffe gegangen; aber jener Haufen hatte sich bereits in Italien zerstreut, und diese waren an der Küste von Afrika gescheitert, und von den Muhamedanern theils niedergehauen, theils zu Sclaven gemacht. Darum sollte nun Friedrich das ausführen, was den bisherigen Kreuzfahrern nicht gelungen war. Auch unterließ er nie, die besten Versprechungen zu geben; aber an die Ausführung wurde nicht gedacht. Honorius war ein sanfter Mann, und ließ sich lange dadurch beschwichtigen; endlich aber riß ihm die Geduld, und er erklärte, er würde über den Kaiser den Bann aussprechen, wenn dieser nicht binnen zwei Jahren Ernst machte.

Während Friedrich es sich in Neapel wohl seyn ließ, ging es in Deutschland gar unruhig zu. Ohne von den vielen Fehden, die da geführt wurden, zu reden, wurden auch hier die Andersdenkenden, die man Ketzer nannte, aufs grausamste verfolgt. Die entfernte Schuld davon trug der Kaiser; denn er hatte, aus schwacher Nachgiebigkeit gegen den Papst, verordnet, daß man überall die Ketzer bestrafen sollte. Nun lebte damals am Hofe des Landgrafen von Thüringen ein Geistlicher, Konrad von Marburg, ein wüthender Eiferer, der einen rechten Blutdurst besaß, und selbst die Landgräfin Elisabeth, deren Beichtvater er war, alle Tage bis aufs Blut geißelte; denn die Thoren meinten, je mehr Schmerzen hienieden freiwillig übernommen würden, desto größer wäre dort oben die Seligkeit. Dieser Wütherich nun meinte sich ein recht großes Verdienst zu erwerben, wenn er die Ketzer aufsuchte und bestrafte, und um nur recht Viele bestrafen zu können, nahm er jedes Zeugniß an. Wer bei ihm, es mochte seyn von wem es wollte, als Ketzer angegeben wurde, dem ließ er bloß die Wahl, ob er sich wollte zum Schimpf die Haare abscheeren oder sich verbrennen lassen. Wenn nämlich der Angeklagte eingestand, allerlei Ketzerei und Zauberei begangen zu haben, so kam er mit dem Haarabschneiden weg; versicherte er aber seine Unschuld, oder wußte er keine Ketzerei anzugeben,

so wurde er ohne Barmherzigkeit zum Feuertode verurtheilt. Nachdem dieser blutgierige Mann mehrere Jahre so gewüthet hatte, erhielt er endlich seine Strafe. Einige Edelleute überfielen ihn auf der Reise, und schlugen ihn todt.

Friedrich rüstete sich indessen wirklich zum Kreuzzuge, und vermählte sich mit der Tochter des sogenannten Königs von Jerusalem. Dieser Mann war ein französischer Ritter, hieß Johann von Brienne, und hatte durch Erbschaft jenen Titel erhalten, ohne daß er von Jerusalem auch nur einen Stein besaß. Jetzt nahm Friedrich diesen Titel auch an. Noch ehe er den Kreuzzug antrat, starb Honorius, und an seine Stelle kam Gregor IX., ein mehr als achtzigjähriger Mann, aber ein schöner, kräftiger Greis, und von einer so unbeugsamen Hartnäckigkeit, daß er entschlossen war, wie einst Innocenz III. ganz den Herrn über den Kaiser zu spielen. Gleich in seinem ersten Briefe an Friedrich fragte er schon, wann er sich denn nun endlich einmal einzuschiffen gedenke? Jetzt glaubte dieser nicht länger zögern zu dürfen, und ging mit einer großen Menge Kreuzfahrer aus Deutschland, England und Frankreich zu Schiffe. Aber es war bereits unter diesen Leuten eine Seuche eingerissen, und diese wurde auf der See so bösartig, daß er schon nach drei Tagen in Otranto wieder ans Land stieg, worauf sich die Pilger wieder zerstreuten.

Die Wuth des Papstes Gregor war gränzenlos. Er behauptete, die Seuche wäre ein bloß leerer Vorwand, und that, so demüthig auch Friedrich um Entschuldigung bat, diesen feierlich in den Bann, und belegte jeden Ort, wo er sich aufhalten würde, mit dem Interdict, d. i. es durfte da kein Gottesdienst, keine Hochzeit, keine Taufe u. s. w. gehalten werden. Des Kaisers Demuth verwandelte sich nun in Trotz; er schrie laut über die Anmaßung des Papstes, rief die Römer auf, die Tyrannei Gregors nicht zu dulden, und hatte auch die unedle Freude, daß des Papstes Messe am Osterfest durch das Gezisch und Geschrei des Volkes gestört wurde. Im folgenden Jahre aber, 1228, stellte er einen neuen Kreuzzug an, und zwar mit wenigeren, aber ausgesuchteren Leuten.

Als Friedrich in Akre in Palästina landete, fand er hier Alle versammelt, die einst in Jerusalem gewesen, und nun daraus vertrieben waren. Sie waren über seine Ankunft hoch erfreut, und besonders die drei Ritterorden, die Deutschen, die Johanniter und die Templer zeigten eine ungemeine Freude. Nachdem er ihnen erzählt hatte, wie schlimm es ihm mit dem Papst gegangen wäre, brachen Alle gen Jerusalem auf. Da kamen plötzlich zwei Franziskaner aus Rom an, die den Befehl des Papstes an die Ritter mitbrachten, sich mit dem Kaiser, weil dieser im Bann sey, nichts zu thun zu machen, und im Gegentheil ihm in Allem entgegen zu seyn. Denn es ärgerte den eigensinnigen Gregor, daß der Kaiser jetzt ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nach Palästina gegangen sey. Sogleich trennten sich die Templer, die Johanniter und die Kreuzsoldaten von Friedrich; nur die deutschen Ritter zeigten auch hier durch ihre Treue ihre deutsche Abkunft. Unter Anführung des schon erwähnten tapfern Hermann von Salza blieben sie allein bei ihm, als ihn alle Andern verließen. Aber bald kamen diese auch nach, und baten, sich wieder anschließen zu dürfen. Sie hatten sich nämlich die Sache besser überlegt, und sich geschämt, dem ritterlichen Kaiser müßig zuzusehen. Damit aber ihre sogenannte Gewissenhaftigkeit gerettet würde, so wurde ausgemacht, daß die Befehle nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes ertheilt werden sollten; man sieht, wie es den Leuten nicht um die Sache selbst, sondern nur um die Worte zu thun war. Am schändlichsten aber benahm sich der Papst selbst; seine Wuth gegen den Kaiser ging so weit, daß er an den Sultan von Aegypten schrieb, er möchte sich doch ja nicht mit Friedrich einlassen, und ihm ja nicht Jerusalem einräumen. Um alle diese niedrigen Ränke bekümmerte sich übrigens der Kaiser nicht weiter, und ging seinen Weg ruhig fort. Er hatte in seiner Jugend viel mit Arabern zu thun gehabt, hatte sie achten gelernt — denn sie standen damals auf einer weit höhern Bildungsstufe als jetzt — und wußte, daß man sich keineswegs verunehre, wenn man mit ihnen sich friedlich verständigte. Darum nährte er sich dem Sultan von Damascus Maleddin, und stellte ihm vor,

daß es ja besser sey, wenn sie sich freundlich mit einander verständigten, als wenn sie erst Blut vergössen. So kam denn ein Vertrag zu Stande, nach welchem 10 Jahre lang zwischen ihnen Waffenstillstand seyn, und Jerusalem mit der Umgegend und mehrere Seestädte an den Kaiser abgetreten werden sollten; den Muhamedanern sollte erlaubt seyn, in Jerusalem, die auch für sie eine heilige Stadt war, zu beten, aber ohne Waffen mitzubringen, und in die Kirche des heiligen Grabes dürfte keiner von ihnen kommen. Darauf hielt der Kaiser, gewiß mit recht frohem Herzen, seinen Einzug in die Stadt, welche das Ziel der Sehnsucht aller Christen war, und wollte nun in der Kirche ein Dankfest feiern. Aber der Patriarch von Jerusalem erklärte, das dürfe er nicht zugeben; ja es dürfe nicht einmal irgend ein Gottesdienst hier statt finden, so lange Friedrich gegenwärtig sey; so groß war selbst hier die Furcht vor dem gewaltigen Papste. Das Volk jauchzte vor Freuden, und sah dankbar nach dem Kaiser hin, der dies Herrliche vollbracht hatte, und doch wichen ihm Alle aus, als wenn er verpestet gewesen wäre. Indessen kehrte er sich nicht viel daran, ging mit seinen deutschen Rittern in die Auferstehungskirche, und setzte sich vor dem Altare selbst die Krone von Jerusalem auf. Die andern Ritterorden benahmen sich dagegen recht schlecht, und meinten, der Kaiser habe ja eigentlich gar nichts gethan; im Gegentheil nähme ihnen ja der Waffenstillstand alle Gelegenheit, sich mit den Saracenen herumzuschlagen; als wenn dies der Zweck der Kreuzzüge sey; ja sie gingen in ihrem Haß so weit, daß die Großmeister beider Orden an den Sultan Maleddin schrieben: der Kaiser würde an dem und dem Tage, nur von Wenigen begleitet, nach der Stelle am Jordan, wo Jesus getauft sey, wallfahren; dort könne er ihn leicht überfallen und tödten lassen. Der Sultan aber dachte edler als die, welche sich Christen nannten. Er erstaunte über die Bosheit dieser Menschen, und schickte den Brief sogleich an den Kaiser selbst. Dieser durfte nicht wagen, die Schuldigen dafür zu bestrafen, aber er ging ihnen seitdem aus dem Wege, so viel er nur konnte. Zu dem edeln Sultan fand er sich dagegen desto mehr hingezogen, und er war nun noch mehr als

je überzeugt, daß es unter allen Religionspartheien rechtschaffene Menschen gebe. Sie machten sich gegenseitig Geschenke, ohne daß der gute Kaiser ahnte, daß man ihm dieß als ein Verbrechen anrechnen würde.

Da er nun hörte, daß indessen sein alter Feind, Papst Gregor, ein Heer nach Neapel geschickt habe, eilte er nach Europa zurück, und jagte ohne große Mühe das Gesindel, welches man Schlüsselsoldaten nannte, weil sie statt eines Kreuzes das Zeichen eines Schlüssels auf ihren Mänteln trugen, aus dem Lande. Dies bewog den alten Gregor gelindere Saiten aufzuziehen, und da Friedrich auch Frieden wünschte, so übernahm es der brave Hermann von Salza, der den Kaiser nach Europa begleitet hatte, die Aussöhnung zwischen beiden zu vermitteln, und der Bann wurde aufgehoben.

Der Orden der Schwertbrüder. — Ehe wir die folgenden Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papste erzählen, müssen wir erst den Blick nach dem Norden wenden, weil um diese Zeit die Küsten der Ostsee, die jetzt zu Preußen und Liefland gehören, von Deutschen bevölkert wurden.

Zu der Zeit, als Kaiser Friedrich Rothbart den Thron bestieg, stand die Hauptstadt von Liefland, Riga, noch nicht. In der ersten Regierungszeit dieses Kaisers wurde ein Schiff aus Bremen nach der Mündung der Düna verschlagen. Die darauf fahrenden Kaufleute stiegen ans Land, und fingen mit den Eingebohrnen, damals noch Heiden, einen Tauschhandel an, und verdienten, als sie nach Bremen zurückgekehrt waren, durch die eingetauschten Waaren so viel Geld, daß sie und Andere ihrer Landsleute Lust bekamen, öftere Reisen dahin zu unternehmen. In den letzten Regierungsjahren des Kaisers Friedrich I. begleitete ein unternehmender Geistlicher die nach der Düna fahrenden Kaufleute, der Augustinermönch Meinhard, überredete die Einwohner, ihm zu erlauben, ein festes Schloß zu bauen, und seitdem ließen sich die Deutschen nicht wieder von hier vertreiben. Zehn Jahre lang lebte noch der thätige Meinhard, und es glückte ihm, viele Einwohner zur Annahme des Christenthums zu bewegen. — Nach seinem Tode kam ein andrer Mönch, Berthold, der das Bekehrungsge-

schäft fortsetzte, und den ersten Grund zur Stadt Riga eben legen wollte, als er von den Lieven ermordet wurde. — Mehr als beide Männer richtete der Dritte aus, der Bischof Albert von Buxhöwden. Er baute Riga 1200, wo sich bald mancherlei Leute, besonders aus Wisby auf Gottland, niederließen, und bald fing die Stadt an, einen ausgebreiteten Handel zu treiben. Aber nun fanden sich auch sogleich Feinde ein, welche die wohlhabenden Einwohner plündern, und die mächtig werdenden Fremden vertreiben wollten. Die ersten Angriffe der Litthauer wurden zwar abgetrieben; da sie aber immer erneuert wurden, so reiste der thätige Albert mehrmals nach Deutschland, und warb dort kriegslustige Männer an, die ihm nach Liefland folgten. Diese vereinigte er zu einem Orden, den er den Schwertorden nannte. Die Schwertbrüder erhielten von Papst Innocenz III., der sie bestätigte, einen weißen Mantel vorgeschrieben, mit einem rothen Kreuze und rothen Schwerte. Sie unterschieden sich auch dadurch von den deutschen Rittern, daß sie sich nicht mit der Krankenpflege abgaben. Mit den heidnischen Lieven und Litthauern führten sie unaufhörlich Krieg, und leider ist zu bekennen, daß von beiden Seiten die empörendsten Grausamkeiten gegen einander begangen wurden. Nur wenige Züge von stillem, frommem Sinn und sanfter Menschenliebe kommen in diesen Kämpfen der Erbitterung vor. Der Seltenheit wegen mag hier ein solcher Fall stehen, wo die sanfteren Empfindungen mächtig hervortraten. Die heidnischen Lieven belagerten eine Festung, und rannten stürmend gegen die Mauer. Da erscheint auf der Mauer ein christlicher Priester, blickt ernst und ruhig, weder Pfeile noch Steine scheuend, auf die stürmenden Feinde hinab, ergreift seine Harfe, und die sanften Töne, die den christlichen Lobgesang begleiten, dringen in die Herzen der stürmenden Feinde von der Mauer herab. Diese fühlen sich besiegt, blicken staunend und gerührt zu dem heiligen Mann hinauf, und eilen die Belagerung aufgebend, davon. — Die Einigkeit zwischen dem Bischof und dem Orden währte nur so lange, als der treffliche Albert lebte. Nach seinem Tode wollte der Eine über den Andern herrschen, und darunter litten, wie es immer bei Streitigkeiten der Fall ist, Beide. Zuletzt erlitten die

Schwertbrüder in einer Schlacht mit den Litthauern eine solche Niederlage, daß sie sich nach fremdem Schutze umsahen. Nach welchem, wird gleich gesagt werden:

Der deutsche Orden in Preußen. — Die damaligen Bewohner von Preußen standen etwa auf der Bildungsstufe wie die alten Deutschen, als die Römer ihre Bekanntschaft machten. Sie lebten in Hütten, nährten sich theils von Acker- und Gartenbau, theils von Fischerei, theils von der Jagd, kannten kein Geld, trieben bloß Tauschhandel, konnten weder lesen noch schreiben noch rechnen, und verehrten Götzen. Als in dem Jahre, in welchem Philipp von Schwaben von dem Wittelsbacher ermordet wurde, ein frommer Mönch zu ihnen kam, um sie zum Christenthume zu bekehren, nahmen sie ihn freundlich auf, weil er sie mild behandelte, und einige ließen sich auch taufen. Sobald das der Papst Innocenz hörte, schickte er gleich einen Bischof ins Land; denn die Päpste haben von jeher eine rechte Wuth gehabt, die katholische Kirche durch Proselyten zu vermehren. Aber nun merkten die Preußen, daß der neue Bischof — Christian hieß er — nicht nur das Christenthum ausbreiten, sondern auch eine weltliche Herrschaft gründen wollte; sie zerstörten also die Wohnungen der Christen, und fielen auch dem benachbarten Herzoge Konrad von Masovien, einem Theile Polens, ins Land, weil er auch am Bekehrungsgeschäft Theil genommen hatte.

Konrad wußte sich nicht allein zu helfen, und bat daher die Schwertbrüder um Hülfe. Es kamen auch ihrer 30 mit ihren Knechten; aber sie wurden alle bis auf 5 erschlagen, und nun waren die Preußen noch erbitterter als vorher. Bischof Christian reiste daher nach Rom, und bewirkte, daß der Papst einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen erlaubte. Dazu fanden sich auch viele Leute aus dem östlichen Deutschlande, besonders aus Schlesien, Polen und Böhmen ein. Aber es ging mit diesem Kreuzzuge, wie mit denen nach Palästina; Mangel an Lebensmitteln und an Begeisterung machte, daß die Kreuzfahrer sich bald wieder verliesen, und sogleich kamen die Preußen aus ihren Sümpfen und Wäldern hervor, und fielen über die Abziehenden her.

Da rieth der Herzog von Breslau, Heinrich der Bärtige, dem Bischofe, sich an den Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, zu wenden, der, wie schon gesagt, damals eben mit Kaiser Friedrich nach Europa gekommen war. Hermann nahm den Antrag an, da der Orden wegen des Waffenstillstandes in Palästina ohnedies nichts zu thun hatte, und so schickte er einen Theil seiner Ritter unter dem tapfern Deutschmeister Hermann Balk 1229 nach Preußen. „Sey getrost und unverzagt," sprach der biedere Salza zu seinem scheidenden Freunde; „denn du führst deine Brüder in ein Land, das der Herr ihnen verheißen hat, und Gott wird mit dir seyn." Als die Polen die wenigen Männer in den weißen Mänteln und mit den schwarzen Kreuzen sahen, schlugen sie ein lautes Gelächter auf, daß so wenige das ganze zahlreiche Volk bezwingen wollten. Aber die Ritter hatten im Morgenlande von den Saracenen meisterhaft gelernt, Ueberfälle zu machen, zur rechten Zeit zu verschwinden und schnell wiederzukehren, und waren so unerschöpflich in Kriegslisten, daß die armen ungeübten Preußen bald den Kürzern ziehen mußten. Die Ritter legten viele Festungen an, aus denen nach und nach Städte entstanden: Thorn, Culm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg und viele andere. Bald bekamen sie auch Zuwachs durch die Schwertbrüder; denn diese baten in ihrer Bedrängniß, sich an den deutschen Orden anschließen zu dürfen, und da der Papst das erlaubte, so wurden beide Orden in einen einzigen verschmolzen. Der Kampf mit den Preußen und Litthauern währte 54 Jahre; dann erst wurde ein Frieden geschlossen. Die Preußen waren nach und nach Christen geworden, und erkannten nun den Orden als ihren Gebieter. Während des Kriegs war auch Königsberg erbaut worden. Seinen Namen bekam es von dem Könige Ottokar von Böhmen, der an dem Kriege Theil nahm, und den Rath gegeben hatte, dort, am Pregel, eine Stadt zu bauen.

So ist Preußen ein deutscher Staat geworden. Der Großmeister, oder, wie er sich nun nannte, Hochmeister, hatte aber seinen Sitz anfangs nicht in Preußen, sondern in Marburg in Hessen, und ließ Preußen durch einen Statt-

halter, Landmeister genannt, verwalten. Unter den in Preußen erbauten Städten wurde keine bedeutender als Marienburg, nachdem der Sitz des Hochmeisters (1309) dahin verlegt wurde. Hier erbauten die Ritter nun ein prachtvolles Ordenshaus, welches noch steht, und dessen weite, hohe Säle, große Hallen und lange Bogengänge noch jetzt die Bewunderung der Nachwelt erregen.

So wie sich die Deutschen in Liefland und Preußen angesiedelt hatten, so geschah es um diese Zeit auch mit Pommern, der Mark Brandenburg, der Lausitz, Meißen (dem heutigen Sachsen), und Schlesien. In diesen slavischen Ländern ließen sich viele deutsche Familien nieder, und durch sie breiteten sich deutsche Sprache und Sitten schnell aus. In Schlesien war es besonders die heilige Hedwig, die Frau Heinrich des Bärtigen, die sich große Verdienste um die Bildung des Landes und der Einwohner erwarb, und die brave Frau verdient wohl, daß wir etwas umständlicher von ihr reden.

Die heilige Hedwig. — Sie war eine Tochter Bertholds, Grafen von Meran und Tyrol, und von der frühsten Jugend an von der innigsten Religiosität erfüllt, die aber freilich das Gepräge ihrer Zeit trug, wo man glaubte, durch Abtödtung der sinnlichen Neigungen, durch Versagung selbst unschuldiger Freuden, und durch freiwillig übernommene Entbehrungen und Qualen Gott am besten zu dienen. Theils dieser Geist ihrer Zeit, theils ihre Erziehung in einem Kloster erweckten und nährten diese Neigung zu Ausübung strenger Religionsübungen. Von Kindheit an war es ihr strenges Gesetz, Alles ihrer Pflicht aufzuopfern, und jeden Wink ihrer Eltern pünktlich zu erfüllen. Das bewies sie selbst bei der Wahl ihres Gatten. Ihre Eltern wünschten, daß sie mit Heinrich I. dem Bärtigen, Herzoge von Schlesien, sich vermählte, und sogleich gehorchte sie, ob sie gleich erst 12 Jahre alt war, und den Herzog noch nicht kannte. Diese Verbindung machte sie aber nachmals recht glücklich, und so ist es bei allen Unternehmungen, zu denen das Pflichtgefühl treibt. Das höchste Lebensglück geht ja nur aus Gewissenhaftigkeit hervor. Auch über Schlesien hat die gute Hedwig recht viel Segen gebracht; denn sie brachte eine große

Zahl wohlgesinnter Deutscher mit, und seit ihrer Zeit fingen die deutschen Sitten an, die polnischen, die bisher hier geherrscht hatten, zu verdrängen. Von dem Tage ihrer Vermählung an suchte sie auf ihres Gatten Gemüth vortheilhaft einzuwirken, damit er ein recht guter, und also auch glücklicher Fürst würde. Ja groß ist der Segen, den eine fromme, tugendhafte Frau über ihr ganzes Haus bringt. War er zornig, oder war Jemand bei ihm in Ungnade gefallen, oder hatte er Jemanden ins Gefängniß setzen lassen, so lag sie so lange vor ihm auf den Knien, bis er wieder sanft war oder dem Schuldigen vergeben hatte. Den Gefangenen aber suchte sie ihr Unglück möglichst zu erleichtern, indem sie ihnen Essen und Trinken, Kleider und Licht schickte. Für die, welche wegen Schulden gefangen saßen, bezahlte sie das Geld, und war Jemand zum Tode verurtheilt, so bot sie bei ihrem Manne Alles auf, ihm das Leben zu erflehen, und zu bewirken, daß die Todesstrafe mit Arbeit an Kloster- und Kirchenbauten abgelöst würde.

Einst hatte der Herzog von Masovien, Konrad, den Herzog Heinrich hinterlistigerweise gefangen genommen. Heinrichs und der Hedwig Sohn, der nachmalige Heinrich II., wollte sogleich mit einem Heere nach Polen eilen, und seinen Vater mit Gewalt befreien. „Nicht also!“ sprach Hedwig; „bleib! durch die Verwüstung des Landes und durch Blutvergießen würdest du unrecht thun. Laß mich hin!“ So reiste sie selbst in das Lager des wilden Konrad, und wußte ihn durch freundliche Vorstellungen so einzunehmen, daß er seinen Gefangenen gegen einige Bedingungen frei gab. Froh kehrte sie mit ihrem geliebten Heinrich nach Breslau zurück.

Nach den Vorstellungen jener Zeit meinte sie, sie müsse Gott das aufopfern, was ihr am liebsten wäre. Recht so, wenn unser Gewissen es verlangt! Aber Hedwig glaubte, man müsse das auch unberufen thun, und darum bat sie ihren Gatten, mit ihr Gott das Opfer zu bringen, und sich von ihr so zu trennen, daß Jeder von ihnen besonders wohnte, und sie sich so wenig als wenig sähen. „Welche Thorheit!“ wird Manche mit Recht sagen; aber man vergesse nicht den Unterschied der Zeit und der Religionsbegriffe. Heinrich willigte ein, und seit der Zeit sahen

sie sich nur selten, nur etwa, wenn sie für irgend einen Bedrängten eine Fürbitte bei ihm einzulegen hatte, und dann nie allein, nur in Gegenwart andrer Personen. Dies geschah selbst, wenn er krank war, und sie zu seiner Pflege zu ihm ging. Ihre 6 Kinder waren bald bei dem Vater, bald bei der Mutter. Diese Trennung war keineswegs ein Beweis von Mangel an Liebe; im Gegentheil gerade darum hatte sie darauf bestanden, weil sie ihn so liebte.

Die gute Hedwig erfuhr manche schwere Prüfungen. Ihre Schwester, die Königin von Ungarn, wurde ermordet; ihre Söhne veruneinigten sich, und bekriegten einander; einer ihrer Söhne stürzte auf der Jagd mit dem Pferde, und wurde todt nach Hause gebracht; ihre Brüder nahmen Theil an der Ermordung Philipps von Schwaben; und endlich starb ihr geliebter Gatte vor ihr hin. Alle diese Schläge, die ihr weiches Gemüth sehr verwundeten, trug sie mit Heldenstärke, weil ihr Vertrauen auf den gütigen Gott unerschütterlich war. Selbst über den Tod ihres Mannes vergoß sie keine Thräne, und als sie die Nonnen des von ihr gestifteten Kloster Trebnitz weinen sah, sprach sie ihnen Trost zu. „Es ist jedes Christen Pflicht,“ sprach sie, „sich dem Willen Gottes nie zu widersetzen, sondern Alles mit Ergebenheit zu tragen, was ihm uns aufzulegen gefällt.“ Ebenso gefaßt war sie auch bei der Nachricht, daß ihr Sohn, der Herzog Heinrich II., in der Schlacht gegen die Mongolen (wovon unten) geblieben wäre.

Für ihre erste Pflicht hielt sie, so viel sie vermochte, Wohlthaten unter Bedrängte auszuspenden, und Thränen zu trocknen; und was vermag auch mehr, den Segen Gottes auf uns herabzurufen! Es war bei ihr Gesetz, Keinen, der sie um Hülfe bat, unerhört wegzuschicken. Sie gab aber nicht nur Lebensmittel, sondern suchte Jedem auch so viel Lebensfreuden und Bequemlichkeiten zu verschaffen, als in ihren Kräften stand. Sie half nicht nur für den Augenblick, sondern suchte den Nothleidenden gründlich, für ihr ganzes Leben, zu helfen. Nächstdem machte sie es sich zum Geschäft, zur Ausbreitung der Religion mitzuwirken. Nach den Begriffen jener Zeit glaubte man dies am besten durch Erbauung von Kirchen und Klö-

stern zu erreichen. Daher stiftete sie deren mehrere, die zum Theil erst bei der Einziehung der Klöster 1809 eingegangen sind, deren Gebäude aber noch stehen.

Von äußerlicher Pracht war sie keine Freundin. Selbst schon in der Jugend trug sie weder schimmernde oder modische Kleider, noch Schmuck, und in ihren späteren Jahren zog sie nur abgetragene Kleider an, und zwar von schlechtem Zeuge, damit sie sich in der Demuth übe, und sich nicht an Bequemlichkeit gewöhne. Zuletzt ging sie gar barfuß, selbst im kältesten Winter, und da geschah es nicht selten, daß ihre Füße bluteten, und blutige Spuren im Schnee zurückließen. Doch trug sie die Schuhe unter dem Arme, zog sie aber nur dann an, wenn sie Leuten, denen sie Rücksichten schuldig zu seyn glaubte, begegnete. Als ihr Beichtvater, der Abt zu Leubus, hörte, daß sie barfuß gehe, entsetzte er sich, und suchte ihr das auszureden; ja er überreichte ihr sogar ein Paar neue Schuhe, und bat sie, dieselben zu tragen. Das versprach sie auch. Als er aber nach Verlauf eines Jahres erfuhr, daß sie noch immer barfuß gehe, wurde er ungehalten, und warf ihr ihren Ungehorsam vor. „Lieber Herr!“ sprach sie sanft; „erzürnet euch doch nicht; ich habe sie ja recht oft getragen.“ Sie meinte nämlich, unter dem Arme; denn sie waren noch ganz neu. In dergleichen Bußübungen ließ sie sich überhaupt nichts vorschreiben. So trug sie einen Gürtel von Pferdehaaren, den ihr einst ein Templer geschenkt hatte, um den bloßen Leib, und den legte sie trotz aller Zuredungen eines von ihr sonst sehr geachteten Mönches nicht ab. Auch waren alle Bitten ihrer Kinder, sich doch nicht so zu peinigen, vergebens. So lange ihr Gatte noch lebte, und mit ihr an Einem Tische speiste, suchte sie ihre strenge Lebensart vor ihm zu verbergen, um ihn nicht zu betrüben; sie zerschnitt das ihr vorgelegte Fleisch in kleine Stücke, aß aber nichts davon, weil die Thoren das für einen höhern Grad von Heiligkeit hielten, wenn man sich des Fleisches enthielte. Gab es nun gerade bloß Fleischspeisen, so stand sie ganz hungrig von der Tafel auf. Ihr Küchenzettel war der einfachste von der Welt: Sonntags, Dienstags und Donnerstags Fische und Milchspeisen; Montags

und Sonnabends Erbsen oder Bohnen; Mittwochs und Freitags Brot und Wasser. Späterhin trieb sie es noch ärger; da genoß sie nichts als trockne Früchte und grobes Brot, und trank kaltes Wasser dazu. Nur Sonntags und Feiertags aß sie, auf Andringen ihres Beichtvaters, Fische und Milchspeisen, trank auch wohl Bier. Durch keine Bitten aber konnte sie zum Genuß des Fleisches bewogen werden, und selbst von jenen einfachen Nahrungsmitteln nahm sie so wenig zu sich, daß sich Alle wunderten, wie sie nur dabei bestehen könnte. Sie schlief auf dem harten Boden ohne alle Unterlage, und, wenn sie krank war, auf Stroh. Keine Nacht genoß sie eines ununterbrochenen Schlafes; sie stand mehrmals auf, und brachte den größten Theil der Nacht betend zu.

Um dem Beispiele Jesus zu folgen, wusch sie oft den Armen die Füße, ja sie küßte diese wol gar. Am Gründonnerstage ließ sie Aussätzige zu sich kommen, wusch ihnen die Füße, und schenkte ihnen neue Kleider. Bei ihrer Mahlzeit hatte sie immer Arme in ihrer Nähe, denen sie mit eigener Hand die Speisen vorlegte. Damit noch nicht zufrieden, trank sie nicht eher, als bis der Häßlichste derselben aus demselben Becher getrunken hatte. Das waren freilich große Uebertreibungen der Wohlthätigkeit, und wir müssen gestehen, daß wir nicht daran glauben. Die das erzählen, sind Mönche, die dergleichen Anecdoten erfunden zu haben scheinen, um an dem Beispiel der guten Hedwig zu zeigen, wie weit man die Hochachtung vor dem geistlichen Stande und die Demuth treiben könnte. So erzählen sie auch, Hedwig habe die Stellen, wo die Nonnen in der Kirche gesessen, geküßt, und sich und ihre Enkel mit dem Wasser, in dem jene sich die Füße gereinigt, gewaschen, weil sie dadurch heiliger würden. So gern wir auch zugeben wollen, daß Hedwig in vielen Dingen zu weit gegangen sey, so war sie doch gewiß zu vernünftig, um auf solche Thorheiten zu verfallen. Dahin gehört auch, daß sie den Bettlern die Stücke Brot, die sie in den Klöstern bekommen, abgekauft, und mit Vergnügen zu Beförderung der Heiligkeit gegessen hätte. Aus demselben Grunde schickte sie auch zwei arme Frauen abwechselnd nach dem Kloster Leubus (an der Oder), um die alten Stücke Brot und Käse, die bei den Austheilungen

übrig geblieben waren, für sie zu holen, und diese verzehrte sie mit Appetit. Daß sie oft sich selbst geißelte und geißeln ließ, braucht kaum erst gesagt zu werden, da die damalige Zeit einen besondern Werth auf dergleichen Büßungen setzte.

Endlich wurde sie krank, und auch auf dem Krankenlager bewies sie ungestörte Heiterkeit, Geduld und Ergebung. Sie entschlief endlich sanft 1243, und wurde nach ihrem ausdrücklichen Willen auf dem öffentlichen Begräbnißplatz beerdigt.

Friedrichs II. fernere Leiden. — Die Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Papste Gregor IX. war nur scheinbar gewesen. Wie konnten auch zwei Männer sich vertragen, von denen Einer dem Andern die Obermacht zu entreißen entschlossen war? Die Veranlassung des Ausbruchs der Feindschaft waren die lombardischen Städte, die schon des Kaisers Großvater so vielen Kummer gemacht hatten. Friedrich zeigte diesen Städten, daß er die städtische Freiheit nicht liebe, schloß sich an die kleinen Tyrannen an, die damals in einigen Städten der Lombardei die Gewalt an sich gerissen hatten, und ließ sich merken, daß er wohl Lust habe, den noch freien Städten die ihnen von seinem Großvater verliehenen Freiheiten zu nehmen. Da entstand ein allgemeiner Mißmuth unter den Lombarden; sie erneuerten ihren Bund, und der hinterlistige Gregor reizte sie in der Stille noch mehr gegen den Kaiser auf, während er sich öffentlich recht freundlich gegen ihn stellte; ja als die Römer sich empörten und den Papst aus der Stadt verjagten, war Friedrich so verblendet, seinem alten Feinde beizustehen, und ihn mit Gewalt der Waffen nach Rom zurückzuführen.

Unter allen Leiden, die den Kaiser trafen, war wohl kein größeres als — die Empörung seines ältesten Sohnes Heinrich. Dieser junge Mensch war bereits als Knabe zum König ernannt, und verwaltete Deutschland für seinen Vater. Daß er an diesem wenig hing, war nicht zu verwundern, da Friedrich fast nie nach Deutschland kam, also Vater und Sohn sich kaum kannten. Heinrich war ein ehrgeiziger Mann, und mochte voraussehen, daß er erst sehr spät selbstständiger König werden würde, da sein Vater noch jung und kraftvoll war. Er

hatte sich einige Mal herausgenommen, eigenmächtige Befehle zu geben, und dafür von seinem Vater Verweise erhalten. Das kränkte den jungen Mann; er schloß sich heimlich an die Lombarden an, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch Gregor ihn in seiner Widersetzlichkeit gegen seinen kaiserlichen Vater bestärkte. Endlich warf Heinrich die Maske ab, und erklärte sich offen gegen Friedrich. Wirklich traten auch die meisten Fürsten in der Rheingegend auf seine Seite. Geschwind eilte der Kaiser herbei. Er erschien in Deutschland, und das bloße Auftreten des rechtmäßigen Herrn schüchterte die Deutschen in die alten Bande des Gehorsams ein. Der Jüngling sah sich von Allen verlassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Vater um Vergebung zu flehen. Dieser aber empfing ihn nicht als Vater, sondern als erzürnter Herr. Er ließ ihn sogleich festnehmen, und nach einem festen Schlosse im Neapolitanischen abführen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist, ohne die Verzeihung seines unerbittlichen Vaters empfangen zu haben.

Wenige Wochen nach der Abführung Heinrichs zerstreute sich der Kaiser durch ein fröhlicheres Geschäft. Er war wieder Wittwer geworden, und hatte um die jüngste Schwester Heinrichs **III.**, Königs von England, die schöne Isabella, geworben. Sie brachte eine ungemein reiche Ausstattung mit. Ihr Tafelgeräthe war von gediegenem Golde, die Flaschen und das Küchengeschirr von Silber. Als sie in Antwerpen ans Land stieg, wurde sie von dem Volke frohlockend empfangen, und alle Städte, durch welche sie reiste, feierten ihre Ankunft. Nichts glich aber der Feier ihres Einzugs in Köln, der damals reichsten Handelsstadt Deutschlands. Zehntausend Bürger und Jünglinge ritten ihr auf stattlichen Rossen entgegen, und führten, als sie sich nahte, Ritterspiele auf. Auch kamen ihr große Schiffe auf trocknem Boden entgegengefahren. Sie wurden von Pferden gezogen, die man aber nicht sah, weil sie sich unter dem Boden des Schiffes befanden, und mit purpurnen Decken behängt waren. In den Schiffen saßen Geistliche, welche zur Musik einer Orgel Lobgedichte sangen. Als die Braut in den Straßen der Stadt an allen Fenstern, auf allen

Balconen die frohe Menge erblickte, nahm sie den Schleier ab, und grüßte freundlich. Dafür waren Alle des Lobes ihrer Schönheit und Herablassung voll. Die deutschen Ritter schenkten ihr eine Wiege, deren Decke kunstreich aus Elfenbein, Gold, Muscheln und Perlen zusammengesetzt war. Die Hochzeit wurde in Worms gefeiert. Aber glücklich hat sich die arme Prinzessin in Deutschland wohl nicht gefühlt, ob sie gleich auf einem Kaiserthrone saß. Denn Friedrich ließ, weil er mißtrauisch war, sie nie allein; immer war sie von alten, häßlichen, gespensterartigen Weibern umgeben, die sie bewachen mußten, daß sie mit keinem Andern als mit ihrem Gemahle spräche. Es giebt aber zwei sicherere und edlere Wächterinnen für die Treue und Sittsamkeit des weiblichen Geschlechts; sie heißen Religion und Anstandsgefühl, und wo diese nicht wachen, sind auch die andern Wächter überflüssig. Nach sechs traurigen Jahren starb schon Isabella.

Nach diesem Feste zeigte sich Friedrich einmal allen deutschen Fürsten — ein seltener Fall! — die er dazu zu einem großen Reichstage nach Mainz hatte kommen lassen. Dann eilte er wieder über die Alpen, weil die lombardischen Städte sich gegen ihn empört hatten. Auf seiner Reise dahin kam er durch Marburg, und wohnte hier einer seltenen Feierlichkeit bei. Die heilige Elisabeth nämlich, Wittwe des Landgrafen Ludwig von Thüringen, war wegen ihrer vielen Tugenden und der geduldig ertragenen Verfolgungen vom Papste heilig gesprochen worden, und gerade als der Kaiser durchreiste, wurde die Leiche aus dem Grabe gehoben, und in einen schönern Sarg gelegt. Friedrich war zugegen, und setzte der Heiligen eine goldene Krone auf. Da sie ein schönes und seltenes Beispiel der Geduld war, so wollen wir einen Augenblick bei ihr verweilen.

Die heilige Elisabeth. — Zuvörderst ist bei dem folgenden — wie bei der heiligen Hedwig — nicht zu vergessen, daß wir die Frömmigkeit dieser guten Frau nicht nach unsern Begriffen von Religiosität beurtheilen müssen, und daß man damals Gott am meisten durch Entsagung aller irdischen Freuden und durch selbst aufgelegte Martern zu dienen glaubte. Sie

war die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, und 1207 gebohren. Noch in der Wiege wurde sie mit Ludwig V., dem erst achtjährigen Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt, und als sie 4 Jahre alt war, wurde das arme Kind bereits nach der Wartburg, der Residenz ihres künftigen Schwiegervaters, gebracht, um dort erzogen zu werden. Schon damals wurde sie mit ihrem nur sieben Jahre älteren Bräutigam vorläufig getraut.

Die fromme Erziehung, die sie in Ungarn erhalten, hatte sie so religiös gestimmt, daß sie stets an Gott dachte, und alles in Beziehung auf ihn that. Vor Allem suchte sie Herrin ihrer Neigungen zu werden. Wenn sie beim Spiele gerade recht vergnügt war, so hörte sie plötzlich auf. Tanzte sie, so machte sie nur Einen Tanz. Als sie größer wurde, hielt sie es für ihre Pflicht, sich recht einfach zu kleiden, und alle Eitelkeit zu unterlassen. Wenn Andere sich an Festtagen herausputzten, so ging sie gewiß ganz schlecht gekleidet. Als sie einmal mit ihrer Schwägerin, die mit ihr erzogen wurde, in die Kirche ging, nahm sie, sobald sie sich niedergesetzt hatte, die Krone vom Haupte, und legte sie neben sich. Die Landgräfin Sophie fragte, warum das? — „Das sey fern," antwortete sie, „daß ich sterblicher Mensch in Gegenwart meines Königs und Heilandes, der eine Dornenkrone trug, eine goldene Krone tragen sollte."

So sehr ihr nun auch diese Demuth zur Ehre gereichte, so wurde doch am Hofe des Landgrafen über sie gespottet. Selbst ihre künftige Schwiegermutter, die sonst so geistreiche und liebenswürdige Landgräfin Sophie, war darüber unzufrieden, und es bildete sich bald ein ganzer Verein von Feinden, welche gegen die arme Prinzessin Ränke schmiedeten. „Höre!" sagte einst die Landgräfin, „du paßtest besser unter dienende Mägde, als unter herrschende Fürstinnen." Elisabeth hörte diese und andere Kränkungen geduldig an; es betrübte sie zwar, so verkannt zu werden, aber sie tröstete sich mit ihrem reinen Bewußtseyn, und stellte die Zukunft Gott anheim. Und dieser sorgte auch wirklich für sie. Bisher hatte ihr Verlobter ihr täglich ein kleines Geschenk gemacht. Einmal unterließ er dies, und sogleich benutzten das die Höflinge, und suchten sie bei dem Landgrafen

zu verleumden; ja sie waren so boshaft, ihr zu verstehen zu geben, daß der Landgraf sie nicht mehr liebe. Während ihre heimlichen Feinde so darauf dachten, sie vom Hofe zu entfernen, und sie dem jungen Landgrafen zu verleiden, erweckte ihr Gott einen Freund in der Noth, den edeln Walther von Vargila, der zu der Gesandtschaft, die sie aus Ungarn nach Thüringen begleitet, gehört hatte. Er hatte immer im Stillen ihre ungeheuchelte Frömmigkeit bewundert, und da sie dem alten Mann jetzt ihre Herzensangst klagte, entschloß er sich für sie zu handeln. Auf einer Reise, die er mit dem Landgrafen machte, näherte er sich diesem, und fragte ihn feierlich: „wozu seyd ihr entschlossen, euch mit des Königs Andreas Tochter zu vermählen, oder sie ihrem Vater zurückzusenden?" Da zeigte Ludwig auf einen Berg, der vor ihnen lag, und sprach: „sieh diesen Berg! wenn er vom Fuße bis zur Spitze von Gold wäre, so würde ich ihn dennoch verschmähen um meiner verlobten Braut willen. Mögen Andere über sie denken, wie sie wollen, ich liebe meine Elisabeth einmal, und ziehe sie Allen Anderen vor." — „Darf ich ihr das verkündigen?" fragte Vargila. — „Thue es," antwortete der Landgraf, „und reiche ihr dies Geschenk." Es war ein doppelter Taschenspiegel mit einer metallenen Einfassung und mit dem Bilde des gekreuzigten Jesus geziert. Wie freute sich Elisabeth über das Geschenk, noch mehr aber über die Nachricht, von der es begleitet wurde!

Die Erklärung des Landgrafen hatte, wie es an Höfen zu geschehen pflegt, das Benehmen der Höflinge plötzlich geändert. Jetzt schwiegen sie, und stellten sich wieder freundlich gegen Elisabeth, die auch, sobald sie 14 Jahre alt war, ihre Vermählung mit Ludwig feierte. Von nun an fühlte sie sich sehr glücklich, aber ihr Eifer, Gott nach ihrer Weise zu dienen, verdoppelte sich zugleich. Sie glaubte nämlich, nur dadurch könne sich der Mensch der Seligkeit des Himmels und des Beifalls Gottes recht würdig machen, wenn er sich hier recht abquälte, und alle irdische Freuden sich versagte. Das that sie denn nun auch mit dem größten Eifer, und machte sich aus jedem unschuldigen Genusse eine Sünde. Diesen traurigen Irrthum ihres Verstandes müssen wir freilich beklagen, aber doch die fromme Hingebung, mit der

sie ihren Vorsatz durchführte, bewundern. Keine Nacht schlief sie hinter einander; in jeder stand sie auf, kniete nieder und betete oft so lange, bis sie im Schlummer ganz niedersank. Alle Bitten ihres Mannes, sich doch zu schonen, waren vergebens; eine ihrer Kammerfrauen mußte wachen, und sie zur bestimmten Zeit zum Gebet wecken. Doch das war ihr nicht genug; sie ging auch wohl in ein Nebenzimmer und ließ sich hier von ihren Kammerfrauen bis aufs Blut geißeln. Ihr Beichtvater war der vorher genannte Konrad von Marburg, der sie in ihren freiwillig gewählten Selbstpeinigungen noch bestärkte; er geißelte sie mit eigener Hand nicht nur so lange, bis der Rücken zerfleischt war, sondern schränkte sie auch auf wenige Speisen ein. Während die schönsten Gerichte auf der Tafel standen, gestattete er oft nichts als fünf kleine Honigkuchen und trockenes Brot. Drei ihrer Dienerinnen hatten dasselbe Gelübde der Enthaltsamkeit gethan. Wenn nun einmal solche Gerichte aufgesetzt wurden, die ihr der strenge Priester erlaubt hatte, so freute sie sich, und rief: „ach wie schön! heute wollen wir uns einmal satt essen und trinken!"

Einmal war sie mit ihrer Schwiegermutter, sonntäglich geschmückt, von der Wartburg nach einer am Fuße des Berges gelegenen Kirche herabgestiegen. Da fiel ihr beim Eintritte in die Kirche Jesus am Kreuze in die Augen. Der Anblick des schmucklosen Heilands rührte ihr Herz dermaßen, daß sie beschämt zu Boden sank; und als man sie durch Weihwasser zur Besinnung zurückgebracht hatte, rief sie schmerzlich aus: „dort hängt mein Heiland unbekleidet, und ich Elende bin mit prächtigen Kleidern bedeckt!" Von dieser Zeit an warf sie allen Schmuck fort, und kleidete sich nur in wollene und härene Kleider. Was ihr aber mehr als diese unnützen Selbstpeinigungen Ehre macht, ist die Menschenfreundlichkeit, mit der sie der Hülfsbedürftigen und Kranken pflegte. Sie gab nicht nur Alles, was sie erübrigen konnte, den Nothleidenden, sondern leistete den Kranken selbst persönliche Hülfe, wobei sie, eben um zu zeigen, daß der, welcher sich Gott ganz ergeben hat, jede Beschwerde, jeden Ekel überwinden kann, die niedrigsten Dienste verrichten. So besuchte sie die Kranken in den schmuz-

zigsten Hütten, setzte sich an ihr Lager, und pflegte sie, sie flickte nicht selten den Bettlern die ekelhaftesten Lumpen zusammen, und als einmal ein kranker, mit Ungeziefer behafteter Bettler zu ihr kam, legte sie seinen Kopf auf ihren Schoß, schor ihm die Haare ab, und wusch ihn. Alle Jahre ließ sie ein Mal die sämmtlichen Aussätzigen und Krätzigen sich um sie versammeln, um ihre Hände und Füße zu waschen, und sogar ihre Wunden zu küssen. Wohl uns, daß wir richtigere Begriffe haben über das, was die Religion von uns verlangt! Einmal war eine große Hungersnoth im Lande; da öffnete sie ihre Kornspeicher, und theilte täglich unter 900 Arme Lebensmittel aus. Auch stiftete sie ein Hospital am Fuße der Wartburg, zu dem sie täglich hinabstieg, um die Armen nnd Kranken mit eigenen Händen zu pflegen.

Bei diesen Werken der Wohlthätigkeit fühlte sie sich übrigens überaus glücklich; denn ihr lieber Mann war mit ihr zufrieden, und liebte sie über Alles. Aber endlich kamen die Tage des bittersten Jammers. Kaiser Friedrich II. unternahm seinen Kreuzzug; viele Fürsten und Herren begleiteten ihn, und Konrad von Marburg setzte dem Landgrafen so lange zu, bis er versprach, mitzuziehen. Als er mit den Edeln und Rittern seines Landes auszog, begleitete ihn die gute Elisabeth mit gepreßtem Herzen zwei Tage lang. Endlich kam der Augenblick der Trennung, vielleicht für das ganze Leben. Ganz aufgelöst von Schmerz hing sie an ihm, bis man sie halb mit Gewalt von ihm trennte. In tiefer Schwermuth schwankte das arme Weib in ihr ödes Schloß zurück.

Landgraf Ludwig kam nur bis Otranto im Neapolitanischen. Hier befiel ihn ein Fieber, und er starb. Als diese Nachricht nach der Wartburg kam, hob sie die gefaltenen Hände gen Himmel, und rief: „nun ist die Erde, und alles, was sie enthält, todt für mich!“ Dann sprang sie auf, und von wildem Schmerze ergriffen, lief sie wie bewußtlos durch die langen Gemächer des Schlosses, bis eine Mauer sie aufhielt. Regungslos blieb sie stehen so lange, bis man sie hinwegführte.

Auf diesen harten Schlag folgten bald mehrere. Ihre Feinde, die nun Keinen mehr zu fürchten hatten, brachen gegen

die schutzlose Frau los, und brachten es dahin, daß der Bruder ihres verstorbenen Mannes, Heinrich Raspe, sie aus dem Schlosse vertrieb. Sie nahm in unendlichem Grame ihren vierjährigen Knaben und ihre dreijährige Tochter an die Hand, und das Kleinste ihrer Kinder, ein Mädchen von 2 Jahren, auf den Arm, und so wanderte sie die Höhe der Wartburg hinab. *) Wo sollte sie nun hin? denn der Landgraf hatte öffentlich erklärt, er würde den nicht für seinen Freund erkennen, der sie aufnehmen würde. Alle ihre bisherigen Freunde wandten sich von ihr; selbst die, welche von ihr mit Wohlthaten überschüttet waren, hatten das vergessen, und ein böses Weib war gar so undankbar, sie zu verhöhnen, und zuletzt in einen Bach zu stoßen. In Thränen gebadet trat sie in ein Wirthshaus des am Fuße des Berges gelegenen Städtchens, und hier erst überdachte sie das ganze Schreckliche ihrer Lage. Mitten in der Nacht erhob sie sich von ihrem schlaflosen Lager, und eilte in ein Kloster. Hier fand sie Trost im Gebet, und dankte Gott inbrünstig auch für die schweren Leiden, die er ihr zuzuschicken gewiß seine weisen und liebevollen Absichten habe. Am meisten schmerzte sie, daß sie ihren kleinen Kindern keine Bequemlichkeit verschaffen konnte.

Endlich kam die Leiche ihres Gemahls in Bamberg an, und wurde hier von dessen Brüdern und allen Edeln des Landes feierlich empfangen. Auch Elisabeth war hingeeilt. Dies benutzte ihr alter Freund Vargila; er stellte dem Landgrafen Heinrich das der frommen Frau zugefügte große Unrecht vor, und es gelang ihm, ihn zu rühren, so daß Heinrich sie mit sich wieder auf die Wartburg nahm. Aber hier, wo sie mit ihrem Gatten so glücklich gelebt hatte, war ihres Bleibens nicht. Sie eilte wieder fort, vertheilte das ihr gegebene Geld unter die Armen, und begab sich nach Marburg, welches der Landgraf ihr zur Wohnung angewiesen hatte.

---

*) Im Dom von Breslau zeigt man ihren bei diesem herben Gange geführten Wanderstab, in dem man noch die Bisse der Hunde sieht, die sie beißen wollten, und die sie damit verscheuchte. Nur steigt dabei der Zweifel auf, wie sie denselben habe führen können, da ja keine ihrer Hände frei war.

Noch war sie nicht lange da, als eine Gesandtschaft aus Ungarn bei ihr eintraf. Ihr Vater, der König Andreas, hatte von ihrer Noth gehört, und ließ sie zu sich einladen. Die Gesandten trafen sie, wie sie eben am Spinnrocken saß. Sie erklärte fest, daß sie in ihrer Niedrigkeit bleiben wolle, und war nicht zu bewegen, mitzuziehen. Auch blieb sie in Marburg bis an ihren Tod, der 1231 erfolgte, und nährte sich von Wollespinnen. Sie erreichte nur ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr.

Daß von einer so frommen Frau viele Wunderthaten erzählt wurden, kann Niemand nach dem Geiste jener Zeit befremden. Wir wollen einige erzählen, die Wahrheit derselben aber auf sich beruhen lassen. Einst ging sie mit einem Korbe voll Lebensmittel von der Wartburg den Berg hinab, um Arme und Kranke zu erquicken. Da begegnete ihr der Landgraf. Er fragte sie trotzig (was doch ganz gegen seine Art war), was sie in dem Korbe habe? Erschrocken wagte sie nicht die Wahrheit zu sagen, und antwortete: „Blumen!" Und als er mistrauisch den Deckel aufhob, waren wirklich Blumen darin; es war ein Wunder geschehen, damit sie nicht Lügen gestraft würde.

Als sie noch auf der Wartburg lebte, verschenkte sie oft von ihren Kleidungsstücken an arme Leute; aber siehe da! Engel ersetzten den Verlust sogleich, und ihr Kleiderschrank wurde nicht leerer.

Als sie einst zu Pfingsten nach der Kirche gehen wollte, sprach ein Bettler sie an. Um sich nicht aufzuhalten, gab sie ihm einen ihrer Handschuhe. Ein Ritter kaufte ihn dem Bettler ab, steckte ihn an seinen Helm, und wurde dadurch in jedem Kampfe unverwundbar.

Einmal hatte sie für das am Fuße der Wartburg gestiftete Hospital eine Menge Töpfe, Tiegel, Schüsseln und Teller gekauft, und sandte sie hinab. Dabei hatten aber die Träger die Ungeschicklichkeit, das zerbrechliche Geräth gegen die Felsen zu stoßen. Doch auch nicht ein einziges Stück zerbrach davon.

Einst kam ein Kranker nach der Wartburg, und bat um ein Gericht Fische, zu dem er einen ganz besondern Appetit

hätte. Da aber gerade keine Fische auf der Burg waren, so sprach Elisabeth zu einer Magd: „gehe nach dem Brunnen unten am Berge, schöpfe mit dem Stalleimer Wasser und bringe es herauf!“ Und siehe! das Wasser wimmelte von Fischen. Der Kranke aß davon, und wurde von Stund an wieder gesund. — Theilte sie unter die Kranken Lebensmittel aus, und waren mehr Menschen da, als sie erwartet hatte, so vermehrten sich die Speisen unter ihren Händen so, daß Alle gesättigt werden konnten. — Wenn sie manchmal unter freiem Himmel betete, und sich ein heftiger Regen ergoß, so blieben ihre Kleider ganz trocken. Und wie oft wurden nicht Blinde, Taube und andere Kranke durch ihre Berührung gesund!

Ezzelino da Romano. — Als Friedrich über die Alpen nach Italien kam, waren alle welfisch gesinnte Städte der Lombardei gegen ihn aufgestanden. So wenig Leute er auch mitbrachte — er hatte nur 1000 Ritter bei sich — so war er doch glücklich gegen die Lombarden, und schlug sie in einer großen Schlacht. Denn es standen ihm die kleinen Tyrannen in Oberitalien bei, nicht aus Liebe zu ihm, sondern weil es ihr eigener Vortheil wollte, daß die Städte unterdrückt würden. Unter ihnen stand oben an ein menschliches Ungeheuer, der schreckliche Ezzelino da Romano, Herr von Verona. Die großen Anlagen dieses Mannes waren nur zum Bösen ausgebildet worden; seine Herrschaft zu erweitern, war sein einziges Ziel; Menschen zu martern, machte ihm Freude. Nie hatte das freundliche Gefühl der Menschenliebe sein eisiges Herz erwärmt, nie war ein Strahl von Freude über eine edle That in das tiefe Dunkel seines verdorbenen Gemüths gefallen. Den Gott im Himmel kannte er nicht; er verehrte einen andern Gott, den Ehrgeiz, und ließ mit kaltem Blute, ja mit Lust, die quälen, welche ihm im Wege standen, oder so unglücklich waren, seinen Argwohn zu reizen. Außer Verona hatte er noch einige Städte unterworfen; in allen wurden Ströme von Blut vergossen, und die Gefängnisse reichten nicht hin, die Menge der Opfer zu fassen. Da ließ er neue bauen, sah selbst nach, ob auch durch keinen Spalt ein verlorner Sonnenstrahl in die Nacht der Kerker dränge, und weidete sich an dem An=

blicke der von ihm befohlenen Qualen der Verurtheilten. Es war eine Milde von ihm, wenn er nur die Nasen oder Beine abschneiden, oder die Augen ausquetschen ließ, um die Unglücklichen in die Welt zu stoßen *).

Nach seinem Siege ließ Friedrich den Caroccio von Mailand als Siegszeichen in Rom ausstellen, den Podesta aber von Gefängniß zu Gefängniß schleppen, und dann hinrichten. Die bezwungenen Lombarden schickten nun Abgeordnete, baten um Frieden und versprachen Unterwerfung. „Ihr sollt ihn haben," antwortete Friedrich zweideutig, „wenn ihr euch auf Gnade und Ungnade unterwerft." — „Nimmermehr!" erwiderten sie; „es ist uns besser, daß wir unter unsern Schilden sterben, als am Galgen umkommen, oder im Kerker verhungern." Man redete dem Kaiser zu, das Wort der Gnade auszusprechen, und an das Beispiel seines Großvaters zu denken. „Ihr habt ein so schönes Reich," sprach Einer; „ihr habt Alles, was einen Menschen beglücken kann; um Gotteswillen, warum stürzt ihr euch in diese neue Fehde?" — „Ihr habt recht," antwortete Friedrich; „aber der Ehre wegen kann und will ich nicht zurück!" — Solche Herzenshärtigkeit läßt die göttliche Vorsehung nie unbestraft; für Friedrich war

*) Dieser Tyrann lebte noch 9 Jahre nach Friedrichs Tode. Da endlich erreichte auch ihn die Rache des Himmels. Er wurde in einer Schlacht verwundet, und von den Mailändern gefangen genommen. „Der gefangene Ezzelin," so erzählt ein alter Geschichtschreiber, „verschloß sich in drohendes Schweigen. Er heftete den trotzigen Blick auf die Erde; kein Laut entfuhr ihm. Indessen strömte von allen Seiten Volk und Soldaten herbei, um den einst so gewaltigen Mann zu sehen, dem an unmenschlicher Grausamkeit noch kein Fürst der Erde geglichen hatte, und laut erscholl aller Orten der allgemeine Jubel." Man ließ seine Wunden verbinden, er aber wies die Aerzte unwillig zurück, riß seine Wunden auf, und wälzte sich auf dem Boden seines Gefängnisses. „Ueberantwortet dem Hunger und dem Durst" — so fährt jener fort, „von ekelhaftem Gewürm aufgezehrt, nach entzogner Luft schnappend, starb er an dem Schmerzensorte, den er selbst hervorgerufen hatte, des jämmerlichsten Todes."

dies der Anfang seines Unglücks. Denn jetzt erhob sich auch der alte Gregor wieder, und schleuderte, Allen ganz unerwartet — den Bannstrahl gegen den Kaiser, indem er ihm eine ganze Reihe von Verbrechen schuld gab, die theils ganz erdichtet, theils wenigstens übertrieben waren. Friedrich antwortete ihm darauf mit großer Heftigkeit, und nun entspann sich zwischen beiden Männern ein Streit, der mit solcher Erbitterung schriftlich geführt wurde, daß Jeder dem Andern alle mögliche Schande anthat. Unter andern warf Gregor dem Kaiser auch vor, daß er ein heimlicher Muhamedaner sey, weil er mit dem Sultan Maleddin Freundschaft gepflegt habe. Auch ergriffen beide die Waffen gegen einander, und hier war Friedrich der Glücklichere. Vergebens bemühte sich Gregor, in Deutschland einen Gegenkaiser aufzustellen; die Fürsten antworteten ihm: der Papst habe nicht das Recht, einen Kaiser zu bestimmen, sondern nur den von den Fürsten Erwählten zu krönen. Auch an Ludwig IX. den Heiligen von Frankreich wandte er sich, und bot ihm für dessen Bruder, den Grafen von Artois, die Krone an, erhielt aber die schöne Antwort: „wir wissen nicht, mit welchem Rechte der Papst einen so großen Fürsten, der keinen Höheren über sich, und nicht einmal einen Gleichen in der Christenheit neben sich hat, unüberführt verdammen und entsetzen kann. Hätte Friedrich dies verdient, so könnte es nur durch eine Kirchenversammlung geschehen. Den Angaben seiner Feinde, unter denen der Papst der erste ist, kann man nicht trauen. Gegen uns ist der Kaiser immer ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nie gesehen, daß er etwas gegen die Religion gethan hätte. Darum wollen wir unser Blut nicht in einer ungerechten Sache verschwenden.“ u. s. w. Das Alles beruhigte den wüthenden Greis nicht; er predigte sogar das Kreuz gegen Friedrich, und je glücklicher dieser im Kriege war, desto mehr wuchs des Papstes Wuth. Er berief eine große Kirchenversammlung nach Rom, und da der Kaiser die Wege dahin verlegt hatte, so machte sich eine Menge Bischöfe aus England, Frankreich und Spanien nach Genua auf. Hier schifften sie sich auf einer genuesischen Flotte ein, um so nach Rom zu gelangen. Aber unterwegs begeg-

nete ihnen eine andere von Pisa, und diese Stadt war mit dem Kaiser im Bunde, und eine Feindin von Genua. Sogleich gehen beide Flotten auf einander los, und nun beginnt eine wüthende Seeschlacht. Zuletzt werden die Genueser vollständig geschlagen, mehr als 100 vornehme Geistliche gefangen, und alles Geld, welches die päpstlichen Gesandten in England zusammengebracht hatten, um die Kriegskosten gegen den Kaiser zu bestreiten, fällt in die Hände der Sieger. Als Gregor die Nachricht von diesem Unfalle erhielt, erschrak er so, daß er vor Schrecken und Aerger, 90 Jahre alt, starb.

Die Mongolen in Schlesien. — Während dieses wüthenden Streits zwischen dem Kaiser und dem Papste wurde Deutschland von einer großen Gefahr bedroht. Es schien, als wenn die Zeiten der Hunnen wiedergekehrt wären; denn es ergoß sich plötzlich von Osten her eine zweite Völkerwanderung über Ungarn und Polen, und schien auch Deutschland überschwemmen zu wollen. Es waren die Mongolen oder — wie sie auch fälschlich genannt wurden — Tartaren. Es hatte nämlich seit 1204 ein mächtiger Eroberer, Dschingis-Chan (der große Fürst) genannt, vom Volke der Mongolen, die auf den weiten Hochebenen Mittelasiens ihre Heerden weiden, das ganze mittlere Asien sich unterworfen. Die Mongolen sind ein häßlicher Volksstamm, von gelber, fast ins grünliche fallender Gesichtsfarbe, breiten Gesichtern, platten Nasen, vorstehenden Backenknochen, und feingeschlitzten, schiefliegenden Augen, dabei von kleinem, aber breitem Körperbau, den Hunnen nicht unähnlich. Nach des Chans Tode setzten seine Söhne und Enkel die Eroberungen fort. Ein Schwarm trieb den russischen Czar Alexander Newski in die Flucht, ein anderer unter Batu, einem Enkel des großen Chan, wandte sich nach Westen, durchstürmte Ungarn, und schickte einen andern Haufen nach Polen, um durch Schlesien nach Deutschland vorzudringen. Peta — so hieß der Anführer dieses Schwarms — verbrannte Breslau, und drang bis in die Gegend von Liegnitz vor. Hier aber trat ihm Heinrich II., der frommen Hedwig Sohn, Herzog von Schlesien, mit einem Haufen schlesischer und deutscher Ordens-Ritter entgegen. Es kam zu

einer großen Schlacht auf einer Hochebene bei Liegnitz, in welcher Heinrich erschlagen, und die Schlesier besiegt wurden. Dennoch drangen die Mongolen nicht weiter vor; nachdem sie vergebens das Schloß in Liegnitz berannt hatten, füllten sie viele Säcke mit den Nasen und Ohren der Erschlagenen, um sie als Siegszeichen mitzunehmen, und wandten sich nun nach den Steppen Mittelasiens zurück, vielleicht weil ihnen durch den tapfern Widerstand der Schlesier und Deutschen Europa verleidet war. Man baute nun auf der Stelle, wo Heinrich gefallen war, ein schönes Kloster auf, und nannte es Kloster Wahlstatt, dasselbe, von welchem in unsern Tagen der preußische Feldherr Blücher seinen Beinamen erhalten hat. Die Schlacht bei Wahlstatt war am 9. April 1241. Bald darauf erlitten die Mongolen in Ungarn eine große Niederlage unweit der Donau, und zogen sich nun gleichfalls zurück. So wurde Deutschland von der großen Gefahr befreit, von asiatischen Hirtenvölkern verheert zu werden.

Die Hansa. Das Jahr 1241 ist auch noch darum wichtig, weil da der erste Grund zu der nachher so mächtigen Hansa gelegt wurde. Bei der Abwesenheit des Kaisers war in Deutschland die Unordnung und Unsicherheit von Jahr zu Jahr immer größer geworden, und die Städte hatten daher, um sich gegen die Raubsucht des großen und kleinen Adels und selbst der Bischöfe zu schützen, Verbindungen unter sich schließen müssen. Besonders thaten das die Kaufmannsgilden der norddeutschen Städte. Man nannte solche Bündnisse Hansen, d. i. gesellige Verbindungen, und hier waren diese um so nöthiger, da die Kaufleute große Waarenvorräthe nach den entferntesten Gegenden zu schicken pflegten; denn der Handel hatte hier schon einen großen Flor erreicht. Indessen waren diese Hansen nur für besondere Zeiten und Geschäfte geschlossen, und hörten, wenn die Unternehmung beendigt war, wieder auf. Aber 1241 schlossen Hamburg und Lübeck eine ewige Hansa, und machten sich anheischig, gemeinsam bewaffnete Knechte zu unterhalten, die ihre Frachtwagen und Lastschiffe begleiten, und gegen die Räubereien des Adels schüzzen sollten. An diese große Hansa schlossen sich nachher meh-

rere Städte an, und sie wurde endlich so bedeutend, daß wir weiter unten noch einmal von ihr sprechen müssen.

Friedrichs II. Untergang. — Nach Gregors IX. Tode hatten die Kardinäle Innocenz IV. gewählt, der für den Kaiser ein noch weit gefährlicherer Feind war, weil er nicht nur denselben festen Willen hatte, den Kaiser ganz daniederzuschmettern, sondern auch mehr ruhige Besonnenheit, als der heftige Gregor besaß. Er weigerte sich entschieden, den Kaiser eher vom Banne loszusprechen, bis sich dieser ihm, wie einst Heinrich IV. dem Papste Gregor VII. unbedingt unterworfen hätte; das aber wollte Friedrich natürlich nicht. Dieser näherte sich während der Unterhandlungen der Stadt Rom, und wollte den Papst plötzlich gefangen nehmen, als er die unerwartete Nachricht erhielt, daß Innocenz heimlich aus Rom entwichen, und nach Lion in Frankreich geflohen wäre. Das hatte der Papst darum gethan, weil er in Rom nicht sicher genug war, von Lion aus aber unter dem Schutze des Königs von Frankreich kräftigere Schläge gegen den Kaiser führen konnte. Diese Flucht war dem Kaiser höchst unangenehm, besonders da er hörte, daß Innocenz eine allgemeine Kirchenversammlung nach Lion ausgeschrieben habe. Als diese eröffnet war, klagte der Papst den Kaiser an, und schilderte ihn als einen Ausbund von Abscheulichkeit. Unter andern wurde von ihm gesagt, er bete nie, wohne keinem Gottesdienste bei, habe vor geistlichen Personen keine Achtung, spreche verächtlich vom katholischen Glauben, und sey ein heimlicher Muhamedaner, weil er mit dem Sultan ein Freundschaftsbündniß geschlossen habe; darum müsse er abgesetzt werden. Friedrich hatte aber Gesandte nach Lion geschickt, die ihn vertheidigen sollten. Einer derselben, Taddeo de Sessa, erhob sich jetzt, widerlegte die Beschuldigungen, und bat zuletzt, daß es dem Kaiser erlaubt seyn möchte, selbst zu erscheinen, und sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Aber das schlug der Papst entschieden ab, und da Taddeo ihn zu vertheidigen fortfuhr, schrie er in der Wuth: „er ist ein Ketzer, ein Empörer gegen die Kirche, und kann für seine vielen Verbrechen nur durch Entsetzung von allen seinen Würden bestraft werden!“ Nun

wagte Keiner mehr ein Wort für den Kaiser zu reden, und Innocenz sprach die Absetzung feierlich aus: „wegen dieser und andrer fluchwürdigen und scheußlichen Verbrechen und Schandthaten erklären wir den erwähnten Fürsten, der sich des Kaiserthums, seiner Königreiche und aller Ehren und Würden so unwürdig gemacht hat, derselben verlustig durch Gott, und berauben ihn derselben durch unsern Spruch. Wir gebieten, daß hinfort Niemand ihm als einem Kaiser oder König gehorche." Während dieser Worte hatten sich alle Väter der Versammlung von ihren Sitzen erhoben; jetzt aber löschten sie die brennenden Fackeln, die sie in den Händen hielten, aus, und warfen sie zu Boden. Die kaiserlichen Gesandten schlugen sich vor Schmerz an ihre Brust; Taddeo vergoß Thränen, rief: „das ist ein Tag des Wehe's und des Jammers!" und verließ eiligst den Saal. Es geschah dies 1245. Als man dem Kaiser die Nachricht von seiner Entsetzung brachte, schaute er finster um sich auf die ihn umgebende Menge, und sprach: „so hat mich denn dieser Papst in seiner Synode verworfen; er hat mich meiner Krone beraubt. Geht, und bringt mir meine Kleinodien!" Man brachte ihm die deutsche, römische, burgundische, lombardische, sicilische und die von Jerusalem. Er nahm eine derselben, setzte sie sich aufs Haupt, und rief, sich mit drohendem Blick erhebend: „nein! noch ist sie nicht verloren, meine Krone! und ehe ich sie hingebe, müssen noch Ströme von Blut fließen!"

Diese Worte gingen auch in Erfüllung; denn der Krieg wurde mit aller Erbitterung fortgesetzt, und überall suchte der Papst die Völker gegen Friedrich zu empören. Mit Wehmuth betrachtete der fromme Ludwig der Heilige das unchristliche Unwesen, vergebens ermahnte er den Papst zur Versöhnlichkeit, und suchte Frieden zu stiften, vergebens rief er ihm zu: „und wenn dein Feind dich siebzig siebenmal beleidigt hätte, so solltest du ihm um des allgemeinen Wohls willen die Arme der Vergebung öffnen." Der unchristliche Papst blieb dabei, er könne ihm nie vergeben, Friedrich müsse ihm weichen, das Haus der Hohenstaufen müsse untergehen. Er gab sich sogar Mühe, Mörder anzustiften, die ihn aus der Welt räumten,

und nur durch besondere Zufälle wurde die Ausführung gehindert. In Deutschland aber brachte er es dahin, daß Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, (ein Stiefbruder jenes oben genannten Ludwigs von Thüringen) 1246 die deutsche Königskrone auf vieles Zureden annahm. Aber nur wenige Fürsten, und noch weniger Städte, wollten von diesem Gegenkaiser etwas wissen; nur die Bischöfe schlugen sich auf seine Seite; darum wurde er auch der Pfaffenkönig genannt. Er hat nur 9 Monate die zweideutige Krone getragen; dann starb er auf seinem Schlosse Wartburg bei Eisenach.

Nun bot der Papst die deutsche Krone hier und da aus, an den König von Norwegen, an einen englischen Prinzen, und an andere mehr. Endlich fand sich Graf Wilhelm von Holland zur Annahme bereit, ein erst zwanzigjähriger Jüngling, der noch nicht einmal den Ritterschlag erhalten hatte. Gegen ihn zog Konrad, Friedrichs ältester Sohn, zu Felde; aber Keiner konnte den Andern ganz unterdrücken, und das arme Deutschland trug den größten Schaden davon. In Italien dagegen suchte Friedrich selbst die überall gegen ihn ausbrechende Empörung niederzuhalten; aber es wollte ihm damit nicht mehr glücken, weil der Gedanke, daß der Kaiser im Banne sey, die Meisten, die es sonst mit ihm gut meinten, von ihm zurückscheuchte.

Was aber den armen verfolgten Kaiser am meisten beugte, war der Kummer über das Unglück seines Lieblingsohnes Enzio. Der treffliche Jüngling hatte sich schon seit mehrern Jahren für seinen Vater mit den rebellischen Italienern herumgeschlagen; er war es, der die Pisaner in jener Seeschlacht gegen die Genueser angeführt hatte. Da hatte er das Unglück, in einen Hinterhalt der Bologneser zu fallen, und wurde sogleich im Triumph von ihnen fortgeführt. Als er nach Bologna unter starker Begleitung gebracht wurde, und alle Fenster sich öffneten den gefangenen Kaisersohn zu schauen, schlugen ihm die Herzen selbst vieler der Einwohner theilnehmend entgegen. In den Zügen des schönen Jünglings, der weit über die Köpfe seiner Begleiter hervorragte, und dessen Haar in blonden Locken bis auf den Gürtel herabflog, lag sanfte Trauer über sein herbes Miß-

geschick. Auch war sein Loos wirklich sehr zu beklagen; denn die Bologneser verurtheilten ihn zu ewiger Gefangenschaft. Der Kaiser erbot sich, jedes Lösegeld für ihn zu zahlen; vergebens! Er wurde zwar anständig behandelt; aber seine Freiheit bekam er nie wieder. Zwei und zwanzig Jahre hat er so zugebracht; dann erst wurde er durch den Tod erlöst.

Dieser Kummer über Enzio schlug den unglücklichen Kaiser ganz darnieder. Er sehnte sich nun am Abend seines Lebens endlich nach Ruhe, und bat den frommen Ludwig, noch einmal sich beim Papst für ihn zu verwenden. Aber der hartnäckige Innocenz war unversöhnlich, und wollte von keinem Frieden wissen. Da wollte sich Friedrich noch einmal aufraffen, und ihn mit einem Heere selbst aufsuchen; aber seine Zeit war erfüllt; er starb, von Gram gebeugt, auf einem Schlosse im Neapolitanischen 1250. In Palermo liegt er beerdigt.

65. Konrad IV., 1250 — 1254, und Wilhelm von Holland, bis 1256.

In dem durch Partheien zerrissenen Deutschland gab es nun also zwei Könige. Die Parthei der Hohenstaufen erkannte **Konrad IV.**, Friedrichs II. ältesten Sohn, die päpstliche oder welfische **Wilhelm von Holland** an. Genau genommen aber hatte Deutschland gar keinen König; denn Einer that und galt so wenig als der Andere. Konrad reiste schon im folgenden Jahre nach Neapel ab, was ihm mehr am Herzen lag, als das deutsche Reich, und Wilhelm hatte weder Geld, noch Ansehen, noch Geisteskraft. Sich selbst zu rathen und zu helfen verstand er gar nicht. Versagte ihm Jemand den Gehorsam, so klagte er bei dem Papste, der ihn möglichst emporzuhalten suchte. Dennoch wurde er überall verachtet. Einmal wurde seine Frau auf einer Reise von Worms durch einen Raubritter überfallen, auf dessen Burg geführt, und von hier erst nach Beraubung ihrer Kleinodien entlassen, ohne daß der König den Frevel zu strafen vermochte. Ein ander Mal wurde gar Wilhelm selbst in Utrecht in der Mitte seiner Hof=

leute von einem Bürger mit einem großen Stein geworfen. Daß unter einem solchen Regiment ein Jeder that was ihm gefiel, und der Stärkere den Schwächern schonungslos beraubte und unterdrückte, versteht sich von selbst.

Von beiden Königen starb Konrad zuerst, 1254. Er war, wie gesagt, nach Italien gegangen, um Neapel in Besitz zu nehmen, welches Innocenz Lust hatte, für sich zu behalten. Auch eroberte er es schnell, und jagte die päpstlichen Truppen heraus. Da starb er plötzlich, höchst wahrscheinlich an empfangenem Gift.

Wilhelm lebte noch zwei Jahre länger, ohne daß Jemand nach ihm fragte. Er starb so elend, als er regiert hatte. Er hatte nämlich mit den Friesen einen Krieg angefangen. Eines Tages, 1256, fiel er, allein oder nur von Wenigen begleitet, in einen Hinterhalt derselben, floh, und wollte, da er einen schwach zugefrorenen Sumpf vor sich sah, über das Eis sich retten. Indem er aber sein schweres Roß darüber hin spornte, brach dies ein, und sank immer tiefer und tiefer. Schnell sprangen die Friesen herzu, und schlugen ihn todt, ob er ihnen gleich ein großes Lösegeld anbot.

66. Das Interregnum, 1250—1273.

Die unglückliche Zeit nach dem Tode Wilhelms und Konrads, oder besser zwischen dem Tode Friedrichs II. und der Wiederbesetzung des deutschen Königsthrons mit einem kraftvollen Manne, nennt man das Interregnum oder Zwischenreich. Als jene beiden gestorben waren, dachten die deutschen Fürsten nicht daran, einen neuen König zu wählen; sie meinten, dieser Zustand der Willkür sey für sie besser. Aber die geistlichen Großen, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, glaubten, bei einer neuen Wahl Geld gewinnen zu können, und waren auch so glücklich, zwei Bewerber zu finden, die sich erboten, große Summen für ihre Erwählung zu zahlen. Der Eine war Richard von Cornwall, Bruder des Königs von England, und der Andere der König Alfons von Castilien. Beiden war es nur um die Ehre zu thun,

nicht aber, um einem zerrütteten Lande aufzuhelfen. Jener ist zwar drei Mal nach Deutschland gekommen, aber gleich wieder zurückgereist, weil ihn die überall herrschende Unordnung anekelte; der Letztere hat sich nie in Deutschland sehen lassen. Doch ist die Wahl dieser beiden Schattenkönige darum merkwürdig, weil dabei zum ersten Mal erwähnt wird, daß nur sieben Fürsten den König zu wählen hätten. Diese sieben wurden Wahl- oder Kurfürsten genannt, von dem alten Worte küren, d. i. wählen, welches noch in dem Worte Willkür übrig ist.

Während jenes Zwischenreichs ging es nun in Deutschland wild darüber her. Die rohe Kraft des Volks in allen Ständen regte sich, und strebte überall hervor. Jeder suchte die Zeit der Zuchtlosigkeit zu seinem Vortheil möglichst zu nutzen, und sich in die Höhe zu arbeiten, und daraus entstand ein so allgemeiner Kampf, daß alle Zucht und Ordnung zu Grunde gehen mußte. Um das Ganze zuvörderst bekümmerte sich Niemand; das Reich ließ man für sich selbst sorgen. Natürlich traten daher alle die großen Reichslehen: Polen, Ungarn, Dänemark, Italien und Burgund aus ihrer bisherigen Abhängigkeit vom deutschen Reiche gänzlich heraus. Wem sollten sie auch die Huldigung leisten, da eigentlich kein König da war? Die Großen machten sich gleichfalls unabhängig, und waren fest entschlossen, sich künftig von keinem Kaiser mehr ihre Würde und ihr Land nehmen zu lassen. In ihren Ländern und mit ihren Unterthanen verfuhren sie, wie ihnen beliebte. Ein Pfalzgraf ließ einmal seiner jungen Frau, bloß weil er sie in Verdacht hatte, von einem seiner Knechte den Kopf abschlagen, ohne daß er deßwegen zur Rechenschaft gezogen wurde. Und da jeder seine Gränzen zu erweitern suchte, so gab es unaufhörliche Streitigkeiten mit den Nachbarn, die nicht mit Worten, sondern gleich mit den Schwertern abgemacht wurden. Aber nicht nur unter einander hatten die Fürsten Fehden zu führen, sondern auch mit ihren Bischöfen und ihrem Adel. Beide wollten auch nicht mehr gehorchen. Die Bischöfe behaupteten, sie ständen allein unter dem Papste, und die Edelleute, die völlig roh und unbändig aufwuch-

sen, hielten sich auf ihren Felsenschlössern vor jeder Ahndung sicher, und sprachen den Gesetzen Hohn. Aus Raubsucht und aus langer Weile zogen sie mit ihren Knechten aus, überfielen Reisende und Frachtwagen, und freuten sich besonders, wenn sie eine reiche Abtei ausplündern konnten. Fast auf allen Felsenspitzen, am meisten am Rhein, auf dem Harze und in Thüringen, erhoben sich solche Raubnester, und noch sieht man unzählige graue Ruinen in jenen Gegenden stehen. Alle Städte waren, eben dieser Räubereien wegen, damals mit doppelten und dreifachen Mauern umgeben, und immer standen die Bürger gerüstet da, weil sie keinen Augenblick vor einem Ueberfalle sicher waren. Denn oft sah man ganze Haufen von Rittern eine Stadt bekriegen, und entweder schossen dann die streitbaren Bürger von ihren Mauern und Thürmen herab, oder sie zogen auch wohl mit fliegenden Fahnen den Feinden entgegen. Der Geist des Ungehorsams hatte selbst die Leibeigenen und Hörigen ergriffen, von denen sich viele in den Städten niederließen, um dem Dienste ihrer Herren zu entgehen, und dort wurden sie gern aufgenommen und geschützt. So war also eine allgemeine Gährung in allen Ständen und Verhältnissen, und es that recht Noth, daß einmal wieder ein kräftiger Kaiser käme, und nach Ordnung sähe. Das war aber erst möglich, nachdem Richard 1273 gestorben war.

67. Untergang der Hohenstaufen, 1268 *).

Noch ehe Richard starb, hatte bereits das erlauchte Haus der Hohenstaufen ein trauriges Ende genommen. Konrad IV. hatte nur ein Söhnchen von zwei Jahren, Konradin, hinterlassen. Die Neapolitaner erkannten ihn sogleich als ihren König an, und Manfred, der trefflichste Sohn Kaiser Friedrichs II., sollte die Regentschaft führen. Der Papst that

*) Dieser Abschnitt ist zum Theil wörtlich aus meinem Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürgerschulen, 1827. Leipzig, bei Gerh. Fleischer. 2 Theile.

zwar alles Mögliche, ihn zu verdrängen; aber die meisten Einwohner hielten treu an ihm, und wählten ihn endlich gar zu ihrem Könige, weil Konradin noch zu jung sey, und sich in Deutschland aufhalte. „Gut!" sprach er, „ich nehme die Krone an, doch so, daß sie nach meinem Tode einst an meinen Neffen falle." Indessen ruhte der Papst nicht, ihm Feinde zu erwecken, und bot das Königreich Neapel und Sicilien überall aus, weil ihm der Gedanke unerträglich war, daß ein Hohenstaufe ein Land, und noch dazu so ganz in seiner Nachbarschaft besitze. Zuerst bot er die Krone dem Könige Ludwig dem Heiligen für einen seiner Söhne an. Wir kennen aber schon die Grundsätze dieses braven Mannes, der Gewissensruhe für höher hielt, als eine irdische Krone. Er antwortete: „sich fremden Eigenthums anzumaßen ist schändlich. Ohne mein Gewissen zu verletzen, kann ich mich nicht in die Angelegenheiten Siciliens mischen." Dagegen fand Innocenz um so willigeres Gehör bei Karln von Anjou, dem Bruder Ludwigs. Karl war 42 Jahre alt, klug, thätig und tapfer, aber von kaltem Gemüth und schlechtem Herzen. Schon sein Aeußeres schreckte zurück. Seine olivenfarbige Haut, sein strenger, wilder Blick, seine finstere Stirn gaben ihm ein finsteres Ansehen; nie sah man ihn freundlich oder gar lächelnd. Er sprach nur wenig und stets ernst, strafte streng und mit Grausamkeit, und nie kam ein Gefühl von Menschenliebe in sein hartes Gemüth. Welche verschiedene Brüder: der fromme, theilnehmende Ludwig, und der finstere, kalte Karl!

Es kam nun nur noch darauf an, das geschenkt erhaltene Land zu erobern. So ungern auch der gute Ludwig die ungerechte Unternehmung seines Bruders sah, so konnte er sie doch nicht hindern. Mit des Papstes Unterstützung warb Karl ein treffliches Heer, und zog nach Italien. Bei Benevent trafen sich 1266 Manfred und Karl. In dieser Schlacht gingen viele von Manfreds Söldnern zu Karln über, andere flohen. Erschrocken sah sich Manfred nach ihnen um; da fiel der silberne Adler, den er als Zierde auf dem Helme trug, herab auf den Sattel. „Das ist ein Zeichen Gottes!" seufzte er. Er fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen sey, stürzte sich in das

Schlachtengewühl, und wurde nie wiedergesehen. Diese Schlacht entschied das Schicksal Neapels und Siciliens. Beide Länder wurden den Franzosen unterworfen, und wie sehr auch die Einwohner über den neuen Herrscher seufzten, so wagten sie doch, eingeschüchtert und betäubt, keinen Widerstand.

Indessen war Konradin, von seiner Mutter Elisabeth treu gepflegt, am Hofe seines Oheims, des Herzogs von Baiern, zum Jünglinge herangewachsen. Viele Italiener fanden sich bei ihm ein, und ermunterten ihn, nach Italien zu kommen, und sein väterliches Erbe zu erkämpfen. In der Lombardei, sagten sie, ständen Viele bereit, sich auf den ersten Wink zu erheben, und mit jedem Tagemarsche vorwärts würde sein Heer wachsen. Konradins Augen funkelten bei diesen Anträgen von Muth und Kampfbegier. Er verglich seine gegenwärtige Lage mit der Königskrone, die ihm winkte, und so sehr auch die zärtliche Mutter ihm vorstellte, er sey noch zu jung, um so weit solchen Gefahren entgegenzugehn, so viel sie auch weinte, und ihn bei ihrer Liebe beschwor, zu bleiben, so war doch alles vergebens. Seine Güter in Deutschland waren fast alle schon in fremden Händen; er hatte nichts mehr als die Hoffnung, und diese leuchtete ihm jetzt so freundlich von Italien her. Die wenigen Güter, die er noch von dem reichen Erbe der Hohenstaufen besaß, wurden zu Gelde gemacht; von allen Seiten strömten ihm die alten Freunde des Hauses der Hohenstaufen zu, und 1267 zog er, von der Mutter mit Thränen eingesegnet, voll der heitersten Hoffnung, erst 15 Jahre alt, über die Alpen nach Italien. Hier fand er zwar nicht den Anhang, den er erwartet hatte; doch rückte er 1268 vor, und sobald er sich Rom näherte, entfloh der Papst, indem er weißagend ausrief: „des Knaben Größe wird verschwinden wie ein Rauch. Er ziehet hin gen Apulien wie zur Schlachtbank.“ In Rom wurde Konradin, als er in jugendlicher Schönheit und Heiterkeit einzog mit Entzücken empfangen.

Dann zog er der Gränze Neapels zu. Er hatte den Weg über das Gebirge gewählt. Als er hier die Höhe erreicht hatte, von welcher man in das schöne Land den ersten Einblick gewinnt, welcher Anblick zeigte sich da seinen trunkenen Blicken. Ein geist-

reicher Kenner dieser Gegend *) sagt von ihr: „aller Schein des Nordens ist hier verschwunden; Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder, an Bächen liegende freundliche Häuser, an den Felsenwänden kühn hinaufgebaute Oerter zeigen sich in unglaublicher Mannigfaltigkeit, und in größerer Entfernung erscheinen, mit dem Dunkelblau des Himmels sich verschmelzend, die ruhigen Fluthen des Sees von Celand. Wie fröhlich jubelnd, und aller finsteren Ahnungen ledig, mag Konradins Heer in dies neu eröffnete Paradies hinabgeblickt haben! Was mußte der Jüngling fühlen, der dies herrliche Reich, sein Erbreich, jetzt zu seinen Füßen sah!"

Konradin stieg nun in ein Thal hinab, unfern dem Städtchen Tagliacozzo (sprich Talljacozzo). Hier trat ihm Karl von Anjou eiligst entgegen. Die Schlacht war am 23sten Aug. 1268. Die tapfern Ritter in Konradins Heer warfen beim ersten Anlaufe die Franzosen in die Flucht. Jetzt sah man keinen Feind mehr vor sich. Man überließ sich einer gränzenlosen Freude; die Beute wurde getheilt; die Reihen lösten sich auf, Viele legten die Panzer und Waffen ab, um von den Anstrengungen des heißen Sommertages auszuruhen. Aber Karl von Anjou hatte seine auserlesensten Krieger in eine Bergschlucht versteckt. „Jetzt ist es Zeit!" rief ein französischer Ritter, auf dessen Rath dies geschehen war, dem Könige zu, brach vor, und sprengte in die Ebene. Als das Heer der Deutschen die Feinde erkannte, war die Bestürzung zu groß und die Zeit zu kurz, um sich zu sammeln. Wer fliehen konnte der floh; nur einzelne Haufen wehrten sich noch, bis auch sie in die Flucht geworfen worden. Welcher Glückswechsel!

Konradin und einige der Edelsten aus seiner Begleitung waren nach der Meeresküste gejagt, und hatten schnell ein Schiff bestiegen, um nach Sicilien zu entkommen. Aber der Besitzer eines an der Küste gelegenen Schlosses merkte, daß die Fortschiffenden bedeutende Männer seyn müßten, und hoffte, daß ihre Gefangennehmung ihm von Karln von Anjou große Belohnun-

*) Herr von Raumer in seiner classischen Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, Th. 4.

gen erwerben würde. Darum schickte er ihnen ein Schiff nach, und ließ sie zurückholen. Konradin gab sich zu erkennen, und hoffte hier Hülfe zu finden, weil jener Edelmann von seinem Großvater mit Wohlthaten überschüttet worden war. Das aber hatte der tückische Italiener längst vergessen. Er nahm die Unglücklichen gefangen, und lieferte sie dem unversöhnlichen Karl aus.

Mit Konradin zugleich war gefangen worden der Freund seiner Jugend, Friedrich von Oestreich. Fast gleiches Alter — Friedrich war nur drei Jahre älter — gleiche Gesinnungen, und gleiches Schicksal — auch Friedrich hatte sein väterliches Gut verloren — hatte einen innigen Freundschaftsbund zwischen ihnen geschlossen, und nun erreichte sie Beide auch ein gleiches Verderben. Denn daß sie sterben sollten, war bei Karl fest beschlossen. Er setzte aber ein Gericht nieder, welches über sie zum Scheine sprechen sollte, damit das Todesurtheil recht unpartheiisch und gerecht erschiene. Karl selbst klagte ihn an als Feind der Kirche, als Empörer und als Hochverräther, der nebst allen Mitschuldigen des Todes sterben müßte. Die Richter erschraken, weil sie Karls Grausamkeit kannten, und wagten lange nicht zu widersprechen. Endlich stand Einer unter ihnen auf, und sprach: „Konradin ist nicht als Empörer gekommen, sondern er hat versucht sein väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen. Er ist nicht im Kampfe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, verlangen göttliche wie menschliche Gesetze.“ Alle fielen ihm bei; nur ein Nichtswürdiger sprach ihm im Sinne des Königs das Leben ab. „Du allein hast Recht!“ rief Karl wüthend; „es ist wahrlich Gnade genug, wenn ich Konradin und seine Mitschuldigen nicht wie gemeine Verbrecher am Galgen sterben lasse.“

Beide Freunde saßen gerade beim Schachbrete, als ihnen das Todesurtheil vorgelesen wurde. Sie wurden leichenblaß; doch faßten sie sich schnell, und baten, ihr Testament aufsetzen und beichten zu dürfen. Es wurde ihnen erlaubt, aber nur wenige Zeit dazu vergönnt. Das Blutgerüste wurde vor der Stadt an einer Stelle aufgeschlagen, wo Konradin noch ein-

mal die Herrlichkeit seines Reichs übersehen konnte, um ihm den Abschied von dem Leben noch recht bitter zu machen. Am 29sten Oct. 1268 wurden die Unglücklichen zum Richtplatz geführt, wo der Scharfrichter schon mit aufgestreiften Aermeln ihrer wartete. Karl sah aus dem Fenster einer gegenüber liegenden Burg der Hinrichtung zu. Jener ungerechte Richter trat vor, und sprach auf Befehl des Königs: „dieser Konradin, versammelte Männer, kam als ein Verführer des Volks, fremde Länder zu erndten, und rechtmäßige Könige anzugreifen. Dafür wird nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen das Todesurtheil über ihn gesprochen, und sogleich vollzogen." Es erhob sich ein dumpfes Gemurmel; aber das Volk fürchtete sich vor Karl. Nur ein Graf von Flandern, Karls eigener Schwiegersohn, konnte den Zorn seines Herzens nicht bändigen, sprang hervor, und rief: „Wie kannst du, frecher und ungerechter Schurke, einen so großen und vornehmen Ritter zum Tode verurtheilen?" Zugleich hieb er ihn mit dem Schwerte, so daß er für todt weggetragen wurde. Karl biß sich vor Zorn in die Lippen, schwieg aber, das Volk fürchtend. Konradin sprach nur wenige Worte, welche Alle tief rührten. Da aber Keiner ihn zu befreien wagte, warf er seinen Handschuh unter die Menge, damit er dem Könige Peter von Arragonien gebracht werde, und dieser seinen Tod rächen möchte. Ein Ritter hob ihn auf, und erfüllte nachmals Konradins Verlangen.

Jetzt drückte Konradin seinen Freund Friedrich ans Herz, legte sein Oberkleid ab, hob die weißen Arme und blauen Augen gen Himmel, und sprach: „Jesus Christus, König der Ehren! wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" — Er kniete nieder; plötzlich aber sprang er noch einmal auf, und rief: „o Mutter, Mutter, welche schreckliche Nachricht wirst du von mir hören!" Als nun sein Haupt fiel, schrie Friedrich, von ungeheurem Schmerze ergriffen, so laut auf, daß alle Umstehenden Thränen vergossen. Dann kam auch die Reihe an ihn und an die anderen Gefangenen. Darunter war ein Graf mit zwei Söhnen; erst ließ Karl, obgleich der Graf 100,000 Unzen Goldes Lösegeld geboten hatte, die Kinder in den Armen des Vaters, dann diesen selbst

tödten. Ueber 1000 Gefangene mußten bluten. — Mit Konradin erlosch das erlauchte Haus der Hohenstaufen. *)

68. Die Minnesänger.

Ehe wir das edle Geschlecht der Hohenstaufen ganz verlassen, müssen wir erzählen, daß dasselbe auf die Poesie des Mittelalters einen großen Einfluß ausgeübt habe. Schon oben, bei Gelegenheit des Ritterwesens ist gesagt worden, daß das rohe Wesen des deutschen Adels durch den Umgang mit den Frauen bedeutend abgeschliffen wurde. Zu den Pflichten und der Ehre eines Ritters gehörte nicht nur, tapfere Thaten zu thun, sondern auch den Frauen zu dienen, und der wurde als ein ungeschlachter Mensch aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, der sich nicht Mühe gab oder es nicht verstand, um die Gunst der Frauen sich zu bewerben. Das nannte man den Minnedienst. Jeder Ritter wählte sich eine Dame seines Herzens; es war nicht gerade nöthig, daß sie ihn kannte und liebte; ja manchmal kannte auch der Ritter sie nicht, und hatte nur vom Hörensagen ein liebliches Bild von ihr in seiner Phantasie entworfen. Dieser Dame diente er, d. i. um ihr zu gefal-

---

*) Es lebten damals nur noch zwei Sprößlinge dieses so berühmten Hauses. Margaretha, eine Tochter Friedrichs II., war an Albrecht den Unartigen, Markgrafen von Meißen, verheirathet, aber von ihm verstoßen worden. Sie ist zwei Jahre nach ihrem Neffen Konradin gestorben.

Auch Enzio lebte damals noch in der Gefangenschaft der Bologneser, wo er die Langeweile mit Gesang und Saitenspiel vertrieb. Als er den schmählichen Tod seines Neffen hörte, ergrimmte sein edles Gemüth. Er ließ sich, als Karl nach Bologna kam, in ein leeres Faß stecken, und gelangte so in Karls Vorzimmer, mit dem Vorsatz, an dem Mörder Konradins Rache zu üben. Aber ein Soldat bemerkte eine seiner blonden Locken, die durch eine Oeffnung zum Vorschein kam, und rief sogleich: „das muß Enzio seyn; denn Keiner kann so schöne Locken haben!“ Man zog ihn nun hervor, und Karl warf ihn in einen engen Kerker, in welchem er drei Jahre nach Konradin gestorben ist.

len, verrichtete er Heldenthaten; er trug eine Schärpe von der Farbe, die sie am meisten liebte, und konnte er von ihr ein Andenken erhalten, so war er überglücklich. Daß dieser schöne Geist da, wo er galt, die Ritter vor Ausbrüchen der Rohheit und Lasterhaftigkeit bewahrte, braucht nicht erst gesagt zu werden, und so entstand eine Sittlichkeit, die zwar nicht auf Grundsätzen der Religion beruhte, aber doch die Gemüther veredelte.

Diese Liebe zu den Frauen, welche die Phantasie stets beschäftigte, begeisterte natürlich zur Poesie. Es konnte nicht fehlen, daß das Gemüth der Ritter eine poetische Richtung erhielt. Umgeben von einer schönen, oft erhabenen Natur, wohnend auf hohen Bergen in einsamen Burgen, aus deren Fenstern sie weithin die Gegend überschauten, ohne Sorgen um die Erhaltung des Lebens, ohne Arbeit, bloß dem Vergnügen hingegeben, hatten sie nicht nur Zeit, ihre Phantasie mit poetischen Bildern zu beschäftigen, sondern diese wurde auch, ohne es selbst zu wollen, damit erfüllt. Dieser schöne, poetische Rittergeist erreichte aber seine höchste Ausbildung unter den Hohenstaufen. Die Dichter waren zugleich Sänger, und wenn sie, was sie fühlten, zur Harfe absangen, so saß um sie herum ein Kreis von Rittern und Frauen, die auf ihre Töne und Worte lauschten. Den Frauen zu gefallen, mußte man ihr Lob besingen, ihre Schönheit preisen, ihre Freundlichkeit mit Entzücken rühmen oder über ihre Zurückhaltung und Kälte klagen können. Diese Gedichte hießen Minnelieder, weil Liebe ihr Inhalt war. Die Blüthe dieser Poesie währte vom 12ten Jahrhundert bis ins 14te, eine Zeit, wo auch das Ritterthum in seinem schönsten Glanze da stand. Könige, Fürsten und Ritter wetteiferten in solchen Gesängen, und unter den vielen, welche noch übrig sind, befinden sich mehrere von den Kaisern und Fürsten des Hauses der Hohenstaufen.

Als den Anfangspunkt dieser Zeit des Minnegesangs nimmt man das Jahr 1154 an, als Friedrich der Rothbart zum ersten Male nach Italien zog. Als er durch Turin kam, besuchte ihn hier der Graf Raimund von Provence, den viele

Troubadours (Sänger) begleiteten. Diese entzückten den Kaiser so sehr durch ihren Gesang, daß seitdem auch in Deutschland durch das Beispiel Friedrichs die Musik und Poesie allgemein getrieben wurde. Doch war dies mehr im südlichen und mittlern Deutschlande der Fall, so weit die schwäbische Mundart gesprochen wurde; in den nördlichen Gegenden dagegen, um den Niederrhein, die Ems, Weser und Elbe herum redete man den sächsischen oder plattdeutschen Dialekt, der erst weit später zur Poesie ausgebildet wurde.

Nicht nur der Kaiserhof der Hohenstaufen galt für einen Sitz des Minnegesanges; auch die Höfe der kleineren Fürsten wetteiferten darin mit jenen, und wohin man kam in jener Zeit, hörte man die lieblichsten und zartesten Lieder erschallen. Auch wurden wohl Wettstreite gehalten, wer am schönsten dichtete und sänge. Am berühmtesten darunter ist der sogenannte Krieg auf der Wartburg 1206. Herrmann, Landgraf von Thüringen, und seine Frau Sophie, (die Eltern von Ludwig V. und Heinrich Raspe) hatten eine besondere Vorliebe für Poesie, und an ihrem Hofe fand man immer einen erlesenen Dichterkreis. Da veranlaßte er einen dichterischen Wettkampf. Die Minnesänger, die auf der Wartburg zusammenkamen, waren: Reinmar der Aeltere, Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschilbach, Walther von der Vogelweide; und Bieterolf. Diese fünf kamen, um das Lob des Gastgebers, des Landgrafen Herrmann, zu feiern. Der Sechste dagegen, Heinrich von Osterdingen, wollte das Lob des Herzogs Leopold von Oestreich *) besingen, und es war im Scherz bestimmt worden, daß der, welcher besiegt würde, aufgehenkt werden sollte. Erst sangen jene, dann der geist- und gemüthvolle Osterdingen. Da ging die Thüre auf, und die schöne Landgräfin Sophie trat herein. Ihr unerwarteter Anblick wirkte auf den Sänger so mächtig, daß er verstummte, und für besiegt erkannt wurde. Aber die Landgräfin selbst nahm ihn in Schutz; Osterdingen bat um

*) Er war der Urgroßvater jenes Friedrich von Oestreich, der mit Konradin starb.

einen zweiten Wettstreit, zu dem Nicolaus **Klingsohr** als Schiedsrichter eingeladen würde. Das wurde bewilligt, und im folgenden Jahre erschienen jene sechs nebst Klingsohr auf der Wartburg. Dies Mal war der ganze thüringische Hof zugegen, und Jeder strengte sich aufs Möglichste an. Endlich erkannte Klingsohr für den Sieger — den Heinrich von Ofterdingen, und Sophie hängte diesem eine goldene Kette um. Ein fröhliches Bankett endete den freundschaftlichen Wettstreit, und Alle gingen vergnügt aus einander.

Aus jener Zeit sind besonders zwei große Sagen-Sammlungen übrig, deren Verfasser aber nicht bekannt sind: das **Lied der Niebelungen** und das **Heldenbuch**. Jenes enthält die fortlaufende Erzählung von einem jungen Helden, Siegfried von Niederland, der nach dem burgundischen Königshofe nach Worms reitet, sich dort mit der Prinzessin Chriemhilde vermählt, und endlich von den beiden Brüdern derselben gemeuchelmordet wird. Chriemhild vermählt sich darauf mit Etzel (Attila), dem Könige von Hunnenland, lockt ihre Brüder dahin und rächt sich an ihnen durch ihre Ermordung. Das Ganze besteht aus drei Heldengedichten: das Lied der Niebelungen, Chriemhildens Rache, und die Klage; das letzte ist von geringem Werthe.

Das **Heldenbuch** ist eine Sammlung altdeutscher Heldensagen, von verschiedenen, aber unbekannten Verfassern. Das Ganze ist in 32 Abenteuer getheilt. Um eine Probe von der damaligen Sprache und der Art der Dichtung zu geben, mag hier ein Bruchstück aus dem 6ten Abenteuer stehen, wie Horant, ein trefflicher Sänger aus Dänemark, vor der schönen Tochter des Königs Hagen von Eyerland, singt.

Das kom an einem Abent, daz in so gelang [1],
Daz von Tenemarke der küne Degen [2] sank
So mit herlicher Stimme, daz ez wol gevallen
Müse allen den Liuten; davon gesweik der VogelinSchallen [3].
Das hort' der Künik gerne und alle sine Man,
Do von Tene [4]) Horant der Friunde vil gewan.

1) Daß es ihm so gelang. — 2) Ritter. — 3) Davor schweigt der Schall der Vögel. — 4) Dänemark.

Ouch hat es wol gehöret diu alte Küneginne;
Es erhal [5]) ir durch daz Venster, do sie was gesezzen an der Zinne [6]).
Do sprach diu schöne Hilde: „was han ich vernomen?
Die allerbeste Wise [7]) ist in min Oren komen,
Die ich zu diser Werlde [8]) von jeman han erfunden [9]);
Das wolte Got von Himele daz si mine Kamerâre [10]) funden". [11]).
Si hiez ir gewinnen den, der schone sank [12]).
Do si sach den Rekken, si sagt' im's grozen Dank,
Daz ir der Abent wäre mit Fröuden hin gegangen.
Von Frouwen Hilde Wiben [13]) wart der Helt wol empfangen.
Do sprach diu Küniginne: „ir sult uns hören lan
Die Wise, di ich heinte von iu vernomen han;
Daz gebt mir ze einer Gabe zu allen Abunden, [14])
Daz ich iuch höre singen; so wirt iuwer Lon wol erfunden." —

Er antwortete, er sey mit Vergnügen bereit, ihr so viel vorzusingen, als sie wünschte.

Do sich diu Nacht verendet'; und es begunde Tagen,
Horant begunde [15]) singen, daz dabi in den Hagen [16])
Geschwigen alle Vogele von sinem süzen Gsange;
Die Liute, die da sliefen, die lagen do niht lange.
Sin Laut erklang im schone [17]), in hoher und in baz [18])
Hagene ez selber horte, bi sinem Wibe er saz;
Uz der Kemenaten [19]) musten si in die Zinne;
Der Gast wart wol beraten; es hörets die junge Küneginne.
Des wilden Hagenen Tochter und ouch ir Magedin,
Die saften unde losten, [20]) daz di Vogelin
Vergazen ir Done [21]) uf dem Hofe frone; [22])
Wol harten ouch die Helde, daz der von Tenemarke sang also schone.
Do er drie Done sunder wol gesank, [23])
Alle, die es horten, duht' es nicht so lank;
So heten'z niht mere wan einer Hende Wila, [24])
Ob er solte singen, daz einer möhte riten tusent Mila.
Do er nu het gesungen, und er vom Sedel [25]) gin,
Die junge Küniginne frölicher nie

5) Es schallte. — 6) Wo sie an der Zinne saß. — 7) Weise, Melodie. — 8) Welt. — 9) Gefunden. — 10) Kämmerer. — 11) Könnten. — 12) Sie ließ den zu ihr kommen, der schön sang. — 13) Von den Weibern der Frau Hilde. — 14) Zu allen Abenden. — 15) Fing an. — 16) Gebüschen. — 17) Schön. — 18) Tiefer. — 19) Aus dem Gemach. — 20) Lauschten. — 21) Ihre Töne. — 22) Herrlich. — 23) Besonders schön gesungen hatte. — 24) Augenblick. — 25) Sessel. —

Wider Morgen wart gekleidet in lichtem [26]) ir Gewande,
Die junge Maget edel; nach ir Vater Hagenen si do sande.
Der Herrn gie balde. Da er die Maget vant,
In trureklicher Wise, [27]) do was der Magde Hant
An ir Vater kůme; si bat in vil sere;
Si sprach: „Liebez Vaterlin, heiz' in singen mere!“
Er sprach: „liebiu Tochter, ze Abendestunt,
Wolte er dir singen, ich gäbe im tausent Pfunt.
No sint so hohvertik [28]) die Geste mine,
Daz uns hie ze Hofe niht wol erklingen die Done sine.“ [29]) u.s.w.

Auch von den Minneliedern mag hier ein Beispiel stehen, von **Walther von der Vogelweide**, nebst der Uebersetzung in Neu-Deutsch.

Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

Ich wil tiutscheu Frouwen sagen
Solhe Märe, daz si deste baz
Al der Werlte suln behagen,
Ane groze Miete tun ich daz;
Ze richeme Lone
Sint si mir ze here;
So bin ich gefüge, und bitte si nihtes mere,
Wan daz sie mich gräzen schone.
Tiutsche Man sint wol gezogen,
Als Engel sint diu Wip getan.
Swer si schildet, der ist betrogen;
Ich en kan sin anders niht verstan.
Tugent und reine Minne
Swer die suchen wil,
Der sol komen in unser Lant, da ist Wunne vil,
Lange müge ich leben darinne!
Ich han Lande vil gesehen
Und nam der besten gerne war;
Uebel müge mir geschehen,
Kunde ich ja min Herze bringen dar,
Daz im wolde wol gevallen.
Frömder Sitte.
Was hülfe mich, ob ich unrehte stritte?
Tiutschu Zuht get vor in allen.
Von der Elbe unz an den Rin
Und wider unz an Ungerlant,

26) Hell. — 27) In traulicher Weise. — 28) Nun sind so hofärtig. — 29) Seine Töne.

So mugen wol die besten sin,
Die ich in der Werlte han bekant.
Kan ich schouwen
Gut Geläze und den Lip,
Sem mir Got! so swure ich wol, daz da diu Wip
Bezzer sint, danne anderswa die Frouwen. *)
(Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Mähre, daß sie desto besser
Der ganzen Welt sollen behagen;
Ohne großen Lohn thue ich das;
Zu reichem Lohne
Sind sie mir zu herrlich;
Daher bin ich gefügig, und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich grüßen schön.
Deutsche Männer sind wohlgezogen.
Als Engel sind die Weiber angethan.
Wer sie schilt, der ist betrogen;
Ich kann sie anders nicht verstehen.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land; da ist der Wonne viel.
Lange möge ich leben darinne!
Ich habe viele Länder gesehen,
Und nahm der Besten gerne wahr.
Uebel müßte mir geschehen,
Könnte ich mein Herz bringen dahin,
Daß ihm wollte gefallen
Fremde Sitte.
Was hülfe mir, wenn ich unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht vor in allem.
Von der Elbe bis an den Rhein,
Und wieder bis nach Ungarland,
Mögen sie wohl die Besten seyn,
Die ich in der Welt habe erkannt.
Kann ich schauen
Gute Gebehrde und schönen Leib,
Helfe mir Gott! so schwöre ich wol, daß da die Weiber
Besser sind, als anderswo die Frauen.)

Diese schöne Blüthe deutscher Poesie verwelkte nach dem Untergange der hohenstaufischen Familie nach und nach; die

---

*) Weiber und Frauen werden hier unterschieden. Jene scheinen gemeine, dies vornehme Frauen zu seyn.

Rohheit, die mit dem Interregnum einriß, die kalte Gemüthlosigkeit der folgenden Zeit, stimmte bald den romantischen Flug der Phantasie herab. Der deutsche Adel verlor den Geschmack an den Freuden der Musik und des Gesangs, fand nur Lust an Befehdungen, und so verstummte bald das zarte Minnelied an den Fürstenhöfen wie auf den Ritterburgen vor dem wilden Geräusche der Waffen.

69. Künste und Sitten.

In der Zeit vor den Hohenstaufen sah es mit den Künsten in Deutschland sehr schlecht aus. Die Häuser, und selbst die Kirchen, waren große, unförmliche Steinmassen oder hölzerne Gebäude, das Hausgeräthe war ungeschickt und nur auf das Unentbehrlichste beschränkt, die Waffen selbst zwar fest, aber ohne Geschmack gearbeitet. Es fehlte den Handwerkern an Aufmunterung; der Absatz war bei dem Mangel an edlem Metalle gering; auch wurden ja die meisten Handwerke von Leibeigenen getrieben; und nur erst seit den Ottonen wurde die Betriebsamkeit etwas größer, seitdem die Städte größer und zahlreicher wurden. Fast die einzigen Orte, wo die Künste einigermaßen getrieben wurden, waren die Klöster. Fast in jedem derselben gab es einige Mönche, die sich mit Verfertigung von Heiligenbildern, musicalischer Instrumente, Holzschnitzeleien u. d. gl. beschäftigten, und theils wurden diese Sachen zum Nutzen des Klosters verkauft, theils die Kirche damit ausgeziert. Aber das Alles wollte nicht viel sagen; es fehlte an gutem Geschmacke.

Da wurden die Silberbergwerke auf dem Harze im 10ten, in Schlesien und Böhmen im 11ten, und im sächsischen Erzgebirge im 12ten Jahrhundert entdeckt, und sie gaben des edlen Metalls eine solche Masse, daß schnell ein größerer Verkehr, und dadurch eine allgemeine Wohlhabenheit entstand. Dazu kam, daß die Deutschen sowohl im Morgenlande durch die Kreuzzüge, als in Italien durch die häufigen Römerzüge eine Menge Gegenstände des Luxus und der Pracht kennen gelernt, und durch den Anblick der schönen Bauwerke ihren Geschmack geläutert hatten. Nun waren sie mit den ungeschickten Häusern

und Geräthe nicht mehr zufrieden. Sie wollten bequemere und zierlichere Gebäude haben. Ueberall wurden Zierrathen angebracht, und da es nun so viel zu bauen, zu meißeln und zu schnitzeln gab, so entstand unter den Werkleuten ein rechter Wetteifer, wer am besten arbeiten könnte. Auch der Hausrath wurde plötzlich anders; jetzt sah man nicht allein auf Festigkeit und Bequemlichkeit, sondern auch auf Zierlichkeit, und in den Häusern aller Wohlhabenden fand man Gefäße von Gold und von Silber, zum Theil von ausgesucht schöner Arbeit.

Die meiste Pracht und Zierlichkeit aber brachte man an den öffentlichen Gebäuden, den Rathhäusern, und besonders den Kirchen an. Das Erhabene der Religion suchte man durch die Form sichtbar auszudrücken: das Gebäude selbst schon sollte in dem Gemüthe dessen, der es betrachtete und betrat, die Gefühle der Demuth, der Hochachtung und der Andacht erwecken. So wie die Seele des frommen Menschen sich zur Gottheit erhebt, wie sie nach dem Höhern, Göttlichen strebt, und es doch nie erreichen kann, so sollten auch die Formen des Gebäudes gen Himmel streben; der starre Stein sollte in kühnen Gestaltungen in die Luft emporsteigen. Bei dieser Bauart nahm man sich das Wachsen der Pflanzen zum Muster; wie eine zierliche Pflanze, so sollten auch die schlanken Säulen und Pfeiler, so die hohen Thürme wie aus der Erde emporgewachsen scheinen; wie der Baum um den Stamm herum auch Blätter hat, so umgab man auch den Pfeiler oben mit steinernen Laubgewinden, die mit solcher Zierlichkeit ausgehauen wurden, daß man fast vergaß, aus welchem starren und harten Stoffe die zarten Blätter gearbeitet waren. Dabei legte der fromme, mystische Sinn jener Zeit in die einzelnen Formen einen gewissen religiösen Sinn. Die Grundlage der Kirche mußte ein Kreuz seyn, weil das Kreuz die Grundlage der christlichen Religion ist; die Thürme wurden hochgebaut und mit unzähligen spitz auslaufenden Thürmchen versehen, weil der Glaube gen Himmel strebt; hatte die Kirche drei Thürme, so bezog sich die Zahl auf das Geheimniß der Dreieinigkeit. Der Altar wurde nach Morgen zu gestellt, weil das Licht der Religion von Osten ausging, und das Presbyterium stand dem Altar näher und war höher als das Schiff der Kirche,

weil die Geistlichkeit der Gottheit näher stände als das Volk. Besonders schön wurden die Thüren und Fenster verziert. Beide liefen in Spitzbogen aus, und waren oben mit größern und kleinern steinernen Rosen verziert, weil die Rose das Symbol der Welt war. Um diese Zeit, wo die Hohenstaufen regierten, zum Theil auch in der gleich darauf folgenden, wurden die schönsten Kirchen gebaut, die wir noch übrig haben. Von allen diesen sind der Dom in Köln (1248—1320 gebaut) und der Münster in Straßburg (1015—1439) wohl die ausgezeichnetsten. Außer diesen möchten aber auch noch besonders zu merken seyn: der Dom in Magdeburg, die Elisabethkirche in Marburg, die Stephanskirche in Wien, die Sebalduskirche in Nürnberg, die Veitskirche in Prag, und die Domkirchen in mehreren andern alten Städten. Man nennt diese Baukunst dann und wann noch die gothische, aber mit Unrecht; sie muß die altdeutsche genannt werden. Es entstand in jener Zeit eine so allgemeine Begierde, neue, schöne, prachtvolle Kirchen zu bauen, daß die Zunft der Baumeister eine der größten wurde, und sich über ganz Deutschland verbreitete.

Diejenigen Künste, welche durch die Religion beschäftigt wurden, bildeten sich in Deutschland am schnellsten und glänzendsten aus. Die schönen Kirchen wurden mit Bildsäulen und Bildwerken aller Art vielfach verziert. Man sah fast keine glatte Wand; alles war mit Sculpturen bedeckt, und darin brachten es die Deutschen bald zu einer ganz ungemeinen Fertigkeit, während sie in der Nachbildung des menschlichen Körpers die Griechen nie erreichten. Solche Kirchen bildeten ein ungeheures Ganzes, aus einer unendlichen Menge von Säulen, Schäften, Zweigen, Laubenbogen, Blumen, Blättern, Blätterkronen und Ranken bestehend, die aufs Kunstreichste und Mannigfaltigste mit einander verbunden waren. Welchen Eindruck mußte der Anblick aller dieser Herrlichkeit nicht auf den Beschauer machen, wenn nun plötzlich die Orgel mit ihrer vollen Kraft die hohen Gewölbe durchhallte, und melodische Stimmen vom Chore herab, wie aus einer andern Welt herübertönend, erklangen!

Mit der Sculptur verband sich die Malerkunst, die Kirchen zu verschönern. An allen Stellen, die von Sculpturen frei waren, besonders an den Pfeilern und über den Altären, sah man Gemälde, welche die Thaten der Heiligen oder Gegenstände aus der heiligen Schrift darstellten. Besonders schön war die Malerei auf den bunten Glasscheiben der Fenster, und wenn die Schönheit der Zeichnung auch nur in der Nähe erkannt werden konnte, so gab doch die ganze, unendlich mannigfaltige Mischung von brennenden Farben der Kirche eine ganz eigenthümliche Beleuchtung, die dazu beitrug, den andächtigen Schauer zn vermehren. Der Hauptsitz der Malerkunst war damals Köln.

Seit die edeln Metalle in Deutschlands Bergen entdeckt waren, brachten es diejenigen Künstler, die in Metall arbeiteten, bald zu einer ausnehmenden Kunstfertigkeit. Nicht nur die heiligen Gefäße der Kirchen, sondern auch die Tafelgeräthe und vor allen die Waffen wurden mit einer Sauberkeit und einem Aufwande von Pracht gearbeitet, die uns noch jetzt, selbst in unserer gewerbfleißigen Zeit, in Erstaunen setzen. Vorzüglich zeichneten sich darin die Städte Nürnberg, Augsburg und Straßburg aus. In der ersten jener Städte wurden ja auch die ersten Taschenuhren erfunden, die man von ihrer runden Gestalt die nürnberger Eyer nannte.*)

Der Fleiß der Städter erzeugte zwar große Wohlhabenheit, aber diese wurde weniger auf Schwelgerei, als auf solidere Pracht verwendet. Was sich der reiche Bürger anschaffte, kostete viel, war aber fest und dauerhaft, und konnte bis auf die spätesten Nachkommen forterben. Ueberhaupt waren die Sitten im Innern der Häuslichkeit durchaus rein; der Hausvater fleißig, die Hausfrau wirthlich, thätig und sparsam, Söhne und Töchter bescheiden, gehorsam und züchtig, alle aber fromm und zuverlässig. Ein Wort, ein Mann! war das allgemein geltende Sprichwort unter den Deutschen. Von Wissenschaften und Ge-

---

*) In den schönen Sammlungen des H. Commerzienrath Oelsner befindet sich noch das ovulum (Eychen) des berühmten Melanchthon, ganz in der ursprünglichen Eyform.

lehrsamkeit war freilich nicht viel die Rede. Daher waren die Deutschen damals oft roh, derb, gewaltthätig, schlugen leicht darein, und, besonders die Bürger, ungeschickt im äußeren Benehmen; doch kräftiger als in unseren Tagen, weil damals die Arbeiten in der Werkstätte noch mit Waffenübungen wechselten, und der Handwerker oft das Werkzeug mit dem Schwerte und der Armbrust vertauschen mußte. Die Adlichen, die meist noch auf ihren Schlössern wohnten, waren nicht gebildeter, auch wohl nicht viel feiner; selbst die Kunst zu schreiben wurde bei Vielen vermißt. Alle aber hatten große Neigung zum Essen und Trinken, wodurch die nordischen Völker sich überhaupt auszeichnen. Bei Zusammenkünften wurde sehr stark gegessen, und noch stärker getrunken, und es war zum Erstaunen, wie viel die Menschen vertragen konnten. Die Wohlhabenden tranken Wein, die Aermern Bier; der den Körper vergiftende Branntwein war damals noch nicht üblich. Bei Festen und Gelagen trank man aus großen Humpen; in manchen derselben standen kleine Leitern, und bei jeder Gesundheit wurde eine Sprosse weiter getrunken, bis man auf den Boden kam. Bei öffentlichen Lustbarkeiten ging es sehr lustig zu, und man sah da, nach dem Geschmacke der Zeit, phantastisch ausgeputzte Marktschreier und Possenreißer. Ueberhaupt hatte man damals weit mehr Volksfeste als jetzt. Nur eins davon hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten, das Königsschießen. An demselben nahmen aber nicht bloß die Handwerksbürger, sondern alle Einwohner den lebhaftesten Antheil, und der Schützenkönig hatte im Kriege wirklich den Oberbefehl über die bewaffnete Mannschaft. Außerdem hatten die Fleischer, die Schneider, die Schmiede, die Schlösser, und wie die andern Zünfte sonst noch heißen, alljährlich ihre besonderen Feste, bei denen es nicht an öffentlichen Aufzügen durch die Stadt fehlte. Denn die Städtebewohner standen damals mehr auf einer und derselben Stufe der Bildung, statt daß jetzt die mannigfaltigsten Bildungsgrade statt finden, wodurch das Volksleben gestört wird.

Sechste Periode.

Von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Maximilians I., 1273 — 1519.

---

70. Rudolph von Habsburg, 1273—1291.

Innocenz IV., der wüthende Feind des unglücklichen Friedrich II., war während des Zwischenreichs gestorben. Als nun Richard von Cornwall 1273 starb, saß gerade ein gemäßigter Papst auf dem römischen Stuhle, Gregor X., und dieser ermahnte die deutschen Fürsten, doch recht bald zur Wahl eines neuen Kaisers zu schreiten. Sonderbar! Bisher hatten ja doch die Päpste eher die Kaiserwahl zu hindern gesucht? — Allerdings! aber die Umstände hatten sich geändert. Karl von Anjou nämlich schien jetzt dem Papste gefährlicher, als der weit entferntere Kaiser. Werner, Erzbischof von Mainz, bestimmte daher geschwind einen Wahltag in Frankfurt, und hier schlug er den Wahlfürsten den Grafen Rudolph von Habsburg vor, der seinen Namen von dem Schlosse Habsburg führte; dessen graue Trümmer noch jetzt auf einem Berge an der Aar in Helvetien zu sehen sind. Wirklich konnten sie auch keinen passenderen Mann wählen. Er war allgemein als ein streng gerechter, wahrhaft frommer, sehr verständiger Herr bekannt, war reichbegütert, und doch nicht so übermächtig, daß er den andern Reichsfürsten hätte können gefährlich werden. Werner hatte ihn 12 Jahre früher kennen gelernt, als er nach Rom reisen mußte. In Straßburg, wo er ihn getroffen, hatte er ihm seine Besorgnisse geäußert, ohne bewaffnete Begleitung auf den unsichern Wegen weiter zu reisen. Sogleich hatte ihm Rudolph selbst das Geleite bis jenseit der Alpen gegeben. Beim Abschiede hatte ihm Werner dankbar die Hand gedrückt, und gesagt: „Wollte Gott, Herr Graf, daß ich nur so lange lebte, um euch diesen Freundschaftsdienst zu vergelten!" Das

geschah nun jetzt. Eben lag Rudolph vor der Stadt Basel, mit der er einen Krieg hatte. Es war Nacht; Rudolph schlief. Da kam ein fremder Herr ins Lager, that sehr eilig, und sagte, er müsse augenblicklich mit dem Grafen sprechen. Es war der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, (ein Vorfahr des Königs von Preußen), der ihm die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl brachte. Das schien dem Rudolph so wunderbar, daß er es anfangs nicht glauben wollte. Als aber ein zweiter Bote es bestätigte, machte er schnell mit den Baselern Frieden, und reiste nach Aachen zur Kaiserkrönung. Schon hier vermählte er zwei seiner Töchter an zwei deutsche Fürsten, und dadurch wurde das Vertrauen zu ihm noch größer.

Nur Einer hatte gegen seine Wahl eine entschiedene Abneigung gezeigt, König Ottokar von Böhmen, derselbe, von dem Königsberg den Namen erhalten hat. Vielleicht hatte er selbst gehofft, die Kaiserkrone zu erhalten. Das war dem neuen Kaiser sehr unangenehm, daß er gleich mit Unfrieden anfangen sollte. Er hatte gleich nach seiner Krönung öffentlich erklärt: er wolle den allgemeinen Frieden wiederherstellen, und die Unterdrückten gegen die Unterdrücker beschützen, und nun bekam er zu dem letzteren eher, als er es wünschte, Veranlassung. Denn Ottokar hatte während des Interregnums dem jungen Friedrich von Oestreich, den wir in Neapel mit Konradin enthaupten sahen, Oestreich, Steiermark und Krain ganz widerrechtlich weggenommen, und weigerte sich jetzt sogar, dem Kaiser den Lehnseid zu schwören. Das durfte nicht geduldet werden. Rudolph setzte ihm zwei Termine, sich vor ihm zu stellen; aber Ottokar kam nicht. Auf dem dritten Reichstage erschienen zwei böhmische Gesandte, und erklärten, daß Ottokar darum den Lehnseid nicht schwöre, weil er Rudolphen gar nicht als Kaiser anerkenne. Die Fürsten ergrimmten über die Unverschämtheit der Gesandten so, daß sie sich an ihnen vergriffen hätten, wären sie nicht von Rudolph verhindert worden. Noch einen Versuch machte dieser. Er schickte den Burggrafen Friedrich nach Wien, und ließ ihn zum Gehorsam ermahnen; gegen diesen aber sprach der stolze Ottokar: „ich

sehe wohl, daß es keine unverschämteren Leute giebt, als solche, die von niedrer Geburt hinaufgestiegen sind, und ich kann überhaupt nicht begreifen, wie so mächtige Fürsten darauf gekommen sind, einen armseligen Grafen über sich zu setzen. Der Mann, der sich bisher nur mit Bischöfen und Städten herumgeschlagen hat, sollte sich hüten, mit einem mächtigen und kriegerischen Könige anzubinden, damit er seinen wohlfeil erworbenen Ruhm nicht verliere."

Rudolph ließ sich durch diese stolze Sprache nicht irre machen, und rüstete sich schnell, nachdem er den König in die Acht gethan hatte. Ottokar wüthete, ließ die kaiserlichen Gesandten, die ihm die Achtserklärung überbrachten, aufhenken, und befahl einigen als Hexen bekannten Weibern, den Kaiser durch ihre Zauberkünste sterben zu lassen. Indessen ging dieser bis Wien vor, und ließ eine Brücke über die Donau schlagen, den Feind in Böhmen selbst aufzusuchen. Das erschreckte den wilden Ottokar; so nahe hatte er die Gefahr nicht geachtet. Er entschloß sich zur Demüthigung vor Rudolphs größerer Macht und eilte in dessen Lager, ihn fußfällig um Vergebung zu bitten. Sein stolzes Herz suchte darin einen Trost, daß er selbst und alle seine Begleiter im höchsten Staate angeritten kamen. Rudolph aber bereitete ihm dafür eine Beschämung, die er für seinen Stolz ganz verdient hatte. Er ließ nämlich seine Diener im prachtvollsten Aufzuge dem Könige entgegenreiten; er selbst aber zog sein gewöhnliches graues Wamms an, und so ließ er den König vor sich, so daß es einen lächerlichen Anblick gab, wie der herrlich geputzte und strahlende König vor dem einfach gekleideten Kaiser auf den Knien lag. Wem wäre dabei nicht eingefallen, daß der innere Adel der Seele doch wohl Vorzüge hat vor einem reich geputzten Körper! Das geschah auf dem Felde nördlich von Wien, das Marchfeld genannt, zwischen der March und Donau.

Ottokar war früherhin vermählt gewesen mit Margaretha von Oestreich, einer Schwester des Großvaters des oft erwähnten jungen Friedrich. Diese gute, sanfte und hingebende Frau hatte der rauhe Mann verstoßen, und hernach vergiften

lassen. Jetzt kam die Strafe dafür. Als er nach Prag zurückkam, empfing ihn sein stolzes Weib, Kunigunde von Bulgarien, um derentwillen die arme Margaretha hatte weichen müssen, mit höhnenden Worten, und drückte den Stachel der Demüthigung noch tiefer in sein schon wundes Herz. Nur in dem Blute eines neuen Krieges glaubte er die Schmach abwaschen zu können; darum rüstetete er sich, den eben erst beschwornen Frieden zu brechen. Zum Unglück hatte Rudolph bereits sein Heer entlassen. Geschwind rief er die Fürsten herbei, aber nur Wenige kamen. Dennoch ging er im Vertrauen auf Gottes Hülfe getrost dem Feinde entgegen, setzte wieder über die Donau und traf auf dem Marchfelde bei dem Städtchen Eistersdorf 1278 mit Ottokar zusammen. In dieser Schlacht gerieth er in große Lebensgefahr. Mehrere Ritter im böhmischen Heere hatten dem Ottokar versprochen, den Kaiser zu tödten. Jetzt sprengte ein böhmischer Ritter heran mit eingelegter Lanze; er aber wich dem Stoße aus, und stach ihn mit seiner Lanze so durch die Helmöffnung ins Auge, daß der Verwundete augenblicklich todt vom Pferde fiel. Aber schon war ein Andrer da. Ein Pole von ungemeiner Größe fiel den Kaiser wüthend an, und stach ihm sein Pferd nieder. Rudolph lag unter dem todten Thiere, und schützte sich nur durch den vorgehaltenen Schild vor dem Zertreten. Endlich arbeitete er sich unter dem Pferde hervor, und hieb sich so lange mit dem Polen herum, bis ihm die Seinigen zu Hülfe kamen, und den Ritter zu Boden schlugen. Nicht so gut ging es dem Könige von Böhmen. Rudolph hatte ausdrücklich verboten, ihn zu tödten, wenn man auf ihn träfe. Als er nun davon floh, jagten ihm dennoch zwei steiermärkische Ritter nach, stachen ihm sein Pferd nieder, und da er um sein Leben großes Lösegeld bot, rief der Eine: „du hast mir einst meinen Freund ohne Schuld unter großen Martern hinrichten lassen; darum mußt du jetzt sterben!“ Bei diesen Worten stieß er ihm das Schwert in den Leib, während ihm der Andere die Lanze in den Nacken rannte. So starb der wilde Ottokar. Sein Grab ist noch hinter dem Hochaltare der erzbischöflichen Kirche in Prag zu sehen. Nach der Schlacht fand man auf dem Schlachtfelde auch jenen Polen liegen, ganz von

Hieben und Stichen zerfetzt, aber doch noch am Leben. Man fragte den Kaiser, ob man den Schelm nicht vollends tödten sollte? „Behüte der Himmel!“ rief er; „es wäre doch Schade, wenn ein so tapfrer Ritter umkommen sollte.“ Er ließ ihn sorgfältig pflegen, und schickte ihn nachher geheilt in sein Vaterland zurück. Auch gegen die hofärtige Kunigunde und ihren Sohn war er großmüthig. Er ließ ihnen Böhmen und Mähren, und gab dem Prinzen sogar eine seiner Töchter zur Frau; nur Oestreich und die noch jetzt dazu gehörenden Länder mußte dieser herausgeben. Rudolph gab sie seinen eigenen Söhnen Albrecht und Rudolph, und daraus ist das jetzige Kaiserthum Oestreich erwachsen.

Einen großen Beweis seiner Klugheit hat Rudolph dadurch abgelegt, daß er nie nach Italien gegangen ist, um seine ganze Kraft auf die Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland zu wenden. Ja er gab sogar alle seine Rechte auf, welche die deutschen Kaiser bisher auf mehrere, jetzt zum Kirchenstaate gehörende Länder gehabt hatten. Schon Otto IV. hatte das gethan, aber die Schenkungen zurückgenommen; Rudolph bestätigte jetzt dieselben dem Papste, und zwar über Ravenna, Ancona, Spoleto u. s. w.; dadurch machte er sich diesen zum Freunde, und gab etwas hin, was ihm im Grunde schon seit lange nicht mehr gehört hatte.

Aber man glaube nicht, daß Rudolph das aus Mangel an Muth gethan habe. Im Gegentheil zeigte er überall die männlichste Entschlossenheit. Einmal hatte er ein Heer nach Burgund geschickt, mit dessen Grafen er einen Streit hatte. Da ließ ihm der König von Frankreich Philipp IV. sagen, er solle sein Heer da wegführen; sonst würde er selbst kommen, und ihn dazu zwingen; der Gesandte erhielt aber von Rudolph die männliche Antwort: „Sagt eurem Herrn, daß ich ihn erwarte; er soll sehen, daß wir nicht zum Tanzen hierher gekommen sind, und daß es kein leichtes Ding ist, denen, die ein Schwert haben, Gesetze vorzuschreiben.“

Am wohlthätigsten hat aber der treffliche Rudolph durch seine Festigkeit auf die Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland gewirkt. Das that auch in der That recht Noth.

Während des Interregnums hatte jeder Mächtigere auf Kosten des Schwächeren zugegriffen, und besonders waren eine Menge Güter weggenommen worden, die eigentlich dem Kaiser gehörten. Auch wollten die Städte nicht mehr die ihm schuldigen Abgaben bezahlen; die lange Gesetzlosigkeit hatte sie verwöhnt. Jetzt forderte Rudolph das Alles zurück; Jeder sollte das ungerechte Gut wieder herausgeben, und die Bedrückung der Schwachen durch die Mächtigen sollte aufhören. Darüber entstand nun eine große Gährung und Einige widersetzten sich geradezu. Aber Rudolph war nicht der Mann, der etwas anfing, ohne es durchzuführen. Diese Unzufriedenheit mit dem Kaiser benutzte ein Betrüger, Holzschuh genannt, ein gemeiner Mensch, der sich für Kaiser Friedrich II. ausgab, und wirklich am Rheine viel Zulauf erhielt. Die Narren bedachten nicht, daß Friedrich, wenn er noch lebte, schon 80 Jahre alt seyn müßte. Anfangs lachte Rudolph über den Thoren; als aber der Zulauf immer ärger wurde, machte er sich gegen ihn auf, und belagerte ihn in Wetzlar. Endlich lieferten ihn die Bürger aus, und nun ließ ihn Rudolph in Frankfurt verbrennen.

Ferner befahl der Kaiser, daß der Landfrieden gehalten werden sollte. Wer da glaubte, daß ihm Unrecht geschehen sey, sollte bey dem Richter klagen, und wenn dieser ihn nicht befriedigte, erst nach dem vierten Tage Fehde anfangen dürfen. Einer der Unruhigsten war Graf Eberhard von Würtemberg, der von sich selbst sagte, er sey Gottes Freund, aber aller Welt Feind, als wenn das erstere mit dem letzteren bestehen könnte. Auch jetzt verweigerte er dem Kaiser den Gehorsam. Dieser ging aber schnell auf ihn los, und belagerte ihn so lange in Stuttgard, bis er Gehorsam gelobte. Ferner zerstörte Rudolph die Burgen aller derer, welche die Straßen durch Räubereien unsicher machten; in einem Monat einmal 66. Die Räuber selbst wurden in Erfurt hingerichtet. Solche Strenge brachte die Leute zur Vernunft.

Von seiner Klugheit gab er in Erfurt ein Beispiel. Als er hier Gericht hielt, trat ein Kaufmann aus Lübeck auf, und klagte: er habe einem Gastwirth in Erfurt einen Beutel mit Geld zur Aufbewahrung übergeben, und jetzt, da er das Geld

zurückverlange, leugne der Mann, etwas empfangen zu haben. Der Gastwirth wurde vorgefodert, und versicherte, er wisse von nichts; er kenne den Kaufmann nicht einmal. Aber Rudolph merkte bald, wer der Schuldige sey. „Ei!" sagte er wie von Ungefähr zum Gastwirthe, „du hast ja da eine herrliche Tasche an deinem Gürtel hängen! Weise doch einmal!" — Es war nämlich Gebrauch, dergleichen Taschen zu tragen, und diese war schön von Seide gewirkt, und mit silbernen Franzen und Ringen verziert. Schnell nahm der geschmeichelte Gastwirth sie ab, überreichte sie ihm, und bat ihn, sie als Geschenk zu behalten. Jetzt kam ein Diener herein, der dem Kaiser eine heimliche Bestellung zu machen hatte. Dies benutzte dieser herauszugehen, um einen Boten nach des Wirthes Frau zu schicken, der im Namen ihres Mannes ihr sagen sollte, sie möchte doch einmal den bewußten Beutel mit dem Gelde ihm senden; er schicke ihr, zum Beweise, daß es sein eigener Wille sey, seine Tasche mit. Die Frau hatte kein Arges, und langte den versteckten Beutel hervor. Jetzt trat Rudolph wieder in den Gerichtssaal, und befragte den Gastwirth noch ein Mal, ob er wirklich bei seiner Aussage bleibe? Der schwur hoch und theuer, er sey unschuldig. Da holte Rudolph den Beutel hervor, und fragte ihn, ob er den kenne? Länger konnte der Wirth nicht leugnen; er erblaßte. Der Kaiser aber warf ihm voll Zorn die Tasche vor die Füße, und ließ ihn sogleich nach dem Galgen abführen.

So gerecht Rudolph war, so großmüthig war er auch. Bald nachdem er Kaiser geworden war, tadelte ihn einer seiner alten Freunde wegen seiner zu großen Güte. „So?" antwortete er, „wisse, mich hat wohl manchmal meine Strenge, nie aber meine Güte gereut." — Einmal wohnte er einem Armbrustschießen bei. Ein recht ungeschickter Schütze traf ihn aber an den Arm dergestalt, daß man ihn nach Hause tragen, und er das Bette hüten mußte. Der Schütze war wie vernichtet, und erwartete die härteste Strafe. Auch riethen die Höflinge dem Kaiser, ihm doch allerwenigstens die Hand abhauen zu lassen. „Hättet ihr mir das vor dem Schusse gerathen," antwortete Rudolph, „so hätte es von Nutzen seyn können; was sollte mir das

aber jetzt helfen?" — Als er bald nach seiner Krönung in Mainz war, und mitten unter den Großen saß, bemerkte er einen Bürger aus Zürich, der ihm einmal in einem Gefecht einen großen Dienst dadurch erwiesen hatte, daß er ihm seinen Schild und sein Pferd gab, welches beides jener verloren hatte. Sogleich sprang er auf, ging auf den Mann zu, und schüttelte ihm freundlich die Hand. Da sich nun die Großen über diese Herablassung wunderten, sagte er: „dieser Mann hat dem Grafen Rudolph das Leben einst gerettet, daß er hat Kaiser werden können!" — Ein ander Mal sah er durch das Fenster, daß seine Wache viele arme Leute, die ihn gern sehen wollten, zurückstieß; da wurde er sehr ungehalten, und rief: „glaubt ihr denn, daß ich darum Kaiser geworden bin, um mich in einen Kasten einzuschließen?"

Dabei war er, wie gemeiniglich Leute, die ein gutes Gewissen und festes Gottvertrauen haben, immer heitern Gemüths und ein großer Freund von unschuldigem Scherz. Einst ritt er durch einen engen Hohlweg. Ein Bauer, der ihm hier begegnete, und ihn nicht kannte, wich ihm zwar aus, aber immer auf die verkehrte Seite, so daß er ihm unaufhörlich den Weg vertrat. „Nun, wirds bald?" riefen ihm endlich des Kaisers Begleiter zu; „könnt ihr nicht ausweichen?" — „Wie kann ich denn?" antwortete der spaßhafte Bauer; „die lange Nase des alten Herrn da nimmt ja den ganzen Weg ein!" — Rudolph lachte über den närrischen Kerl, und sprach, indem er seine Nase auf die Seite bog: „nun gehe nur! nun wirst du Platz haben." — Einige Jahre vor seinem Tode war er in Mainz. Es war ein kalter Winter, und da ihn sehr auf der Straße fror, ging er in das Haus eines Bäckers, setzte sich an den Backofen, und wärmte sich an den eben herausgezogenen Kohlen. Die Frau des Bäckers aber, unwillig über die fremde Einquartierung, welche die Anwesenheit des Kaisers ihr zugezogen hatte, schimpfte tüchtig auf die fremden Soldaten, besonders aber über den Bettelkaiser; denn sie hielt ihn für einen der kaiserlichen Reiter, und da Rudolph über sie lachte, wurde sie immer zorniger, bis sie zuletzt eine ganze Wasserkanne, mit der sie die Kohlen ausgießen wollte, ihm über den

Leib goß. Rudolph schüttelte sich, wurde aber nicht böse, und ging triefend nach Hause. Zu Mittage aber, als er an seiner Tafel saß, schickte er einen Bedienten in der kaiserlichen Liverei mit vielen schönen Speisen zu der Bäckersfrau, und ließ ihr sagen: das schicke ihr der Reitersknecht von heute Morgen. Nun erst erfuhr die Frau, mit wem sie gesprochen, und was sie angerichtet habe. Sie war ganz außer sich vor Entsetzen, daß das der gnädige Herr Kaiser gewesen sey, dem sie so unumwunden sein eigenes Löbchen gepriesen habe, und als ihr nun noch der Bediente den Befehl brachte, sogleich nach dem Hofe zu kommen, nahm sie von Mann und Kindern Abschied, weil sie mit dem Leben büßen zu müssen glaubte. Zitternd trat sie in den Saal. „Gute Frau!" rief ihr der Kaiser zu, „habt keine Furcht! Doch ganz ohne Strafe dürft ihr nicht fortkommen. Zur Züchtigung sollt ihr die ganze Geschichte der Gesellschaft hier zum Besten geben." Das that sie denn auch unter vielen Thränen und Kniebeugungen, und unter dem Gelächter der Anwesenden. — Ein ander Mal ritt er in der Gegend von Basel bei dem Hause eines Gerbers vorbei, der eben seine übelriechenden Felle ausspannte. „Höre Freund!" rief ihm Rudolph zu, „du möchtest wohl auch lieber 100 Mark jährlicher Einkünfte und eine hübsche Frau haben, als dies stinkende Geschäft treiben?" — „O, Herr!" erwiederte der Mann, „glaubt mir, ich habe Beides!" — „Gut!" sprach Rudolph, „ich werde nur in die Herberge reiten, und dann gleich sehen, ob du wahr geredet hast." Geschwind ließ nun der Gerber die Felle wegnehmen, guten Wein und schöne Speisen in goldenen und silbernen Gefäßen auftragen, und seine Frau mußte sich, aufs schönste geschmückt, an die Tafel setzen, und den Kaiser erwarten. Er selbst empfing diesen in einem feinen Kleide, und führte ihn an die wohlbesetzte Tafel. „Ei!" sagte Rudolph, „du hast wahrlich wahr gesprochen! Aber sage! wie kommst du zu solchem Reichthume, und wie kannst du dabei ein so schmutziges Gewerbe treiben?" — „Eben durch diese stinkende Arbeit habe ich mir das Vermögen erworben," antwortete der Mann, „und die schönen Sachen, die ihr hier seht, würden bald fort seyn, wenn ich meine Felle

nicht mehr riechen könnte.“ Die Rede gefiel dem Kaiser, und er lobte den vernünftigen und fleißigen Mann.

Von Stolz und Uebermuth war er kein Freund. Er selbst kleidete sich selten anders, als in sein graues Wamms, welches man ihn einmal selbst flicken sah, weil gerade Keiner bei der Hand war, der das hätte thun können, und um zu zeigen, daß die Arbeit auch den Höchsten nicht schände. Auch im Essen und Trinken war er sehr mäßig. In einem Kriege murrten einmal einige seiner Kriegsleute über das grobe Brot und den jungen Wein, und ruhten nicht eher, bis sie sich bessern verschafft hatten. Da schickte er sie alsbald nach Hause, mit den Worten: „ich will keine Leute in meinem Dienst haben, die mit dem nicht zufrieden sind, was ihren Vorgesetzten genügt!“ Und als einmal Mangel an Lebensmitteln war, und das Heer murrte, sprach er: „was klagt ihr denn, und habt doch genug zu essen um euch?“ Bei diesen Worten ging er in ein daneben liegendes Rübenfeld, raufte eine Rübe aus der Erde und schabte sie sich. Dafür aber war er freigebig zur rechten Zeit. Einst übereichte ihm ein Straßburger ein Buch, in welchem die Feldzüge der Römer in Deutschland beschrieben waren. Darüber freute er sich so, daß er ihm seine eigene goldene Halskette umhängte. Das tadelte einer der Anwesenden, weil es gerade dem Heere an Sold fehlte, erhielt aber von ihm zur Antwort: „solche Männer, die unsre Thaten erzählen, erwecken uns zu neuem Muth. Wollte Gott, ich könnte Gelehrten einen Theil von dem geben, was ich an so viele ungelehrte Ritter verschwenden muß!“

Als der gute Rudolph seinen Tod nahen fühlte, versammelte er die Fürsten, und bat, seinem Sohne Albrecht die Nachfolge zu versprechen. Aber sie weigerten sich dessen, weil Albrecht ein gemüthloser und habgieriger Mann war, und sie besorgten, daß Rudolphs Haus zu mächtig werden möchte. Das kränkte ihn sehr. Als er einst beim Schachbrette saß, kündigten ihm die Aerzte an, daß er nicht lange mehr leben könne. „Wohlan!“ sprach er gefaßt, „nach Speier, zu den Gräbern der Kaiser!“ Aber ehe er Speier erreichte, starb er in Germersheim, 1291, 74 Jahre alt.

71. Adolph von Nassau, 1291—1298.

Ob es gleich sieben Kurfürsten waren, die zu wählen das Recht hatten, so hatte doch den meisten Einfluß auf die Wahl eines Kaisers bisher der Erzbischof von Mainz ausgeübt. Damals saß gerade ein recht schlauer, ehrsüchtiger und durchgreifender Mann auf dem erzbischöflichen Stuhle, Gerhard von Eppenstein, der, wenn er Papst gewesen, ein zweiter Gregor VII. und Innocenz IV. geworden seyn würde. Dieser Mann ließ sich von den andern Sechsen die Kurstimmen übertragen, und wählte nun den Grafen Adolph von Nassau, einen tapfern, liebenswürdigen Ritter, zum Kaiser. Aber der gute Adolph war so arm, daß er nicht einmal die Krönungskosten bezahlen konnte, und erst eine Summe von Gerhard dazu borgen mußte. Das machte ihn auf der einen Seite in den Augen der Fürsten verächtlich, und auf der andern brachte es ihn von dem Erzbischof in Abhängigkeit. Aber gerade darum hatte dieser ihn gewählt, weil er durch ihn regieren zu können hoffte!

Nur eine Begebenheit haben wir von Adolph zu erzählen, die ihm obendrein keine Ehre machte und zum Nachtheil gereichte. Es lebte nämlich damals in Frankreich König Philipp IV. der Schöne, ein Mann, der Alles, was ihm Vortheil zu bringen schien, für erlaubt hielt, sobald er dazu die Macht hatte. Nun hatte er sich der Oberherrschaft über alle die Länder bemächtigt, die sonst zum burgundischen Königreiche gehört hatten, welches Konrad der Salier mit Deutschland vereinigt hatte. Das wollte Adolph aber nicht ferner dulden. Als er sich nun zum Kriege rüstete, trug ihm der König Eduard I. von England, der auch mit Philipp unzufrieden war, ein Bündiß an, und zahlte ihm zur Unterstützung eine Summe Geldes aus. Eben sollte schon Frankreich von beiden Seiten angegriffen werden, da — ließ der Papst allen Dreien sagen, sich des Krieges zu enthalten. Und so groß war noch immer die Macht desselben, daß Eduard und Adolph sogleich gehorchten, worüber der schlaue Philipp in seinem Herzen recht lachen mochte.

Das Geld, welches Adolph von Eduard erhalten hatte, gereichte ihm zum Verderben. Es lebte nämlich damals ein

Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen, Albrecht der Unartige. Dieser Mann war nicht sowohl unartig, als durchaus schlecht. Er war mit einer Tochter Friedrichs II., Margaretha, vermählt. Da lernte er nach einer dreizehnjährigen Ehe ein ränkesüchtiges Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg kennen, und da sie gern Landgräfin werden wollte, so wußte sie den Landgrafen so an sich zu locken, daß er sein treues Weib nicht nur zu verstoßen, sondern sogar zu ermorden beschloß. Er gab einem Küchenknecht den Auftrag, als Teufel verkleidet des Nachts in ihr Zimmer zu dringen, und, wenn der Schrecken sie nicht tödten sollte, sie zu ermorden. Aber der treue Bursche schauderte vor der Schandthat zurück, und warnte seine Herrin. Sogleich machte sich die arme geängstigte Frau zur Flucht bereit. Sie, ihr Hofmeister, jener Knecht und zwei Kammerfrauen ließen sich in der nächsten Nacht an zusammengebundenen Tüchern zum Fenster des Schlosses Wartburg hinab. Vorher nahm die Mutter mit gepreßtem Herzen von ihren lieben Söhnen, Friedrich und Diezmann, damals noch zarten Knaben, Abschied. Sie lagen ruhig schlafend da. Sie aber benetzte sie mit ihren Thränen, bedeckte sie mit ihren Küssen, und biß den Aeltesten im tiefsten Gefühl des Schmerzes so in die Wange, daß er davon ein Maal behielt, und darum nachher Friedrich mit der gebissenen Wange genannt wurde. Sie floh nach Frankfurt am Main, starb aber hier noch in demselben Jahre vor Gram. Das geschah drei Jahre zuvor, ehe Rudolph von Habsburg Kaiser wurde. Darauf heirathete Albrecht die schändliche Kunigunde, und als sie einen Sohn, Apitz, bekam, dachten beide Eltern darauf, wie sie ihm allein alle Ländereien zuwendeten, damit Friedrich und Diezmann nichts bekämen. Diese wuchsen indessen bei Verwandten zu kräftigen Rittern heran, und verlangten nun ihren Antheil an den Gütern des Vaters, damit sie anständig leben könnten, und da ihnen der unnatürliche Vater nichts geben wollte, kam es zu einem Kriege zwischen dem Vater und den Söhnen. Welch schreckliches, ungeheueres Verhältniß! Ein Krieg zwischen denen, die sich im Leben am nächsten stehen! Einmal fiel Friedrich in die Hände

des Vaters; dieser ließ ihn in einen finstern Thurm werfen, in dem er verhungern sollte, und auch verhungert wäre, wenn ihn nicht der mitleidige Wächter hätte entwischen lassen. Ein ander Mal nahm Friedrich den Vater gefangen, und brachte ihn auf das Schloß Landsberg unweit Halle, damit er nie wieder frei würde, ließ ihn indessen nach einiger Zeit wieder gehen. Durch alle diese Vorfälle wurde die Erbitterung nur noch größer. Um nun noch nach seinem Tode seinen verhaßten Söhnen zu schaden, entschloß sich Albrecht, Meißen noch bei seinem Leben zu verkaufen, und bot es dem Kaiser Adolph an, der damals gerade das englische Geld empfangen hatte. Dieser schlug gleich ein, und wurde nun dadurch in einen Krieg verwickelt, der seinen Untergang herbeiführte.

Es war kein Wunder, daß der Kaiser, dem so viele Mittel zu Gebote standen, den Sieg über die beiden Brüder davon trug. Daher eroberte er endlich, so tapfer sich auch diese herumschlugen, das ganze meißnische Land. Aber hatte schon der ganze Handel ihn in Deutschland verhaßt gemacht, so wurden die Fürsten dadurch noch aufgebrachter, daß seine Kriegsknechte sich die empörendsten Schandthaten im Meißnischen erlaubten, und selbst die geheiligten Stätten der Klöster mit ihren Lastern befleckten. Auch gehörte Adolph zu der großen Zahl derer, die im Glücke gleich übermüthig werden. Bisher hatte er nichts ohne Eppensteins Rath gethan; jetzt aber vernachlässigte er den mächtigen Mann, der ihn ja doch auf den Kaiserstuhl gehoben hatte. Der stolze Gerhard ergrimmte über die Undankbarkeit seines Schützlings, und beschloß ihn zu stürzen, wie er ihn erhoben hatte. Er verabredete mit den Fürsten, den Adolph, den Keiner weder liebte noch achtete, abzusetzen, und dagegen den Erzherzog **Albrecht von Oestreich**, des Habsburgers Sohn zum Kaiser zu wählen. Dieser war dazu sehr bereit, und rüstete sich, um dem Adolph die Krone mit Gewalt vom Haupte zu reißen. Die versammelten Fürsten erklärten ihn für abgesetzt, und zählten eine Menge von Vergehungen her, die er begangen oder zugelassen haben sollte; es ist aber leicht, wenn man Jemand stürzen will, einen Vorwand dazu zu finden.

Beide Heere, das des Adolph und des Albrecht, trafen sich

jenseit des Rheins unweit Gellheim 1298. In der Schlacht suchte Adolph seinen Gegner auf, um sich persönlich an ihm zu rächen. Eine Wunde, die Adolph bald anfangs erhielt, hinderte ihn, den Helm aufzusetzen. Dennoch spornte er sein Roß auf Albrecht los, und als er ihn sah, rief er ihm entgegen: „du wirst mir nicht entkommen; hier wirst du das Reich lassen!" — Albrecht erwiederte: „das stehet in Gottes Hand! und hieb ihn so auf den Kopf, daß er alsbald vom Rosse zu Boden fiel, wo ihn Andere vollends tödteten. So fiel Adolph von der eigenen Hand seines Feindes; die Rache blieb nicht aus.

72. Albrecht I., 1298—1308.

Albrecht I., Rudolphs von Habsburg Sohn, wurde einstimmig von den Kurfürsten gewählt. Er war ein ehrgeiziger, ländersüchtiger, kaltherziger Mann. Als sein Vater gestorben war, hatte er alles, was von Gelde und Kleinodien vorräthig war, gleich an sich gerissen, und seiner Stiefmutter so gar nichts gelassen, daß die arme Frau erst ihre Kostbarkeiten, zuletzt ihre besten Kleider verkaufen mußte, um nur leben zu können. Als er und seine Gattin vom Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, gekrönt waren, ließ er sich bei der Mahlzeit von den Kurfürsten bedienen, so daß Jeder in Person sein Amt verrichtete. Die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier saßen zwar als die Kanzler des Reichs für Deutschland, Italien und Burgund mit an seiner Tafel, aber die vier andern mußten ihn erst bedienen, und zwar der Kurfürst von Brandenburg ihm den Scepter halten, und nach Tische das Waschbecken mit Wasser zum Händewaschen reichen, der von der Pfalz die Speisen auftragen, der von Sachsen das Reichsschwert halten, und der von Böhmen ihm den Becher mit Wein füllen. Der stolze König von Böhmen schämte sich, diesen Dienst dem zu erweisen, der sonst unter ihm gestanden hatte, und stellte sich krank; aber Albrecht ließ nicht ab, und drohte ihm mit dem Verlust von Böhmen; da erst kam er, und reichte kniend den Becher dar, gewiß mit verbissenem Ingrimme.

So fest und durchgreifend, wie sich hier Albrecht gegen den König von Böhmen zeigte, war er auch gegen den Papst, den alten, eigensinnigen Bonifaz VIII., einen schönen, kräftigen Greis. Als Albrecht ihn um seine Bestätigung bat, ließ er ihm zurücksagen, er sey ein Mörder Adolphs und ein Rebell. Aber Albrecht ließ sich dadurch nicht schrecken. „Will mir,“ sprach er, „der Papst die Krone nicht aufsetzen, so bin ich König und Kaiser durch die Wahl der Fürsten!“

Aber so sehr konnte er auf den Beistand der Fürsten auch nicht rechnen. Sie sahen nämlich bald ein, daß sie sich durch seine Wahl eben nicht gebessert hatten. War Adolph in der letzten Zeit auch etwas eigenwillig gewesen, so war Albrecht dagegen herrisch und übermüthig. Er wollte den Fürsten zeigen, daß er ihr Kaiser sey, und ihnen abgewöhnen, sich als Herren zu betrachten; besonders ärgerte ihn die Anmaßung des Erzbischofs Gerhard von Mainz, der in Alles sein Wort geben wollte, aber jedes Mal zurückgewiesen wurde. „O!“ rief einmal der stolze Priester aus, indem er auf die Kapsel seines Jagdhorns schlug, „er soll schon sehen! hierin trage ich noch viele Könige!“ Dieser Gerhard war es nun, der bald fast alle Kurfürsten auf seine Seite brachte. Denn Albrecht hielt es, um ihnen wehe zu thun und ihre Macht zu schwächen, mit den Städten, und verlangte von den Fürsten, daß sie alle die Städte, die sie unrechtmäßigerweise in Besitz genommen hätten, herausgeben, und sich nicht mehr unterstehen sollten, von den Schiffen auf dem Rheine willkürliche Zölle zu erheben. Das betraf nun ganz besonders die Erzbischöfe von Mainz und Köln, und diese beiden waren gerade die, welche der Kaiser am meisten demüthigen wollte. Daß sie über des Kaisers Verlangen ein großes Geschrei erhoben, und sich weigerten, läßt sich leicht denken, und Albrecht sah sich genöthigt, bei dem Papste über sie Klage zu führen. Aber hier fand er gar kein Gehör; ja Bonifaz erließ eine Bulle an die drei geistlichen Kurfürsten, in der er ihnen auftrug, überall verkündigen zu lassen, damit Albrecht es erfahre, daß er binnen 6 Monaten in Rom erscheinen, und sich verantworten solle; widrigenfalls würde er ihn in den Bann thun, und alle Fürsten

und Städte vom Gehorsam gegen ihn lossprechen. Albrecht war aber kein Heinrich IV. Er sammelte schnell ein großes Heer, ging auf seine Feinde los, und zwang selbst den übermüthigen Eppenstein zur Unterwerfung. Nach dem Papste fragte er gar nicht weiter.

Bonifaz hätte das gewiß nicht so hingehen lassen, wenn er nicht damals wichtigere Sorgen gehabt hätte. Einmal war es das große Jubeljahr im Jahr 1300. Die Päpste hatten nämlich gelehrt, daß der Mensch für seine Sünden göttliche und kirchliche Strafen zu erwarten habe. Jene könne allein Gott vergeben, und er thue dies um des Todes des Erlösers willen; darum müsse man die Messe fleißig besuchen, wo der Opfertod desselben zum Besten der Sünder jedes Mal erneuert würde. Die kirchlichen Strafen aber vergebe allein die Kirche, und dies geschehe nur dann, wenn die Menschen ihre Sünden bereuten, und die ihnen vom Beichtvater auferlegten Büßungen vollbrächten. Doch konnten diese auch für Geld erlassen werden, und das nannte man Ablaß. Nun aber verwechselte man leicht beides mit einander, und wer den Ablaß erhalten hatte, glaubte aller Strafen, die er für seine Sünden fürchten mußte, quitt und ledig zu seyn. Darum drängten sich ja auch so viele zu den Kreuzzügen, weil allen Theilnehmern vollkommener Ablaß verheißen war. Durch den Ablaß hatten nun die Geistlichen ein mächtiges Mittel in den Händen, die Menschen zu allem Möglichen zu bewegen; denn von ihnen hing es ja ab, den Himmel zu öffnen und zu schließen. In der Regel wurde aber der Ablaß nicht umsonst ertheilt. Wer ihn haben wollte, mußte entweder eine Wallfahrt nach Jerusalem unternehmen, oder sonst eine vom Papst für verdienstlich erkannte Handlung verrichten, z.B. eine Kirche beschenken oder erbauen. Diesen allgemeinen Glauben an die Wirksamkeit des Ablasses benutzte jetzt der schlaue Bonifaz, sich zu bereichern. Er machte bekannt, das Jahr 1300 solle ein Jubeljahr seyn, d.i., wer in diesem Jahre nach Rom wallfahre, und in einer der Kirchen dieser Stadt Messe höre, solle vollkommnen Ablaß haben. Was war leichter, als auf solche Weise seine Sünden, oder vielmehr die dafür zu erwartende Strafe los zu werden! Die Nachricht wurde also in

ganz Europa mit Jubel aufgenommen; denn so vernünftig war Keiner, um einzusehen, daß weder der Papst, noch seine Geistlichkeit das Recht habe, die Sünden nach Willkür zu vergeben, und daß eine Wallfahrt nach Rom vor Gott als kein Verdienst gelten könne. Aus allen Ländern strömten die Leute herbei, und man sah in diesem Jahre an 200,000 Pilgrimme in Rom einziehen, von denen Jeder in der Kirche einen Beitrag zu frommen Werken geben mußte. Die frommen Werke bestanden aber in nichts Anderem, als die Kasse des Papstes zu füllen. Diese Art, sich zu bereichern, gefiel den Päpsten so, daß sie nachmals das Jubeljahr alle 50, zuletzt alle 25 Jahre feierten; nur findet in unsern Tagen der Glaube an die Wirksamkeit des Ablasses nicht mehr so allgemeinen Eingang als damals. – Eine andere Sorge des Papstes war sein Streit mit Philipp IV. dem Schönen, Könige von Frankreich. Dieser wollte sich eben so wenig als Albrecht vom Papste bieten lassen, und konnte das auch eher durchsetzen, weil er nicht so sehr als der deutsche Kaiser von seinen Großen abhing, und da der alte Bonifaz, ein rechter Eisenkopf, durchaus nicht nachgeben wollte, so kam es endlich zu einem so heftigen Streite, daß Bonifaz darüber zu Grunde ging. Denn Philipp schickte einen dreisten französischen Ritter, Wilhelm von Nogaret, nach Anagni in Italien, wo sich der Papst gerade aufhielt. Mit dem Geschrei: „es lebe der König von Frankreich! Tod und Verderben dem Bonifaz!“ sprengte er an der Spitze eines Haufens Bewaffneter in die Stadt. Bonifaz glaubte, es gelte sein Leben, und kniete, ein Kruzifix in der Hand, im päpstlichen Ornate vor dem Altare nieder. Jetzt drang eine bewaffnete Schaar ins Zimmer; aber der Anblick des 86 jährigen, andächtig betenden, knienden Greises wirkte so auf die wilden Gemüther, daß keiner Hand anzulegen wagte, und als nun das Volk herzueilte, die geheiligte Person des Papstes zu beschützen, zogen sie sich, ohne ihn angerührt zu haben, zurück. Doch hatten Angst, Schrekken und vor Allen Zorn dermaßen auf das Gemüth des leidenschaftlichen Mannes gewirkt, daß er, nach seiner Rückkehr nach Rom, den Verstand verlor. Der Schaum stand ihm vor dem Munde, er knirschte mit den Zähnen, und alle Aeußerungen seiner Wuth waren so heftig, daß er bewacht werden mußte. Ein-

mal hieß er die Bedienten herausgehen, und verriegelte die Thüre; als man sie wieder mit Gewalt öffnete, fand man ihn todt. Seine weißen Haare waren mit Blut bedeckt; denn er hatte sich den Schädel an der Wand zerschmettert. Für Kaiser Albrecht waren diese Streitigkeiten offenbar ein Gewinn; denn dadurch war Bonifaz abgehalten worden, gegen ihn viel zu unternehmen. Und doch war es dem hartnäckigen Papste endlich gelungen, den Stolz Albrechts zu beugen; er hatte vor seinem Tode noch die Freude, von Albrecht einen demüthigen Brief zu erhalten, in welchem dieser beständigen Gehorsam versprach, und zur Belohnung dafür bestätigte ihn Bonifaz als Kaiser. — Die Mißhandlung des Papstes durch den schönen Philipp war übrigens wichtiger als sie scheinen möchte. Seit jener Zeit verlor sich der Glaube an die Göttlichkeit des Papstthums, und schon das that der Heiligkeit seiner Würde Eintrag, daß der Papst nicht mehr in Rom, sondern 67 Jahre in Avignon in Frankreich wohnte. Ob dieser Verfall des päpstlichen Ansehens damals gut war, ist allerdings sehr die Frage. Denn so herrschsüchtig auch die Päpste zu seyn pflegten, so waren sie doch mit wenigen Ausnahmen tugendhafte und strengsittliche Männer, die mit Eifer darauf hielten, daß auch die andere Geistlichkeit wenigstens äußerlich eine anständige Aufführung beobachtete. Zwar haben wir gesehen, daß gerade unter den Geistlichen damals die ruchlosesten Menschen gefunden wurden; aber sie mußten sich doch immer in Acht nehmen, daß es der Papst nicht erführe. Diese Scheu hörte aber mit dem Verfall des päpstlichen Ansehens ganz auf, und die Rohheit und Lasterhaftigkeit jener Zeit ließ sich nun ganz gehen. Räubereien, Mordthaten und andere Verbrechen wurden ungescheut geübt, und weder der Kaiser noch der Papst waren im Stande, ihnen Einhalt zu thun. Wie wenig kann überhaupt das weltliche Gericht dem Bösen wehren, wenn der Glaube an Gott und der heilige Sinn für Tugend fehlt!

Das ist die Strafe für jede unedle Leidenschaft, daß der Mensch, den sie beherrscht, zuletzt durch sie seinen Untergang findet. Davon ist Albrechts Tod ein Beweis. Sein ganzes Leben hindurch wurde sein Gemüth von der brennenden Be-

gierde nach Vergrößerung seines Hauses geplagt. Einem seiner Söhne hatte er das Königreich Böhmen verschafft; aber er hatte den Schmerz, daß der Sohn vor ihm ins Grab sank, und die Böhmen einen fremden Prinzen zum Könige wählten. Dann dachte er auf ein anderes Mittel, seine Länder zu erweitern. Es gab nämlich damals in Schwaben sowohl als in Helvetien mehrere Districte, die keinem Herzoge oder anderen Herrn gehörten, sondern unmittelbar unter dem Kaiser und dem Reiche standen. Diese nun wollte er zwingen, ihm nicht als Kaiser, sondern als Haupt des habsburgischen Hauses zu huldigen, damit sie ein Eigenthum seiner Familie blieben, wenn diese auch einst vielleicht die Kaiserwürde verlöre. In Schwaben gelang ihm das ziemlich leicht; aber ein Anderes war das in Helvetien, welches damals auch zu Deutschland gehörte. Die großen Güter des habsburgischen Hauses lagen in Helvetien zerstreut; Albrecht aber wünschte, daß sie zusammenhingen, und ein großes Ganzes bildeten, und das wäre geschehen, wenn die dazwischen liegenden Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden ihn als Herrn anerkannt hätten. Menschen, die auf einer weiten Ebene hin wohnen, lassen sich leicht unter Eine Herrschaft vereinigen; schwerer ist das aber bei solchen, die zwischen himmelanstrebenden Bergen wohnen, und denen die großartige Natur eine hohe Begeisterung für Freiheit in die Brust gelegt hat. Ganz besonders war dies von je her bei den Bewohnern der Schweizer-Alpen. Sie hatten besondere Vorrechte von den frühern Kaisern empfangen, z. B. nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, und nur dann, wenn Hauptverbrechen untersucht werden mußten, einen kaiserlichen Vogt anzunehmen, der aber nach Beendigung der Sache dies Land der Freiheit gleich wieder verlassen mußte. *) Bald nachdem er zur Regierung gekommen war, ließ er den Schweizern sagen: sie würden wohl thun, wenn sie sich seinem Schutze unterwürfen; sie könnten ja doch seinen mächti-

*) S. mein Lehrbuch der Weltgesch. für Töchterschulen, Th. 2. S. 148, 2te Aufl.

gen Waffen nicht widerstehen; er wollte sie aber lieber zu seines Hauses lieben Kinder haben; denn er habe von seinem Vater immer gehört, daß sie ein tapferes Volk wären, und tapfere Männer liebe er über Alles. Aber sie antworteten ihm ganz treuherzig: sie erinnerten sich zwar mit vielem Danke, daß der hochselige Kaiser Rudolph ihnen immer ein guter Vogt gewesen sey; aber dennoch wollten sie lieber in dem Zustande ihrer Vorfahren bleiben, und bäten den Kaiser, er möchte ihnen doch ihre Freiheiten bestätigen. Zugleich sandten sie den Landamman von Uri, den Freiherrn Werner von Attinghausen zu ihm, die Bestätigung ihrer Vorrechte zu erbitten. Aber Albrecht nahm diese Bitte sehr ungnädig auf, und fertigte ihn mit dem Bescheide ab, daß er jetzt dazu keine Zeit habe. Er schickte ihnen darauf, um sie recht zu drücken, zwei stolze, herrische Menschen als Vögte ins Land: Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg. Dieser zog in das Bergschloß Sarnen in Unterwalden; jener aber wohnte auf dem Schlosse Küßnacht am Vierwaldstättersee, und baute sich noch dazu, was unerhört war in diesem freien Lande, einen Zwinghof (feste Burg) bei Altorf in Uri. Dabei blieb es nicht; die Vögte, eben weil sie selbst nicht viel bedeuteten, behandelten die ehrlichen Landleute mit Härte und Verachtung, warfen Jeden wegen des kleinsten Vergehens ins Gefängniß, nannten die alten Edelleute des Landes Bauern-Adel, kurz sie machten sich allgemein verhaßt. Einmal ritt Geßler, der ein rechter Ausbund eines kleinen Tyrannen war, bei dem Hause eines reichen Landmanns von Schwyz, Werner Stauffachers, vorbei. Das Haus war schön gezimmert von Holz, nach der wohlhabenden Landleute Art mit vielen Fenstern versehen, mit Bibelsprüchen bemalt, weitläuftig und glänzend erbaut. Stauffacher stand gerade vor der Thüre, und zog ehrerbietig den Hut ab; Geßler aber starrte das Haus an, und rief im Vorbeireiten: „kann man auch leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?" — Diese Worte erzählte Stauffacher seinem verständigen Weibe; das aber wurde besorgt deshalb, und redete ihm zu, doch nach Uri über den See zu fahren zu seinem Freunde, dem alten Walther Fürst, einem sehr geachteten Landmann, und sich Raths zu erholen. Er fuhr hin,

und fand hier einen jungen Landmann aus Unterwalden, Arnold aus dem Melchthal. Wegen einer Kleinigkeit hatte Landenberg dem Arnold zwei schöne Ochsen vom Pfluge spannen lassen, und der Knecht des Vogts hatte dabei gesagt: die Bauern könnten den Pflug ziehen, wenn sie Brot essen wollten. Da war dem Arnold der Zorn aufgewallt; er zerschlug dem Knechte mit seinem Stocke einen Finger, und floh. Aber Landenberg hielt sich nun an den Vater, und ließ ihm die Augen ausstechen.

Diese drei ehrlichen Landleute klagten sich nun gegenseitig ihre Noth, theilten sich ihre Besorgnisse mit, und meinten, der Tod sey besser, als ein ungerechtes Joch zu dulden. Sie redeten ab, jeder sollte seine Freunde und Verwandten ausforschen, und in einer bestimmten Nacht wollten sie dann wieder zusammenkommen auf dem Rütli, einer schönen Wiese, rings von steilen Felsenwänden umgeben, nur nach dem Vierwaldstättersee offen. Im Herbste 1307 kamen die drei Schweizer zusammen, in einer stillen mondhellen Nacht. Jeder brachte zehn bewährte Freunde mit. In größter Stille stiegen sie auf einsamen Felspfaden auf das Rütli hernieder, unbemerkt von den Spähern der Vögte. Das Gefühl der gemeinschaftlichen Noth, und die schöne, hehre Nacht in einer der wildesten, und doch reizendsten Gegenden, öffneten ihre Herzen. Alle hoben mit bewegten Herzen die Hände auf, und schwuren: Freundschaft und Beistand auf Leben und Tod; Treue dem Kaiser; Vertreibung der Vögte ohne Blutvergießen, und Erhaltung der theuern, von den Voreltern empfangenen Freiheit. Am 1sten Jan. des folgenden Jahres wollten sie die That ausführen, bis dahin aber sich ruhig halten. So gingen sie aus einander, ein Jeder still in seine Hütte.

Aber ehe noch der wichtige Neujahrsmorgen herankam, geschah eine That, welche die Ausführung bald beschleunigt hätte. Es lebte in Bürglen, einem Dorfe unweit Altorf, ein junger, kräftiger, freiheitsliebender Mann, Wilhelm Tell, Schwiegersohn des Walther Fürst. Er ging einst, seinen kleinen Sohn an der Hand, über den Markt von Altorf. Hier hatte Geßler auf einer Stange einen Hut aufrichten lassen, und befahl, daß jeder Schweizer, der vorbeigehe, vor dem Po-

panz den Hut abnehme, um ihren Freiheitssinn zu kränken. Tell sah auch die Stange; aber sein freier Sinn konnte sich zu der Reverenz nicht entschließen. Da sprang die Wache herzu, griff ihn, und wollte ihn ins Gefängniß abführen. Ueber dem Lärm kam der Landvogt selbst dazu, und fragte, was es gäbe? und als er es erfahren hatte, rief er: „verachtest du so deinen Kaiser, Tell, und mich, der hier an seiner Statt gebietet, daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich zur Prüfung des Gehorsams aufgehängt? Dein böses Trachten hast du mir verrathen? — „Verzeiht mir, lieber Herr!" antwortete Tell; „aus Unbedacht, nicht aus Verachtung eurer ists geschehen. Ich bitte um Gnade; es soll nicht mehr begegnen!" — „Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell," fuhr Geßler fort; „ich weiß, du triffst den Apfel vom Baume auf hundert Schritte. Drum nimm die Armbrust gleich, und mach' dich fertig, einen Apfel von — deines Knaben Kopf zu schießen. Und ziele gut, ich rath' es dir! denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren." — Tell bebte zusammen; „Herr!" rief er, „welches Ungeheure sinnt ihr mir an. Ich soll vom Haupte meines eignen Kindes — nein! nicht doch, lieber Herr! das könnet ihr im Ernst von einem Vater nicht begehren." — „Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben!" sprach strenggebietend der Landvogt. „Achtzig Schritte geb' ich dir, nicht mehr und weniger." Vergebens flehte noch einmal Tell: „Herr! ihr habt gewiß keine Kinder; ihr wisset nicht was sich bewegt in eines Vaters Herzen." Vergebens erinnerte ihn der alte Walther Fürst, daß ein Gott im Himmel sey, dem Jeder Rede stehen müßte von seinen Thaten. Vergebens fielen alle Anwesende nieder, und baten um Erlaß. Da riß Tell in fürchterlicher Verzweiflung zwei Pfeile aus dem Köcher; der kleine Walther stellte sich an seinen Platz, einen Apfel auf dem Kopfe; der Vater zielte und — schoß mitten durch den Apfel. Wie froh war Tell! wie frohlockten die umstehenden Schweizer! nur Geßler stand mürrisch da, und als Tell nun von dannen gehen wollte, rief er ihn zurück. „Du steckest ja," fragte er, „noch einen zweiten Pfeil zu dir? Ja, ja! ich sah es wohl! Was meintest du damit?" — Tell zögerte, den wahren Grund zu sagen. „Sage mir die Wahrheit," fuhr

er fort, „frisch und fröhlich, Tell; was es auch sey, dein Leben sichere ich dir. Wozu der zweite Pfeil?“ — „Wohlan, o Herr!“ sprach Tell, „weil ihr mich meines Lebens habt versichert, so will ich euch die Wahrheit gründlich sagen. Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte; und eurer wahrlich! hätte ich nicht gefehlt!“ — „Wohl, Tell!“ rief Geßler, „des Lebens hab' ich dich gesichert, doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt habe, will ich dich hinführen und verwahren lassen, wo weder Mond noch Sonne dich bescheint, damit ich sicher sey vor deinen Pfeilen. Ergreift ihn Knechte! Bindet ihn!“ — Trostlos sah der kleine Walther seinen Vater, sahen die ehrlichen Schweizer ihren Landsmann und Freund wegführen. Geßler ließ ihn auf ein Schiffchen bringen, das ihn auf die andere Seite des See's, nach Küßnacht bringen sollte; er selbst fuhr mit. Als sie aber mitten auf dem See waren, brach ein solch grausam mörderisches Ungewitter aus den Schlünden des Gotthardberges los, daß allen Ruderern das Herz entsank, und alle meinten elend zu ertrinken. Denn wenn der Wind — man nennt ihn Föhn — sich hier in den hohen Bergen, die den See umgeben, verfängt, so kann er nicht sobald wieder heraus, fährt von Felswand zu Felswand, und rührt den See zu ungeheuern Wogen auf. So war's auch jetzt. Da wandte sich einer der Schiffer zum Landvogt, und sprach: „ihr seht eure und unsre Noth, o Herr, und daß wir Alle am Rande des Todes schweben. Nun aber ist der Tell ein starker Mann, und weiß ein Schiff zu steuern; wie? wenn wir ihn jetzt gebrauchten in der Noth?“ — Da sprach der Vogt zu ihm: „Tell, getraust du es dir wohl, uns zu helfen aus dem Sturm, wenn ich der Bande dich entledigte.“ — „Ja!“ war die Antwort; „mit Gottes Hülfe getraue ich mir's, und helfe uns wohl von dannen.“ — Man band ihn los; er stellte sich ans Steuerruder hin, und leitete das Schiff zwischen den empörten Wogen. Zugleich schielte er aber seitwärts nach seiner Armbrust hin, und merkte am Ufer genau herum, ob nicht ein Aufsprung sich fände zum Entspringen. Da wendete sich das Schiff um eine Felswand herum, von der ein Riff vorsprang in den See.

Hier flehte er still den Beistand Gottes an, drückte mit der ganzen Kraft der Angst das Hintertheil des Schiffs fest an die Felswand an, faßte schnell die Armbrust, und schwang sich nun hochspringend auf die Platte hinauf. Das Schiff schleuderte er mit gewaltigem Fußstoß hinter sich in den See zurück, wo es nun ruderlos umhertrieb. Indessen ging es dem Landvogt besser, als er erwarten konnte. Der Sturm legte sich bald, und trieb das Schiff bis in die Gegend von Küßnacht, und dort ans Land. Von da gedachte er zu Lande nach Altorf zurückzukehren. Aber unterwegs ereilte ihn sein Schicksal. Als er durch den hohlen Weg, der von Küßnacht führt, ritt, traf ihn Tells Pfeil ins Herz. Leicht hätten die Verschworenen nun im ersten Schrecken den Twinghof einnehmen können; aber es war ja der Neujahrstag zur gemeinschaftlichen Unternehmung verabredet; darum blieben sie still, und warteten diesen erst ab.

In der Nacht zum ersten Januar 1308 ließ sich ein Jüngling von Unterwalden, aus der Zahl derer, die auf dem Rütli geschworen hatten, von einer Magd, die er kannte, an einem Seile in eine der Burgen hinaufziehen. Er half ebenso 20 Anderen hinauf. Schnell nahmen sie nun den Amtmann, sein Gesinde und seine Kriegsknechte gefangen. Ebenso glücklich waren die Verschworenen mit den andern Schlössern der Vögte. Ein Haufen zog am frühen Morgen nach Sarnen, der Burg, in welcher Landenberg wohnte, und führte eine Menge Kälber, Schafe, Ziegen und Hühner mit sich, als wenn sie ihn, wie es dort Gebrauch war, zum Neujahr beschenken wollten. Er begegnete ihnen auf dem Felde; denn er ging eben in die Messe, freute sich der Gaben, und befahl ihnen, sie vollends in die Burg zu bringen. Als sie aber auf die Zugbrücke kamen, stieß Einer ins Horn, während Jeder der Andern rasch ein Eisen aus dem Busen langte, und es auf einem spitzigen Stock befestigte. Zugleich rannten 30 andere Gefährten aus einem Hinterhalte hervor, und nahmen mit ihnen die Burg ein. So ging es überall in den drei Waldstädten. Von Alp zu Alp sah man mit Entzücken die verabredeten Zeichen, daß Alles gelungen sey. Und wirklich konnten sich die guten Schweizer mit Recht freuen, weil kein Verbrechen diesen schönen Tag der

neuen Freiheit trübte. Kein Tropfen Bluts wurde vergossen, und als man den Landenberg auf der Flucht auffing, wurde ihm kein Haar gekrümmt. Er mußte schwören, nie wieder das Land zu betreten, und wurde dann unbeschädigt entlassen. Er floh zu Kaiser Albrecht, den noch in demselben Jahre ein härteres Schicksal traf.

Kaiser Albrecht war eben nach Helvetien gekommen, um dem Aufstande der Landleute zu wehren. Er hatte sein Hoflager in Rheinfelden; er selbst durchzog das Thurgau und Aargau. In seinem Gefolge war Johann von Schwaben, seines Bruders einziger hinterlassener Sohn, jetzt volljährig, und doch, trotz aller Bitten, noch nicht in den Besitz seiner vom Vater ererbten Güter gesetzt. Das kränkte den armen Prinzen um so mehr, da er sah, wie Albrechts Söhne, mit ihm von gleichem Alter, schon über Güter und Leute gesetzt waren, und er ihnen in allen Dingen nachgesetzt wurde. Jetzt war er mit seinem Oheim in der Schweiz. Er sah die schönen Schlösser, von denen ein Theil ihm auch zukam, und immer bittrer wurde die Stimmung seines Gemüths. Das wurde leicht bemerkt, und so schlossen sich denn alle die an ihn an, die auch mit dem Kaiser unzufrieden waren. Vier Edelleute — sie hießen; Walther von Eschenbach, Rudolph von Balm, Rudolph von Wart und Konrad von Tegerfeld — verschworen sich mit ihm, dem Leben des Kaisers ein Ende zu machen. Noch einen Versuch wollte Johann unternehmen, ehe er das Aeußerste thäte. Er bat zwei Bischöfe, für ihn mit dem Kaiser zu sprechen. Albrecht hörte sie freundlich an, fertigte sie aber mit leeren Vertröstungen ab. „Wenn ich zurückkomme von der Reise,“ sagte er, „da wollen wir sehen! Mein Vetter muß nur Geduld haben!“ Als Johann sich murrend nach der Thüre wandte, rief ihm Albrecht nach: „hör' an! Wähle dir indessen hundert der besten Rosse und Leute aus meinem Heere aus; die magst du anführen.“ — Aber Johann ging mit verbißnem Grimme, und dachte über seine Schande nach. Da sie Alle bei der Tafel saßen, brachte ein Junker Maienkränze aus Salbei und Raute — denn es war gerade der erste May. Der Kaiser ging damit selbst die Tafel hinunter, und als er

damit zu Johann kam, suchte er den schönsten aus, setzte ihm denselben aufs Haupt, und sprach: „siehe, lieber Vetter, so etwas paßt sich für dein Alter.“ Johann legte den Kranz neben sich; seine Augen füllten sich mit Thränen; er aß keinen Bissen, ob ihm gleich Albrecht die besten Stücke sandte. Nachmittags ritt dieser seiner Frau entgegen; die Ritter seines Hofes begleiteten ihn. Als sie aber an eine Ueberfahrt über die Aar kamen, trennten ihn die Verschwornen von den Uebrigen, damit, wie sie sagten, der Kahn nicht zu sehr beschwert würde. Da fielen, als man eine Strecke durch die Felder geritten war, die Verschworenen über den Kaiser her. Er aber rief: „Vetter, zu Hülfe!“ — „Da ist die Hülfe,“ schrie Johann, und rannte ihm das Schwert in den Nacken, daß es vorn durch die Brust hervordrang, und der unglückliche Kaiser zu Boden stürzte. Eine arme Frau, die eben des Weges her kam, sah ihn fallen, lief herzu, und stand dem Sterbenden bei. Kaum war die That geschehen, so erschraken Johann und seine Freunde über ihr Verbrechen. Sie jagten aus einander, und haben sich von Stunde an nie wiedergesehn. Johann eilte durch die Schweiz, und verschwand. Man glaubt, er sey nach Palästina gezogen, und habe in irgend einem verborgenen Erdenwinkel als Eremit seine schwere Schuld abgebüßt. Man nennt ihn auch wohl Johann Parricida von seiner That; denn Parricida bedeutet einen Vatermörder. Lange Zeit nachher saß täglich ein Bettler in Wien am neuen Markte, und bettelte Brot; der gab sich für seinen Sohn aus. Eschenbach war entkommen, man wußte nicht wohin. Aber in hohem Alter wurde er als Schäfer wiedererkannt; so hatte er 25 Jahre lang im Würtembergischen in einer elenden Hütte gelebt. Erst auf dem Todtenbette bekannte er, wer er sey. Wart, unter Allen der Unschuldigste — denn er hatte der That nur zugesehen — wurde auf der Flucht ergriffen, Arme und Beine ihm gerädert, und er noch lebendig auf das Rad geflochten. In tiefem Jammer verging seine treue Frau. Sie hatte vor der Königin von Ungarn, Agnes, des Kaisers Tochter, die gegen Alle, die mit den Mördern nur in der geringsten Verbindung gestanden hatten, wüthete, einen Fußfall gethan, um das Leben

hres Mannes zu retten, und sie vergeblich bei Gottes Gnade am jüngsten Gericht um Erbarmen gefleht. Nun lag sie drei Tage und drei Nächte betend unter dem Rade, auf dem ihr unglücklicher Gatte ächzte, auf den Knien, bis der erwünschte Tod seinen Qualen ein Ende machte; so lange mußte er leiden! Dann ging sie nach Basel zu Fuße, und starb in untröstbarem Grame. Aber der Agnes Rachedurst war noch nicht gestillt. Sie ließ Warts Burg zerstören, und sein ganz unschuldiger Bruder mußte sein Alter in einer elenden Hütte verleben. Mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder wurden hingerichtet, und eine noch größere Zahl in Armuth versetzt, bloß weil sie mit den Mördern verwandt oder sonst in Verhältnissen waren. Ihr eigener Bruder Friedrich, ein guter, sanfter Jüngling, tadelte sie deshalb. — „O!" rief sie mit funkelnden Augen aus, „ich merke, du hast den Leichnam deines ermordeten Vaters nicht gesehen!" Dann erbaute sie auf der Stelle, wo ihr Vater gefallen war, das Kloster Königsfelden, zog selbst dahin, und brachte ihre ganze Zeit mit frommen Uebungen zu. Aber mit Recht schalt sie ein alter, ehrwürdiger Eremit wegen ihrer fühllosen Rachsucht. „Frau!" sprach er, „es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt, und aus dem Raube dann Klöster stiftet. Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung!"

Ehe wir die folgenden Begebenheiten erzählen, müssen wir zwei Erfindungen erwähnen, die um diese Zeit gemacht worden sind, und großen Einfluß auf die Geschichte gehabt haben: die Erfindung des Linnenpapiers und des Pulvers.

In alten Zeiten schrieb man meist auf einem Papier, welches man aus der dünnen Haut der Papyruszwiebel machte. Späterhin gab man das auf, und bediente sich des Pergaments und Baumwollenpapiers. Aber jenes war theuer, und dieses hielt nicht gut, wurde auch bald gelb und braun. Da kam man um das Jahr 1300 darauf, aus Leinewand-Lumpen ein Papier zu bereiten, und siehe da! es gelang. Die ältesten Urkunden der Art in Deutschland sind vom Jahre 1318 und 1319.

Noch wichtiger war die Erfindung des Schießpulvers. Schon die Chinesen und Araber hatten es gekannt, sich aber sei-

ner nur zu Feuerwerken bedient, ohne es zum Kriege anzuwenden. Aber um das Jahr 1300 scheint man es auch in Deutschland aufgefunden zu haben. Wer der erste Erfinder war, kann nicht genau bestimmt werden. Man erzählt zwar gewöhnlich, der Mönch Berthold Schwarz in Freiburg im Breisgau habe es zufällig entdeckt, als er, indem er Arzneien bereiten wollte, Schwefel, Kohlen und Salpeter in einem Mörser unter einander stieß. Unter diese Mischung sey von Ungefähr ein Funken gefallen, habe die Masse entzündet, und ein auf den Mörser gelegter Stein sey mit großem Krachen an die Decke geflogen. Der darüber erstaunte Mönch habe darüber weiter nachgedacht, den Versuch erneuert, und endlich eine eiserne Röhre, die noch in der Rüstkammer in Dresden aufbewahrt wird, mit Pulver angefüllt, und siehe! der Knall sey noch viel größer gewesen. Dies sey im Jahr 1354 geschehen. Allein neue Nachforschungen haben bewiesen, daß man schon ums Jahr 1300 das Schießpulver gekannt, und schon 1346 Kanonen gebraucht habe. Also muß entweder Schwarz früher gelebt haben, oder er kann nicht der erste Erfinder gewesen seyn. Der große Einfluß, den diese Erfindung auf die Art, Krieg zu führen, gehabt, hat sich indessen nicht gleich geäußert; denn anfangs wurden Knallgeschütze sehr selten, und nur bei Belagerungen gebraucht. Erst im 15ten, und noch mehr im 16ten Jahrhundert führte man die kleineren Gewehre ein, und dadurch wurden die bis dahin gebrauchten Ritterrüstungen unnütz.

73. Heinrich VII. von Luxemburg, 1308—1313.

Der ehrgeizige Philipp der Schöne hörte kaum vom Tode seines Nachbars Albrecht, als er auch schon darauf dachte, Deutschland an sich zu reißen, indem er die Kurfürsten bat, seinen Bruder zum Kaiser zu wählen. Zum Glück für unser Vaterland wurde daraus nichts; denn die deutschen Fürsten wollten keinen mächtigen Herrn zum Kaiser haben, damit sie nicht gezwungen würden, ihre Macht aufzugeben, und so war also diese an sich unrechtmäßige Besorgniß die Ursache, daß

Deutschland nicht eine Beute Frankreichs wurde. Dagegen wählten die Kurfürsten den ritterlichen Grafen Heinrich von Luxemburg, einen gar stattlichen Herrn, von dessen Ritterthaten und Gewandtheit alle Welt voll war, und der auch sonst für einen gerechten und wohlgesinnten Fürsten galt.

So arm, wie Heinrich auf den Kaiserthron gekommen war, blieb er nicht. Er hatte das Glück, daß die Böhmen seinen Sohn Johann zum Könige wählten. Dann trieb ihn sein Rittersinn nach Italien, die alte Größe der Kaiser wiederherzustellen. Er wollte den Lombarden zeigen, daß die Kaiser noch nicht vergessen hätten, daß sie Herren der Lombarden wären. Hier herrschten immer noch die Partheien der Gibellinen und Welfen, ohne daß sich jene um den Kaiser, diese um den Papst bekümmerten. Einige Städte waren Freistaaten, in andern spielten tyrannische Große die Herren. Jetzt erschien Heinrich, und sogleich sammelten sich um ihn Abgesandte der Städte, und die Fürsten, gerührt von der alten Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen, überreichten ihm die Schlüssel der Thore, und nahmen die Vögte an, die er ernannte. Aber diese Demuth war nur Schein; sie wollten ihn als ihren Herrn erkennen, aber er sollte sich nicht als solchen ihnen beweisen. Als er daher in Mailand eine kleine Steuer erheben wollte, brach sogleich eine Empörung aus. Doch Heinrich ließ sich nicht schrecken; er ging rasch auf die verrätherischen Welfen los, und drang selbst bis Rom vor, wo er sich von den Cardinälen krönen ließ, weil der Papst selbst in Avignon war. Damals lebte in Italien der berühmte Dichter, Dante Allighieri, der Verfasser des tiefsinnigsten aller Gedichte, der göttlichen Comödie, in dem er auf eine tief ergreifende Weise die Schrecken und Qualen der Hölle, die Angst im Fegefeuer, und die Freuden des Paradieses schildert. Dieser ausgezeichnete Mann war aus seiner Vaterstadt Florenz vertrieben, weil er nicht zu der herrschenden Parthei gehörte. Mit Entzücken erfuhr er die Ankunft des ritterlichen Kaisers, und begrüßte ihn in einem Briefe, in dem er seine Freude ausdrückte, daß nun ein Retter nach Italien gekommen sey. Leider gingen die glühenden Hoffnungen des trefflichen Dichters

nicht in Erfüllung; denn Heinrich starb plötzlich 1313, als er eben in Begriff war, mit einem zahlreichen Heere sich zum wirklichen Herrn von Italien zu machen, erst 51 Jahre alt. Die Sage behauptete, die Welfen hätten ihn durch Gift aus dem Wege geräumt, indem ihm ein Dominicanermönch beim Genuß des Abendmahls Gift im Wein dargereicht habe. Der Vorwurf scheint aber ungegründet gewesen zu seyn, und in zweifelhaften Fällen muß man immer das Beste glauben. Die Welfen frohlockten über den Tod ihres Feindes, während die Gibellinen sich ganz der Trauer hingaben; denn mit ihm war die letzte Hoffnung verschwunden, daß sie über die Welfen siegen, und daß ihr von Partheien zerrissenes Vaterland der Ruhe zurückgegeben werden würde. Das deutsche Heer zog nun eilig wieder über die Alpen zurück.

74. Ludwig der Baier, 1313—1346 und Friedrich von Oestreich, 1313—1330.

Noch ehe Heinrich gestorben, und selbst Albrecht gefallen war, hatte sich in Frankreich eine Begebenheit zugetragen, die auf Deutschland nicht ohne Einfluß war: die Aufhebung des Ordens der Templer. Philipp der Schöne hatte längst mit Neid die schönen Güter, die der Orden in Frankreich besaß, betrachtet, und konnte der Lust, sich ihrer zu bemächtigen, nicht widerstehen. Er verabredete sich also mit dem seit Bonifaz VIII. Tode in Avignon wohnenden Papste Klemens V., ließ plötzlich am 13ten Oct. 1307 alle in Frankreich wohnende Tempelherren festnehmen, und gab ihnen die verabscheuungswürdigsten Verbrechen schuld. Da Alle sie ableugneten, ließ er sie auf die Folter bringen; einige Wenige unterlagen den Qualen des Schmerzes, und gestanden alles ein, was man ihnen schuld gab; die Meisten aber blieben standhaft bei ihrer Aussage, und duldeten ruhig den unverdienten Tod. Philipp aber hielt sich an die Bekenntnisse jener, und hob den Orden auf; der Papst bestätigte die Aufhebung, und alle Ritter wurden unter Martern zum Tode gebracht. Und ihre Güter — wurden vom Könige eingezogen. Solche Dinge erlaubten sich damals schlechtdenkende Fürsten

mit ihren Unterthanen! — Auch in Deutschland gab es Tempelherren. Als nun in Deutschland das Schicksal des Ordens in Frankreich bekannt wurde, versammelte der Erzbischof von Mainz die Bischöfe in seiner Stadt, um auch die deutschen Templer aufzuheben. Da öffneten sich plötzlich die Saalthüren, und herein trat der Wild- und Rheingraf Hugo mit 20 Tempelherren. Er sprach mit Würde: „ich verneme, daß ihr euch versammelt habt, um mich und meine Brüder zum Lohn für unser im heiligen Kriege vergoßnes Blut dem Bann und dem Henker zu übergeben. Wisset aber, daß wir uns das nicht werden gefallen lassen, und daß wir an den Papst appelliren, der einst an die Stelle des nichtswürdigen Tyrannen Klemens erwählt werden wird." Diese nachdrückliche Einrede machte Eindruck; die geistlichen Herren konnten zwar die vom Papst einmal ausgesprochene Aufhebung nicht rückgängig machen, aber sie sorgten doch dafür, daß die Ritter anständig behandelt und gesetzt wurden. Nur hier und da nahm man ihnen alle ihre Güter weg.

Daß die päpstliche Würde den Schein von Heiligkeit seit Bonifaz VIII. Zeit nach und nach verlor, ist schon gesagt worden. Besonders geschah das auch in Deutschland, wo man doch sonst mehr als anderwärts am Alten hielt. Der Glaube, daß die Frömmigkeit vornehmlich in Schenkungen an Kirchen und Klöster, in Kasteiungen und in freiwilliger Armuth bestehe, wurde unter den Christen, auch in Deutschland, immer allgemeiner, und die Franziskaner schalten geradezu den Papst, daß er die strenge Regel des heiligen Franziscus gemildert habe. Viele von ihnen trennten sich unter dem Namen der Minoriten von den weniger strengen, und setzten eine Ehre darein, ihren Körper recht abzuquälen.

Aber nicht nur unter den Mönchen und Nonnen war diese Begierde, sich alle Genüsse des Lebens zu versagen, sondern auch unter andern Leuten. Es traten hier und da ganze Gesellschaften von Männern zusammen, um mit einander zu arbeiten, zu beten und zu fasten. Sie nannten sich Beghar den. Dasselbe thaten auch Weiber, und nannten sich dann Beguinen. Das waren allerdings Uebertreibungen; denn Gott hat

uns die Freuden des Lebens gegeben, um sie zu genießen, und hat Freude daran, wenn wir uns daran ergötzen; aber doch verdiente der Irrthum der guten Leute alle Achtung. Doch bald schlichen sich auch hier Mißbräuche ein. Sie lehrten nämlich, der Mensch könne durch unablässige Kasteiungen schon hier auf der Erde solche Heiligkeit erlangen, daß ihm nichts mehr Sünde sey. Er dürfe thun, was er wolle. Das war freilich nicht nur eine sehr verkehrte, sondern auch gefährliche Lehre, und der Papst hatte nicht unrecht, wenn er die Beghardén und Beguinen deswegen verfolgte.

Um diese Zeit entstand aus demselben Grunde auch das Unwesen der Flagellanten oder Geißler. Es thaten sich nämlich ganze Haufen schwärmerischer Menschen zusammen, und zogen Paar und Paar durch die Länder und Städte. Vor ihnen her wurde eine blutrothe Fahne getragen; sie selbst trugen Bußkleider, die vorn und hinten mit Kreuzen bezeichnet waren, und in der Hand eine Geißel mit knotigen Riemen, die in eiserne Stacheln ausgingen. Wenn sie nun unter dem Zulaufe des Volks in eine Stadt eingezogen, und auf den Markt gekommen waren, warfen sie ihre Kleider ab, und erschienen nackt, nur den Unterleib mit einem weißen Tuche umwunden. Unter Absingung trauriger Bußpsalmen geißelten sie sich dann, daß das Blut herablief, und beteten laut zu Gott um Abwendung der verdienten Strafen. Zuletzt sammelten einige von ihnen auf Befehl der ihnen vorgesetzten Meister Geldbeiträge unter dem Volk. Die Schwärmerei jener Zeit sowohl, als der leichte Gelderwerb, machte, daß sich eine Menge faules Gesindel dazu hergab, und, statt zu arbeiten, im Lande umherzog. Solchen Mißbrauch haben die Menschen von je her mit unserer heiligen Religion getrieben, sobald sie sich von dem Geiste derselben entfernten!

Auch wurde damals das Fronleichnamsfest gestiftet. Der Name rührt her von dem alten Worte Fron, d. i. Herr, und Leichnam, d. i. Leib, also der Leib des Herrn. Es lebten nämlich zwei Nonnen in Lüttich, Juliane und Isabelle. Jene träumte einst, sie sähe den Vollmond, dessen Rand aber eine Lücke hatte, und als sie fragte, was das bedeute, sagte ihr ein Engel, der

Mond bedeute die Kirche, und die Lücke den Mangel eines Festes. Isabelle hatte ein ähnliches Gesicht. Als sie nun weiter fragten, welches Fest gefeiert werden sollte, so erhielten sie zur Antwort: es sey noch keins der Anbetung des Leibes Jesu in der Hostie gewidmet worden. Bekanntlich nimmt nämlich die katholische Kirche an, daß die Oblate im heiligen Abendmahl in den wirklichen Leib Jesu verwandelt werde, sobald der Priester sie einsegnet (consecrirt). Dann wird sie Hostie genannt, und von den Katholiken göttlich verehrt. Bald darauf wurde nun das vom Himmel selbst verlangte Fest eingeführt, und das Fronleichnamsfest genannt. Zugleich verhieß der Papst Allen, die ihm beiwohnen würden, einen Ablaß von 40—100 Tagen. Darum wird es von der katholischen Kirche mit so großem Eifer begangen.

Nach Heinrichs VII. Tode hätte dessen Sohn, Johann von Böhmen, als der mächtigste deutsche Fürst wohl sollen Kaiser werden; aber er war den Kurfürsten zu mächtig, und auch noch zu jung. Da wählten sie den kräftigen Ludwig von Baiern, während die habsburgische Parthei den sanften Friedrich von Oestreich (den Schönen) ernannte, einen Sohn Kaiser Albrechts. Ludwig wies zwar anfangs den Antrag zurück, indem er recht edelmüthig erklärte: „ich habe meinem Freunde Friedrich das Wort gegeben, ihn anzuerkennen, und ich will nicht zum Verräther an ihm werden." Aber als man dagegen einwandte, das habe er nur in der Voraussetzung versprochen, daß ein Anderer, nicht er selbst gewählt werden würde, so ließ er sich durch den Glanz der ihm vorgehaltenen Krone verlocken, seinem Freunde untreu zu werden. Das unglückliche Deutschland theilte sich nun also wieder in zwei Partheien, die mit einander 8 Jahre lang Krieg führten.

Friedrich der Schöne hatte einen Bruder, Leopold den Glorwürdigen, ein kleinen, unansehnlichen, aber sehr kriegerischen Mann, der sich für ihn tapfer herumschlug. Da er hörte, daß die Schweizer seinen Bruder nicht als Kaiser anerkennen wollten, regte sich der alte Haß der Habsburger gegen sie, und er rief seine Vasallen zusammen, um — wie er sagte — die Schweizerbauern mit seinem Fuße zu zertreten. Auch nahm er

viele Stricke mit, die Gefangenen gleich aufzuhenken. Aber die Schweizer fürchteten sich nicht im Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache. „Wir könnten uns wohl" — so sprachen sie — „über den Herzog beklagen; aber wir wollen ihn, wenn er uns überziehen will, mit Gott erwarten, und gegen seine Macht uns wahren." Jetzt zog Leopold heran mit einem auserlesenen Heere; es war die Blüthe der östreichischen Ritterschaft, Alle herrlich gepanzert, mit wallenden Helmbüschen, in glänzender Rüstung. So wand sich der lange Zug durch die engen Thäler der Alpen hindurch, auf Schwyz los. In dieser Stunde der Gefahr kam den Schwyzern ein Häuflein von einigen Hunderten aus Uri und Unterwalden zu Hülfe; dennoch waren es zusammen nur 1300. Diese stellten sich auf den Berg Sattel, an dessen Fuß der kleine Aegerisee liegt. Zwischen Berg und See geht ein schmaler Weg über eine Wiese, die man den Morgarten nennt; hier zogen die Herren von Oestreich. Sobald der enge Paß mit Reitern angefüllt war, standen jene 1300 auf dem Berge auf, rollten große Steine herab, und warfen andere in die dichtgedrängten Schaaren. Die Rosse wurden scheu, drängten voll Angst zurück, auf das Fußvolk, welches aber selbst nicht ausweichen konnte, weil es an Platz gebrach. Jetzt, wo weder Raum zum Fliehen noch zum Kämpfen war, rannten die Schweizer mit lautem Geschrei herab, und schlugen mit ihren Hellebarden, Schwerdtern, Morgensternen und Keulen auf die Ritter, welche den Arm kaum zu rühren vermochten. Viele wurden erschlagen — unter ihnen Landenberg, der wider sein gegebenes Wort mitgezogen war — Andere setzten in den See, um sich durch Schwimmen zu retten, fanden aber meist ihren Tod. Leopold selbst rettete sein Leben durch die Flucht. Er traf auf einen Schweizer, der sich seiner erbarmte, und ihm den Weg wies. Aber todtenblaß und in tiefer Traurigkeit kam er nach Oestreich zurück, und ist nie wieder in die Waldstädte gekommen. Das war die Schlacht im Morgarten 1315.

Während dessen wurde der Krieg zwischen Ludwig und Friedrich fortgeführt. Endlich trafen sich beide in der Schlacht bei Mühldorf am Inn in Baiern 1322. Die Zeichendeuter

warnten Friedrich vor dem Treffen; er aber antwortete: „ich habe schon so viele Wittwen und Waisen gemacht; darum will ich die Entscheidung nicht länger aufschieben, wie es auch gehen mag.“ Auch focht er so ritterlich, wie nur je ein Ritter gefochten hat, und bis zu Mittag blieb er Sieger. Aber jetzt wandte sich der Sieg zu den Baiern. Friedrichs Pferd sank durchbohrt nieder, und Albrecht Rindsmaul, ein baierscher Anführer nahm ihn gefangen. Als man den gebeugten Mann zu Ludwig führte, der auf einem stolzen Rosse in einem blauen Waffenrocke seitwärts hielt, sprach dieser: „wir sehen euch gern, Herr Vetter!“ Friedrich schwieg mit gesenktem Blick. Zur Gewinnung der Schlacht hatte am meisten beigetragen der Nürnberger Seifried Schweppermann. Als nun am Abend der Schlacht die Anführer im Zelte des Kaisers versammelt waren, und man nur einen Korb mit Eiern hatte, theilte der Kaiser selbst jedem eins zu, und da noch eins übrig blieb, sprach er: „jedem Ein Ey; dem braven Schweppermann zwei Ey!“ Den gefangenen Friedrich aber ließ er nach dem Schlosse Trausnitz im nördlichen Baiern abführen. Als der Gefangene durch das Burgthor einfuhr und den Namen des Schlosses hörte, sprach er: „es heißt billig Trau's nit, weil ich sein nicht entraut hätte, daß ich in solcher Maaß sollte hergeführt werden.“

Aber noch fehlte viel, daß Ludwig der Baier ungestört sich des Kaiserthums hätte erfreuen können. Denn theils setzte der kriegerische Leopold den Krieg im Namen seines gefangenen Bruders fort, theils wollte der Papst Johann XXII. nichts von Ludwig wissen, und that ihn sogar in Bann. Da fiel dem Kaiser ein, es sey wohl am gerathensten, sich mit seinem Feinde Friedrich zu versöhnen; und er hatte recht; denn das was die Pflicht gebietet, ist allemal nützlicher, als was ihr widerstreitet.

Der arme Friedrich saß indessen bereits 2½ Jahre in seinem öden Kerker, und vertrieb sich die Langeweile mit Schnitzen von Pfeilen. Seine schöne und tugendhafte Frau, Elisabeth von Aragonien, hatte sich so über sein Schicksal betrübt, daß sie sich blind weinte. Jetzt wurde bei ihm Ludwig angesagt. Er schauderte zusammen; denn er glaubte, man

wolle ihn zum Tode führen. Aber Ludwig trat freundlich auf ihn zu, reichte ihm, dem Freunde seiner Jugend, die Hand, und bot ihm die Freiheit an, wenn er der Kaiserkrone entsagen, und nebst seinen Brüdern treulich ihm gehorchen wolle. Könne er dies nicht bei den Brüdern auswirken, so solle er sich wieder in das Gefängniß stellen. Friedrich beschwor das, und wurde nun, obwohl entstellt von Gram, den Seinigen wiedergegeben. Er hielt sein Versprechen getreu, ermahnte Alle, die bisher an ihm hingen, besonders aber Leopold, sich zu dem Baier zu wenden, und da er kein Gehör fand, so lieferte er sich seinem Gegner wieder aus, der ihn aber treulich an sein Herz drückte, und ihn fortan als seinen besten Freund und seinen Mitkaiser betrachtete. Seitdem aßen sie an Einem Tisch, schliefen in Einem Bett, und wenn Ludwig in einen Krieg zog, blieb Friedrich daheim, und beschützte ihm sein Land. Wer sich darüber am meisten ärgerte, war der Papst. Er wollte anfangs gar nicht glauben, daß ein Mensch so ehrlich handeln könne, und drohte ihm sogar mit dem Banne, wenn er nicht von dem Baier sich trennte. Aber Friedrich ließ sich nicht irre machen. So haben sie mehrere Jahre gemeinsam regiert. Aber es ist betrübend, erzählen zu müssen, daß Ludwig nicht bis ans Ende der treue Freund geblieben ist. Nachdem Leopold der Glorwürdige gestorben war, vor dem sich Ludwig mehr als vor dem sanften Friedrich fürchtete, nahm er eine ganz andere Laune an, that als wenn er allein Kaiser wäre, und sah den guten Friedrich über die Achsel an. Das kränkte diesen tief; aber er trug seinen Kummer im Stillen, und starb, bald nach seiner armen blinden Frau, 1330.

Es ist eine fast allgemeine Schwäche der deutschen Kaiser, daß sie ihr Ländergebiet zu vergrößern suchten, und allerdings mag die Versuchung dazu sehr groß seyn. Auch Ludwig unterlag ihr. Das Haus Albrechts des Bären besaß sowohl die Mark Brandenburg als Anhalt. Die märkische Linie starb um diese Zeit mit dem Markgrafen Waldemar aus, und geschwind erklärte der Kaiser, die Mark sey ein erledigtes Reichslehn, und belehnte, ohne auf die Verwandten des letzten Markgrafen zu achten, damit seinen ältesten Sohn Ludwig.

Auch hat er einen Römerzug unternommen. Von den Umtrieben der ränkesüchtigen Italiener wollen wir nichts sagen. Es sey genug, zu wissen, daß er sich und seiner Frau zu Mailand die eiserne Krone aufsetzte, und in Rom von einigen Bischöfen und römischen Großen die Kaiserkrönung empfing. Der Papst in Avignon schleuderte zwar den Bannstrahl aufs Neue auf den Kaiser; dieser aber kehrte sich nicht daran. Nachdem er indessen nach Deutschland zurückgekommen war, wurde ihm doch die ewige Fehde mit dem Papste zur Last; auch mochte sein Gemüth manchmal von dem Gedanken geängstigt werden, ob nicht die Feindschaft des Papstes ihm an seiner Seligkeit Schaden bringen könnte. Er bat daher recht demüthig um Verzeihung; aber Johann wollte von keiner Versöhnung wissen. Da starb endlich der unversöhnliche Priester, und schon wollte sein Nachfolger, ein guter redlicher Mann, den bittenden Kaiser vom Banne lossprechen, da erschienen französische Gesandte in Avignon, und erklärten dem Papste, er solle sich nicht unterstehen, sich mit einem solchen Erzketzer einzulassen. So hat Frankreich von jeher in Deutschland Unfrieden anzurichten gesucht! Wie sehr wäre jetzt dem Kaiser eine vernünftige Ueberzeugung von dem wahren Geiste der Religion Jesu zu Statten gekommen! Dann hätte er sich an Gott gehalten, treu seine Pflicht gethan, und hätte den Papst gehen lassen. Aber freilich fehlte es damals an einer vernünftigen Religionskenntniß ganz, und er konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß nur der Papst ihm den Eingang zur Seligkeit öffnen könnte.

In seiner Herzensangst berief Ludwig die Fürsten, Bischöfe und Städteverordneten zu einem Reichstage nach Frankfurt zusammen, klagte ihnen mit Thränen, wie schnöde der Papst jede Versöhnung zurückweise, und fragte, was sie meinten, daß er noch thun sollte? Sie antworteten ihm einmüthig: er habe in Allem seine Schuldigkeit gethan; das vom Papste verhängte Interdict sey für null und nichtig zu erklären, und jeder Geistliche, der sich weigere, den Gottesdienst zu halten, solle bestraft werden. Dann begaben sich die Kurfürsten nach dem benachbarten Rense, und schlossen hier den berühmten Kurverein, in dem sie rund heraus erklärten: da die Rechte

des deutschen Reichs bisher vielfach angegriffen und verletzt worden wären, so solle hiermit Jedermann wissen, daß sie das fernerhin nicht dulden, sondern sich und ihre Rechte gegen Jeden beschirmen würden. Dabei wollten sie einander treulich beistehen, und wer unter ihnen sich davon losmache, solle für ehrlos, treulos und meineidig erkannt werden. Viele Geistliche widersprachen dieser Erklärung, und wollten es mit dem Papste nicht verderben; aber sie wurden aus der Stadt gejagt, und diese zur rechten Zeit angewandte Strenge schreckte die andern in den schuldigen Gehorsam zurück.

Hätte nun Ludwig diese kräftige Stimmung der Fürsten benutzt, so hätten die Deutschen ein- für allemal die schimpfliche Herrschaft des Papstes los werden können. Aber das war das Unglück, daß Ludwig mit sich selbst nicht einig war; sein verkehrtes Gewissen zog ihn immer wieder zum Papste hin, dessen Verzeihung er durch die größten Demüthigungen zu erkaufen suchte. Ja er versprach ihm, er wolle im Voraus Alles gut heißen, was der Papst von ihm verlangen würde. Dabei riß in Deutschland eine gräuliche Verwirrung ein; denn jeder Ungehorsame gebrauchte den Vorwand, daß der Kaiser ja im Banne sey. Besonders in den Städten erhob sich ein hitziger Kampf. Bisher hatten hier nur einige angesehene Familien das Recht gehabt, daß aus ihnen die Magisträte gewählt wurden; solche Familien nannte man patrizische Geschlechter. Aber jetzt wollten die durch Handel und Kunstfleiß reich gewordenen Bürger auch daran Antheil haben, und da es schwer hält, daß der Mensch einmal errungene Vortheile wieder aufgiebt, so weigerten sich auch die Patrizier stolz, die Zünfte zuzulassen. Darüber entstanden nun überall große Kämpfe, die sich fast alle damit endigten, daß die Zünfte auch einigen Antheil an den Magistratsstellen erhielten. Auch zwischen dem Landadel und den Städten, zwischen dem hohen und niedern Adel, und zwischen dem Adel und den Fürsten wurde vielfach gestritten, und Keiner war da, der durch kräftiges Dazwischentreten dem Unwesen ein Ende gemacht hätte. Ueberall erlaubte sich der Stärkere gegen den Schwächern die allergrößten Bedrückungen, und selbst der nichtswürdige Pöbel unterstand sich,

über die Juden herzufallen, sie auszuplündern, und hier und da selbst todt zu schlagen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Fürsten endlich unzufrieden wurden, daß der Kaiser den täglich größer werdenden Verwirrungen so ruhig zusah, und da der Papst obendrein sie immer ermahnte, doch einen andern Kaiser zu wählen, so versammelten sich die Kurfürsten deshalb in Rense. Da gerieth Ludwig in Angst; er reiste selbst nach Rense, und bat sie, nicht so gegen ihn zu verfahren; er wolle sich ja gern unter jeder Bedingung mit dem Papste aussöhnen. Darauf ertheilte er seinen Gesandten eine Vollmacht, mit dem Papste zu unterhandeln, wie sie nie ertheilt worden war, noch je ertheilt werden wird. Sie sollten jede Beschuldigung, die der Papst ihm machte, einräumen, jede beliebige Buße und Strafe annehmen, und die Gnade desselben aufs demüthigste anflehen. Er wolle dem kaiserlichen Titel entsagen, sich in allen Dingen ganz dem päpstlichen Willen unterwerfen, und Alles gut heißen, was ihm belieben würde; sein ganzes Leben sey in seine Hände gelegt. Die Gesandten trauten ihren Augen nicht, als sie die Vollmacht zu Gesichte bekamen. Indessen reisten sie nach Avignon; aber wie wunderten sie sich, als der Papst erklärte, das sey Alles noch nicht genug; Ludwig müsse noch mehr versprechen. Und nun verlangte er Dinge, die Ludwig gar nicht eingehen konnte, weil sie nicht ihn, sondern das Reich betrafen, und da er sich deshalb höflichst entschuldigte, sprach der Papst Klemens VI. — so hieß dieser wüthende Priester — den heftigsten Bannfluch aus, der seinen Gegner ganz darniederschmettern sollte. Es hieß darin unter andern: „verflucht sey Ludwig bei seinem Eingange, verflucht bei seinem Ausgange! Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn, Blindheit und Tollheit! Der Himmel sende über ihn seine Blitze! Der Zorn Gottes und der Apostel entbrenne gegen ihn in dieser und der zukünftigen Welt! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn, der Boden öffne sich, und verschlinge ihn lebendig! Alle Elemente seyen ihm entgegen! Sein Haus werde öde! Seine Kinder mögen daraus vertrieben werden, und in die Hände derer fallen, die sie tödten!"

Ein Unglück kommt selten allein. Auch die Kurfürsten

die sich wieder in Rense versammelt hatten, behandelten ihn jetzt feindlich, und da er sie bat, doch seinen Sohn zu seinem Nachfolger zu erwählen, bekam er die bittere Antwort: „das Reich ist unter dir, o Baier, so verfallen, daß wir uns hüten müssen, es jemals wieder in die Hände eines Baiern zu geben.“ Und da der Papst immer heftiger in sie drang, einen andern Kaiser zu wählen, und ihnen dazu den Markgrafen Karl von Mähren, einen Sohn Johanns von Böhmen, vorschlug, so setzte ein Theil von ihnen den unglücklichen Ludwig ab, und ließ sich den Markgrafen gefallen. Als bei seiner Wahl die Reichsfahne vor allem Volke geschwenkt wurde, fiel sie dem Träger aus den Händen, und in den Rhein, wo sie versank; ein übles Vorzeichen!! Das geschah 1346. Ludwig, der abgesetzte, mit dem Bann behaftete, arme Ludwig, lebte noch bis ins folgende Jahr. Der Tod überraschte ihn 1347 auf der Bärenjagd zwischen München und Augsburg.

75. Karl IV., 1346—1378.

Karl IV. war ein Enkel Kaiser Heinrichs VII., also aus dem Hause Luxemburg. Er besaß dieselben glänzenden Eigenschaften, durch die sich schon sein Großvater ausgezeichnet hatte: wissenschaftliche Bildung, Kenntniß mehrerer Sprachen, und eine große Vorliebe für Wissenschaften und Künste. Aber einen großen, edeln Charakter hatte er nicht, und indem er für sein Lieblingsland Böhmen Alles that, ließ er Deutschland verfallen, und kümmerte sich nicht darum, so daß er nicht unter die Zahl der ausgezeichneten Kaiser zu zählen ist.

So ganz ohne Widerspruch wurde Karl von allen deutschen Fürsten nicht anerkannt. Die Anhänger des Hauses Baiern wollten nichts von ihm wissen, und wählten den König von England Eduard III. zum Kaiser, und als dieser die Ehre ablehnte, den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Ernsthaften, einen Sohn Friedrichs mit der gebissenen Wange. Aber auch dieser war so vernünftig, sich nicht auf den gefährlichen Antrag einzulassen. Da wandte man sich endlich an den Grafen Günther von Schwarzburg, einen braven, biedern

und tapfern Ritter, und dieser ließ sich bereden. Aber er hatte wenig Freude davon. Gerade diejenigen Fürsten, die ihn durch ihre dringenden Zuredungen bewogen hatten, die deutsche Königskrone anzunehmen, verließen ihn, und schon wenige Monate nach seiner Wahl fing er an zu kränkeln; ob er vergiftet worden sey, ist nicht gewiß; er selbst glaubte es. Schon lag er fast im Sterben, da drang man in ihn, seine Ansprüche auf die Krone fahren zu lassen. Der arme, körperlich und geistig gebeugte Mann willigte ein, und ließ sich dazu auf einer Bahre, die Reichsfahne vor sich her wehend und unter dem Schalle der Posaunen, nach Frankfurt tragen. Hier starb er wenige Tage darauf, 1349. Kaiser Karl, der indessen auch angekommen war, begleitete die Leiche des biedern Günther, der eines bessern Looses werth gewesen war, nach der Gruft.

Um diese Zeit ereignete sich in der Mark Brandenburg ein sonderbarer Fall. Es ist eben erzählt worden, daß Kaiser Ludwig der Baier seinem Sohne Ludwig die Mark Brandenburg gegeben habe, nachdem Waldemar gestorben war. Jetzt, 29 Jahre nach dem Tode dieses Markgrafen, meldete sich sehr unerwarteterweise ein alter Mann, der sich für denselben ausgab. Eines Tages nämlich erschien ein alter Pilger vor der Thüre des Erzbischofs von Magdeburg, und bat um einen Becher Weins von der erzbischöflichen Tafel. Als ihm dieser gereicht wurde, ließ er während des Trinkens einen goldenen Ring hineinfallen, und befahl dem Diener, denselben seinem Herrn zu bringen. Der Erzbischof erkannte sogleich, daß der Ring kein anderer, als der seines alten Freundes, des längst begrabenen Markgrafen sey, und ließ den Fremden vor sich führen, der sich ihm als der Markgraf selbst darstellte, und folgendes erzählte: er habe sich Vorwürfe gemacht, daß seine Frau mit ihm verwandt sey, und eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen, um das Unrecht abzubüßen. Statt seiner sey ein andrer Leichnam beerdigt worden, und er sey überzeugt gewesen, daß sein Land von seinem nächsten Verwandten aus der anhaltschen Linie verwaltet werden würde. Als er aber jetzt erfahren, daß dem nicht so sey, sondern daß der Kaiser den baierischen Prinzen damit belehnt habe, sey er zurück-

gekehrt, um sein Land wieder in Besitz zu nehmen. Viele, die den alten Waldemar gekannt hatten, behaupteten, er sey es wirklich; die Anhänger des baierischen Hauses aber sagten, er sey ein Betrüger, den die Verwandten Waldemars angestiftet hätten, seine Rolle zu spielen, weil er ihm ähnlich sehe, und eigentlich ein Müller, Namens Jacob Rehbock. Das Letztere ist allerdings wahrscheinlicher; ganz aufgeklärt ist die Sache nie worden, weil bei der Aufregung der Partheien jede Recht zu haben behauptete, und jede gründliche Untersuchung bei Seite gesetzt wurde. Selbst der Kaiser wurde anfangs getäuscht, und der größte Theil des Volks wandte sich dem sogenannten falschen Waldemar zu. Zuletzt aber erklärte sich Karl IV. gegen ihn, und befahl den Märkern, dem Ludwig wieder zu gehorchen. Aber mehrere Städte widersetzten sich, und die Unruhen hörten erst auf, nachdem Waldemar die Städte ihres ihm geleisteten Eides entbunden hatte. Er zog sich nach Dessau zurück, und hat da mit dem Titel eines Markgrafen bis an seinen Tod gelebt.

Weit größere Unglücksfälle ereigneten sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Deutschland und in den umliegenden Ländern, als diese Uneinigkeiten waren. Es schien sich Alles vereinigen zu wollen, um die Menschen zum Nachdenken zu bringen, und aus der allgemein herrschenden Lasterhaftigkeit herauszureißen. Zuerst kamen aus dem Morgenlande so ungeheure Schwärme von Heuschrecken nach Polen, Ungarn, Oestreich, Böhmen und Schlesien, daß Alles auf den Feldern aufgezehrt wurde. Daraus und aus der allgemeinen Nässe entstand eine fürchterliche Hungersnoth, so daß die Leute in Schlesien Gras verzehrten. Die Hungersnoth wieder erzeugte eine große Sterblichkeit. Zugleich wurden die dadurch schon aufgeregten Gemüther durch eine Sonnenfinsterniß, durch Erdbeben und durch ungeheure Schwärme geschwänzter, schwarzer Insecten, die mit dem Regen hier und da niederfielen, noch mehr geängstigt. Aber alles dies waren nur Vorboten eines weit größern Unglücks. In Klein-Asien nämlich entstand eine furchtbare Pest, die schnell alle benachbarten Länder der drei Erdtheile durchflog. Die italienischen Kaufleute, die hier mit ihren Schif-

fen lagen, brachen sogleich auf, dem Unglück zu entfliehen. Aber zu spät! ihr Schiffsvolk war bereits angesteckt, und überall, wo sie anlegten, in Messina, Sardinien, Corsica, theilten sie die Ansteckung den Einwohnern mit. So stiegen sie in Pisa und Genua aus, und brachten den Tod mit sich. Diese Pest ergriff 1348 ganz Italien, und richtete die furchtbarsten Verheerungen an. Bald stieg sie über die Alpen, ging durch Spanien, Frankreich, England, und breitete sich 1350 auch in Deutschland aus. Ja sie verschonte nicht einmal die Schweden, Dänen und Norweger, und drang sogar bis in das eisige Island. Die Kranken bekamen schwärzliche Flecken über den Körper, und die meisten starben bereits am dritten Tage. Man nannte die bis dahin unbekannte Krankheit den schwarzen Tod. Bald sahen die Aerzte, daß sie keinem Arzneimittel wich, und die Ansteckung war so groß, daß schon die Berührung der Sachen eines Kranken das Gift mittheilte. Man sah Thiere todt hinfallen, welche auf der Straße liegende Kleider berührten. Jetzt wich Jeder dem Andern aus; bald sah man den Bruder vom Bruder, die Gattin vom Gatten, und selbst Väter und Mütter von ihren Kindern fliehen. Die unzählbaren Kranken blieben sich selbst überlassen, wenn sich nicht ein Freund aus Liebe, oder ein Diener aus Geiz zur Pflege entschloß. Die Todten wurden nicht ehrenvoll begraben, sondern Leute aus der niedrigsten Klasse trugen für großen Lohn den Sarg eiligst zum Begräbnißplatz. So war es bei den Reichen. Die Armen, in ungesunde Häuser auf einander geschichtet, starben meist ohne Wartung und Pflege zu Tausenden, viele selbst auf den Straßen, andere in ihren Häusern verlassen, und erst der Leichengeruch verkündigte den Nachbarn, daß da verwesende Leichname lägen. Jeden Morgen fand man auf den Straßen eine Menge ausgesetzter Leichname; dann holte man Särge herbei oder auch nur ein Bret, und Ein Sarg umschloß oft Mann und Frau, Vater und Sohn, oder Bruder und Bruder. Wenn man zwei Priester mit einem Kreuze einen Leichenzug führen sah, so öffneten sich alle Thüren, und aus jeder brachte man einen oder mehrere Särge hervor, die sich dem Trauerzuge anschlossen. Während so der Tod auf eine gräßliche Weise täglich unter den Lebenden wüthete, überließen sich die,

welche noch verschont wurden, ungescheut jeder Ausgelassenheit, weil der Glauben allgemein war, daß man nur durch Vergnügen und Sorglosigkeit der Ansteckung entgehen könne. Also hier Leichenduft und Todtenverzerrung, und dort Spiel, Gesang und Freudengetümmel! In ganz Europa starben fast zwei Fünftheile der ganzen Bevölkerung. Daß man dies große Unglück für eine Strafe Gottes hielt, war natürlich; daher suchte man durch Büßungen den Zorn des Himmels zu versöhnen, und heulend sah man überall zahlreiche Schwärme von Flagellanten das Land durchziehen, und sich den Rücken zergeißeln.

Doch wir gehen zu etwas Anziehenderem über. Im 64. Abschnitt ist oben der Stiftung der großen Hansa erwähnt worden. Künste und Handwerke waren seitdem recht sichtlich vervollkommt worden, und der Handel hatte sich ausgebreitet, so daß jene Städteverbindung immer weiter um sich griff. Nirgends fand man damals so betriebsame Menschen als in Deutschland und in den im Grunde dazu gehörenden Niederlanden. In Löwen waren zu der Zeit Albrechts 4000 Tuchmachermeister und 15,000 Tuchmachergesellen! und welchen Handel setzt nicht eine so starke Fabrikation voraus! Daher schlossen sich alle, einigermaßen bedeutende Städte, besonders des nördlichen Deutschlands, an die Hanse an, die von Jahr zu Jahr größeren Zuwachs erhielt, so daß bald die Hansa ihre mächtigen Arme von den Niederlanden bis nach Rußland ausbreitete. Während die Frachtwagen der Hansestädte die Landstraßen bedeckten, und ihre Fluß-Schiffe den Rhein, die Weser und die Elbe hinauf- und hinabfuhren, segelten ihre schwerbeladenen Seeschiffe auf dem deutschen und baltischen Meere, setzten die reichen Waaren im Auslande ab, und führten die erworbenen Reichthümer nach Deutschland zurück. Um das Jahr 1350 scheint die Hansa ihren höchsten Flor erreicht zu haben; Lübeck wurde als der Hauptsitz der Hanse betrachtet, und im Auslande waren London, Brügge in Flandern, Bergen in Norwegen und Nowgorod in Rußland die Hauptcomptoire ihres Handels. Durch den Reichthum wurden die Bürger natürlich übermüthig, und verlangten immer stürmischer Antheil an der Regierung der Städte; in den meisten mußten daher die alten patrizischen Geschlechter

den Abgeordneten der Zünfte Zutritt zu den Magistratsstellen zugestehen, was dem Stolze jener gar nicht behagen wollte. Selbst die Kaufleute wurden noch immer als Leute betrachtet, die dem Handwerker näher als dem Patrizier standen, und jeder Stand sonderte sich stolz von dem andern ab. Aber wie jetzt Jeder sich hinaufdrängt, und vornehmer seyn will, als ihm zukommt, so war es auch damals. Ein Beispiel davon gaben die Regensburger. Hier hatten seit lange die Patrizier auf dem Rathhause ihre besondern Trinkstuben, wo sie des Abends bei einem Glase Wein zusammenkamen. Aber nun verlangten die Handwerker, auch Zutritt dazu zu haben, und da man ihnen dies nicht ganz wehren konnte, so mußten jene ihre Trinkstuben aufgeben, und kamen nun in den Klöstern zusammen, wo die Mönche an den Zechgesellschaften gern Theil nahmen. Aber darüber hielt sich das Volk auf, und dies bewog die Patrizier, besondere Zusammenkunftsorte anzulegen, die man Herrenstuben nannte.

Wir kehren nun zu Kaiser Karl IV. zurück. Er war kaum Kaiser geworden, so erhielt er einen Brief aus Italien von dem berühmten Dichter Petrarka, der ihn dringend einlud, nach Italien zu kommen, und Rom zum Mittelpunkt eines neuen Weltreichs zu machen. „Warum hast du unser," so schrieb er unter Anderem, „und, wenn ich es sagen darf, deiner selbst vergessen? Wir dachten, du wärest uns als ein Befreier vom Himmel gesendet, und jetzt weichst du aus, und bringst, da es der Thaten bedarf, die Zeit in langen Berathschlagungen zu. Das römische Reich setzt jetzt die oft getäuschte Hoffnung auf deine Tugend. Laß dich nicht von der Liebe zu deinem Vaterlande und von den Sorgen für die Länder jenseit der Alpen zurückhalten, und wenn du auf Deutschland blickst, so denke auch an Italien. Nie hat Italien sehnsuchtsvoller nach der Ankunft eines auswärtigen Fürsten geseufzt. Eile also, seine Wünsche zu erfüllen, ehe es durch langes Warten erkaltet. Italien sehnt sich, deine Füße zu küssen; die Rechtschaffenen sind begierig, sich in großen Schaaren unter deinen Fahnen zu sammeln, die Verbrecher zittern!" Diese Aufforderung ging nicht bloß aus dem Kopfe des großen Dichters

hervor, sondern ganz Italien wünschte den Kaiser wirklich herbei, weil dies Land damals von dem heißen Wunsche beseelt war, das alte Römerreich wiederherzustellen. Der Papst wohnte noch immer in Avignon, und einen Herrscher mußten die Italiener doch haben. Aber sonderbar genug: die sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Kaiser hatten sich nach Italien gedrängt, und waren mit Abscheu zurückgewiesen worden; jetzt lud dasselbe flehentlich den Kaiser ein, Besitz von dem schönen Lande zu nehmen, und Karl — nahm die Einladung kalt auf, und antwortete dem Dichter zwar höflich, aber ablehnend. Und dennoch wollen wir den Kaiser keineswegs tadeln; im Gegentheil handelte er verständiger, als seine Altvordern; denn in Deutschland selbst war noch so viel zu ordnen und zu bauen, daß dies allein die ganze Thätigkeit des Kaisers in Anspruch nahm. Auch lagen ihm besonders seine Erbländer viel zu sehr am Herzen, als daß er sie um Italiens Willen hätte verlassen sollen. In Prag legte er eine Universität an, welche noch blühet, die erste in Deutschland, und that überhaupt für diese Stadt und für Breslau so viel, daß sein Andenken hier immer noch in Segen steht. Zwar ist Karl späterhin wirklich nach Italien gezogen, weil er, der eitle Mann, sich gern in Rom im Kaisermantel und in der Kaiserkrone zeigen wollte. Er wurde überall mit Frohlocken empfangen, man brachte ihm Geschenke dar, und sah schon im Geiste die bessern Zeiten anbrechen. Aber die Italiener hatten sich geirrt. Nachdem er sich in Rom gezeigt hatte, ging er, ohne etwas für das harrende Volk gethan zu haben, eilig wieder nach Deutschland zurück, verfolgt von dem Hohne der Getäuschten. Petrarka schickte ihm ein Schreiben nach, in dem es hieß: „was dein Großvater und unzählige Andere mit vielem Blute und Schweiße erstrebt hatten, das hast du, o Kaiser, ohne Mühe erlangt, um es unbegreiflicherweise von dir zu werfen. Italien hat dir seine Zugänge, Rom seine Thore aufgethan, du hast den Scepter und die Krone ohne Anstrengung und Blut in Empfang genommen, und du lässest das Alles zurück, und ziehest undankbar nach Hause. Dein Großvater und dein Vater dachten ganz anders. Aber ich sehe wohl, Heldenmuth ist kein erbli=

ches Gut!" — Karl ließ ihn reden; denn er fand in Deutschland genug zu thun.

Hier war durch die Schuld Ludwigs des Baiern große Unordnung eingerissen; es war nicht viel besser, als hundert Jahre früher während des Interregnums. Das Ansehen des Kaisers war verfallen; Keiner fragte mehr nach Gesetzen und nach Obrigkeit; der Stärkere unterdrückte ungescheut den Schwächeren. Da berief Karl einen Reichstag, und gab hier die goldene Bulle*). Gewiß enthielt diese strenge Vorschriften, durch welche die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, und der Schwächere gegen seinen Unterdrücker in Schutz genommen werden sollte? — Keineswegs! sondern nichts, als welche Fürsten den Kaiser wählen, welche Ceremonien bei seiner Wahl und Krönung vorgenommen werden sollten, u. dgl. mehr. In jenen Zeiten hielt man nämlich dergleichen Dinge für sehr wichtig; für unsre Tage hat die goldene Bulle nur noch ein historisches Interesse.

Auch Karl hatte die Schwäche seiner Vorgänger, die kaiserliche Macht zur Vermehrung seiner Besitzungen zu benutzen. Besonders gelang ihm das mit der Mark Brandenburg. Diese gehörte damals einem Enkel Ludwigs des Baiern, einem schwachen, leichtsinnigen Manne, der sich leicht vom Kaiser bereden ließ, ihm sein Land zu überlassen. Ferner brachte er die Kurfürsten durch Geld dahin, daß sie seinen Sohn Wenzel zu seinem Nachfolger ernannten. Bald darauf starb Karl IV. in Prag 1378.

76. Wenzel, 1378—1400.

Als Wenzel Kaiser wurde, war er erst 17 Jahre alt. Aber nicht allein Jugend war an seiner schlechten Regierung schuld;

---

*) Die Urkunden werden in der Regel mit einem großen wächsernen Siegel versehen, welches an einer seidenen Schnur herabhängt. Damit nun das Siegel nicht verletzt werde, pflegt man es mit einer runden Kapsel zu umgeben, die von Holz, Messing oder Silber zu seyn pflegt, und eine bulla genannt wird. Da nun jene

er taugte von Hause aus nichts. Als er geboren wurde, hatte sein Vater eine unmäßige Freude. Er schenkte einer Kirche in Aachen so viel Gold, als der Junge wog, lud eine Menge Reichsfürsten zur Taufe ein, und hielt glänzende Tourniere und Spiele. Einige Jahre darauf schrieb er an Petrarka, und bat ihn, den Knaben zu erziehen; aber der Dichter lehnte die Ehre ab. Des Vaters süße Hoffnung wurde nicht erfüllt. Wenzel wurde je älter, desto träger und herrischer. Es war unklug, daß Karl den Knaben schon früh wie einen großen Herrn behandelt hatte. Noch in der Wiege wurde Wenzel verlobt, als dreijähriges Kind zum Könige von Böhmen gekrönt, im fünften Jahre ertheilte er dem vor ihm knienden Herzog von Schlesien die Lehen, im neunten wurde er vermählt, und auf allen Reisen begleitete er seinen kaiserlichen Vater. Da war es denn kein Wunder, wenn er von seiner Klugheit eine hohe Meinung bekam, und sich in nichts wollte rathen lassen.

Diese seine Charakterschwäche blieb natürlich nicht verborgen, und die Fürsten hatten nicht die geringste Achtung vor ihm. Auf einem Reichstage, den er ausschrieb, fand sich kein einziger ein, und das ließ er auch so hingehen. Aber sie wurden auch von Tage zu Tage mit ihm unzufriedener, da er sich um Deutschland so gut, wie gar nicht bekümmerte, und ruhig auf seinem prager Schlosse saß, als wenn ihm jenes nichts anginge. Selbst in seinen Erbländern machte er sich durch Willkür und durch Verachtung der Geistlichkeit verhaßt. Hiervon nur ein Beispiel, welches zugleich ein Bild von dem Geiste jener Zeit giebt. In Breslau liegt der Dom in einem besonderen Stadttheil, der sonst eine Insel war. Eines Tages nun kam ein Wagen mit schweidnitzer Bier, welches der Herzog von Liegnitz seinem Bruder, dem Domdechanten, geschenkt hatte, durch die Stadt gefahren, um nach dem Dome zu gelangen. Aber der Magistrat ließ das Bier wegnehmen, weil auf der Dominsel ein Bierschank getrieben würde, der den Bierschenkern in

---

Urkunde eine goldene Kapsel hatte, so nannte man sie die goldene Bulle.

der Stadt zum Nachtheile gereichte. Darüber ergrimmte das Domstift so, daß es die Stadt mit dem Interdicte belegte. So standen die Sachen, als gerade Wenzel nach Breslau kam, um sich huldigen zu lassen. Die Geistlichkeit ergriff diese Gelegenheit, ihr Ansehen einmal zu zeigen, und weigerte sich, selbst in Gegenwart des Kaisers den Gottesdienst zu verrichten. Als nun Wenzel darauf bestand, nahmen die Domgeistlichen die Flucht. Aber Wenzel, der so vor der Geistlichkeit keine Ehrfurcht hatte, befahl seinen Böhmen, die Häuser der Domherren zu plündern. Damit noch nicht zufrieden, zogen die Böhmen die Chorröcke und Meßgewänder der Geistlichen an, und hielten so singend und plärrend einen spöttischen Umzug um den Markt.

Unter Wenzels Regierung unternahm Herzog Leopold von Oestreich, ein Neffe jenes Leopold, der bei Morgarten die Niederlage erlitten hatte, einen Zug gegen die Schweizer. Er konnte den alten Haß Oestreichs gegen dieses Hirtenvolk nicht vergessen. Er zog 1386 mit einer auserlesenen Schaar von Rittern und ihren Knechten in das Schweizerland, auf Luzern zu. Bei Sempach erwarteten ihn die Schweizer, nur etwa 1400 Mann und mit schlechten Waffen. Viele hatten kurze Schwerter oder Morgensterne oder Hellebarden; Lanzen hatte Keiner; Viele hatten sich kleine Bretter statt der Schilde an den linken Arm gebunden. Manche trugen dieselben Waffen, die schon bei Morgarten gute Dienste gethan hatten, aber hier nicht auszureichen schienen. Leopold dachte an seines Oheims Schicksal, und an die Verwirrung, die damals durch die scheuen Pferde entstanden war. Seine Reiter mußten absteigen, und so durch das Feld einherziehen. Er war voll hohen Muths; man warnte ihn, sich nicht so weit vorzuwagen; da antwortete er: „Soll denn Leopold von Weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Lande will ich mit euch siegen oder umkommen!" — Aber auch die Schweizer verzagten nicht. Der Gott, der ihnen im Morgarten beigestanden hatte, konnte sie auch jetzt retten, und den kleinen Haufen gegen den übermächtigen Feind stark machen. Sie fielen, im Angesicht des Feindes, nieder auf die Knie, und beteten zu Gott; so war es ein alter Gebrauch unter ihnen. Nun rannten sie in vollem

Ungestüm auf den Feind mit lautem Kriegsgeschrei. Aber sie wurden empfangen von einer Mauer von Schilden und einem Walde hervorragender Lanzen: denn in einen tiefen und breiten Haufen hatten sich die Ritter gestellt, Mann an Mann, so dicht, daß die kurzen Waffen der Schweizer Keinen erreichen konnten. Und in diesem Augenblicke schwenkten sich die beiden Flügel, um das Häufchen wie durch einen halben Mond einzuschließen, und rückten mit fürchterlichem Gerassel heran. Da standen die Schweizer unthätig. Was war zu thun? Vorwärts wehrten die Lanzen, zurück wollten sie nicht, und 60 Schweizer waren schon erschlagen. Diesen Augenblick banger Unentschlossenheit entschied ein Mann aus Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried. Er sprach zu seinen Landsleuten: „wartet, ich will euch eine Gasse machen;" sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „treue, liebe Eidgenossen! sorgt für mein Weib und meine Kinder!" — lief gegen den Feind, umschlang mit seinen starken Armen so viele Spieße, als er zu fassen vermochte, begrub sie in seine Brust, und drückte sie, da er ein großer, starker Mann war, im Fallen mit zu Boden. Plötzlich stürzten seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin in die Reihen der Ritter hinein, schlugen auf die Wehrlosen rechts und links, und machten sich Bahn, während andere Schweizer sie eiligst verstärkten. Die Hitze des Tages war so groß, — es war der 9. Juni — daß viele Ritter im Gedränge erstickten. Das Gefecht wurde immer heftiger; denn nun stritten Mann gegen Mann. Viele edle Herren wurden hier erschlagen. Da sprach Leopold: „es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben." Von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, stürzte er in den feindlichen Haufen, und fand den gesuchten Tod. Als die Schaaren ihren Herzog nicht mehr sahen, verloren sie die letzte Hoffnung. Sie sahen sich eiligst nach ihren Pferden um. „Pferde her! Pferde her!" riefen sie. Aber nur Wenige konnten sie schnell genug erreichen. Sechshundert sechs und funfzig Grafen, Herren und Ritter fanden hier in der Schlacht von Sempach ihren Tod, die vielen Knappen ungerechnet.

Während dessen war es mit Wenzels Aufführung immer

schlimmer geworden. Er schien das Regieren nur als Nebengeschäft, Trinken aber und Jagd als Hauptbestimmung zu betrachten. Man sah ihn nie anders als in Gesellschaft großer Jagdhunde, die Jeden, der sich ihm näherte, mit fürchterlichem Geheul empfingen, und zu zerreißen drohten. Selbst des Nachts lagen diese Thiere vor seinem Bette, und hier geschah es, daß die Kaiserin durch eins derselben ihr Leben verlor. Als sie nämlich einst des Nachts aus ihrem Bette aufstand, sprang eine solche Bestie an ihr in die Höhe, packte sie bei der Kehle, und sie starb auf der Stelle, entweder vor Schreck, oder von dem Thiere erdrosselt. Mit seinen Unterthanen verfuhr er auf eine himmelschreiende Art. Er verlangte von den böhmischen Großen, daß sie alle ehemaligen königlichen Güter, die sie aber rechtmäßig durch Kauf oder Schenkung erhalten hatten, wieder herausgeben sollten. Dazu ließ er sie also zu sich kommen, und Jeden, der sich nicht zur Herausgabe bereitwillig erklärte, ließ er augenblicklich zum Tode abführen. Eine Probe, wie er mit den Unterthanen umging, ist folgendes: eines Tages lud er die Bürgermeister von Prag zu sich zur Tafel ein. Als sie nun fröhlich bei der Tafel saßen, ging die Thüre auf, und es trat der Scharfrichter in seinem rothen Mantel mit einem blanken Schwerte herein. „Lieber Gevatter," rief ihm der Kaiser zu: „warte draußen ein wenig; nach der Mahlzeit sollst du Arbeit bekommen." Die Gäste entsetzten sich; sie waren sich zwar nichts Böses bewußt, aber bei einem solchen Kaiser schützte auch ein gutes Gewissen nicht. Jetzt eröffnete er ihnen allerhand Forderungen, die sie unter solchen Umständen sogleich eingingen, indem sie ihm versicherten, er sey ihr allergnädigster Kaiser, dem zu Liebe sie Gut und Blut hinzugeben bereit wären. —

Nicht so nachgiebig war der Erzbischof von Prag, der ihm auch die ehemaligen königlichen Güter zurückgeben sollte. Aber er widersetzte sich; da sprach Wenzel gleich von Kopfabschlagen und Ertränken. Aber der Erzbischof ließ sich nicht schrecken. Er erschien eines Tages vor dem Könige mit seiner ganzen Geistlichkeit, und wurde mit wüthenden Vorwürfen empfangen. „Führt sie fort!" schrie Wenzel seiner Wache zu, „und bringt

sie ins Kapitelhaus! Gleich werde ich selbst hinkommen." Unterwegs entkam aber der Erzbischof; nur vier Geistliche wurden festgenommen. Jetzt erschien Wenzel mit zornigem Gesicht, und ergoß eine Fluth von Schimpfreden gegen die Rathgeber des Erzbischofs. Dem Domdechant, der ihm zu antworten wagte, schlug er mit dem Degenknopfe so auf den Kopf, daß das Blut heraussprang. Zwei Andere, unter ihnen der erzbischöfliche Vicar Johann Nepomuk, ließ er auf die Folter bringen, und da sie auch hier nichts gegen den Erzbischof aussagten, ergriff Wenzel eine Fackel, und brannte sie damit; und da auch dies nichts half, ließ er den Nepomuk, an Händen und Füßen gebunden, einen Knebel im Munde, in der Nacht auf die Moldaubrücke führen, und von hier in den Fluß stürzen, 1393. Das Volk aber, und späterhin auch der Papst, erkannten den Nepomuk für einen Märtyrer und Heiligen. Nach vielen Jahren fand man erst seine Gebeine, und siehe da! die Zunge war noch unverwest und so frisch, wie im lebenden Zustande. Man sammelte nun seine Ueberreste in einem prachtvollen silbernen Sarge, der noch heute den Gläubigen in der erzbischöflichen Kirche in Prag zum Gegenstande der Verehrung dient. Die Sage, daß Wenzel den Nepomuk darum habe ertränken lassen, daß er die Beichte der zweiten Frau des Kaisers diesem nicht habe verrathen wollen, ist ungegründet. Bald darauf bereute Wenzel seine rasche That, und suchte sie dadurch wieder gut zu machen, daß er dem andern mitgefangenen Geistlichen erlaubte, sich in seiner Schatzkammer so viel Gold einzustecken, als er nur ertragen konnte; ja zuletzt schüttete er ihm noch so viele Goldstücke in die weiten Stiefeln, daß der Mann kaum fortgehen konnte.

Die unzufriedenen Böhmen wandten sich an Wenzels Bruder, Siegmund, der durch Heirath König von Ungarn war, und an seinen Vetter, Markgraf Jobst von Mähren, und da diese den Wenzel nicht leiden konnten, so ermunterten sie die Böhmen, den Kaiser gefangen zu nehmen. Die Rosenberge, Stahremberge und einige Andere fielen über ihn her, als er auf einer Reise war, und setzten ihn erst auf dem prager Schlosse, dann auf ihren Gütern fest. Erst nach vier

Monaten wurde er wieder frei, nachdem er versprochen hatte, Jeden bei seinem Eigenthum zu lassen, und sich wegen dieses Ueberfalls nicht zu rächen. Das Letztere hat er aber nachmals doch gethan, wie dies von ihm wohl zu erwarten war. Wie froh waren die Böhmen, als sich endlich Siegmund ins Mittel legte, und den Kaiser, der eben so feig im Unglücke als tyrannisch im Glücke war, zwang, ihn zum Statthalter von Böhmen zu ernennen, wodurch Wenzels Herrschaft so gut wie ganz aufgehoben wurde.

Endlich waren es auch die deutschen Reichsfürsten überdrüssig, einen so elenden Kaiser zu haben. Sie traten zusammen, luden ihn vor, und setzten ihn ab, da er nicht erschienen war. Als er das Urtheil vernahm, drohte er zwar, er würde nächstens kommen, und die Frevler züchtigen; aber bei dieser Drohung blieb es auch; denn er hatte ja Niemanden, der ihm wohlwollte, und ihm in seiner Noth beizustehen Lust hatte. Dagegen ist er bis an seinen Tod, der erst 1419 erfolgte, Schattenkönig von Böhmen geblieben, und ergötzte sich mit der Jagd.

77. Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410, und Siegmund, 1410—1437.

Die Wahlfürsten wählten nun den einsichtsvollen Pfalzgrafen Ruprecht, der recht guten Willen hatte, und auch gewiß die Ordnung wiederhergestellt hätte, wenn er nicht schon 1410 gestorben wäre.

Darauf wählte ein Theil der Kurfürsten den Bruder Wenzels, Siegmund, König von Ungarn und Markgrafen von Brandenburg, währen die andern den Markgrafen Jobst von Mähren wählten. Aber dieser starb schon im folgenden Jahre, und hatte von seiner Wahl weiter keinen Vortheil, als daß er mit königlichem Schmucke begraben wurde. Seitdem war Siegmund alleiniger Kaiser.

Um jene Zeit war die Geistlichkeit im höchsten Grade entartet, und in der Kirche die gröbsten Mißbräuche eingerissen. Früher hatte wenigstens der Papst durch das Uebergewicht seines Ansehens das ganze kirchliche Wesen zusammengehalten; aber

das war jetzt nicht mehr, seitdem das päpstliche Ansehen ganz verfallen war. Es gab damals gar drei Päpste zu gleicher Zeit; der Eine war in Rom, der Andere in Avignon, und der Dritte in Spanien, und Einer that den Andern in Bann. Dabei drückte die Geistlichkeit das arme Volk, das seinen letzten Pfennig an die Kirchen und Klöster geben mußte, und sich daher recht sehr nach einer Verbesserung des kirchlichen Wesens sehnte. Zugleich waren auch die meisten Städte in Gährung. Die Handwerker waren mit der Gewalt ihrer Magistrate unzufrieden, und hier und da erhoben sie sich zu einem offenen Aufruhre gegen die Patrizier. Kurz! es war eine unruhige, vielfach bewegte Zeit. Der, welcher den Unordnungen abhelfen sollte, Siegmund, war der Zeit keineswegs gewachsen. An gutem Willen fehlte es ihm zwar nicht, wohl aber an Kraft, seinen Willen durchzusetzen, und die ihm so häufig entgegentretenden Schwierigkeiten zu überwinden. Es war ein Mensch, wie es deren so viele giebt, die nicht Kraft genug haben, gut zu seyn, und sich über die Vorurtheile der Menschen hinwegzusetzen, weil ihnen nicht das, was Gott und ihr Gewissen ihnen gebietet, als das Höchste gilt, sondern der ungestörte Frieden mit den Menschen.

Da nun das Geschrei nach Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche immer lauter wurde, so schrieb Siegmund eine Kirchenversammlung in Kostnitz aus, die von 1414 — 1418 gedauert hat. Der Kaiser selbst fand sich ein, von den Päpsten aber nur der römische, Johann XXIII., und eine Unzahl von Bischöfen, Aebten und Prälaten. Man zählte allein 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, und 1800 Priester. Alle Anwesende legten eine solche Pracht aus, daß man nie etwas Aehnliches gesehen hatte, und das Gefolge aller dieser geistlichen und weltlichen Herren war so groß, daß die Stadt selbst lange nicht alle beherbergen konnte. So groß übrigens auch diese Anstalten waren, so wenig hat das Concil geleistet. Zuerst wurden alle drei Päpste abgesetzt; auch Johann XXIII., so schwer es ihm auch wurde, darein zu willigen. Dann fragte man: sollen erst die Mißbräuche in der Kirche abgeschafft, oder soll erst ein Papst gewählt werden? Die deutschen Bischöfe verlangten das erstere, die Italiener das letztere, und die Fran=

zosen trugen, wie gewöhnlich, auf zwei Achseln. Die Deutschen sagten: „wenn ihr erst einen Papst wählt, so wird aus den Verbesserungen nichts; denn er befindet sich ja wohler dabei, wenn die Mißbräuche bleiben.“ Die Italiener aber stellten sich, als wenn sie das nicht glaubten, im Herzen aber war ja das eben ihre Absicht, daß Alles beim Alten bleiben sollte. Kurz! die Letzteren drangen endlich durch, und die Deutschen mußten nachgeben; aber sie machten zur Bedingung, daß der neue Papst gleich nach seiner Wahl an der Reformation arbeiten, und nicht eher die Stadt verlassen sollte, bis sie vollendet wäre. Darauf wurde ein neuer Papst gewählt, der sich Martin V. nannte. Bei seiner Einweihung zeigte sich einmal wieder der alte päpstliche Stolz, und es ist nur ärgerlich, daß die Deutschen so schwach waren, demselben nachzugeben. Als nämlich Martin seinen Zug durch die Stadt hielt, führten der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg sein Pferd am Zügel, zwei Fürsten hielten die Zipfel seiner Schabracke, und viele andere Fürsten und Grafen zogen hinter und neben ihm her. Dabei war es sehr kothig, und der Kaiser und seine Großen wurden von den Pferden recht tüchtig mit Koth besudelt. Noch prachtvoller war der Aufzug des Papstes, als er nach Beendigung des Concils die Stadt verließ. War aber denn die versprochene Reformation vorgenommen worden? — Keineswegs! Martin wußte tausend Ausflüchte, warum er nichts ändern könnte, und zuletzt siegte die italienische Schlauheit über die deutsche Geradheit: es blieb Alles beim Alten.

Diese Kirchenversammlung ist aber besonders berühmt, oder vielmehr berüchtigt worden durch die Verurtheilung des redlichen Johann Huß. Unter allen Professoren der Universität Prag zeichnete sich keiner mehr aus, als dieser brave Mann. Schon als Jüngling hatte er mit eisernem Fleiße studirt; seinem blassen Gesichte sah man die vielen im Studiren hingebrachten Nachtwachen an. Dabei war er freundlich gegen Jedermann, und wenn er, von Religion begeistert, seinen Mund aufthat, konnte Keiner seiner Beredtsamkeit widerstehen. Seine Frömmigkeit machte, daß man ihn auch zum Prediger an der Bethlehems-

kirche in Prag wählte, ja daß die Königin ihn zu ihrem Beichtvater machte. Aber das machte ihn gar nicht hochmüthig. Im Gegentheil bewohnte er unweit seiner Kirche ein kleines Haus *), und fuhr fort, seinen Geist immer mehr auszubilden. Da kam sein Freund, Hieronymus Faulfisch, aus England zurück, und theilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit einige Bücher Johann Wiklefs mit, die er mitgebracht hatte. Dieser Wiklef, etwa 30 Jahre früher gestorben, war ein Professor und Prediger in Oxford, ein sehr frommer Mann, und dabei ein so klarer Kopf, daß ihm die Unchristlichkeit vieler Lehren der katholischen Kirche nicht entgangen war. Ohne sich vor den Geistlichen zu fürchten, lehrte er laut, es sey schändlich und von Jesus ausdrücklich verboten, ein faules Leben zu führen und sich von Andern ernähren zu lassen, wie die Mönche thäten; der Papst sey kein Beförderer, sondern ein Verderber des Christenthums; die Lehre von der Verwandlung des Brots und Weins im Abendmahl sey gegen die Vernunft; dem Papst und den Kardinälen dürfe man nur so weit glauben, als sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten, weil sie sehr oft schon sich geirrt hätten; die Ohrenbeichte sey eine menschliche Erfindung, und der Ablaß eine offenbare Gotteslästerung u. s. w. Die Mönche schrien Zeter über ihn, und hätte ihn nicht der König von England geschützt, so hätten sie ihn um Amt und Brot, und zuletzt gar auf den Scheiterhaufen gebracht. Aber nach seinem Tode wurden seine Anhänger verfolgt, und seine Lehren als ketzerisch verdammt. Huß hatte bisher nichts von Wiklef gelesen, hielt ihn aber auch für einen Ketzer, und nahm die erste Schrift desselben mit einem Schauder in die Hand. Doch als er darin weiter las, fand er so vielen frommen Glauben und so viele Vernunftmäßigkeit, daß ihm Wiklef recht ehrwürdig erschien, und seine eigenen Ansichten vom Papstthum völlig umgestürzt wurden. Ja er pries auf der Kanzel die Schriften seinen Zuhörern an, und suchte sie möglichst zu verbreiten.

---

*) Dasselbe wurde erst 1825 niedergerissen, nachdem es lange den Einsturz gedroht hatte, und nun strömten Unzählige herbei, um ein Stückchen Holz oder einen Stein als Reliquie davon zu tragen.

Das machte natürlich in Prag großes Aufsehen; besonders schüttelte der Erzbischof von Prag, der sonst Huß's Freund war, den Kopf darüber. Seine Feinde aber, deren er viele unter den deutschen Professoren hatte, zogen, um ihn zu ärgern, aus den Schriften Wiklefs 45 Sätze heraus, die sie als ketzerisch verdammten. Es war überhaupt damals auf der prager Universität eine große Gährung. Die Professoren waren theils Deutsche, theils Böhmen; jenen waren bei der Stiftung drei Stimmen eingeräumt worden, während diese nur eine hatten. Das schien dem Huß ungerecht, und jetzt um so mehr, da ihn die Deutschen so höhnisch verfolgten. Sechs böhmische Professoren wurden zum Könige Wenzel, der damals noch lebte, abgeschickt, und brachten es dahin, daß die Sache nun umgekehrt wurde, d. i. die Böhmen drei, und die Deutschen nur eine Stimme erhielten. Auf diese Nachricht brachen alle deutsche Professoren und Studenten von Prag auf, und zogen, über 5000 an der Zahl, am hellen Tage fort. Sie wandten sich nach Leipzig, wo der treffliche Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, sie freundlich aufnahm, und für sie, was er schon längst Willens gewesen war, eine Universität stiftete.

Dadurch hatte nun zwar Huß viele Feinde verloren, aber bald entstanden neue Unruhen. Der Erzbischof nämlich ließ sich durch die anderen Geistlichen verleiten, alle Bücher Wiklefs, die er sich unter dem Vorwande, sie zu lesen, von den Besitzern hatte geben lassen, öffentlich zu verbrennen. Darüber entstand ein entsetzlicher Lärm. Die Besitzer verlangten Entschädigung, und als ihnen der König erlaubte, sich an der Geistlichkeit bezahlt zu machen, fielen sie über die Klöster und Geistlichen her, und plünderten sie aus. Huß nahm natürlich daran keinen thätigen Antheil, und doch hatte er den größten Schaden davon; denn die Geistlichen behaupteten, er sey an dem Allen schuld. Endlich verklagte ihn der Erzbischof förmlich beim Papste, und dieser befahl, daß Huß nach Rom kommen, und sich verantworten sollte. Aber er gehorchte nicht, weil er wohl wußte, daß seiner dort Gefangenschaft oder Tod warte, und Wenzel schützte ihn. Daher that ihn der Papst in den Bann; doch hatte dieser keine große Wirkung, da das Volk dem Huß anhing. Aber die Partheien

erhitzten sich immer mehr und mehr; Jeder wollte den Andern niederschreien, und regte ihn dadurch zu größerem Widerstande auf. Endlich belegte der Erzbischof die Stadt für so lange, als Huß darin wohnen und predigen würde, mit dem Interdicte. Das machte dem Lärm fürs erste ein Ende. „Ich will nicht," sprach Huß, „daß die Stadt um meinetwillen leide." Er verließ sie und begab sich nach seinem Geburtsorte Hussinetz und anderen, predigte überall, wo er Leute fand, oft unter freiem Himmel, auf Kreuzwegen, hinter Hecken und Zäunen, und erhielt einen ungeheuern Zulauf, weil Jedermann begierig war, die neue Lehre des berühmten Magisters aus Prag zu hören.

Um diese Zeit wurde die Kirchenversammlung nach Kostnitz ausgeschrieben. Sogleich beschloß Huß, den Kaiser zu bitten, daß dort seine Sache untersucht und entschieden werde; denn es ging ihm, wie es meist Allen geht, die für ihre Meinung streiten: er war fest überzeugt, Jeder müßte ihm Recht geben. Auch hatte jetzt seine Parthei wieder so sehr die Oberhand, daß der Erzbischof, den er um ein Zeugniß bat, ihm aus Furcht bezeugte: er habe nie eine falsche Lehre in ihm gefunden. Auch Wenzel versah ihn mit Empfehlungsschreiben, gab ihm drei Edelleute zum Schutz mit, und bewirkte für ihn bei seinem Bruder Siegmund einen Geleitsbrief: „daß er den ehrsamen Magister Huß in seinen und des Reiches Schutz und Schirm genommen habe, und allen Obrigkeiten befehle, ihn wohl aufzunehmen, und seine Reise und Rückreise zu befördern." Von Prag reiste Huß zwar mit Besorgniß vor seinen Feinden, aber auch mit festem Vertrauen zu Gott, daß dieser Alles gut machen werde, ab, und schrieb zuletzt in einem Abschiedsbriefe an seine Freunde: „O bleibt in der Wahrheit, die ich euch gelehrt habe. Ich erwarte zwar in Kostnitz von meinen vielen und mächtigen Feinden viel falsches Zeugniß wider mich; aber ich verlasse mich auf Gottes Beistand, daß ich ihnen nicht allein werde widerstehen, sondern auch, wenn es seyn muß, mit frohem Gemüthe Verfolgung, Gefängniß, ja einen schmähligen Tod werde leiden können. Es ist unmöglich, daß der zu

Grunde geht, der an Gott glaubt, und in seiner Wahrheit bleibt."

Sein erster Auftritt in Kostnitz schien seine Besorgniß zu Schanden zu machen. Man empfing ihn freundlich, und selbst Papst Johann XXIII. ließ ihm sagen: „er soll Sicherheit haben, selbst wenn er meinen leiblichen Bruder ermordet hätte." Aber schon nach einigen Wochen wurde die Sprache ganz anders. Es erschienen in Kostnitz zwei Theologen von seiner Gegenparthei aus Prag, und überreichten dem Papst eine Anklageschrift: daß sich in Huß's Schriften viele ketzerische Lehren befänden. Plötzlich wurde er ins Gefängniß gesetzt, so sehr auch einer jener ihm zum Schutz mitgegebenen Edelleute dagegen protestirte, und es wurde ein förmlicher Prozeß gegen ihn eingeleitet. Huß, der indessen krank geworden war, bat vergebens um einen rechtsverständigen Vertheidiger. Einen Arzt schickte ihm der Papst, aber einen Ketzer zu vertheidigen, hieß es, sey nicht erlaubt. Endlich kam der Kaiser Siegmund selbst an. An ihn wandten sich nun die drei böhmischen Edelleute, und erinnerten ihn an das sichere Geleit. Schon wollte er sich Huß's annehmen; da riefen der Papst und seine andern Feinde: „Wie? einen Ketzer wolltest du beschützen? Einen Ketzer muß man nicht sein Wort halten." Siegmund war schwach genug, sich dadurch beruhigen zu lassen, und Huß — wurde in ein ungesundes, übelriechendes Gemach eines Klosters eingesperrt. Nun erließen die böhmischen Großen, denen Huß über Alles theuer war, ein nachdrückliches Schreiben an den Kaiser, und erinnerten ihn an das sichere Geleit; im Vertrauen darauf sey ja Huß nach Kostnitz gekommen. „Wir bitten Ew. kaiserliche Majestät," hieß es darin, „die öffentliche Treue nicht verletzen zu lassen; es möchte für sie und für ganz Böhmen ein großes Unheil daraus entstehen. Gott ist unser Zeuge, daß es uns sehr schmerzen würde, wenn wir erführen, daß sich etwas zur Schande Ew. Majestät begäbe, geschweige, daß sie sich selbst mit solcher Schande beflecken sollte. Diese Sache dient Andern zum bösen Beispiele, so daß nachher Jedermann die öffentliche Treue und Ew. Majestät Geleit verletzen und verachten wird." Aber das machte auf ihn geringen Eindruck; denn er war einmal in dem Irrthum

befangen, daß man gegen einen Ketzer sich jedes Unrecht erlauben dürfe.

Das Einzige, was Huß's Freunde bei ihm erlangten, war, daß ihnen Siegmund versprach, er sollte nicht ungehört verurtheilt werden. Er wurde dreimal in großer Versammlung verhört. Das erste Mal legte man ihm seine Bücher vor; er erkannte sie als die seinigen, und war auch bereit, zu widerrufen, wenn ihm Irrthümer darin nachgewiesen werden könnten. Als man nun die gegen ihn gemachten Beschuldigungen verlas, entstand ein gewaltiger Lärm, so daß Keiner den Andern verstehen konnte. Endlich versuchte Huß sich zu vertheidigen; aber da schrien und schimpften die versammelten Geistlichen so heftig auf ihn los, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Das zweite Mal konnten diese Unschicklichkeiten nicht vorfallen, weil der Kaiser und viele Fürsten zugegen waren. Auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen antwortete er, daß man ihn zum Theil ganz falsch verstanden habe, auch daß er nicht in allen Stücken dem Wiklef beistimme. Als er sich auf Jesus berief, brach die ganze Versammlung in ein lautes Gelächter aus; ebenso, als er sagte, er könne nicht glauben, daß Wiklef von Gott verdammt sey, und er wünsche, daß seine eigene Seele einst dahin kommen möge, wo sich die Seele dieses frommen Mannes befände, — als wenn Huß eine Albernheit gesagt hätte. Sein ganzes Benehmen war so vernünftig und bescheiden, daß die Väter, wenn sie nicht so gegen ihn eingenommen gewesen wären, sich über ihn hätten recht freuen müssen. Er wolle ja gern jeden Irrthum widerrufen, den man ihm aus der heiligen Schrift nachweisen könnte. „Ich bezeuge vor Gott," sprach er, „daß ich nicht mit Hartnäckigkeit, sondern in der Absicht hierher gekommen bin, um ohne allen Anstand meine Meinung zu ändern, sobald mich Jemand eines Bessern belehren kann." Zuletzt erklärte ihm einer der Cardinäle: er müsse widerrufen, und eidlich versprechen, seine falschen Meinungen nicht wieder zu lehren; dann wolle man vielleicht Gnade für Recht ergehen lassen. Selbst Kaiser Siegmund redete ihm zu, seine Meinungen abzuschwören. Aber Huß blieb dabei, er könne ja nicht Dinge abschwören, zu denen er sich gar nicht einmal bekannt hätte, und fügte die schönen Worte hinzu: „wahr-

lich! es ist mir besser zu sterben, als aus Furcht vor einer vorübergehenden Strafe in die Hände Gottes, und dann vielleicht in die ewige Verdammniß zu verfallen!" Darauf schallt man ihn einen hartnäckigen Ketzer, der nicht zu bessern wäre.

Im Gefängnisse betrug er sich stets sanft und verträglich, und als ihn sein eifrigster Ankläger auf seinen Wunsch im Kerker besuchte, bat ihn Huß wegen des ihm verursachten Aergers, und wegen jeden harten Wortes, das ihm vielleicht entfallen wäre, um Verzeihung. Auch einer jener drei Edelleute kam zu ihm, und sprach: „Lieber Magister Johannes, ich bin nur ein ungelehrter Mann, und habe dir, einem Gelehrten, nicht viel zu rathen. Doch bitte ich dich, wenn du dir eines Irrthums bewußt bist, daß du dich nicht bedenkst, deine Meinung nach dem Willen des Concils zu ändern. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so will ich dir auch nicht rathen, etwas gegen dein Gewissen zu thun. Ertrage dann eher jede Todesstrafe, als daß du die einmal erkannte Wahrheit verrathen solltest." — Da antwortete Huß unter vielen Thränen: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich bereit bin, sogleich meine Meinung zu ändern, und meinen Irrthum einzugestehen, sobald das Concilium mich mit Gründen aus der heiligen Schrift belehrt haben wird."

Nachdem man ihn nun noch 4 Wochen hatte im Kerker sitzen lassen, um wo möglich seine Standhaftigkeit zu ermüden, schritt man zu seiner Verurtheilung. Man führte ihn in die Kirche, in welcher die Versammlungen gehalten wurden. Hier saß der Kaiser in vollem kaiserlichen Schmucke auf einem Throne; vor ihm die Reichsfürsten und Ritter, gegenüber in langen Reihen die Väter des Concils. In der Mitte stand ein Tisch, auf welchem ein Priesteranzug lag; davor ein hoher Schemmel. Auf diesen wurde Huß gestellt, auf daß er von Allen recht gesehen werden könnte. Still kniete er nieder, und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihm beistehen möge in dieser Stunde der Angst. Dann bestieg ein Bischof die Kanzel, und gab sich Mühe zu beweisen, daß die Versammlung nichts Ruhmwürdigeres thun könne, als den ruchlosen Ketzer zu verdammen. Nach der Predigt wurde ein Befehl verlesen, daß Keiner sich unterstehen solle, die folgende Handlung durch einen Laut zu

stören. Darauf wurde erst die Lehre Wiklefs, und sodann einige Irrthümer Huß's vorgelesen und verdammt. Als er dagegen Einwendungen machen wollte, bedeutete ihn ein Cardinal: er könne hinterher auf alle einzelne Artikel antworten. „Aber, liebe Herren," antwortete er bescheiden, „wie kann ich denn alle gleich im Gedächtniß behalten?" — „Schweig, Ketzer!" rief der Cardinal, und befahl den Herolden, ihm, wenn er nicht schweige, den Mund zuzuhalten. „O mein Gott!" schluchzte er, und fiel nieder auf seine Knie, „du mein höchster und untrüglicher Richter! so empfehle ich dir meine Sache!" Auch diese Worte wurden ihm als ein Verbrechen angerechnet; da rief er aus: „o liebster Jesus! das Concil verdammt dein Wort und das Gebot, welches du doch selbst vorgeschrieben hast, als einen Irrthum, da du doch selbst, als deine Feinde dich verfolgten, deine Sache Gott als dem gerechtesten Richter, uns zum Beispiel, empfohlen hast!" Noch einmal bezeugte er, daß er frei und ungezwungen, im Vertrauen auf das Wort des hier anwesenden Kaisers, hier erschienen sey, um seine Unschuld zu beweisen. Als er dabei seine Augen fest auf den Kaiser wandte, überzog eine glühende Schamröthe sein Gesicht, ein Beweis, daß er sein Unrecht wohl fühlte. Zuletzt wurde das Urtheil verlesen! daß Huß's sämmtliche Bücher verbrannt, er selbst aber der geistlichen Würde entkleidet werden, und dann die einem hartnäckigen Ketzer gebührende Strafe empfangen sollte. Da betete Huß mit lauter Stimme, daß Gott nach seiner Barmherzigkeit seinen Feinden das Verbrechen, das sie eben begehen wollten, vergeben möge, worüber die Versammlung ein lautes Hohngelächter aufschlug. Nun traten sieben der Geistlichen vor, und befahlen ihm, die auf dem Tische liegenden Priesterkleider anzuziehen. Er that es, indem er zu sich selbst tröstend sprach: „so wurde ja auch Jesus Christus in einem Königskleide verspottet." Dann gab man ihm den Kelch in die Hand, und fragte ihn, ob er noch immer auf seinen Irrthümern beharre? und da er unter Thränen versicherte, er könne nicht widerrufen, so mußte der Herold ausrufen: Huß sey ein schändlicher und hartnäckiger Ketzer; Geistliche nahmen ihm die Priesterkleidung Stück für Stück herunter; zuerst ent-

rissen sie ihm den Kelch, mit den Worten: „o du verfluchter Judas, der du den Rath des Friedens verlassen hast, und eingetreten bist in den Rath der verrätherischen Juden! Wir nehmen dir den Kelch mit dem wahren Blute Jesu Christi.“ — Huß aber rief laut: „ich aber hoffe von Gottes Barmherzigkeit, daß ich noch heute diesen Kelch in Jesus Reiche trinken werde!“ Als sie ihm nun auch die andern Stücke abnahmen, erinnerte er sich tröstend, daß ja auch sein Erlöser solche Schmach von seinen Feinden habe erdulden müssen. Als man ihm die Haare abschnitt, um die Tonsur zu zerstören, sprachen sie: „das heilige Concil erklärt diesen Menschen des Priesterthums verlustig, und übergiebt ihn, als verstoßen aus der Kirche und dem Tempel Gottes, dem weltlichen Arme.“ Andere riefen: „und seine Seele übergeben wir dem Teufel!“ Da sah Huß mit dem Ausdrucke des reinsten Bewußtseyns gen Himmel, und rief: „ich hingegen empfehle mich meinem Herrn Jesus Christus!“ Zuletzt wurde ihm noch eine hohe, spitzige Mütze von Papier aufgesetzt, die mit Teufeln und Flammen bemalt war, und die Umschrift führte: Erzketzer. Auch über diese Schmach tröstete er sich, indem er sagte: „auch mein Erlöser ist für mich Elenden, mit einer noch viel drückenderen Dornenkrone geschmückt, zu einem schmerzlichen Tode gegangen.“

Bis dahin hatte der Kaiser geschwiegen. Jetzt aber erhob auch er seine Stimme, und sprach in seinem oberdeutschen Dialekte zum Pfalzgrafen, der die Anordnung der Hinrichtung übernommen hatte: „Seider wir seyn, der das weltlich Schwert innen hatt, lieber Ohem, so nehmt ihn an, an unser Statt, und thut ihm als einem Ketzer.“ *) Der Pfalzgraf übergab ihn darauf dem Vogte der Stadt Kostnitz, und dieser wieder dem Scharfrichter und den Rathsknechten, daß sie ihn zum Scheiterhaufen vor die Stadt führten, ohne ihn aber zu berauben. Man führte ihn nun ab, ohne Fesseln, von mehr als 3000 Soldaten umgeben, und gefolgt vom Pfalzgrafen, vielen Fürsten,

---

*) D. i. Da wir es sind, der das weltliche Schwert in Händen hat, lieber Oheim, so u. s. w.

Herren und Geistlichen zu Pferde. Eine ungeheure Menge Volks war herzugeströmt, so daß man fürchtete, die Thorbrücke möchte einbrechen. Huß ging muthig und getrost einher; das Beispiel Jesus und sein reines Gewissen ließen ihn nicht sinken. Mehrmals hörte man ihn die Worte sprechen: „Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ und zu dem nebenher laufenden Volke sagte er, daß er nicht um seiner Ketzerei, sondern um der Ungerechtigkeit seiner Feinde willen zum Tode geführt werde. Als er bei dem Pallaste des Bischofs vorbeikam, wurden auf einem Scheiterhaufen seine Bücher verbrannt. Er sah hin, und lächelte.

Nun hatte der Trauerzug den Platz erreicht, auf welchem der Scheiterhaufen errichtet war. Da fiel er auf seine Knie, empfahl sich der Barmherzigkeit Gottes, und rief Jesus an, ihn in sein Reich aufzunehmen. Als er noch einmal zum Volk sprechen wollte, verbot es der Pfalzgraf, und befahl, die Hinrichtung zu beschleunigen. Noch einmal sank er auf seine Knie und betete. Als er wieder aufstand, fiel ihm die Papiermütze vom Kopfe; man setzte sie ihm wieder auf, mit dem Bemerken, es müßten ja mit ihm die Teufel, die er immer verehrt habe, verbrannt werden. Dann dankte er seinen Kerkermeistern für die ihm bewiesene Freundlichkeit: sie wären ihm Brüder, nicht Wächter gewesen. Jetzt schleppten ihn die Knechte auf den Holzstoß, und banden ihn mit sechs Stricken an einen hohen Pfahl. Da bemerkten Einige, es schicke sich nicht, daß ein solcher Erzketzer mit dem Gesichte nach Morgen sähe, — als wenn das eine Ehre oder ein Vortheil sey! Man band ihn also wirklich wieder los, und befestigte ihn auf der Abendseite, indem man ihm eine alte schwarze Kette noch dazu um den Hals legte. Er sprach lächelnd: „mein Heiland ist mit einer viel drückenderen Kette um meinetwillen gebunden worden.“

Indessen legten die Knechte zwei Reisbündel um seine Füße, und darüber bis an seinen Hals Stroh, damit ihn der Qualm bald ersticken, und die Todesqual abgekürzt werden sollte. Jetzt ritt der Pfalzgraf noch einmal zu ihm heran, und fragte ihn, ob er nun sein Leben durch feierlichen Widerruf retten wolle. Er aber antwortete laut: „ich rufe Gott zum

Zeugen an, daß alle meine Lehren und Schriften die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in das Reich Gottes zu führen. Jetzt will ich die Wahrheit, die ich gepredigt habe, mit meinem Tode besiegeln.“ Da winkte der Pfalzgraf, und die Knechte zündeten den Holzstoß an. Schnell loderten die Flammen auf, und der dicke Rauch hüllte ihn bald so ein, daß man ihn nicht mehr sehen konnte. Aber zweimal hörte man ihn rufen: „Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau Maria gebohren bist, erbarme dich meiner!“ Dieselben Worte fing er auch noch zum dritten Male an, aber er konnte sie nicht vollenden, weil ein Windstoß ihm die Glut ins Gesicht trieb; man sah ihn nur noch einige Minuten lang das Haupt bewegen, bis er erstickt war. Was die Henker nach Verlöschung des Brandes noch von seinen Gebeinen fanden, mußten sie zerschlagen, und mit der Asche in den Rhein werfen, damit von dem abscheulichen Ketzer kein Stäubchen übrig bliebe! So starb einer der wackersten Männer, die je gelebt haben, den aber seine Zeit, weil sie in Aberglauben versunken war, noch nicht verstand, des Todes der Verbrecher, da er doch Ehrensäulen verdient hätte, die ihm zu andrer Zeit gewiß geworden wären.

Gleich darauf meldete die Versammlung die Verbrennung des Johann Huß der böhmischen Geistlichkeit: es sey durchaus nothwendig gewesen, weil er seine Ketzereien nicht habe widerrufen wollen, und sie möchten nun dahin sehen, daß alle Ketzerei in Böhmen ausgerottet würde. Aber der Brief machte hier einen sehr übeln Eindruck. Der König, der Adel, das Volk, Alle waren über die Ermordung des wackern Mannes äußerst erbittert; die Edelleute traten in der Bethlehemskirche zusammen, und schrieben an das Concil einen derben Brief: „wir halten es für unsere Pflicht gegen unsern geliebten und ehrwürdigen Meister Huß, den ihr ohne Geständniß und Ueberführung als einen Ketzer verurtheilt und schmählich gemordet habt, euch diesen Brief zu schreiben, und zu bezeugen, daß er ein wahrhaft guter, frommer und katholischer Mann gewesen ist, der seit vielen Jahren in unserm Königreiche sittsam gelebt, und in dem Rufe eines untadelhaften Lebens gestanden, und

das göttliche Wort jederzeit nach dem Sinne der heiligen Väter ausgelegt hat. Nie haben wir von ihm Irrthümer und Ketzereien vernommen, sondern er hat uns dieselben verabscheuen gelehrt, und wie er uns nach Jesus Beispiel zu wandeln ermahnt, so ist er auch selbst nach demselben gewandelt. Und mit der Ermordung dieses Gerechten nicht zufrieden, habt ihr auch den Meister Hieronymus von Prag *) ergriffen, eingekerkert, und vielleicht gar schon grausam erwürgt. Außerdem hören wir, daß einige Verläumder Böhmen und Mähren fälschlich beschuldigt haben, als wucherten hier Ketzereien. Wir erklären aber Jeden, weß Standes und Würden er auch sey, der dies behauptet, für einen Lügner, Verräther und Verläumder, und sind bereit, die frommen und standhaften Lehren des christlichen Wortes wider alle Unterdrückung mit unserm letzten Blutstropfen zu vertheidigen.“ Zugleich gaben sie sich das Wort, auf ihren Gütern das Wort Gottes nach dem Sinne der heiligen Schrift frei und ungehindert predigen zu lassen. Wie schwer es in solchen Zeiten der Aufregung ist, einen ruhigen, nüchternen Sinn zu bewahren und die rechte Gränze zu beobachten, zeigte sich auch hier. Das ganze Volk der Böhmen betrachtete jetzt den gemordeten Huß als einen Märtyrer der Wahrheit, was er denn auch wirklich war, und warf einen glühenden Haß auf alle Katholiken, besonders auf die Geistlichen und Mönche, und wo sich der letzteren Einer blicken ließ, schrie man ihm zu: „in den Sack mit dem Mönch!“ und Keiner war vor Mißhandlungen sicher. Die Hussiten — so nannten sich nun die Anhänger Huß's — schalten die Freunde des Concils Mahomedaner, und wurden dafür von diesen Utraquisten oder Kelchner genannt, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen. Zwar wurden diejenigen Herrn, die jenen Brief unterschrieben hatten, vom Concil nach Kostnitz berufen, um sich zu verantworten, zwar belegte der prager Erzbischof die Stadt Prag mit dem Bann — aber daran kehrten sich die Böhmen nicht im geringsten.

Indessen hatten die Väter des Concils auch Huß's Freund,

---

*) So wurde Hieronymus Faulfisch auch genannt.

den eifrigen Hieronymus von Prag, festgesetzt, und verlangten, er solle seine Meinungen abschwören. Da er sich dessen weigerte, brachten sie ihn in einen dumpfen, unterirdischen Kerker, und schlossen ihn mit Ketten in einer solchen Stellung an die Mauer, daß er weder stehen, noch liegen, noch sitzen konnte, sondern in einer hängenden Lage sich befand. So mußte er mehrere Tage zubringen, und wurde davon ernstlich krank. Dieser Jammer brach endlich seine Standhaftigkeit. Er erklärte sich zum Widerruf bereit, und billigte, durch das schreckliche Gefängniß und die ihm gemachten Drohungen eingeschüchtert, die Verdammung des Wiklef und Huß. Nun hoffte er befreit zu werden. Aber er irrte sich; denn man hielt seinen Widerruf nicht für aufrichtig. Im Gefängnisse hatte er nun Zeit über seine Schwäche nachzudenken; sein Gewissen machte ihm die nagendsten Vorwürfe, an seinem Freunde zum Verräther geworden zu seyn. Endlich stand bei ihm der Gedanke fest: nur durch eine feierliche Zurücknahme seines Widerrufs könne er sein schweres Unrecht wieder gut machen. Er bat also um Gehör. Man ließ ihn alsbald vor, weil man glaubte, er werde noch mehr Irrthümer bekennen. Wie groß war daher das Erstaunen der Väter, als er mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit über sein Benehmen sprach, und endlich mit folgenden Worten schloß: „ich will mich nicht schämen, meine Schwäche zu gestehen. Ich bekenne es, nur die Furcht vor dem Feuertode, dessen Marter meiner Einbildungskraft in schreckbarer Gestalt vorschwebte, hat meinem Munde Widerruf und Abschwörung entlockt. Dies ist gegen meine Ueberzeugung und mein Gewissen geschehen; ich widerrufe es hiermit förmlich und feierlich, und erkläre, daß ich weder von der Lehre Huß's noch von der Lehre Wiklefs jemals abstehen, daß ich darauf leben und sterben will, und daß ich glaube, was sie glauben, verwerfe, was sie verwerfen.“ Die Versammlung saß anfangs vor Erstaunen stumm da, und als sie wieder Worte fand, erklärte sie, er würde an einem andern Tage sein Urtheil empfangen. Das geschah auch bald; er wurde als ein rückfälliger Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt, und starb mit dem größten Heldenmuthe, 11 Monate später als Huß. Als der Holzstoß eben angezündet werden sollte, kam ein

Bauer, und trug ein Bündel Holz herbei, indem er ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er zur Verbrennung des Ketzers etwas beitrüge. Da rief Hieronymus lächelnd: „o du heilige Einfalt! Wer dich betrügt, der hat deß tausendfältige Sünde!"

Noch ist das Jahr 1415 darum merkwürdig, weil damals das Haus Hohenzollern, welches noch jetzt auf dem preußischen Königsthrone sitzt, zum Besitze der Mark Brandenburg gekommen ist. Kaiser Siegmund nämlich war oft in Geldnoth. Da schoß ihm der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern die Summe von 400,000 Gulden vor, für deren Wiederbezahlung er ihm die Mark nebst der Kurwürde zum Unterpfand gab, doch mit dem Vorbehalte, daß er oder seine Nachfolger sie wieder einlösen dürften. Das ist aber nie geschehen.

Die drohenden Briefe, die das Concil an die Böhmen schrieb, brachte diese nur noch mehr auf, so daß selbst dem Kaiser ganz bange wurde. Er entschuldigte sich daher in einem besondern Briefe an die Böhmen wegen der Verbrennung des Huß, und versicherte, daß er ja gern ihn geschützt hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre. Die Böhmen zuckten die Achseln über den erbärmlichen Kaiser, der sich nicht schämte, so öffentlich seine eigene Schwäche zu bekennen. Die Hussiten wurden eben dadurch noch mehr aufgeregt, und der träge Wenzel ließ sie machen, was sie wollten. Zwei kräftige Männer stellten sich an ihre Spitze, der Burggraf Nicolaus von Hussinecz und der einäugige Johann Ziska, ein Mann von wilder Tapferkeit. Zunächst fielen sie über die Mönche her, und mißhandelten sie, und überall im ganzen Lande entstanden Zusammenrottirungen. Jetzt wollte Wenzel den überhand nehmenden Bewegungen Einhalt thun, aber es war zu spät. Er starb plötzlich am Schlagflusse, als er die Nachricht bekam, daß die Hussiten in Prag sechs Magistratspersonen aus den Fenstern des Rathhauses gestürzt und unten mit Spießen aufgefangen hätten. Nach einer andern Nachricht ist er von seinen hussitischen Hofleuten erdrosselt worden, weil er Miene machte,

sich auf die Seite der Katholiken zu schlagen. Das ist 1419 geschehen.

Wenzels Tod war das Signal zu noch heftigeren Ausbrüchen der Partheiwuth, und die Katholiken gaben den Hussiten in Grausamkeit nichts nach. Die katholischen Bergleute in Kuttenberg z. B. warfen 1600 gefangene Hussiten meist lebendig in ihre tiefen Schachten hinab, wo sie elendiglich zerschmettert wurden. Einen hussitischen Priester nagelte man mit den Händen an einen Baum, und machte unter ihm ein Feuer an, welches ihn langsam verbrannte. Zu einem so wilden Thiere kann den Menschen die Unduldsamkeit machen! — Und Siegmund? — Statt schnell nach Prag zu gehen, und dem Unwesen im Entstehen ein Ende zu machen, nahm er andere Geschäfte vor, die keine solche Eile hatten, und statt den gemäßigten Hussiten, die nichts weiter verlangten, als die Bewilligung des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt, diese billige Forderung nachzugeben, befahl er, alle Kelchner zu verfolgen. Da erhoben sich die Hussiten, um einen Kampf auf Leben und Tod zu kämpfen; einen Kampf, der noch 17 Jahre gewährt hat, und von entsetzlichen Greueln begleitet worden ist. Man nennt ihn den Hussitenkrieg.

Ziska, der Anführer eines wüthenden Haufens, bemächtigte sich eines böhmischen Berges, den er Tabor*) nannte, und baute hier eine Stadt, von wo aus er seine Streifzüge unternahm. Die gemachten Gefangenen wurden meist erschlagen, überall, wo man sich ihm widersetzte, recht kannibalisch gehaust, und alle Klöster verbrannt. Endlich kam Siegmund mit einem Kreuzheere nach Böhmen, drang stürmend in Prag ein, während ihm Ziska jeden Schritt streitig machte, und auf beiden Seiten vieles Blut floß. Aber behaupten konnte er sich nicht, und er sah bald ein, wie schwer man einem Volke beikommen kann, das durch eine große Idee begeistert ist.

Wir können hier nicht die verschiedenen Abwechslungen und Greuel des Hussitenkriegs erzählen; auch gewährt es wenig

*) Tabor heißt im Böhmischen ein Lager.

Freude, die Menschheit in ihrer Ausartung, ergriffen von dem Wirbelwinde der wildesten Leidenschaften, zu sehen. Auch hier bewährte sich die Erfahrung, daß diejenigen, welche eine Volksbewegung hervorrufen, darin umzukommen pflegen. Niklas von Hussinecz starb an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Auch der wilde Ziska starb bald darauf an der Pest. Er war durch seine Grausamkeit so gefürchtet, daß Alles zitterte, wenn es hieß, er sey im Anmarsche. Diese Wildheit hatte sich dem ganzen Heere der Taboriten — so hießen die eifrigsten Hussiten — mitgetheilt, und selbst die Weiber ergriffen. Einmal kam er nach Kommotau, und ließ alle männlichen Einwohner ermorden; den Frauen erlaubte er abzuziehen. Aber die mit seinem Heere ziehenden Weiber fielen über sie her, rissen ihnen die Kleider vom Leibe, verschlossen sie in ihre Hütten, und verbrannten sie mit denselben. Dergleichen Greuelthaten kamen fast täglich vor; gegen seine Feinde hielt man Alles für erlaubt. In der Regel wurden die Gefangenen verbrannt, oft in verpichten Tonnen, um die Qualen zu erhöhen.

Der Krieg zwischen Siegmund und den Böhmen war es nicht allein, der das unglückliche Land zu Grunde richtete. Bald brachen unter den Hussiten selbst blutige Fehden aus. Die Kelchner in Prag, die gemäßigter waren, zerfielen mit den wilden Taboriten, und endlich theilten sich sogar die Letztern in zwei feindliche Partheien. Die Einen wählten Prokop Holy oder den Großen zu ihrem Anführer; die Andern nannten sich die Waisen, weil sie durch Ziska's Tod verwaist wären, und Keiner, ihm zu folgen, würdig sey. Meist aber folgten sie einem andern Prokop, der Prokop der Kleine genannt wurde. Als nun die wilden Horden in Böhmen nicht mehr viel zu plündern fanden, zogen sie über die Gränzen, und fielen, Alles verheerend, in die Nachbarländer ein. Oestreich, Mähren, Schlesien, die Lausitz, die Mark, Sachsen und Baiern wurden Jahr für Jahr ausgeplündert. Der Schrecken ging vor ihnen her, und schon das erleichterte ihnen den Sieg. Manchmal fielen zwar auch die Heere der deutschen Fürsten wieder in Böhmen ein, aber die Soldaten hielten nicht Stand; sobald es hieß: „die Hussiten kommen!"

so warfen sie sich schon in eine schimpfliche Flucht. Große Schuld trugen dabei allerdings auch die Fürsten, die, wie gewöhnlich, nicht recht zusammenhielten; Jeder suchte die Andern vorzuschieben, und wollte selbst möglichst wenig thun, und so geschah es, daß Alle darunter litten. Hätten sie nur recht ernstlich zusammengehalten, so hätten die böhmischen Räuberbanden wohl bald ausgerottet werden können. Darüber verlor selbst der unkräftige Siegmund endlich die Geduld, und erklärte: „ich bin des Reichs längst überdrüssig, und möchte mich seiner lieber entschlagen, weil ich schon in Ungarn mein Brot habe.

Ein besonders grausamer Einfall der Hussiten in Sachsen und Baiern brachte endlich die Fürsten dahin, ein größeres Heer als gewöhnlich zusammenzubringen, das der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich I. anführte. Auch kam ein päpstlicher Legat, der Kardinal Julian, ausdrücklich dazu nach Deutschland, um das Kreuz gegen die Böhmen zu predigen, und den Bann gegen sie aufs Neue auszusprechen. Das Heer zog nach Böhmen. Aber sobald es hieß, die Hussiten rückten heran, entstand ein Zwiespalt: Einige wollten gleich umkehren, Andere wollten wenigstens mit einem Theile des Heeres ihnen entgegen gehen. Jetzt rückten die Hussiten heran, und — sogleich wendeten die Deutschen sich zur Flucht um. Die Strafe für diese Feigheit blieb nicht aus, 10,000 wurden auf der Flucht erschlagen, der Kardinal, der mit genauer Noth entkam, ließ sein Meßgewand, seinen Hut, und sogar die Kreuzbulle im Stich.

Die allgemeinen Klagen über die durch die Hussiten angerichteten Verluste bewirkten endlich so viel, daß beschlossen wurde, wieder eine allgemeine Kirchenversammlung zu halten. Sie kam in Basel zu Stande 1431, und suchte die Böhmen zum Frieden zu bewegen. Als die Gesandten des Concils nach Prag kamen, und Frieden anboten, wurde der Kampf zwischen den hussitischen Partheien erst recht arg. Die gemäßigten Kelchner waren zum Frieden geneigt, wenn man ihnen nur erlaube, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen; die Taboriten dagegen wollten von keinem Frieden wis-

sen, weil ihnen das Rauben besser gefiel. Da kam es endlich zwischen beiden Theilen zu einem wüthenden Kampfe. Bei Böhmisch-Brod wurden die Taboriten von den Kelchnern so aufs Haupt geschlagen, daß sie sich seitdem nicht wieder erholen konnten. Viele Tausende von ihnen waren den Siegern lebendig in die Hände gefallen. Was sollte man mit ihnen machen? Einige riethen, sie Alle niederzumetzeln; an solchen Leuten wäre nichts verloren. Da bemerkten Andere, es wären auch manche Unschuldige dabei, die nur gezwungen den Krieg hätten mitmachen müssen. Um sie von den eigentlichen Räubern zu unterscheiden, wurde folgende List angewendet: ein Herold machte bekannt, es stände Jedem der Gefangenen frei, nach Hause zu ziehen; die aber, welche vorzögen, zu den Kelchnern überzutreten, und ihnen bei Ausplünderung der taboritischen Städte zu helfen, sollten gern aufgenommen werden. Sogleich erklärten sich die Räuber und Blutsauger für die letztere Parthei, weil es ihnen ganz gleich war, für wen sie kämpften, wenn sie nur plündern konnten. Da traten die furchtbaren Gestalten jener Bösewichter hervor, die so lange die Geißel Deutschlands gewesen waren, und sich mit den schrecklichsten Verbrechen befleckt hatten, Menschen mit braunen, bärtigen Gesichtern, wilden Gebehrden, feurigen Augen, und einer durch den Kriegsdienst abgehärteten Haut. Diese Leute wurden in große Scheunen geführt, und, nachdem diese fest verschlossen waren, in denselben verbrannt; freilich eine treulose und grausame Handlung, wenn auch gleich die Menschen den Tod hundertfältig verdient hatten.

Jetzt standen der Aussöhnung mit Siegmund keine großen Schwierigkeiten mehr im Wege. Die Böhmen setzten eine Reihe von Bedingungen auf, die der Kaiser unterschreiben müßte, wenn sie ihn als ihren König anerkennen sollten. Das that er auch nach einigen Umständen, und nun zeigte sich recht wie unglücklich sich das böhmische Volk bisher durch den langen Krieg gefühlt hatte. Die Leute liefen mit Freudengeschrei durch die Gassen, sangen das Tedeum, läuteten mit allen Glocken, und als der Abgesandte und Friedensunterhändler des Kaisers sich sehen ließ, fielen sie vor ihm auf die Knie nieder,

und riefen: „seht! das ist unser Engel!“ Dieses Ende hat der fürchterliche Hussitenkrieg 1436 erreicht. Als nun Siegmund in Prag seinen Einzug hielt, und ihm gehuldigt wurde, war die Freude allgemein; denn die Böhmen hatten das Glück, einen milden Herrscher zu haben, schätzen, und der Kaiser die Böhmen fürchten gelernt. Die vielen Gräuel, welche von ihnen begangen worden waren, sind von der göttlichen Gerechtigkeit nicht ungestraft geblieben. Die Böhmen sind nachmals um ihre Denkfreiheit gekommen, und das Volk, welches zu Siegmunds Zeit für dieselbe muthig in den Tod zu gehen bereit war, liegt jetzt in finsterem Aberglauben befangen.

Eine traurige Begebenheit muß hier erzählt werden, die auf eine andere Art als der Hussitenkrieg beweist, wie weit die Leidenschaftlichkeit führen kann, und sich in demselben Jahre 1436 ereignete. In München in Baiern regierte damals ein Herzog Ernst. Dieser hatte einen Sohn, Albrecht, der in Straubingen seine Residenz hatte. Etwa 30 Jahre alt, ritt er oft hinüber nach Augsburg zu den Festen, welche die reichen Patrizier der Stadt gaben. Da gab es Lanzenstechen, Bankette und Tanzbelustigungen, bei denen die Töchter der angesehenen Familien im höchsten Putze erschienen. Doch keine derselben zog seine Augen so auf sich, als ein Mädchen bürgerlicher Abkunft, Agnes Bernauerin, eines Baders Tochter, aber von solcher Schönheit, daß man sie allgemein in der Stadt den Engel nannte. Diesen Namen verdiente sie auch; denn sie war nicht nur schön, sondern auch sittsam und tugendhaft, und aus ihren blauen Augen, die von den schönsten blonden Locken umschattet wurden, strahlte ein so sanftes Gemüth, daß Herzog Albrecht unwiderstehlich zu ihr gezogen wurde. Daß sein strenger und stolzer Vater eine Verbindung mit der Baderstochter nicht genehmigen werde, wußte er wohl; darum ließ er sich, da auch sie ihn liebte, heimlich am Altare mit ihr verbinden, und lebte mit ihr sechs Jahre sehr glücklich auf einem einsam gelegenen Schlosse. Dann aber drang der Vater, der von der Vermählung Albrechts nichts wußte, in ihn, sich mit einer braunschweigischen Prinzessin zu vermählen. Albrecht weigerte sich natürlich, und bekannte endlich, daß er

bereits mit Agnes verbunden sey. Der Alte tobte und lärmte, beruhigte sich aber zuletzt, mit der Hoffnung, er werde den Sohn dahin bringen, die ungleiche Gemahlin zu verstoßen. Als daher Albrecht vor den Schranken eines Tourniers erschien, welches Ernst nach Regensburg ausgeschrieben hatte, ließ er ihn zurückweisen, weil er durch eine unwürdige Heirath sich um die Ehre der Ritterschaft gebracht habe. Aber statt ihn zu demüthigen, machte ihm diese Beschimpfung seine Agnes, die von den Seinigen so hart verfolgte Agnes, nur noch theurer, und sein Entschluß, sie den Vorurtheilen eines stolzen Vaters nicht aufzuopfern, stand nun felsenfest. Laut bekannte er nun, sie sey seine rechtmäßige Gattin, und er richtete ihr als Herzogin einen glänzenden Hofstaat in Straubingen ein. Aber das Alles konnte das Herz der geängstigten Agnes nicht erfreuen; der Gedanke, an dem Zerwürfniß des Vaters und Sohnes schuld zu seyn, lag wie ein Fels auf ihrer Seele, und sie konnte die Besorgniß nicht los werden, daß sie am Ende das Opfer seyn werde. Sie dachte täglich an ihren Tod, und kaufte sich daher im Kloster der Karmeliter vorläufig eine Grabstätte. Die Arme hatte recht geahnt. Albrecht mußte 1436 eine Reise machen. Schnell benutzte der alte Ernst die Gelegenheit, sie los zu werden. Er ließ sie verhaften, und vor bestochene Richter stellen, die ihr Schuld gaben, ihren Mann mit Liebestränken bezaubert, und die Kinder des Bruders Ernstes vergiftet zu haben. Kein Leugnen half. Augenblicklich wurde die Unglückliche nach der Donau geschleppt. Sie warf die Augen umher, ob denn Albrecht sie nicht zu retten sich nahe; aber er war fern, und ahnte nicht die große Angst seiner Agnes. Rasch rissen die Henker sie ans Ufer, und stürzten sie in den Strom. Die Fluth trug sie hinab, und warf sie weiter unterwärts ans Ufer; aber auf ihren Hülferuf eilte ein Henker herbei, wand eine lange Stange um ihr schönes goldenes Haar, und drückte sie so lange unter das Wasser, bis sie ertrunken war. — Als Albrecht heimkehrte — wer beschreibt, was er empfand! Zuerst war er einem Wahnsinnigen gleich, und wies jeden Trost von sich. So war er mehrere Tage; dann schwur er, jede Liebe zum Vater aus seinem Herzen zu reißen, und den Tod seiner

Agnes an ihm und am Vaterlande zu rächen. Aber nach einigen Wochen kehrte ruhigere Ueberlegung zurück. Ernst hatte indessen selbst die schnelle That bereut, und bat den Sohn, sich mit ihm auszusöhnen. Das geschah; Ernst erklärte, Agnes sey unschuldig hingerichtet, eine ehrbare Frau gewesen, und stiftete Seelenmessen für sie. Albrecht ließ sie in die von ihr bestimmte Ruhestätte legen, einen marmornen Denkstein darüber, und hat die Heißgeliebte, deren ganzes Verbrechen ihre Liebe zu ihm war, nie vergessen.

Siegmund starb 1437, ohne Söhne. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Er hinterließ nur eine Tochter, die an den jungen König von Böhmen und Ungarn, **Albrecht**, vermählt war.

78. Die Meistersänger.

Als wir oben von den Minnesängern sprachen, sagten wir, daß die Blüthe des deutschen Minnegesanges mit dem Aussterben der Hohenstaufen verwelkt sey. Die Befehdungen des Adels und der Städte, das immer mehr überhand nehmende Faustrecht, und der Mangel einer wichtigen, die Gemüther begeisternden Unternehmung, wie die Kreuzzüge gewesen waren, machten, daß der Minnegesang auf den Burgen der Ritter und Fürsten verstummte. Denn der Adel wurde durch die ewigen Ueberfälle und Kriegszüge roh, und hatte auch endlich weder Lust noch Zeit, sich mit Dichten zu ergötzen. Dagegen bemächtigte sich der Bürgerstand der Poesie. Die Städte waren durch Handel und Gewerbe wohlhabend geworden, und hatten durch ihre, von den Kaisern erhaltenen Freiheiten ein edles Selbstgefühl erhalten, so daß es damals eine Ehre war, wenn man sich den Bürger einer Stadt nennen konnte. Wohlhabenheit aber erweckt Lebenslust, und diese macht fröhlich, und Frohsinn wieder hebt den Geist, und macht ihn geneigt zur Poesie. Die der edeln Dichtkunst ergebenen Bürger vereinigten sich zu Gesellschaften, die, wie die Handwerkszünfte, ihre Gesetze, Freiheiten, Ceremonien und Zusammenkünfte hatten. Die letztern wurden in Wirthshäusern und in Kirchen gehalten. Da hielt man Sing- und Dicht-

übungen, die man Singschulen nannte. Auf einer Erhöhung saß der Merker (Vorsteher), und auf einer Art von Kanzel stand der Singende. Denn es fing die Singschule mit dem Freisingen an, d. i. Jeder, der etwas gedichtet hatte, und sich eine gute Stimme zutraute, durfte auftreten und singen; aber dafür erhielt er keine Belohnung. Dann sangen alle Meister ein Lied im vollen Chore. Endlich folgte das Hauptsingen, d. i. der dichterische und musikalische Wettstreit. Der Gegenstand mußte aus der Bibel genommen seyn, und vier Richter sprachen nachher das Urtheil. Wer seine Sache am Besten gemacht hatte, erhielt eine silberne Kette mit einer Medaille, auf welcher König David mit der Harfe zu sehen war; der Beste nach ihm aber einen Kranz von künstlichen Blumen. So war es bei ihren Singschulen in der Kirche. In den Wirthshäusern durften auch Vorfälle aus dem gemeinen Leben besungen werden. So wie bei den Zünften, so wurde auch hier nicht gleich Jeder zum Meister aufgenommen; erst war man ein Neuling, und nur erprobte Fertigkeit verschaffte die Meisterschaft.

Uebrigens hielten die guten Meistersänger keineswegs mit den Minnesängern den Vergleich aus. Ihre Lieder besangen meist nur die niederen Verhältnisse des Lebens, und vergebens sucht man in ihnen die höhere Poesie und die Begeisterung für die edelsten Gefühle des Herzens. Ihre Gedichte sind meist nur gereimte Prosa, und dazu recht schlecht gereimte. Reime, wie folgender, waren nicht selten:

Der Türkenkaiser reitet froh
Auf einem constantinopo-
Litanisch schwarzen Hengst vorbei u. s. w.

Boner, ein Fabeldichter und Mönch in Bern um die Zeit Ludwigs des Baiern, schrieb eine Fabellese. Eine 1461 in Bamberg besorgte Ausgabe schließt mit folgenden Reimen:

Zu bamberg dies puchleyn geendigt ist,
Nach der gepurt unsers Herren chesu christ
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und im einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen.

Unter allen Meistersängern ist keiner berühmter als der Schuhmacher Hans Sachs in Nürnberg, der zwar erst später lebte — er starb 1576 —, aber einer der talentvollsten und gewiß der fruchtbarste war. Denn er hat 6048 größere und kleinere Gedichte geschrieben, unter denen sich sogar 56 Tragödien, 68 Komödien und 62 Fastnachtsspiele befinden. Daß unter so vielen Sachen sehr viel schlechtes und fades Zeug sey, ist wohl natürlich, aber mitunter ist er auch recht naiv und witzig. Zur Probe mag hier nur eine seiner Erzählungen stehen:

Warum die Bauern nicht gerne Lanzknecht herbergen.

Mich thät eines Tages ein Pfaff fragen,
Ob ich nicht wahrhaft wüßt' zu sagen,
Warum die Bauern unwillig wär'n,
Und herbergten die Lanzknecht nicht gern.
Ich sagt': es liegt im Schwabenland
Ein Dorf, Gersthofen ist genannt,
Da hat die Ursach sich angefangen
Im kalten Winter nächst vergangen.
Da loff ein armer Lanzknecht hart
Zerrissen, frostig auf der Gartt (Bettelei)
In großer Kält für einen Galgen,
Darauf hört er die Raben balgen,
Und sah einen Dieb hangen daran,
Der hätt' zwei gute Hosen an.
Do dacht ihm der arme Lanzknecht:
Die Hosen kommen mir gleich recht;
Und streift dem Dieb die Hosen ab.
An Füßen wollten sie nicht rab,
Wann (denn) sie waren daran gefroren.
Der Lanzknecht flucht und thät im Zoren (Zorn)
Und hieb dem Dieb ab beide Füß'
Sammt den Hosen int (in den) Aermel stieß.
Nun war es etwas spät am Tag,
Gersthofen, das Dorf, vor ihm lag,
Da trabet er gar frostig ein,
Zu suchen da die Nahrung sein.
Als er nun herumgartet (bettelt) spat,
Zuletzt er dann um Herberg bat

Ein Bauren, der sagt' ihm zu willig,
Gab ihm ein Schüssel voll warmer Millich,
Trug ihm in die Stuben ein Schütt Stroh,
Deß war der frostig Lanzknecht froh.
Nun hätt' diesem Bauren dazu
Diesen Abend kälbert eine Kuh;
Nun war es eine grimm kalte Nacht,
Darum mans Kalb in die Stuben bracht,
Daß es in Kält' keinen Schaden empfing.
Als Jedermann nun schlafen ging,
Und still ward in dem ganzen Haus,
Zog der Lanzknecht die Hosen raus,
Die er dem Dieb abzogen hätt,
Die Füß' er ledig machen thät,
Und zog des Diebes Hosen on,
Und machet sich vor Tags davon,
Ganz still, daß sein kein Mensch wahrnahm,
Ließ liegen die Diebsfüß beisam.
Als früh die Bauermäd aufston,
Und ward hinein die Stuben gon (gegangen),
Trug mit ihr ein großes Spanlicht.
Als sie den Lanzknecht nicht mehr sicht,
Allein das Kalb dort in der Ecken,
Höret gar laut schreien und blöken,
Indem sie die Diebsfüß ersicht,
Vermeinet gänzlich anders nicht,
Denn das Kalb hätt' den Lanzknecht fressen.
Erst wurd mit Furchten sie besessen,
Säumt in der Stuben sich nicht lang,
Und zu der Stubenthür aussprang,
Schreit am Tennen (Flur) Zeter und Mord.
Der Bauer ihr Mordgeschrei erhort,
Erschrak, und aus der Kammer schrier:
Was ist dir? Sie antwort: weh mir!
O Bauer; es hat unser Kalb
Den Lanzknecht fressen mehr denn halb;
Allein liegen noch da seine Füß'.
Der Bauer zucket sein Schweinspieß,
Fuhr in rostigen Harnisch sein,
Und wollt zum Kalb in die Stuben nein.
Die Bäurin schrie: o lieber Monn,
Mein und deiner kleinen Kinder verschon;
Das Kalb das möcht zerreißen dich.
Der Bauer trat wieder hinter sich.

Die Kinder weinten allesam.
Der Knecht auch aus dem Stadel kam.
Sie konnten des Lanzknechts nicht vergessen,
Meinten, das Kalb, das hätt ihn fressen.
In sie kam ein solch Furcht und Graus,
Und loffen alle aus dem Haus.
Der Bauer zum Schultheiß sagt' böse Mähr,
Wies mit seinem Kalb ergangen wär
Des Lanzknechts halb; darob wurd heiß,
Dem Schultheiß ging aus der Angstschweiß,
Hieß bald läuten die Sturmglocken;
Die Bauern liefen all erschrocken
Auf den Kirchhof zitternd und frostig
Mit ihrer Wehr und Harnisch rostig.
Do sagt der Schultheiß in (ihnen) die Mähr,
Wie daß ein grausames Kalb da wär,
Das hätt einen großen Mord gethon,
Es hätt einen Lanzknecht gefressen schon
Bis an die Füß; mit diesem Wurm
Da müssen wir thun einen Sturm,
Daß man es von dem Leben thu;
Wann würd' das Kalb groß wie ein Kuh,
So fräß es uns all nach einander.
Die Bauern erschraken allsander (allesammt),
Und zogen für das Haus hinan.
Der Schultheiß, der war ihr Hauptmann,
Der sprach zu ihnen: nun stoßets auf!
Die Bauern stunden all zu Hauf,
Und sahen das Haus alle an;
Doch wollt ihr keiner voren dran,
Fürchten, das Kalb möcht' ihn zerreißen;
Derhalb thäten sie sich all' spreißen.
Ein alter Bauer den Rath gab:
Ich rath', wir ziehen wieder ab,
Und fristen vor dem Kalb unser Leben,
Wir wollen eine g'meine Steuer geben
In dem ganzen Dorfe durchaus,
Dem guten Mann bezahlen sein Haus,
Und wollen darein stoßen ein Feuer,
Verbrennen samt dem Kalbungeheuer.
Die Bauern schrien: fürwahr, jo, jo,
Das ist der beste Rath also!
So zündten an das Haus die Bauern,
Mit gewehrter Hand stunden die Bauern

Darum, fürchtend, das Kalb möcht entrinnen,
Und in dem Feuer nicht verbrinnen.
Doch lag das Kalb, konnt' noch nicht gehn;
Das wollt kein närrischer Bauer verstehn.
Jetzt nahm das Feuer überhand,
Daß ihm das ganze Dorf abbrannt;
Deß kamen die Bauern zu großem Schaden.
Haben seit die Lanzknecht kein Gnaden,
Und vermeinen des Tages noch heut:
Lanzknecht sind unglückliche Leut.
Derhalb herbergens die Bauern nicht gern,
Thun ihr (ihrer) Beiwohnung sich beschwern,
Daß ihnen nicht weiter Schaden wachs;
Von solchen Gästen spricht Hans Sachs.

Kaiser Karl IV. gab im Jahre seines Todes den Meistersängern einen Freibrief und das Recht, ein eigenes Wappen zu haben. Im sechszehnten Jahrhundert hörte der Meistergesang nach und nach auf, so daß Hans Sachs einer der letzten gewesen ist. Denn als die Liebe zu den Wissenschaften sich mehr verbreitete, und ein besserer Geschmack entstand, erkaltete der Eifer der ehrlichen Handwerker für Poesie und Gesang immer mehr.

79. Albrecht II., 1437—1439.

Nach Siegmunds Tode wählten die Kurfürsten seinen Schwiegersohn, den jungen, aber einsichtsvollen Herzog von Oestreich, auch König von Ungarn und Böhmen, **Albrecht II.**, durch den das Haus Rudolphs des Habsburgers oder das Haus Oestreich wieder die Kaiserwürde erhielt, die es auch fast ohne Unterbrechung bis auf die neuste Zeit bewahrt hat *). Gewiß hätte Albrecht bei seiner großen Thätigkeit für Deutschland recht viel gethan, wäre er nicht schon 1439 gestorben. „Seit Christi Geburt," so sagt ein zeitverwandter Geschichtsschreiber, „ist kein König von Edeln und Unedeln, von Reichen und Armen so beweint worden als er."

*) Der Mannsstamm der Habsburger starb zwar 1740 mit Kaiser Karl VI. aus; aber der weibliche Stamm dieses Hauses regiert noch in Oestreich.

Auch in dieser Zeit hatten die Befehdungen des Adels und der Städte keineswegs aufgehört. An die Beobachtung des Gottesfriedens wurde längst nicht mehr gedacht, und über die Errichtung eines Landfriedens, wonach Keiner sich selbst helfen sollte, war zwar viel gesprochen, aber noch nichts ausgerichtet worden. Die Art Krieg zu führen hatte sich indessen sehr geändert. Sonst waren die zu Kriegszügen Verpflichteten selbst zu Felde gezogen, wenn der Fürst sie aufgerufen hatte; aber jetzt machten sie es sich bequemer, und schickten Söldner für sich. An Leuten, die für Sold zu dienen bereit waren, fehlte es nicht; alle die, welche nichts zu leben hatten, waren froh, dadurch ihren Unterhalt zu verdienen; selbst viele vom Adel, die zu arm waren, sich ein Pferd zu halten, traten gern in die Dienste einer Stadt oder eines Fürsten, und verschmähten es selbst nicht, in den Reihen der Fußsoldaten zu kämpfen. Diese Söldner lebten bloß vom Kriege, und hatten sich so an diese herumschweifende Lebensart gewöhnt, daß sie zu keiner andern mehr taugten. War daher ein Krieg beendigt, und wurden sie darum entlassen, so zogen sie alsbald dahin, wo ein neuer Krieg geführt wurde, und vermietheten sich. Aber eben darum waren sie auch eine rechte Landplage für die Gegend, in welche sie als Feinde kamen; denn da sie nur vom Kriege lebten, so raubten sie überall.

Es konnte nicht fehlen, daß viele dieser Krieger sich durch tapfere Thaten auszeichneten, und zu Rittern geschlagen wurden. Diese Ritter hatten bisher nicht alle zum Adel gehört; denn zum Adel rechnete man bis dahin nur die freien Besitzer weitläuftiger Grundstücke: Fürsten, Grafen, Barone. Jetzt aber verlangten die Ritter, auch dazu zu gehören, und maßten sich alle die Rechte an, die der Adel damals in Menge besaß, die aber glücklicherweise in unsern Tagen, wo der Adel an Bildung nicht höher steht als der sogenannte Mittelstand, sämmtlich erloschen sind. Zu diesen Vortheilen gehörten auch die, zu der näheren Umgebung des Fürsten zu gehören, und die reichen Pfründen und Kirchenämter zu erhalten. Bisher hatte Jeder, der sich auszeichnete, zu den höheren geistlichen Würden emporsteigen können; aber jetzt änderte sich das nach und nach.

der nun weit zahlreichere, und zum Theil arme Adel drängte sich zu diesen Stellen, und zuletzt wurde das, was anfangs nur Mißbrauch gewesen war, zum Gesetz: daß nur Adelige zu Domherren, Aebten, Prälaten, Bischöfen u. s. w. gewählt werden durften. Diese Anmaßungen wären dem Adel gewiß nicht so durchgegangen, wenn der Bürgerstand damals das gewesen wäre, was er jetzt ist; aber die Bürger beschäftigten sich ausschließlich noch mit Handel und Gewerbe; dagegen ging ihnen die höhere Bildung ganz ab. Da der Adel erblich war, so suchten die Edelleute nun auch ihren Stand zu schließen, damit sich keiner aus dem Bürgerstande hineindränge. Nur sie durften Wappen führen, und keiner durfte sich fortan zum Adel rechnen, der nicht vom Kaiser einen Adelsbrief erhielt. Dieses Recht, Adelsbriefe zu ertheilen, kam anfangs bloß dem Kaiser zu, wurde aber späterhin auch von den andern größeren Fürsten Deutschlands ausgeübt. Einen persönlichen Adel besaßen bloß die Doctoren der Rechte. Aber er war nur an ihre Würde gebunden, und erbte also nicht fort.

Außer den Fürsten, dem Adel und der Bürgerschaft gab es nun noch einen vierten Stand, den Bauernstand. Manche davon waren frei, andere dagegen hörig, d. i. sie waren nicht Besitzer des Stückchen Landes, welches sie bebauten, sondern es gehörte ihrem Herrn, dem sie dafür zu Diensten verpflichtet waren.

80. Friedrich III., 1439—1493.

Albrecht II. hinterließ keinen Sohn; erst nach seinem Tode bekam seine Frau einen solchen, der Ladislaus hieß, und zwar König von Böhmen wurde, aber wegen seiner Jugend nicht deutscher Kaiser werden konnte. Die Wahlfürsten wählten nun den Herzog von Oestreich, Friedrich III., einen Enkel jenes Leopold, der den Tod bei Sempach gefunden hatte, einen Seitenverwandten Albrechts. Er war ein überaus gutmüthiger Mann, und würde gewiß ein recht wackerer Hausvater geworden seyn; aber er war ein höchst mittelmäßiger Kaiser, weil es ihm an ausgezeichnetem Verstande fehlte,

sehr träge war, und eine entschiedene Abneigung gegen alle solche Geschäfte hatte, welche eine ungewöhnliche Geistesthätigkeit fordern. Was an ihm sehr zu rühmen ist, war seine Gottesfurcht, die mehr als bloßer Ceremoniendienst war. Er fing nie seine Geschäfte ohne Gebet an, und setzte in allen den vielen mißlichen Lagen seines Lebens sein Vertrauen unverrückt auf den, von welchem ja allein alles Gelingen unsrer Anstrengungen abhängt. Dennoch ist es ihm bei seinem Vornehmen nie recht gelungen, weil er seine Kräfte nicht anstrengen wollte, und es bei dem guten Willen bewenden ließ. Daher hat er auch die Ordnung und den Frieden in Deutschland nicht wieder hergestellt, und mußte mehr als ein Mal erfahren, daß sein Ansehen weder in Oestreich noch sonst in Deutschland etwas galt.

In jener Zeit waren die Türken in Klein-Asien als ein erobernde Volk aufgetreten, und kamen selbst schon dann und wann nach Europa herüber, wo sie dem griechischen Kaiser gar sehr bange machten. Wie oft bat dieser nicht die andern europäischen Fürsten um Hülfe, die Türken zurückzutreiben; aber statt thätiger Hülfe bekam er gewöhnlich nichts als Entschuldigungen. Endlich machten sich die Ungern und Polen auf; aber ehe es noch zum Kriege kam, bot ihnen Murad II. — so hieß damals der Sultan — einen Frieden an, der auch auf 10 Jahre abgeschlossen, und von dem Könige Wladislav von Polen und Ungarn auf das Evangelienbuch beschworen wurde. Aber der Papst war darüber sehr unzufrieden, daß rechtgläubige Christen mit den Ungläubigen sich vertrügen. Er schickte seinen Legaten, den Cardinal Julian — denselben, der vormals im Kriege gegen die Hussiten so schimpflich die Flucht ergriffen hatte — an den König, ließ ihm vorstellen, daß man einem Ungläubigen sein Wort nicht zu halten brauche; zum Ueberfluß sey er bereit, den Schwur aufzulösen. Mit recht schändlichem Leichtsinne ließ sich Wladislav locken, und brach seinen Eid. Schnell rüstete er ein Heer aus, und fiel in Griechenland ein, wo Murad sich bereits festgesetzt hatte. Aber die Strafe des Himmels folgte der Schandthat auf dem Fuße. Bei Varna, einer Stadt am schwarzen Meere, trafen 1444

die Heere auf einander. Murad ließ, um seine Krieger zur Rache aufzumuntern, die gebrochene Friedensurkunde auf einer hohen Stange vor seinem Heere hertragen, und als es zur Schlacht kam, wurden die Verräther vollkommen geschlagen. Der treulose Wladislav sammt dem schändlichen Julian fand seinen verdienten Tod, und fast das ganze Heer wurde vernichtet. So ist es aber immer geschehen: Schlechtigkeit ist nie ungestraft geblieben.

Von seiner großen Sorglosigkeit gab Friedrich bald darauf ein recht auffallendes Beispiel. Die Ungern hatten den jungen Ladislaus zum Könige gewählt, und verlangten, Friedrich sollte ihnen den Prinzen, den er als Vormund bei sich hatte, nebst der ungarischen Krone, ausliefern, und da er das nicht wollte, so fielen sie mit einem Heere in Oestreich verheerend ein. Das thaten sie ein Jahr nach dem andern, ohne daß sich der Kaiser rührte. Er saß indessen ruhig in Wien, und pflegte seine Gartenblumen, von denen er ein Liebhaber war, als wenn ihm die Ungern gar nichts angingen. Endlich halfen sich die Oestreicher selbst, indem sie den Landsturm aufboten, und die Ungern vertrieben; aber über den unthätigen Kaiser ärgerte sich Jeder. So langsam und unthätig war er immer. Reichstage hielt er zwar in Menge; aber ausgemacht wurde hier nichts, weil über dem langen Streiten die gelegenste Zeit verloren ging, und Jeder die Last auf den Andern schob, sich selbst aber davon frei machen wollte. Um das Wohl des Ganzen bekümmerte sich Keiner. Daher endigte sich jeder Reichstag damit, daß ein neuer ausgeschrieben werden mußte, und nie wurde etwas Großes ausgerichtet.

Wichtiger als die unnützen Berathschlagungen der Fürsten auf den Reichstagen ist eine Erfindung, die unter Friedrichs Regierung gemacht wurde, und die ungeheuersten Fortschritte im Reiche der Wissenschaften und Künste, und der Cultur überhaupt, zur Folge gehabt hat — die Erfindung der Buchdruckerkunst 1440 *). Früherhin gab es nur geschriebene Bücher.

---

*) Nachfolgendes ist aus meinem Lehrbuche der Weltgeschichte für Bürgerschulen Th. 2, S. 130.

Wer ein Buch haben wollte, gab einem Mönche — denn nur diese beschäftigten sich damit — den Auftrag, das gewünschte abzuschreiben. Der Mönch nahm dazu dünnes, schönes Pergament, zog saubere Linien mit bunten Farben, und schrieb nun ab. Die Anfangsbuchstaben wurden sehr schön mit bunten Farben ausgemalt, auch wohl mit Gold ausgelegt. Ehe ein solches Buch fertig wurde, verging oft ein Jahr und darüber. Daher war, nur ein einziges Buch zu besitzen, schon eine kostbare Sache. Die ganze Bibliothek Kaiser Karls IV. bestand nur aus 114 Bänden. An Schulbücher war gar nicht zu denken. Selbst die Lehrer entbehrten dieses vorzüglichsten Mittels des Unterrichts, und konnten daher lange nicht das leisten, was man in unsern Tagen mit Recht von ihnen verlangt. Lesebücher gab es gar nicht. Dazu kam, daß die meisten Abschreiber unwissende Menschen waren, und nichts von dem verstanden, was sie schrieben, also auch unendliche Fehler machten. Was war also mehr zu wünschen als ein Mittel, sich richtige und wohlfeile Bücher zu verschaffen.

Der erste Schritt dazu war die Erfindung der Spielkarten. Gewöhnlich giebt man an, sie wären in Frankreich erfunden worden, um dem blödsinnigen Könige Karl VI. die Zeit zu vertreiben. Indessen wahrscheinlicher ist, daß sie schon im 14ten Jahrhundert in Deutschland erfunden worden sind. Es wurden die Figuren auf Täfelchen geschnitten, und dann auf dünne geglättete Pappe abgedrückt. Da das gelungen war, fing man an, auf dieselbe Art auch Heiligenbilder zu verfertigen. Auch der Name des Heiligen wurde in Holz geschnitten, auch wohl Verse und Denksprüche; aber die Schrift war ungleich und ungestaltet. Sehr natürlich kam man dadurch auf den Gedanken, ganze Bücher abzudrucken. Man schnitt nämlich alle Wörter einer Seite in eine eben so große Holztafel ein, färbte diese mit schwarzer Farbe, und drückte sie nun ab. Aber theils gerieth die Schrift herzlich schlecht, theils mußte man so viele Platten machen, als das Buch Seiten hatte. Welche ungeheuere Arbeit! Und doch waren sie bald abgenutzt, und konnten zu andern Büchern nicht mehr gebraucht werden. Am meisten beschäftigte man sich in Holland mit solchen Drucken; vorzüglich brachte es Lo-

renz Koster in Haarlem in den Jahren 1420—1425 darin recht weit. Daher ist es gekommen, daß Viele geglaubt haben, und in Holland noch glauben, er sey der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst.

So schlecht sich nun auch solche mit Holzplatten gedruckte Bücher ausnahmen, so waren sie doch weit wohlfeiler als die abgeschriebenen, besonders da man bereits seit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts das Lumpenpapier erfunden hatte, und also das kostbare Pergament entbehren konnte. Besonders druckte man Gebetbücher, und diese gingen wegen ihrer Wohlfeilheit reißend ab.

Nun lebte in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts in Mainz ein armer Edelmann, aber ein kluger, denkender Kopf, Johann von Sorgenloch, genannt Gänsfleisch, der von seines Vaters in Mainz gelegenem Hofe Gudenberg gewöhnlich Johann Guttenberg genannt wird. Er war 1430 aus seiner Geburtsstadt nach Straßburg gegangen, und hatte sich hier mit Spiegelmachen und Steinschleifen beschäftigt. Da kam er auf den Gedanken: wie, wenn du die Buchstaben, die bisher zu ganzen Zeilen in die hölzernen Platten eingegraben worden sind, von einander trenntest? Dann könnte man sie ja wieder zu andern Wörtern zusammensetzen." Er sägte also die Holztafeln auseinander, band die einzelnen Buchstaben fest zusammen, und druckte sie so ab. Siehe da! es gelang. Aber die Wörter nahmen sich schlecht und plump aus. Er schnitt zwar neue Buchstaben, aber das kostete viele Zeit; er versäumte darüber seine andere Arbeit, gerieth in Schulden, und mußte endlich Straßburg verlassen. Er kehrte nach Mainz 1445 zurück, und setzte hier seine Versuche mit Eifer fort, wußte auch einen reichen Bürger, Johann Fust oder Faust, so für die Sache einzunehmen, daß er mit ihm in Verbindung trat, und ihm zwei Mal 800 Goldgulden (à 1½ rthl.) vorschoß, wogegen Guttenberg ihm sein ganzes Druckerzeug verpfänden mußte. Nun nahmen sie noch einen Dritten in die Gesellschaft auf, Peter Schoiffer, einen geschickten jungen Mann, der eine köstliche Hand schrieb. Wer war froher als der thätige Guttenberg! Er schlug vor, statt der hölzernen ungeschickten Buchstaben

Lettern von Zinn oder Blei zu machen, und Schoiffer erfand die Formen zum Gießen dazu. Aber das Metall war zu weich, und das Eisen dagegen so hart, daß es das Papier durchschnitt. Endlich fanden sie eine Mischung heraus, die weder zu weich noch zu hart war, und statt des Lampenrußes nahmen sie nun eine Druckerschwärze, die aus Leinöl und Kienruß bereitet wurde.

Nun gingen sie ans Werk, und druckten allerhand kleine Schriften, die sehr gesucht wurden. Bald aber unternahmen sie auch, eine ganze lateinische Bibel zu drucken. Fust verkaufte sie für 100—120 Gulden, und doch ging sie reißend ab, weil sie gegen die früheren Preise doch noch sehr wohlfeil war. Je mehr Geld er dabei gewann, desto mehr ärgerte er sich, daß er mit Guttenberg theilen mußte, und da er jetzt glaubte ihn entbehren zu können, so verlangte er sein vorgeschossenes Geld zurück. Das konnte aber dieser noch nicht abzahlen; darum nahm ihm der eigennützige Fust alle Druckgeräthschaften fort, und überließ den wackern Erfinder der Kunst seinem unglücklichen Schicksale. Wirklich ist er auch nach 12 Jahren in großer Dürftigkeit gestorben, sein Name wird aber noch mit Ehrfurcht genannt. Fust und Schoiffer setzten die Arbeit allein fort.

Keiner war über die neue Erfindung aufgebrachter als die Mönche, die nun das einträgliche Geschäft des Bücherschreibens verloren. Sie wußten daher dem Fust nicht Böses genug nachzusagen, nannten die Buchdruckerkunst eine Teufelskunst, und ersannen das alberne, nachher oft nacherzählte Mährchen, daß Fust, den sie einen Doctor nannten, zuletzt vom Teufel geholt worden sey. Er starb zwei Jahre vor Guttenberg in Paris an der Pest. Nachdem die Kunst nur noch wenige Jahre lang in Mainz geübt worden war, vertrieb der Krieg alle Buchdrucker. Sie zerstreuten sich, und das hatte den Vortheil, daß von nun an ihre Kunst auch nach andern Orten verbreitet wurde.

Welche wichtige Erfindung! Nun erst konnten die Wissenschaften reißende Fortschritte machen, und wirklich wurden sie auch seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts mit einem Eifer betrieben, der früherhin nie so bemerkt worden war.

Der unthätige Kaiser nahm von dieser und andern Erfindungen nicht die geringste Kenntniß, und ließ selbst seine östreichischen Länder verfallen. Endlich brach die Unzufriedenheit in einen förmlichen Aufruhr aus. Er hatte nämlich seine Söldner entlassen, ohne sie zu bezahlen, und darum raubten sie im ganzen Lande umher. Eyzinger, der durch Kaiser Albrechts Gunst, dessen Liebling er war, von einem gemeinen Manne zu einem reichen Freiherrn emporgestiegen war, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Sie erklärten, daß sie den Unfug ferner nicht dulden würden, und verlangten, daß Friedrich den jungen Ladislaus frei gebe, und nach Wien ziehen lasse; denn der Kaiser besaß eigentlich nur Steiermark, Kärnthen und Krain; das eigentliche Oestreich aber verwaltete er als des Ladislaus Vormund. Den Empörern gab er keineswegs nach; Ladislaus wurde im Gegentheil in noch sicherere Verwahrung gebracht, und gleichsam als wenn ihn die Unruhen nicht im geringsten angingen, hielt Friedrich gerade um diese Zeit um eine Prinzessin von Portugal an, und bestellte sie, nachdem er das Jawort erhalten hatte, nach Siena in Italien, weil er nach Rom reisen wollte, um sich vom Papste die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Als er nach Siena gekommen war, wurde ihm gemeldet, daß seine Braut bald eintreffen werde. Jeder Andere wäre ihr nun gleich entgegengereist; der kalte Friedrich aber blieb ganz ruhig da, und wartete ihre Ankunft ab. Als er sie in der Ferne sah, wurde er blaß, weil er fürchtete, sie möchte häßlicher seyn, als man sie ihm geschildert hatte. Um so größer war seine Freude, als er endlich sah, daß sie ein Muster von Schönheit und Anmuth war. Nachdem die erste Bewillkommnungsscene vorüber war, bestieg eine schöne Jungfrau der Stadt auf offenem Markte eine Bank, und hielt an das Brautpaar eine Rede über die Vortheile des Ehestandes. Dann führten viele edle Sienerinnen einen kunstvollen Tanz auf. Eine Weile sahen die Portugiesen, die zum Gefolge der Braut gehörten, dem Tanze ruhig zu; endlich aber ergriff sie die Lust, daran Theil zu nehmen; sobald sie sich aber den Damen näherten, machten diese vor dem Brautpaare eine tiefe Verbeugung, und verschwanden sogleich. Von

da zog der Kaiser nach Rom, und ließ sich sammt seiner jungen Frau krönen.

Jetzt kehrte er nach Deutschland zurück. Kaum war er aber in Wienerisch=Neustadt, wo er gewöhnlich residirte, angekommen, als ihn die Empörer belagerten, und nicht eher ruhten, bis er den jungen Ladislaus ihnen übergab. Ihm zum Hohne führten sie diesen Prinzen wie im Triumphe mit sich nach Wien, und dann nach Prag, wo er zum Könige von Böhmen gekrönt wurde; auch die Ungern freuten sich, ihm als König huldigen zu können; denn auch sie bedurften eines Königs bei dem immer stärkern Andrängen der Türken.

Die große Gefahr, welche um diese Zeit durch die Annäherung der wilden Türken für ganz Europa, besonders aber für Deutschland erwuchs, bewog den Papst, die Deutschen aus ihrem Schlafe zu rufen. Er schickte dazu den beredten Johann Capistran als Legaten nach Deutschland, überall, wohin er käme, die Menschen von ihren weltlichen Gedanken und Thaten zurückzurufen, und zu einem Kreuzzug gegen die Türken zu begeistern, kurz die Rolle zu übernehmen, die einst Kuttenpeter und Bernhard von Clairvaux gespielt hatten. Capistrano war ganz der Mann dazu. Er war, wie Kuttenpeter, klein, hager, und so dürr, daß er nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien; dabei aber, ungeachtet seiner 65 Jahre, voll Feuer und Ausdauer. Seine strenge Lebensweise hatte ihm den Ruf eines Heiligen erworben, und wenn er sich einer Stadt näherte, zog ihm die Volksmenge mit Fahnen entgegen; Jeder war glücklich, der den Saum seines Kleides berühren durfte, oder von ihm eines Blickes gewürdigt wurde. Man schleppte Kranke herbei, um sie durch seine Berührung zu heilen, und wenn er endlich von einem Balcon herab vor dem dicht geschaarten Volke auf dem Markte in lateinischer Sprache predigte, so starrten ihn Alle mit Bewunderung und Zerknirschung des Herzens an, ob sie gleich kein Wort seiner Rede verstanden. Denn er sprach mit einem so beredten Feuer und mit so ausdrucksvollen Gebehrden, daß schon sein Anblick begeisterte, und Jeder schwur, was der heilige Mann mit solchem Eifer sage, müsse wahr seyn. Wenn er endlich schwieg, trat ein

Mönch auf, um den Sinn der Predigt in deutscher Sprache zu wiederholen; aber dann schlich die Versammlung aus einander, weil man schon durch die Kraft der lateinischen, obgleich unverständlichen Rede erbaut war. Erst trat er in Wien, dann in Olmütz, endlich in Breslau auf. Ueberall eiferte er gegen die Verkehrtheit und Ueppigkeit der Welt, und in Breslau wußte er das Volk so zu rühren, daß man nach geendigter Predigt nach Hause lief, alle Gegenstände des Luxus und Werkzeuge der Sünde: Spiegel, Putzsachen, Maskenanzüge, Spielkarten, Brettspiele u. dgl. herbeiholte, und auf dem jetzigen Blücherplatze in einem großen Scheiterhaufen verbrannte. Lag auch darin eine Uebertreibung, so war doch die Begeisterung von edler Natur; aber keineswegs war zu billigen, daß Capistran das Volk gegen die Juden aufreizte. War auch nicht zu leugnen, daß diese Nation kein Mittel für niedrig und verächtlich genug hielt, die Christen zu betrügen und sich zu bereichern, so hatten doch diese kein Recht, die ganze Nation zu verfolgen. Man gab ihnen schuld, daß sie Christenkinder geraubt und geschlachtet, auch geweihte Hostien gestohlen und gepeitscht hätten, und dies wurde zum Vorwand gebraucht, sie zu mißhandeln und todt zu schlagen. Allein in Breslau wurden 41 verbrannt, und Capistran half selbst mit, sie zu martern! Seinen Hauptzweck aber erreichte Capistran nicht; denn die deutschen Fürsten hatten zu wenig Gemeingeist, um sich in einen Krieg einzulassen, der ihnen zunächst nicht nöthig schien. Daher geschah es denn, daß Constantinopel noch in demselben Jahre, 1453, von den Türken erobert wurde. Ueber das Unglück erschraken zwar alle Christen, und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen; aber Keiner rührte sich, sie wieder zu vertreiben.

Aber bald hatten sie Ursache, ihre Trägheit zu bereuen. Sultan Muhamed II. nämlich zog die Donau aufwärts, um Ungarn und Deutschland auszuplündern. Zum Glück für diese beiden Länder wurde er vor der Festung Belgrad aufgehalten, und eben als diese Stadt in der größten Noth war, kam ihr ein Haufen Ungern unter des tapfern Feldherrn Hunyad's Anführung zu Hülfe, und bald traf auch Capistran mit einem kleinen Kreuzheere ein. Zwar waren seine Leute nur mit Dreschflegeln, Spießen und Heu-

gabeln bewaffnet; aber Capistran wußte sie mit seiner Begeisterung zu erfüllen; und als er sie endlich mit einem Stab in der einen, und einem Kruzifix in der andern geradezu auf den Feind führte, wurde dieser von den begeisterten Kreuzfahrern vollständig in die Flucht geschlagen.

Bei dem Allen saß gerade der, welcher am thätigsten hätte seyn sollen, ganz still, der Kaiser Friedrich, so daß endlich selbst die Kurfürsten die Geduld verloren, und ihm einen Tag bestimmten, an dem er in Frankfurt am Mayn erscheinen sollte, um mit ihnen über die Wiederherstellung der Ordnung des Reichs zu berathschlagen; käme er nicht, so müßten sie zuletzt zu einer anderen Wahl schreiten. Aber auch diese Drohung half bei dem trägen Manne nicht; er schalt sie wegen ihrer Eigenmächtigkeit aus, und dabei blieb die Sache von beiden Seiten.

Indeß starb der junge Ladislaus, Albrechts II. Sohn, im 18ten Jahre seines Alters plötzlich, und obgleich der Kaiser sich Hoffnung machte, sein Nachfolger zu seyn, so wurde doch in Böhmen der einsichtsvolle und wohlgesinnte Georg von Podiebrad, der schon unter dem Verstorbenen Statthalter gewesen war, und in Ungarn der Sohn jenes Hunyad's, Matthias Corvinus, zu Königen gewählt. Das Einzige, was Friedrich dabei gewann, war das Erzherzogthum Oestreich — dazu war das Land unter ihm erhoben worden — welches nun an ihn fiel.

Aber diese Erwerbung mußte Friedrich mit vielem Aerger und Kummer erkaufen. Zuerst machte ihm sein habsüchtiger Bruder Albrecht das Land streitig, fing mit ihm darüber gar einen Krieg an, und hetzte den Pöbel in Wien, einen übermüthigen Schlag Menschen, zur Empörung auf. Endlich wurde zwar eine Zusammenkunft nach Wien verabredet, um sich dort über den Frieden zu besprechen; aber als bereits die Kaiserin Eleonore mit ihrem Sohne in Wien, der Kaiser aber noch unterwegs war, brach der offene Aufruhr aus. Ein Andrer wäre nun nach der Stadt geeilt, um den Seinigen zu Hülfe zu kommen; Friedrich aber nahm sich Zeit. Endlich rückte er langsam mit einem Heere heran. Die Wiener erschraken, und schickten Abgeordnete, sich zu entschuldigen. Gegen diese bezeigte sich

der Kaiser überaus freundlich: „ich danke den guten Wienern für die Sorge, die sie für meine Familie getragen haben, und werde sie ihnen nach Möglichkeit vergelten. Jetzt komme ich, um ihre Wünsche zu vernehmen, und Allen Genüge zu leisten.“ Das machte den übermüthigen Bürgern neuen Muth, und als nun der Kaiser vor ihren Thoren erschien, schlossen sie dieselben, und wollten ihn nicht hereinlassen, bis sie sich überzeugt hätten, wie stark sein Kriegshaufen wäre. Sie liefen daher ins Lager hinaus. Hierbei zeigte sich der Kaiser recht in seiner Erbärmlichkeit. Er ritt ihnen entgegen, und schmeichelte ihnen: „o wie lange habe ich doch gewünscht, einmal mit meinen lieben Wienern zu reden, und wie freue ich mich, daß durch eure Güte und Treue endlich dieser Wunsch gewährt wird. Immer habe ich euch geliebt, geschätzt, hochgeachtet, und nie an eurer Treue gezweifelt.“ Ein unverschämter Mensch, Wolfgang Holzer, einst ein Holz- und Pferdehändler, hatte sich an die Spitze der Bürger gestellt, und dankte ihm im Namen derselben, bat aber, daß der Kaiser noch eine Nacht draußen bleiben möchte. Indessen erfuhr die Kaiserin Eleonore, eine Frau, die mehr Muth und Würde als ihr kläglicher Mann besaß, das Betragen desselben, und war darüber sehr unwillig. „Nein!“ sprach sie, „da denken und handeln Portugals Könige ganz anders. Nie schmeicheln sie den Uebermüthigen und Widerspenstigen, sondern sind nur den Demüthigen und Ueberwundenen gnädig. So gehört es sich für einen König, geschweige für einen Kaiser. Wüßte ich“ — so wandte sie sich zu ihrem Sohne — „daß du einst wie dein Vater gesinnt seyn würdest, so würde ich mich betrüben, dich zu einem Fürsten gebohren zu haben.“ Endlich ließen die Bürger den schwachen Kaiser ein.

Aber die Ruhe dauerte nicht lange. Er entließ seine Söldner, bezahlte sie aber nicht, und dafür plünderten sie das Land aus. Darüber murrte das Land: „was für ein Kaiser ist das, der uns nicht einmal gegen Räuber zu schützen vermag?“ Endlich legte er den Wienern eine Abgabe auf, um den Sold zahlen zu können. Darüber wurden sie so erbittert, daß sie ihm den Gehorsam aufkündigten, und ihn in seiner Burg belager-

ten. Da zeigte einmal der alte Herr einen Muth, den man noch nie bei ihm bemerkt hatte. Er besetzte mit den 200 Getreuen, die er bei sich hatte, alle Posten, und sprach: „diesen Ort will ich behaupten, und sollte ich hier mein Grab finden. Aber der alte Gott lebt noch, welcher der gerechten Sache hilft, und Obrigkeiten gegen aufrührerische Unterthanen seinen Arm leiht.“ Jetzt fingen die Bürger an, die Burg zu beschießen, und riefen gar den Erzherzog Albrecht herbei, der mit Freuden sich zu ihnen schlug, um seinem Bruder, dem Kaiser, Wehe zu thun. Indessen hatte Friedrich in seiner Noth die Reichsfürsten um Hülfe gebeten. Wir wissen aber schon, wie langsam diese Herren waren, ehe sie etwas ausführten; daher hätte er sich vor ihrer Ankunft längst ergeben müssen, wenn nicht Georg von Podiebrad, obgleich sonst sein Feind, schnell herbeigeeilt wäre, und die Wiener sammt dem Erzherzoge so geschreckt hätte, daß sie mit dem gedemüthigten Kaiser einen Vergleich eingingen. Wie dankbar dieser seinem Befreier die Hand gedrückt habe, braucht nicht erst gesagt zu werden. Mit Albrecht konnte sich übrigens Friedrich nicht wieder vertragen; der Hader der beiden feindlichen Brüder dauerte bis an Albrechts bald darauf plötzlich erfolgten Tod. Den großen Dienst, den Podiebrad dem Kaiser vor Wien erzeigt hatte, hat dieser bald darauf vergessen; denn als der Böhmenkönig mit dem Papste zerfiel, und dieser ihn in den Bann that, trat Friedrich auf die Seite des Papstes, eine Undankbarkeit, die ihm eine noch größere Schande macht als seine Trägheit.

Gerade damals wäre ein thätiger und muthiger Kaiser recht nöthig gewesen. Das lange gefürchtete Unglück brach nämlich nun wirklich über Deutschland ein; die Türken machten einen Einfall in die östreichischen Länder, und hausten hier auf eine empörende Weise. Sie verbrannten nicht nur alle Ortschaften weit und breit, und führten Tausende von Menschen, selbst Kinder beiderlei Geschlechts, mit sich fort, sondern quälten sogar viele zu Tode. Nach ihrem Abzuge sah man die nackten Leichen überall herumliegen, und viele waren auf die spitzigen Pfähle der Zäune aufgespießt. Der Kaiser berief zwar einen

Reichstag nach Regensburg, um mit den Fürsten zu berathschlagen, nahm aber so wenig Antheil daran, daß er eines Tages während der Rede des päpstlichen Gesandten sanft einschlief, bis ihn der Redner am Ohre zupfte mit den Worten: „Durchlauchtigster Kaiser, ich bin hierher gekommen, nicht um deinen Schlaf zu stören, sondern um deinen Lauf zu beflügeln." Was vorauszusehen war, geschah: es wurde nichts beschlossen, weil Jeder fand, daß ihm zu viel zugemuthet wurde. So haben es die Fürsten auf den Reichstagen jederzeit gemacht: es ist viel gesprochen, und wenig oder nichts gethan worden.

Auch einen Beweis unverständigen Mißtrauens gab damals der Kaiser. Es war im Jahr 1467 der reichste Herr seiner Zeit, der ritterliche Herzog von Burgund, Philipp der Gute, gestorben, und hatte seinem einzigen Sohne, Karln dem Kühnen, alle sein'e schönen Länder und Kostbarkeiten hinterlassen. Zu den burgundischen Besitzungen aber gehörte damals nicht nur das jetzige Königreich der Niederlande, sondern auch diejenigen Theile von Frankreich, die man den Elsaß, Bourgogne und Franche Conte' nennt. In allen diesen in jenen Tagen überreichen Ländern besaß Karl eine Menge prachtvoller Palläste, alle mit dem kostbarsten Hausrathe und den künstlichsten Teppichen versehen. Wenn er Tourniere oder Bankette gab, so aß man von goldenem Geschirr, und seine Trinktische krachten unter der Schwere der goldenen Becher, mit denen sie bedeckt waren. Dieselbe Pracht zeigte er in allen Dingen; seine Kriegsleute waren mit den schönsten Waffen ausgerüstet, seine Pferde mit den strahlendsten Decken versehen. Er selbst war mäßig und enthaltsam, aber voll stolzen Selbstgefühls, und hatte den Fehler, der denen, die viel besitzen eigen zu seyn pflegt: nicht genug besitzen zu können. Kürzlich erst hatte er das Herzogthum Geldern an sich gebracht, und da dies Land unter dem Kaiser stand, so bat er diesen um die Belehnung. Zugleich wollte er, weil er reicher und mächtiger als jeder König war, auch König von Burgund heißen, und der Kaiser hatte nichts dagegen, wenn Karl dafür seine reiche Erbtochter Marie an des Kaisers Sohn Maximilian verlobe. Um diese Geschäfte

abzumachen, wurde 1473 eine Zusammenkunft in Trier gehalten. In seinem größten Staate hielt der Kaiser seinen Einzug; denn er wollte sich dem stolzen Herzoge recht stattlich zeigen. Aber als nun auch Karl anlangte, und Friedrich ihm entgegenritt — wie ärmlich erschien da der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge gegen die Pracht, die Karl zu Tage legte. Er selbst trug einen vergoldeten Harnisch, über den er einen Mantel von Goldbrokat, der von Edelgesteinen und Perlen strotzte, geworfen hatte. Und als er nun in der Ferne den Kaiser erblickte, und er sich mit seinem Gefolge in Bewegung setzte, ertönte ein seltsames Getöse; denn über die stählernen Decken seiner Pferde waren durchsichtige Goldstoffe gehängt, die mit silbernen Schellen besetzt waren. Wohl mochte es den stolzen Mann freuen, als er das gegen seine Pracht ärmliche Ansehen des Kaisers bemerkte! Freundlich unterredeten sich beide Herrscher, und mit besonderem Wohlgefallen ruhte Karls Blick auf dem jungen Erzherzoge Maximilian, der hinter seinem Vater mit entblößtem Haupte hielt, die langen blonden Locken bis auf die Schultern herabwallend. Nachdem Karl auf öffentlichem Markte, kniend, die Belehnung von dem Kaiser erhalten hatte, verabredete man den Tag, an welchem die Krönung Karls in der Kirche vollzogen werden sollte. Schon war der Thron dazu aufgeschlagen, schon die Krone und der Scepter dazu angeschafft, — als den Tag vorher der Kaiser plötzlich verschwunden war. Er war unter nichtigem Vorwande ohne Abschied nach Köln abgereist, und ließ dem Herzog nur sagen, die Krönung müsse bis auf gelegenere Zeit aufgeschoben werden. Die Ursache dieser plötzlichen Umstimmung war wohl keine andere, als ein Brief des Königs von Frankreich, Ludwig XI., der ihn gewarnt hatte, sich vor dem Ehrgeize Karls in Acht zu nehmen, der, wenn er erst König wäre, gewiß seine Hand auch nach der deutschen Kaiserkrone ausstrecken werde. Bei der großen Aengstlichkeit Friedrichs bedurfte es nur einer solchen Warnung, um ihn in Furcht zu setzen. Auch mochte ihn wohl die Pracht geärgert haben, mit der Karl in Trier erschienen war, und die er, obwohl Kaiser, nicht nachmachen konnte. Daß nun der stolze Herzog vor Wuth schäumte, läßt sich leicht

denken, und von einer Verbindung seiner Maria mit dem Erzherzog durfte nun nicht weiter die Rede seyn.

Drei Jahre darauf fing Karl mit den Schweizern einen Krieg an, und ging darin unter. Er verlor in den Schlachten bei Granson und bei Murten den Kern seines Heeres und eine Menge seiner kostbarsten Kleinodien, die er mitzunehmen thöricht genug gewesen war, und im Jahre 1477 wurde er in der Schlacht bei Nancy getödtet. Als die Nachricht von dem Falle dieses mächtigen Fürsten sich verbreitete, freute sich keiner mehr als Ludwig XI. Schnell besetzte er Bourgogne, die Franche Comte' und mehrere einzelne Städte. Maria aber, die Erbtochter von Burgund, stand allein und hülflos da. Nicht nur der Schmerz über den Verlust ihres geliebten Vaters drückte sie zu Boden, sondern auf der einen Seite griff Ludwig ihre Länder an, und auf der andern empörten sich die übermüthigen Bürger von Gent, und rissen die Herrschaft an sich. Die arme Prinzessin, deren Unglück eben ihr Reichthum war, war so gut als eine Gefangene der aufrühreriſchen Bürger, ohne deren Rath und Willen sie nichts thun durfte. Da meldete sich bei ihr Olivier an, der Barbier und Liebling des Königs von Frankreich, und warb um die 20 jährige Prinzessin für des Königs ältesten Sohn Karl, der aber erst fünf Jahre alt war. Die Genter nahmen die Bewerbung sehr gut auf, und hatten große Lust, dem königlichen Knaben die Prinzessin zu geben. Da trat ihre Oberhofmeisterin, eine entschlossene Frau, hervor, und sprach: „unser Fräulein bedarf eines Mannes, aber nicht eines Kindes zum Gemahl." Diese Bemerkung wirkte, und man wies den Bartscherer ab. Zugleich kam eine anständigere Gesandtschaft an. Kaiser Friedrich schickte sie, und ließ um die Hand Mariens für seinen Maximilian anhalten. Die Genter erlaubten Marien mit den Gesandten zu sprechen; aber sie solle dieselben nur willkommen heißen, und wegen der Antwort sie an den Ausspruch der Stände verweisen. Als nun die Gesandten Audienz erhielten, hörte Marie sie sehr freundlich an; denn sie erinnerte sich des liebenswürdigen Maximilians noch mit Vergnügen, und als jene ihr einen Ring vorzeigten, den er einst von ihr nebst einem Briefe erhalten hätte, antwortete sie mit heiterem Gesicht: „ich erin=

nere mich dieses Briefes noch sehr wohl. Ich habe ihn damals auf Befehl meines Vaters geschrieben, und bin entschlossen, das jetzt zu halten, was ich damals versprochen habe.“ Die Genter genehmigten das Verlöbniß; schon nach wenig Wochen war sie Maximilians glückliche Gattin, und hatte nun einen tapfern Beschützer. Durch diese Heirath sind die Niederlande an Oestreich gekommen, welches sie bis in das folgende Jahrhundert besessen hat. Maximilian hat seine geliebte Maria nur 10 Jahre gehabt. Dann starb sie an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Zeit seines Lebens hat er ihrer nie ohne Thränen gedenken können.

Ueberhaupt war diese Zeit für den alten Kaiser und seinen Sohn eine recht unglückliche. König Matthias von Ungarn fing einen Krieg mit Friedrich an, und belagerte ihn in Wien. Als nun der Kaiser Anstalt machte, aus der Stadt zu entweichen, und die Bürger zu ihm aufs Schloß schickten, er möchte sie doch in dieser Noth nicht verlassen, gab er ihnen die Antwort: „die Wiener leiden mit Recht jetzt eben so Hunger, wie ich damals, als ich von ihnen in der Burg belagert wurde, mit den Meinigen Mangel gelitten habe.“ Wirklich reiste er fort, und die Bürger mußten die Ungern in die Stadt lassen. Sechs Jahre lang blieb sie in den Händen der Ungern, und Friedrich schien die Schande gar nicht zu fühlen, daß seine Residenz in der Gewalt seiner Feinde sey. Erst nach Matthias Tode kehrte Oestreich in den Besitz Friedrichs zurück.

Ein anderes Unglück betraf den Erzherzog Maximilian. Seit Mariens Tode waren die derben Niederländer nicht mehr mit ihm zufrieden, weil er keine Lust bezeigte, sich von ihnen, wie sie wollten, hofmeistern zu lassen. Besonders hatten die durch Handel reichen Bürger von Brügge einen Haß auf ihn geworfen, und machten den Plan, ihn gefangen zu nehmen. Einige von ihnen, die sich stellten, als wenn sie seine Freunde wären, luden ihn ein, in Brügge das bevorstehende Fest der Lichtmesse zu feiern. Seine Räthe riethen zwar ab; aber der lebenslustige Prinz ließ nicht gern eine Gelegenheit zur Fröhlichkeit vorbei, und wußte nicht, was Furcht war, ritt also mit 500 Reitern nach der Stadt. Am Thore warnte ihn noch ein-

mal sein lustiger Rath: „Lieber König *), ich sehe, daß du hier mit Gewalt gefangen werden willst. Da ich aber dazu keine Lust verspüre, so will ich dir nur das Geleite bis an die Burg geben, und dann zum andern Thore wieder hinausreiten. Deinen lieben Söhnen in Brügge traue der Teufel.“ Man empfing den Maximilian zwar anfangs gut, aber schon am andern Morgen merkte er, daß es unruhig zu werden anfing. Jetzt wollte er wegreiten; aber die Bürger ließen das Gatterthor herab, und alsbald entstand ein gewaltiger Auflauf auf dem Markte. Seine Wache wurde von der Menge aus einander gesprengt, seine Begleiter und er selbst umringt, und in das Haus eines Gewürzkrämers gefangen gesetzt, wo sie auf hölzernen Bänken sitzen mußten. Hier blieb Max mehrere Wochen, und wurde oft mit Rohheit behandelt; ja die Einwohner von Gent verlangten sogar seine Auslieferung, um ihm den Kopf abzuschlagen. Seine Begleiter wurden von ihm getrennt, auf die Folter gelegt, und zuletzt sogar hingerichtet. Bei dem Allen benahm er sich mit vieler Würde; er unterwarf sich zwar der Gewalt, ließ sich aber nie herab, den Pöbel um seine Freiheit zu bitten. Ein recht schönes Beispiel von Treue gab sein lustiger Rath. Einige Tage nach der Gefangennehmung seines geliebten Herrn hatte er sich mit zwei Schwimmgürteln durch den Stadtgraben in die Stadt schleichen, und ihn retten wollen; die dazu nöthigen Pferde standen schon bereit. Aber die im Graben sich aufhaltenden Schwäne hatten durch ihr Geräusch die Wache aufmerksam gemacht. Das schreckte indessen den treuen Menschen nicht ab. Er lernte geschwind die Kunst, die Haare zu scheeren, schlich sich dann in die Stadt, und bewog einen Mönch, ihn in Mönchstracht als Maximilians Beichtvater ins Schloß zu führen. Die List gelang; er kam zu seinem Herrn, der ihn anfangs in der Vermummung selbst nicht erkannte, dann aber sich herzlich freute, seinen treuen Diener wiederzusehen. Als aber dieser ihm zu-

*) So nannte er ihn, weil Max von den Kurfürsten bereits zum römischen König gewählt war.

redete, sich von ihm, gleich einem Mönche, die Glatze scheeren zu lassen, und in seiner Kutte zu entfliehen, weigerte sich Max entschieden, das zu thun, was seiner Würde entgegen sey. Vergebens bat, weinte und schalt der lustige Rath. Max blieb bei seiner Weigerung; auch wollte er den ehrlichen Mann, der an seiner Stelle im Gefängnisse zurückbleiben wollte, nicht der Gefahr aussetzen, von den aufgebrachten Bürgern ermordet zu werden. Endlich erfuhr der Kaiser das seinen geliebten Sohn betroffene Unglück, und dies rührte ihn so, daß er einmal in eine an ihm ganz ungewohnte Bewegung gerieth. Er bot alle Fürsten auf, ihre Kriegsleute bei Köln zu sammeln, und mit ihm nach den Niederlanden aufzubrechen. Wirklich eilten auch alle mit einer unerhörten Schnelligkeit herbei, weil sie es für einen Ehrenpunkt hielten, den römischen König aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und als die sächsischen Stände ihrem Herzoge Albrecht vorstellten, der Zug werde viele Unkosten machen, sprach er: „ich will lieber Zeit meines Lebens in Armuth zubringen, als diesen dem deutschen Namen zugefügten Schimpf ertragen. Ich werde mit Gott nach Flandern ziehen; wer mit mir zieht, soll mir lieb seyn; wer nicht will, mag zu Hause bleiben." Den Kaiser an der Spitze, zog das Reichsheer den Rhein hinab. Da kam ihnen unerwartet — Maximilian selbst entgegen. Er hatte mit den Bürgern von Brügge einen Vertrag geschlossen, auf manche Rechte verzichtet, und versprochen, an ihnen keine Rache zu üben. Dafür hatten sie ihn frei gelassen. Aber Friedrich hielt sich an diesen Vertrag nicht gebunden, und zog weiter, die unbändigen Bürger zu bestrafen. Doch er richtete gegen die festen Mauern und tiefen Gräben nichts aus, und mußte abziehen. Erst nach mehrern Jahren erlitten die Brügger ihre Strafe, als sie sich wieder empörten, und nun ein Graf von Nassau die Stadt eroberte, und 40 derjenigen, die damals den Erzherzog am meisten beleidigt hatten, hinrichten ließ.

Endlich starb der schwache Friedrich 1493, und Deutschland wurde nun diesen unthätigen und schwachen Kaiser dadurch los. Er hatte sich in den letzten Jahren nur mit Gärtnerei, Naturkunde, Sterndeuterei und mit Versuchen, Gold zu machen, be-

schäftigt. Da er die Gewohnheit hatte, die Thüren mit dem Fuße zu öffnen, so that er sich eihst Schaden, und mußte sich den Fuß abnehmen lassen. Diese Operation hielt er zwar mit großem Muthe aus, und ließ sich selbst das abgelöste Bein zeigen; aber dennoch war sie die Ursache seines Todes. „Was für ein Unterschied," fragte er, „ist zwischen einem kranken Kaiser und einem gesunden Bettler?" — „Der," antwortete er selbst, „daß der Bauer glücklich, der Kaiser aber recht bedauernswerth ist." Und darin hatte er wohl Recht.

Ehe wir zu der Regierung seines Sohnes Max übergehen, müssen wir noch einer sonderbaren Begebenheit, die sich im sächsischen Hause zutrug, des sächsischen Prinzenraubs, erwähnen, am 9. Jul. 1455. Damals regierte in Sachsen der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige. In einem Kriege, den er mit seinem Bruder, dem Landgrafen von Thüringen führte, büßte ein Ritter seines Heeres, Kunz von Kaufungen, seine in Thüringen liegenden Güter ein. Der gutmüthige Kurfürst gab ihm dafür einstweilen andere im Meißnischen, die einem Axel von Vitzthum, der im feindlichen Heere diente, gehört hatten. Nachdem nun Frieden geschlossen war, sollte Jeder das Seinige zurückerhalten; aber Kaufungen weigerte sich, die Güter herauszugeben, und da ihn die Gerichte dazu zwangen, so drohte er, sich zu rächen, und sagte dem Kurfürsten selbst ins Gesicht, er würde sich an dessen eigenem Leibe und Blute erholen. Schon dafür hätte er eine Züchtigung verdient; aber der sanfte Kurfürst sagte nichts als: „Mein Kunz, siehe wohl zu, daß du mir die Teiche nicht verbrennst." Kunz verband sich darauf mit zwei andern Rittern, Mosen und Schönfels, und nun wartete er nur eine gute Gelegenheit ab. Eines Tages erfuhr er durch einen treulosen Küchenjungen des Kurfürsten, Hans Schwalbe, daß derselbe nach Leipzig gereist, und daß die Kurfürstin mit ihren beiden Söhnen, Ernst und *Albrecht*, allein auf dem Schlosse in Altenburg sey; denn der Kanzler gab gerade allen Hofleuten ein Gastmahl, und nur ein alter Soldat hatte die Wache. Diese Zeit benutzte Kaufungen schnell. Er berief jene beiden Ritter zu sich, gab dem Schwalbe eine Strickleiter mit dem Bedeuten, sie am Abend an einem Schloß-

fenster zu befestigen, und fand sich, sobald die Nacht eingebrochen war, mit den nöthigen Reitpferden und seinen Gefährten am Fuße des Felsens, auf welchem das Schloß liegt, ein. Jetzt stieg er vermittelst der Strickleiter an der steilen Felswand hinauf, gelangte in das Schlafzimmer der Knaben, und holte diese aus den Betten. Als er aber nach zweimaligem Auf- und Absteigen eben mit ihnen zu Pferde steigen wollte, erfuhr er, daß der Eine nicht Prinz Albrecht, sondern ein junger Graf von Barby, der mit ihnen erzogen wurde, sey. Da stieg er zum dritten Male hinauf, und holte den Prinzen herab. Die Kurfürstin, die indessen erwacht war, wollte ihren Söhnen zu Hülfe eilen; aber sie fand die Thüren verriegelt; sie bat, sie flehte. Vergebens! Kaufungen hörte nicht darauf. Jetzt schwang er sich auf sein Pferd, setzte den zwölfjährigen Albrecht vor sich, und übergab den vierzehnjährigen Ernst den beiden Andern, die mit ihm nach Franken eilten, während er sich nach Böhmen wandte. Nachdem er die ganze Nacht hindurch geritten war, klagte Albrecht über Hunger. Kaufungen, da er und sein Pferd auch der Ruhe bedurften, hielt daher mitten in einem Walde bei einer Köhlerhütte an, und erlaubte dem Kleinen, während das Pferd gefüttert wurde, sich Beeren zu suchen. Da gelang es dem Prinzen, den Köhler, der Schmidt hieß, und zum Glück ein ehrlicher Mann war, bei Seite zu nehmen, und ihm seinen Stand und seine Gefahr zu entdecken. Schnell schaffte Schmidt Rath. Er schlug mit der Axt auf einen Baumstamm, das unter den Köhlern verabredete Zeichen der Versammlung, und alsbald traten überall aus dem Walde schwarze Kohlenbrenner hervor, die da fragten, was Schmidt wolle. „Seht!“ sprach dieser, „der Knabe da ist unsers gnädigen Herrn Kurfürsten Prinz, und der Ritter hat ihn geraubt. Greift und bindet den Schelm!“ Das geschah sogleich, und noch an demselben Abend hatte der Kurfürst und die Kurfürstin die Freude, ihren Sohn wieder zu umarmen. Als Mosen und Schönfels die Festnehmung Kaufungens erfuhren, schrieben sie an Friedrich, und erboten sich, auch den Prinzen Ernst zurückzuliefern, wenn er ihnen verzeihen wollte. Das wurde ihnen gern bewilligt, und so war auch Ernst bald wieder da. Kaufungen wurde von

den Richtern zur Enthauptung verurtheilt. Der gute Kurfürst wollte ihn zwar begnadigen; als aber der Bote der Gnade an das Thor von Zwickau, wo die Hinrichtung statt fand, kam, war es bereits verschlossen, und so starb Kunz des wohlverdienten Todes. Der ehrliche Schmidt sollte sich eine Gnade ausbitten; da bat er, daß er zeitlebens seine Kohlen unentgeldlich im Walde brennen dürfe. Die bescheidene Bitte wurde ihm nicht nur gewährt, sondern der Kurfürst schenkte ihm auch noch ein Freigut, und verordnete, daß er und der Aelteste seiner Nachkommen jährlich 4 Scheffel Korn von der Regierung zum Andenken erhalten sollte. Dies Geschenk wird bis auf den heutigen Tag seinen Nachkommen verabreicht. Ernst und Albrecht theilten sich nach dem Tode ihres Vaters in sein Land, und sind Stifter der beiden noch jetzt regierenden sächsischen Häuser, des ernestinischen und albertinischen, geworden. Albrecht ist derselbe, der späterhin den Kaiser Friedrich, wie erzählt ist, auf seinem Zuge gegen die Niederländer begleitete.

57. Maximilian I., 1493—1519.

Als Maximilian I. den Kaiserthron bestieg, war er 34 Jahre alt, in der Blüthe der Kraft. Von seinem trägen Vater hatte er keine Ader; denn seit lange hatte man keinen so thätigen, aufgeweckten, kühnen und ritterlichen Fürsten auf dem deutschen Throne gesehen. Seit seiner Kindheit hatte er einen rechten Durst nach Großthaten, die ihm Ruhm erwerben könnten, und je größer die Gefahr dabei war, desto lieber war es ihm. Seine Tapferkeit ging bis zur Tollkühnheit. Als Jüngling war er nicht nur ein höchst gewandter Ritter, der es im Speerbrechen und andern ritterlichen Künsten Allen zuvor that, sondern auch ein wilder Jäger. Mit wilden Ebern, wüthenden Hirschen, Bären und Löwen zu kämpfen, scheue Pferde zu reiten, auf Felsenspitzen und Eisbergen umherzuklettern, war seine größte Lust. Einmal fand er in München vor dem Schlosse einen großen Löwen in einem Käfig. Sogleich wandelte ihn die Lust an, zu dem Thiere in

den Käfig zu kriechen. Er that es richtig, öffnete ihm den Rachen, und zeigte den erstaunten Zuschauern die Löwenzunge. Ein ander Mal wäre es ihm beinahe schlimmer ergangen. Er ging in Utrecht zu zwei Löwen in den Käfig; aber die Bestien, die seiner nicht gewohnt waren, sprangen wild auf, und auf ihn zu. Das störte ihn aber keineswegs. Er ergriff eine dabei liegende Schaufel, und schlug so lange auf sie los, bis sie sich ruhig wieder hinlegten. Endlich wäre er doch beinahe das Opfer seiner Tollkühnheit geworden. Er war einst bei Inspruck auf der Gemsenjagd. Sein Eifer trieb ihn immer weiter, von Fels zu Fels, bis er endlich nicht weiter konnte, und als er sich umsah, hatte er sich von seinen Begleitern verloren, und sich so verklettert, daß er keinen Rückweg finden konnte. Vor ihm aber gähnte ihn ein schroffer Abgrund an. Lange suchte man den verloren gegangenen Prinzen; endlich erblickte man ihn auf der jähen Martinswand — so hieß dieser Felsen — die bis dahin noch von Keinem erstiegen worden war. Jedem schien es unmöglich, ihn zu retten. Man strömte in die Kirchen, Gott um Erbarmung für ihn anzuflehen, und er selbst rief hinab, er wolle sich zum Tode bereiten; man möge ihm unten eine Messe lesen. Das geschah sogleich, und während unten schnell ein Altar errichtet, und das heilige Amt gehalten wurde, lag er oben auf den Knien, und ließ sich den Segen ertheilen. Da hörte er plötzlich hinter sich ein Geräusch. Er wandte sich um, und erblickte einen jungen Mann, der ihm die Hand reichte, und ihm Muth zusprach; er werde ihn hinabführen, wenn er ihm folgen wolle. Und nun stieg er voran, Max hinterdrein, und nachdem sie eine Zeit lang von Fels zu Fels geklettert waren, befanden sie sich endlich unten. Froh umdrängten ihn Alle, und wünschten ihm Glück zu der unerwarteten Rettung. Als er sich nun aber nach seinem Retter umsah, um ihm zu danken, war der fort, und wurde nicht mehr gesehen. Unstreitig war es ein der Gegend kundiger Gemsenjäger; der Aberglaube jener Zeit aber meinte, es müsse wohl ein Engel gewesen seyn. Dergleichen Gefahren machten ihn aber nicht vorsichtiger, und eben so tollkühn als vorher ging er neuen entgegen.

Schon seiner hohen Stirn, seinem kühn blickenden Auge sah man seinen edeln Geist, wie seine erlauchte Abstammung an. Sein Wuchs war ansehnlich, sein Gang und Anstand königlich, seine Stirn stark gewölbt, seine Nase gebogen, seine blauen Augen voll Feuer, seine Wangen in der Jugend blühend roth, im männlichen Alter von der Sonne gebräunt. Seine Regierung war dazu bestimmt, in eine Zeit zu fallen, die zwei äußerst wichtige Begebenheiten erzeugte: die Entdekkung von Amerika und die Reformation. Durch jene bekam der Welthandel, durch diese der menschliche Geist eine ganz neue, eigenthümliche Richtung, und gewiß hätte Max an beiden Veränderungen einen noch größern Antheil genommen, wenn er nicht durch andere Unternehmungen zu sehr beschäftigt gewesen wäre. Sicherlich hätte dieser so unternehmende Kaiser große Dinge geleistet, und Deutschland eine ganz andere Gestalt gegeben, wenn es ihm nicht beständig an Geld gefehlt, und er mehr Ausdauer gehabt hätte. Dennoch verdankt ihm Deutschland zwei sehr wichtige Einrichtungen: den ewigen Landfrieden und die Posten, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er selbst nie darauf gekommen seyn würde, wenn die Umstände ihn nicht darauf geführt hätten.

Die Veranlassung zum Landfrieden war folgende: der König von Frankreich Karl VIII. war in Italien eingefallen, und hatte Neapel erobert. Endlich mußte er wieder zurück, und warf sich da auf den Herzog von Mailand, der ein Bundesgenosse Maximilians war, und daher dringend um Hülfe bat. Der Kaiser wieder forderte die deutschen Fürsten auf, ihn mit Geld und Kriegsknechten zu unterstützen, da es ihm selbst an beiden fehlte. Sie aber erwiederten, das würden sie nur dann thun, wenn er erst durch ein Gesetz den Befehdungen wehrte, d. i. einen ewigen Landfrieden errichtete, und ein Kammergericht niedersetzte, welches, unabhängig vom Kaiser, über die Streitigkeiten der Stände Recht spreche. So wenig lieb auch dieser Antrag dem Kaiser war, so mußte er doch endlich einwilligen, und nun wurde auf der Stelle auf dem Reichstage in Worms 1495 der ewige Landfrieden festgesetzt. Darin wurde gesagt: „Niemand soll den Andern be-

fehden, berauben, fahen, überziehen oder belagern; Niemand soll ein Schloß, eine Stadt, einen Flecken, ein Dorf, einen Hof oder Weiler mit gewaltiger That einnehmen, mit Brand oder auf andere Weise beschädigen. Die Uebertreter, weß Standes und Würde sie auch sind, sollen in die Acht verfallen, so daß ihr Leib und Gut allermänniglich erlaubt seyn und Niemand daran freveln mag, alle ihre Lehen aber dem Lehnsherrn verfallen, alle ihre Schuldforderungen, Freibriefe und Rechte ab und todt seyn. Es sollen ihnen Alle, die es auf frischer That innen werden, nacheilen und sich ihrer bemächtigen; gegen solche aber, die mächtig sind, oder mächtige Beschützer haben, soll sich der Beschädigte an das Kammergericht wenden, und dieses es dem römischen Könige und den Ständen melden," u.s.w. Das Kammergericht erhielt seinen Sitz in Frankfurt; späterhin wurde es nach Speier, endlich aber nach Wetzlar verlegt, wo es noch war, als es mit der alten deutschen Reichsverfassung in der neusten Zeit ganz aufgelöst wurde. Durch diese Einrichtung wurde nun endlich dem alten Faustrechte ein Ende gemacht. Nun trat ein gesetzlicher Zustand in Deutschland ein; nun konnte man sich doch seines Eigenthums freuen, und wurde dies ja angetastet, so gab es doch eine Behörde, bei welcher man über Friedensbruch klagen konnte.

Auf diesem Reichstage zu Worms trug sich eine Begebenheit zu, bei der Maximilian wieder seinen ritterlichen Sinn zeigte. Es kam ein übermüthiger französischer Ritter an, hängte seinen Schild vor das Fenster seiner Wohnung, und ließ durch einen Herold ausrufen: „ob ein Deutscher wohl Lust habe, mit ihm auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe mit ihm einen Kampf zu wagen." Aber es fand sich Keiner; der alte deutsche Rittersinn schien erstorben zu seyn. Das konnte der Kaiser, der einst es Allen zuvor gethan hatte, nicht dulden, daß der Franzose sich rühmen sollte, es habe sich Keiner an ihn gewagt. Er ließ also seinen Schild neben den des Ritters hängen, und bestimmte den Tag zum Kampfe. An demselben kamen beide Kämpfer wohl bepanzert, auf herrlichen Rossen reitend, in die Schranken, und rannten mit den

Lanzen auf einander los. Sie prallten mit Macht zusammen, aber Keiner rückte sich im Sattel. Dann zogen sie die Schwerter, und hieben sich tüchtig herum, lange ehe Einer dem Andern eine Wunde beibringen konnte. Endlich erhielt der Kaiser eine leichte Wunde. Aber nun erhob er sich in seiner ganzen Kraft und gab seinem Gegner einen solchen Stoß vor die Brust, daß dieser sich für besiegt erkannte, und versprach, an Maximilians Hofe als sein Gefangener zu erscheinen. So endigte sich dieser Kampf, der allerdings für den Kaiser sehr gewagt war. Unter Trompetenschall kehrte er triumphirend vom Kampfplatze zurück.

Damit die neueingeführte Ordnung besser gehandhabt werden konnte, theilte der Kaiser Deutschland in 10 Kreise, von denen drei in Norddeutschland lagen: der obersächsische, niedersächsische und westphälische; vier in Mitteldeutschland: der fränkische, oberrheinische, niederrheinische und burgundische; und drei in Süddeutschland: der östreichische, baierische und schwäbische.

Was die Einrichtung des Postwesens betrifft, so waren schon früher in Frankreich Versuche damit gemacht worden. Aber in Deutschland hatte man viele Schwierigkeiten, wenn man einem entfernten Freunde Nachricht geben, oder ein Geschäft schriftlich abmachen wollte. Entweder mußte man eigene Boten oder Staffeten schicken, und das war ungemein kostbar, oder man mußte warten, bis man den Brief mit Gelegenheit schicken konnte. Daher hatten einige Handelsstädte die Verabredung getroffen, laufende und reitende Boten zu halten, welche die Handelsbriefe hin und her trugen. Endlich machte ein deutscher Edelmann, Franz von Taxis, dem Kaiser den Vorschlag, eine reitende Post zwischen den beiden Hauptstädten der östreichischen Besitzungen, Wien und Brüssel, einzurichten. Max bewilligte das, und machte den Taxis zum Generalpostmeister. So vortheilhaft nun auch jene Postverbindung für den Verkehr war, so machte doch das Postwesen lange Zeit hindurch keine Fortschritte, weil die deutschen Reichsfürsten die Kosten zur Einrichtung der Posten in ihren Besitzungen scheuten, und keinen Vortheil davon zu haben glaubten. Erst seit

1597 wurde das Postwesen mehr ausgebildet. Uebrigens hatte der Kaiser der Familie jenes Franz von Taxis das Generalpostmeister-Amt erblich verliehen, und ihr allein das Recht gegeben, alle Posten in Deutschland einzurichten. Nach und nach erkannten die Deutschen den großen Vortheil dieser Einrichtung, bedienten sich ihrer fleißiger als anfangs, und nun war auch der Ertrag bedeutender. Das bewog die meisten deutschen Fürsten, sich mit dem Hause Taxis zu vergleichen, und Posten für ihre eigene Rechnung einzurichten. So ist es noch. Die Familie Taxis wurde dabei so reich, daß sie nachher in den Fürstenstand erhoben wurde.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß das Haus Oestreich seine Größe nicht der Eroberungssucht seiner Fürsten, sondern fast allein glücklichen Vermählungen seiner Prinzen zu verdanken hat, ein Beweis, daß auf den mit Blut und Ungerechtigkeit erworbenen Eroberungen kein Segen ruht. Eine der folgereichsten Verbindungen dieses erlauchten Hauses war die, welche Maximilian zwischen seinem Sohne Philipp (dem Schönen) und der spanischen Prinzessin Johanna, einer Tochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella, stiftete. Anfangs hatte das zwar nicht den Anschein; denn Johanna hatte noch einen Bruder und eine ältere Schwester. Aber beide starben unerwartet schon früh, und so wurde Johanna die alleinige Erbin der ganzen spanischen Monarchie, die mit Oestreich vereinigt eine recht bedeutende Macht wurde, wovon wir unten noch mehr sprechen werden.

Max hätte bei dem Glücke, welches er mit seinen und der Seinigen Vermählungen hatte, und bei seinen ritterlichen Tugenden für Deutschland recht viel thun können, wenn er, wie sein großer Ahnherr Rudolph von Habsburg sich nur auf Deutschland beschränkt, und die benachbarten Länder und Könige mit ihren Kriegen und Streitigkeiten sich selbst überlassen hätte. Aber unglücklicherweise setzte er sich in den Kopf, die alten Ansprüche der deutschen Kaiser auf Italien zu erneuern, und dadurch wurde er in unaufhörliche Kriege mit den Franzosen, Spaniern, Schweizern und Italienern verwickelt, bei denen er fast immer zu kurz kam, weil er theils sich von ihnen überlisten ließ, theils es ihm

immer an dem nöthigen Gelde fehlte. Wenn daher seine Feinde schon im Frühjahre ins Feld rückten, so war von seinem Heere noch nichts zu sehen. Denn er mußte erst sehen, das ihm fehlende Geld aufzutreiben, so daß seine Soldaten erst mitten im Sommer auftreten konnten. Daß Deutschland dabei unendlich viel litt, läßt sich leicht denken, besonders da man damals mit weit mehr Grausamkeit Krieg führte als jetzt, und den wehrlosen Bürger und Bauer eben so schonungslos behandelte wie den feindlichen Soldaten. Ein kaiserlicher Feldherr, der eine Geschichte dieser Kriege uns hinterlassen hat, erzählt einen Fall, der ihm selbst vorgekommen war, aus dem man sehen kann, wie es damals zuging. In der Nähe von Tyrol kam er einst durch ein großes Dorf, das ganz niedergebrannt war und menschenleer schien. Am Ausgange desselben fand er zwei alte Frauen, die einen Haufen von etwa 400 Knaben und Mädchen, alle bleich wie der Tod und abgezehrt, wie eine Heerde Vieh vor sich her trieben. „Wo führt ihr denn die Kinder hin?" fragte der Hauptmann. — Mit schwacher Stimme antworteten die Frauen: „ihr werdet es ja sehen." Er sah darauf, wie die Frauen die armen Kinder nach einer Wiese führten. Hier fielen alle nieder auf die Erde, rissen Gras und Kräuter heraus, und verschlangen sie begierig. Der Hauptmann, entsetzt über den Anblick, konnte sich der Thränen nicht enthalten, und erhielt auf sein Befragen folgende Aufklärung: die Väter dieser Kinder wären im Kriege erschlagen worden. Die fremden Krieger hätten das Dorf verbrannt und alle Vorräthe ausgeplündert, die Mütter aber wären durch Hunger fortgetrieben worden. Sie beide allein wären zurückgeblieben, um die armen Kinder auf die Weide zu führen. Die Hälfte derselben wäre bereits vor Hunger und Elend dahin gestorben, und die andern würden wohl bald dasselbe Schicksal haben. In diesem Zustande verließ er sie, und wahrscheinlich sind sie bald nach seiner Weiterreise umgekommen. So ging es an vielen Orten!

Ueberhaupt war Maximilians Regierung gar keine glückliche Zeit. Der Bürger und Bauer wurde bedrückt, damit die Großen schwelgen konnten, und wenn auf den Reichstagen neue Abgaben beschlossen wurden, so machten sich die Edelleute und

Geistlichen davon los, und wälzten sie auf jene. Aber diese Abgaben waren es nicht allein, die ihnen das Leben sauer machten; auch der Papst wollte ihnen Geld abdringen. Als nämlich das Jahr 1500 erschienen war, machte er bekannt, daß das Jubeljahr gefeiert werden sollte. Da nun aber Viele die Reise dahin nicht unternehmen konnten, und er doch auch von ihnen Geld ziehen wollte, so kündigte er an, er wolle aus christlicher Liebe auch denen, die daheim hätten bleiben müssen, Ablaß — verkaufen. Er sandte einen Legaten nach Deutschland, dem der Ablaßverkauf unter der Bedingung erlaubt wurde, daß er mit der Obrigkeit den Gewinn theilte. Wer sich durch unrechte Mittel Vermögen erworben, oder seine Gelübde gebrochen, oder Andere gedrückt und betrogen hatte, u. dgl. m., konnte durch Kauf eines Ablaßzettels Alles wieder gut machen. Er brauchte nur — so lautete die Vorschrift — so viel zu bezahlen, als er mit seiner Familie wöchentlich gebrauchte, und wollte man durch Seelenmessen die Seelen seiner verstorbenen Verwandten aus dem Fegefeuer erlösen, so wurden die Kosten nach dem Aufwande berechnet, den sie im Leben gemacht hatten. Es ist schwer zu sagen, ob man sich mehr über die Unverschämtheit und Schändlichkeit der römischen Geistlichkeit, welche die heilige Religion zu einem Erwerbsmittel der nichtswürdigsten Art mißbrauchte, oder über die Kurzsichtigkeit derer, die sich betrügen ließen, ärgern soll. So zweckten von je her die Einrichtungen der römischen Kirche darauf ab, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken, und das Volk war so kurzsichtig, daß es alle diese neuen Lehren als göttlich annahm, wenn der Papst und die Concilien sagten, der heilige Geist habe ihnen das offenbart, oder das sey durch Tradition auf sie gekommen. Solche Blindheit ist auch unserer Zeit leider nicht fremd!

Die Liebe und Achtung, in der die Geistlichen als Lehrer und Rathgeber des Volks stehen sollen, war ganz und gar dahin geschwunden. Einen recht auffallenden Beweis davon gab der sogenannte Bundschuh. Die armen gedrückten Bauern nämlich hatten immer gehofft, die Zeit sollte nach der Einführung des allgemeinen Landfriedens besser werden. Aber ihre Hoffnungen blieben unerfüllt. Immer gleich schwer blieb der

Druck der Abgaben, während sie sahen, wie frei und glücklich ihre Nachbaren in der Schweiz lebten. Da riß ihnen endlich die Geduld; sie wollten sich frei machen wie diese, und das harte Joch abschütteln. Zwei unternehmende Bauern stellten sich an die Spitze. Zuerst traten zwei Dorfgemeinden in der Gegend von Speier zusammen; bald schlossen sich insgeheim mehrere an den Bund. Sie ließen sich eine Bundesfahne machen, halb blau halb weiß, im mittlern Felde ein Crucifix, auf dessen einer Seite ein knieender Bauer, mit den Worten: „nichts denn die Gerechtigkeit Gottes;" auf der andern ein sogenannter Bundschuh d. i. ein großer Schuh, wie ihn die Bauern trugen, mit ledernen Riemen zum Binden. Sie hatten die Verabredung getroffen, sobald alle Vorbereitungen fertig wären, über die reichen Abteien und Klöster herzufallen, sie auszuplündern, und dann auch gegen den Adel und die Fürsten sich zu wenden, um sich ganz frei zu machen. Die guten Leute hatten zu wenig Verstand und Erfahrung, um einzusehen, daß eine solche Freiheit von Gesetzen, Obrigkeit und Abgaben ein Unding, und daß es nicht leicht sey, sich von der einmal eingeführten Obrigkeit loszumachen. Doch hätte ein sehr blutiger Krieg daraus entstehen können, wäre nicht die Verschwörung noch zu rechter Zeit entdeckt und mit wenigem Blutvergießen unterdrückt worden. Anfangs beschlossen zwar die Fürsten in ihrem Zorne, daß alle Theilnehmer ihr Vermögen verlieren, geviertheilt, und ihre Kinder aus dem Lande gejagt werden sollten. Auch wurde dies strenge Urtheil an Vielen vollzogen! aber bald sahen jene, daß der Schuldigen zu viele wären, und darum ließen sie die Uebrigen laufen. Verbessert wurde der Zustand der armen Bauern aber keineswegs.

Ein schwerer Kummer traf den Kaiser 1506, und ließ ihn schmerzhaft erkennen, daß kein Mensch so groß und mächtig sey, daß Gott ihn nicht tief beugen könnte. Sein einziger Sohn, Philipp der Schöne, der zwei Jahre vorher nach dem Tode seiner Schwiegermutter Isabella auch König von Kastilien geworden war, starb plötzlich, in Folge eines kalten Trunks, nachdem er sich beim Ballspielen sehr erhitzt gehabt. Dieser Tod des hoffnungsvollen Prinzen setzte den Kaiserhof in tiefe Trauer, am

meisten seine Frau, Johanna. Sie hatte ihren Mann so innig geliebt, daß sie ihn nie aus den Augen gelassen, und sich dadurch ihm lästig gemacht hatte. Sein plötzlicher Tod setzte sie jetzt in solche Betrübniß, daß sie den Verstand verlor. Sie ließ den Leichnam, als wenn noch Leben in dem Körper wäre, prächtig ankleiden, und in ihr Zimmer setzen. Hier blieb sie beständig bei ihm, duldete aus Eifersucht kein andres weibliches Wesen in der Nähe, und weil ihr einmal ein Karthäusermönch erzählt hatte, es sey einst ein König nach 14 Jahren wieder lebendig geworden, so saß sie starr da, den Blick unverwandt auf sein Gesicht gerichtet, und jeden Augenblick hoffend, er werde die Augen aufschlagen. Selbst als sie eine Reise machen mußte, nahm sie die Leiche mit, und ließ immer nachsehen, ob er denn immer noch nicht aufgewacht sey. So schleppte sie ihn lange mit sich herum, bis man sie endlich mit großer Mühe beredete, ihn halbverwest beisetzen zu lassen. In diesem traurigen Zustande des Wahnsinns lebte sie noch 49 Jahre. Philipp hatte zwei kleine Söhne hinterlassen, Karl und Ferdinand, die nachher noch oft vorkommen werden.

Es ist schon gesagt worden, daß Maximilian stets darauf bedacht war, durch Heirathsverbindungen die Macht des östreichischen Hauses zu vergrößern. Nun lebte damals in Ungarn Wladislav, ein Enkel Kaiser Albrechts II. Diesem ließ er den Antrag machen, beide Häuser durch eine Wechselheirath zu verbinden. Wladislav nämlich hatte einen Sohn Ludwig und eine Tochter Anna; jener sollte mit Philipps Tochter Maria, diese mit einem der Söhne desselben, Karl oder Ferdinand, vermählt werden, damit Ungarn, wenn einmal Ludwig ohne Söhne stürbe, an Oestreich fiele. Das ist nachher auch wirklich geschehen. Damit nun alles recht genau verabredet werden könnte, wurde eine Zusammenkunft des Kaisers und des Königs 1515 in Wien gehalten, zu der sich auch Wladislavs Bruder, Siegmund, König von Polen, einfand. Erlaubte es der Raum, so würden wir von dem feierlichen Einzug und von den Festen vieles erzählen, weil man daraus die Sitten und den Luxus jener Zeit erkennen kann. Hier nur Einiges davon, wie es ein etwas später lebender Geschichtsschreiber erzählt. Die

erste Bewillkommnung der drei Monarchen geschah vor dem Thore, wo Maximilian einen Baum hatte aufrichten lassen. Hier trafen zuerst jene beiden Könige ein, und Wladislav hatte auch seine beiden Kinder mit, von 12 und 9 Jahren. „Als nun auch der Kaiser den Baum erreichet, ließ er die Decke von seiner Sänfte abheben. Darauf nahten ihm beide Könige, sammt den königlichen Kindern, derer jedem der Kaiser die Hand bote, und sagte in Latein: „dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; lasset darin uns freuen und fröhlich seyn!" Worauf Siegmund, gleichfalls in Latein, geantwortet: „nun wolle Gott, daß diese unsere Zusammenkunft der ganzen Christenheit nütz und heilsam seyn möge!" Und diese Worte wurden von Wladislav wiederholt, der solche ohne Weinen nicht vorbringen können. Die königlichen Kinder grüßten den Kaiser demüthiglich als Vettern, und neigten sich vor ihme, mit aller Ehrerbietung, wie sie dann waren belehret worden. Prinz Ludwig heftete gleichsam seine Augen an den Kaiser, und konde sie von ihme nit abwenden, so eine Wohlneigung hatte er alsobald gegen ihm geschöpfet. Die Prinzessin stunde in ihrem Wagen auf, grüßte den Kaiser aufs höflichste, und erfreute ihn mit adelichen Worten, Blicken und Gebährden." Nachdem nun die hohen Herrschaften ihren feierlichen Einzug in Wien gehalten hatten, und die Wechselheirath verabredet worden war, hielt Maximilian eine Rede an dieselben, und ermahnte sie, sich endlich mit ihm zu vereinigen, um die Türken gemeinsam zu bekriegen. „Diese fürtreffliche Rede drange den Anwesenden dermaaßen durch die Ohren zu Herzen, daß ihrer Vielen die Zähren aus den Augen drangen, und mildiglich über die Wangen abschossen. Jedermanns Augen stunden unverwandt auf ihn gerichtet, indeme man, wie billig, über dem hohen Verstand, Freund- und Redseligkeit, auch christlöblichster Gesonnenheit dieses höchsten Potentatens sich unendlich verwundern mußte." Endlich veranstaltete der Kaiser einen Ball, vor dessen Anfang die Prinzessin Maria ihren Bräutigam zum ersten Mal sehen sollte. „Sie tratt in den Danzsaal hinein, da ihr dann viel Grafen- und Herrenstands-Matronen und Fräulein nachgefolget. Also tratte sie, damals ihres Alters

im 10ten Jahre, mit königlichem Schmucke angethan, in den Saal hinein, grüssete, und empfinge mit adelicher Verneigung und holdseligen Gebährden erstlich den Kaiser ihren Ahnherrn, danach die beiden Könige, ferner Prinzen Ludwigen, und letzlich die hungarische Prinzessin. Ihr ward, auf Befehl des Kaisers, neben diesen beiden ein Sessel gesetzet. Sie wollte aber nit niedersitzen, bis sie beide Könige und den Prinzen, ihren Bräutigam, mit einer zierlichen Rede in ihrem Namen willkommen geheißen. Als nun diese Höflichkeit sich geendet, da wurde unter lieblichem Trompetenklang der Danz angefangen." Nach einigen Tagen wurden die beiden Paare getraut; da sie aber alle Vier noch Kinder waren, so wurde erst mehrere Jahre darauf die wirkliche Trauung vollzogen. Prinz Ludwig wurde zwar bald König von Ungarn, aber er hat schon früh geendet. Ueberhaupt fand bei ihm eine so sonderbare Zeitigung der Natur und des Schicksals statt, daß er den Namen Ludwigs des Frühzeitigen bekommen hat. Denn er war schon vor seiner Geburt verlobt, wurde im 2ten Jahre gekrönt, im zehnten König, bekam im 14ten einen Bart, heirathete im 15ten, hatte im 18ten schon graue Haare, und kam im 20sten in einer Schlacht ums Leben. Desto folgenreicher war die andere Heirath, zwischen Maximilians Enkel Ferdinand und der ungarischen Anna. Dadurch gelangte Ferdinand auf den Thron von Ungarn und Böhmen, und seit dieser Zeit haben diese beiden Reiche ununterbrochen dem östreichischen Hause gehört.

Maximilian, dem es schon immer an Geld fehlte, erschöpfte durch die Bewirthung der hohen Gäste seine Kasse vollständig, so daß er oft nicht einmal die nöthigsten Zehrungskosten auf seinen Reisen bezahlen konnte. So hatte er z. B. noch im Jahr vor seinem Tode den Verdruß, daß, als er durch Inspruck reiste, die Bürger seinen Wagen und Pferde in Beschlag nahmen, weil er ihnen seit Jahren seine Schulden nicht bezahlt hatte. Er sah sich dadurch genöthigt, seine Reise zu Schiffe auf dem Inn fortzusetzen. Er kam eben von Augsburg, wo er einen Reichstag gehalten hatte, und hatte diese Stadt schon unpäßlich verlassen. Als er bei der Abreise auf die Höhe des Lechfeldes kam, von wo er noch einmal die Stadt

übersehen konnte, blickte er zurück, und rief aus: „Nun segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle fromme Bürger darin! Wol haben wir manchen guten Muth in dir gehabt; nun werden wir dich nicht mehr sehen!" Unterwegs befiel ihn ein so heftiges Fieber, daß er in Wels in Oberöstreich liegen bleiben mußte. Als ihm die Aerzte sagten, daß keine Rettung mehr möglich sey, und ihn ermahnten, sich auf die letzte große Reise vorzubereiten, sprach er: „das habe ich schon längst gethan; sonst würde es bis jetzt allzu lange gewartet seyn." Dann ließ er seinen Beichtvater holen, umarmte ihn mit Innigkeit, und rief: „dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen." Nachdem er sich mit ihm vom Tode und dem künftigen Leben unterhalten hatte, ließ er sich das heilige Abendmahl reichen, verordnete, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden sollte, und entschlief sanft 1519, fast 60 Jahre alt.

Zwei Jahre vor dem Tode dieses merkwürdigen Kaisers begann der Streit über den Ablaß zwischen Luther und Tezel, wodurch die Reformation herbeigeführt wurde, die so tief in die Geschichte eingewirkt hat, daß wir eine neue Periode mit ihr beginnen wollen, nachdem wir noch einiges über den Geist jener Zeit gesagt haben werden.

82. Sitten der Deutschen zu Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Die Religion, von deren Aufrechthaltung die Sittlichkeit eines Volks abhängt, war schon unter Maximilians Zeiten in einen tiefen Verfall gerathen. Zu den vielen Mißbräuchen und Menschensatzungen, welche nach und nach durch die römische Kirche eingeführt waren, kam nun jetzt noch, unter Maximilians Regierung, die große Unsittlichkeit der Päpste, die eine wahrhaft schauderhafte Höhe erreichte. Unglücklicherweise waren hinter einander mehrere durchaus verdorbene Menschen auf den päpstlichen Stuhl gekommen, und damit die Cardinäle ihrem Unwesen keinen Einhalt thäten, so vergaben sie alle erledigte Cardinalstellen an eben so lasterhafte Leute, als sie selbst waren. Am allerärgsten wurde der Unfug unter Papst Alexander VI.,

der in den letzten Jahren des 15ten Jahrhunderts Papst war. Er war nicht nur für sich so lasterhaft, als ein Mensch nur irgend seyn kann, sondern er trug seine Lasterhaftigkeit ganz offen zur Schau, und richtete also durch sein Beispiel unendlichen Schaden an. Bekanntlich darf kein katholischer Geistlicher verheirathet seyn und Kinder haben; er aber hatte deren mehrere, verhehlte das auch gar nicht, sondern that sich darauf etwas zu Gute. Und das war es nicht allein. Um seinem Sohne, Cäsar Borgia, einem Ungeheuer in Menschengestalt, ein Land zu verschaffen, scheute er sich nicht, jede Art von Verrath und Meuchelmord, Gift, Dolch und Meineid, anzuwenden. So war dieser Mann beschaffen, der sich einen Statthalter Jesu auf Erden nannte. Man hätte glauben sollen, daß sich die ganze Christenheit über solche Schändung der Religion empört hätte. Aber das war keineswegs der Fall. Denn die hohe Geistlichkeit hatte bei der Unsittlichkeit der Päpste ihren eigenen Vortheil, weil diese sie mit reichen Einkünften versahen, damit sie nur zu dem Unwesen schweigen möchten; und die niedere Geistlichkeit war theils zu ohnmächtig, theils hatte das Beispiel ihrer Vorgesetzten sie bereits verdorben. Trat aber ja einmal ein gutgesinnter Mann auf, und eiferte gegen das große Verderben, so schrien die Geistlichen Wehe über ihn, nannten ihn einen Ketzer, und sorgten, daß er bald auf die Seite geschafft würde.

Daß bei solcher Verderbniß derer, denen die Belehrung und Besserung des Volks anvertraut ist, auch die Sittlichkeit des ganzen Volks leiden mußte, lag in der Natur der Sache. Auch in Deutschland, wo doch sonst mehr als in Frankreich und Italien auf Zucht und Ordnung gehalten worden war, verfielen die guten Sitten zusehends. Aberglauben und Lasterhaftigkeit gehen gewöhnlich Hand in Hand. So war es auch hier. Recht absichtlich suchten die Päpste die immer mehr um sich greifende Aufklärung aufzuhalten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst bot so schöne Gelegenheit dar, nützliche Kenntnisse zu verbreiten; aber das war den Absichten der Geistlichkeit ganz entgegen, die ihren Vortheil dabei sah, wenn das arme Volk recht unwissend und einfältig blieb. Der Erzbischof von Mainz

erließ sogar eine Verordnung gegen das Uebersetzen religiöser Bücher, besonders der Bibel, in die deutsche Sprache, und wer solche Bücher schon besäße, sollte sich sogleich davon losmachen, weil sie nur Unheil stifteten. Zugleich gaben die Päpste um diese Zeit der Inquisition eine fürchterliche Ausdehnung. Jeder, der es wagte, die geringsten Zweifel an der Unfehlbarkeit und Herrschergewalt des Papstes zu äußern, wurde als ein fluchwürdiger Ketzer festgenommen, und entweder verbrannt, oder für die ganze noch übrige Zeit seines Lebens in einen Kerker vergraben. Während die Päpste selbst sich die größten Schändlichkeiten ungestraft erlaubten, straften sie an Andern die bloße Mißbilligung dieser Greuel und die Zweifel an den von ihnen erfundenen Menschensatzungen mit der fürchterlichsten Strenge. Zum Glück fand die Inquisition in Deutschland nie solches Gedeihen als in Spanien, Portugal und Italien. Dafür wandten sie dort ein anderes Mittel an, die ihnen gehässigen Leute aus der Welt zu schaffen: die berüchtigten Hexenprozesse.

Der Glaube, daß man mit Hülfe des Teufels übernatürliche Dinge bewirken, Andern Krankheit und Tod zuziehen, Schmerzen verursachen u. d. gl. könnte, war unter den Deutschen leider schon lange ziemlich allgemein. Aber jetzt erst wurde dieser alberne Glaube dadurch bestätigt, daß der Papst eine Verordnung erließ, in welcher er in allem Ernst von dem Verbrechen der Zauberei sprach: er habe erfahren, daß sich hier und da in Deutschland viele Leute mit dem Teufel einließen, und durch denselben allerhand fluchwürdige Verbrechen begingen, z. B. die Erd= und Baumfrüchte verdorren ließen. Darum schickte er einige Geistliche nach Deutschland, die als Inquisitoren die Zauberer und Hexenmeister aufsuchen und *mit aller* Strenge bestrafen sollten. Da der Papst selbst das sagte, und nun jährlich die als solche Angeklagten zu Hunderten hingerichtet wurden, so zweifelte das Volk zuletzt gar nicht mehr an der Möglichkeit, daß man zaubern und hexen könnte. Viele versuchten daher, von Neugier oder Lasterhaftigkeit getrieben, Hexerei zu treiben, und wurden nun, wenn man sie darüber ertappte, grausam hingerichtet Die Meisten aber waren gänzlich unschuldig, und Keiner war sicher, von irgend einem Wi=

Digitized by Google

dersacher als Hexenmeister angeklagt zu werden. Am ärgsten ging es dabei über die Frauen her, die sich besonders vorsehen mußten, daß sie nicht als Hexen festgenommen und zu Tode gequält wurden. So wurden z. B. binnen 5 Jahren in der Gegend um Kostnitz und Regensburg 48 Weiber als Hexen verbrannt.

Bei dem gänzlichen Verfall der Religion, und bei der Verachtung in der, wenigstens bei den höheren Ständen, die Geistlichkeit stand, und bei dem finstern Aberglauben konnte es nicht fehlen, daß auch die Sitten nicht so waren, wie sie seyn sollten. Doch bemerkte man schon einen Anfang von Verbesserung darin, weil sich die Deutschen mehr mit den Wissenschaften abgaben als vordem, und weil sie mit den Franzosen, Burgundern und Italienern, die feinere Sitten damals hatten, in nähere Berührung gekommen waren. Dessenungeachtet fehlte es nicht an Rohheit, Ungebundenheit, Lasterhaftigkeit und Schwelgerei, und nur Ehrlichkeit und Treue werden als Ueberreste der alten deutschen Tugend nachgerühmt. Der Adel besonders zeichnete sich durch Rohheit und Raubsucht aus. Die jungen Edelleute wuchsen meist ohne Unterricht heran; wie konnte sich da ein Sinn für die edleren, geistigen Freuden in ihnen entwickeln? Sie fanden daher nur Freude an Trinkgelagen, Jagdbelustigungen und Raufereien.

Ungemeine Fortschritte hatte dagegen der Bürgerstand gemacht. Eben weil man zu den Zeiten des Faustrechts in den offenen Oertern vor Ueberfällen nicht sicher war, zogen sich so viele Leute in die Städte, deren Mauern ihnen Sicherheit gewährten. Auch ertheilten die Kaiser den Städten große Vorrechte, so daß es eben so vortheilhaft als ehrenvoll war, der Bürger einer Stadt zu heißen. In jener Zeit trieb der deutsche Handel sehr schöne Blüthen, daß unter den Bürgern ein Wohlstand herrschte, der gegen die Armuth unsrer Zeit sehr absticht. Besonders waren es Nürnberg, Frankfurt am Mayn und Augsburg, die sich durch Handel, Fabriken und Reichthum hervorthaten. Ein Geschichtschreiber jener Zeit sagt, daß in Nürnberg viele Bürger Palläste besäßen, in denen der König von Schottland zu wohnen sehr zufrieden seyn würde.

Auf den Tischen der nürnberger Kaufleute sah man nur Gold und Silber blinken. Des Abends wimmelten die Spaziergänge von schön geputzten Männern und Frauen, und der Putz hatte so überhand genommen, daß Verordnungen dagegen gegeben werden mußten. Vorzüglich arg war aber der Trunk unter Vornehmen und Geringen. Der Wirth hatte seine Gäste am besten bewirthet, der ihnen so lange zutrank, bis sie trunken waren. Kaum hatten die Diener Hände genug zum Einschenken des Weins; man pflegte deshalb ein großes Weingefäß mitten auf den Tisch zu setzen, damit sich ein Jeder nach Belieben einschenken könnte. Zwar wurden dagegen Verordnungen gegeben, aber man kehrte sich nicht daran. Darin unterschied sich das damalige Leben der Bürger sehr von dem unsrer Zeit, daß die Stände weit strenger geschieden waren. In den Handelsstädten namentlich fand man drei Stände: Patrizier, Kaufleute und Handwerker. Zu den ersteren gehörte nur eine kleine Anzahl Familien, aus denen allein die Magistratsstellen besetzt wurden. Sie besaßen Landgüter, oder trieben auch wohl Großhandel. Ein solcher Patrizier stand in ungemeinem Ansehen; ging er in seinem sammtnen oder seidenen gestickten Rocke über die Straße, so trat Alles ehrerbietig auf die Seite, und zog vor dem achtbaren Herrn den Hut ab. In Kleidern trieben sie und ihre Frauen und Töchter viel größeren Staat als jetzt. „Die Form der Kleider," sagt ein Mann, der damals in Nürnberg lebte, „ist sehr veränderlich, wozu vorzüglich die Fürsten Gelegenheit geben. Sie haben fremde Sprache und fremde Kleider angenommen, und das Vaterland ist ihnen zuwider. Bald tragen sie ein weites und faltiges Gewand mit Pelzwerk, und um den Kopf einen Bund; bald eine ungarische Jacke und einen italienischen Mantel darüber; bald nach französischer Art Röcke mit Aufschlägen und Manschetten; bald schnüren sie sich durch einen engen Leibrock zusammen, an dem hinten ein Kragen mit einem langen Schweife von Flittern herunterhängt; bald tragen sie spitzige, bald abgestumpfte Schuhe, mit bunten Absätzen nach französischer Art." Gab es ein Fest, einen Tanz oder dergl., so zogen sich Manche wohl drei Mal um, und erschienen bald

Digitized by Google

auf deutsche, bald auf italienische, bald auf spanische, ungarische oder französische Art gekleidet. Besonders liebten die Frauen und die jungen Leute bunte Kleider, während die älteren vornehmen Männer die schwarze Tracht vorzogen. Die Fürsten gaben im Luxus den Unterthanen schlechte Beispiele, und trieben es damit so arg, daß die meisten in Schulden stacken; ja es gab Fürsten, die kaum wußten, wovon sie ihre Bedienten bezahlen sollten, und doch das wilde Leben nicht unterließen. An den Höfen wurde, wie in den Häusern der Reichen, eine zahlreiche Dienerschaft unterhalten; an jenen fehlte nicht leicht ein lustiger Rath. Diese Art Leute waren nicht eigentlich Hofnarren, sondern meist Edelleute, die Witz und Verstand genug hatten, um ihren Herrn und die Anwesenden zu unterhalten. Sie hatten die Freiheit, Jedermann die Wahrheit unumwunden zu sagen, sich über alle Thorheiten wacker aufzuhalten, und dutzten den Kaiser wie jeden Andern.

An Volksfesten war man damals weit reicher wie jetzt, wo nur noch das Königsschießen einen Schatten der ehemaligen Vergnügungen dieser Art darstellt. An einem solchen Feste nahm nicht nur der gemeine Mann Antheil, sondern jeder Stand freute sich zugleich mit, und wer irgend gehen konnte, blieb gewiß nicht zu Hause *). Dahin gehört unter andern das Schönbartlaufen in Nürnberg. Im 14ten Jahrhundert nämlich war hier von den Handwerkern ein Aufstand erregt worden; nur die Fleischer waren ruhig geblieben, und hatten zur Wiederherstellung der Ruhe mitgewirkt. Darum verlieh ihnen Kaiser Karl IV. das Vorrecht, daß sie jährlich einen festlichen Aufzug in Masken durch die Stadt halten dürften, und das nannte man eben das Schönbartlaufen. Das thaten sie auch einige Zeit hindurch; endlich aber fanden sie, daß ihnen das Vergnügen zu große Kosten verursache, und unterließen das Fest. Da trat ein Verein aus den höheren Ständen zusammen, und übernahm die Fortsetzung desselben, meist junge Leute aus den patrizischen Familien. Wenn der Zug

*) In Berlin hat sich noch ein solches allgemeines Volksfest erhalten, der stralauer Fischzug am 24. August.

Digitized by Google

vor sich gehen sollte, schritten verlarvte Hanswurste voran. Sie hatten eine Pritsche oder eine ausgepolsterte Keule in der Hand, mit der sie das Volk neckten, und auseinander trieben. Ihnen folgte ein Hanswurst, der Nüsse unter das Volk auswarf. Ein andrer hatte einen Korb mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt waren, und warf damit nach den sich an den Fenstern oder vor den Hausthüren zeigenden Frauenspersonen. Was für ein Gelächter, wenn eine getroffen wurde, und von Wasser triefte! Nun folgten die Schönbartleute, von ihren Hauptleuten und Musikanten geführt, alle in verschiedenartigen Masken, die meist satyrische Anspielungen auf die Thorheiten der Zeit enthielten; z. B. erschien zur Zeit des Ablaßstreites eine Maske in einem Kleide, das aus lauter Ablaßbriefen, an denen die Siegel herabhingen, bestand. Ganz zuletzt kam eine Schleife, die von Pferden oder Menschen gezogen wurde. Auf ihr befand sich eine Maschine, die Hölle genannt, die aus allerhand Figurengruppen zusammengesetzt war, und ein Feuerwerk enthielt, das endlich vor dem Rathhause abgebrannt wurde. Darin kamen verschiedene Vorstellungen vor, über die das Volk tüchtig lachte, z. B. ein Vogelheerd, auf dem man Narren und Närrinnen fing, ein Glücksrad, in dem Thoren ausgespielt, eine Kanone, aus der böse Weiber geschossen, ein Backofen, in dem Narren gebacken wurden u. s. w. — Mehrere Zünfte hatten dergleichen Aufzüge. Dahin gehört auch der Pfingstochse. Das war ein großer, mit vielen bunten Papierschnitzeln und Bändern ausgeputzter Stier, den die Fleischer verschiedener Städte zu Pfingsten herumführten. Nachher wurde er geschlachtet, und endlich folgte ein Tanzfest darauf. — Das Schönbartlaufen dauerte bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts; da hörte es plötzlich auf, weil es zu einem anzüglichen Scherz gemißbraucht wurde. Ein Prediger, der Doctor Osiander, hatte nämlich auf der Kanzel sehr gegen alle dergleichen Vergnügungen geeifert. Die junge Welt veranstaltete darauf, um sich zu rächen, ein sehr glänzendes Schönbartlaufen, bei dem 35 Personen in Atlas gekleidet, mit goldenen Flügeln und weißen Hüten, auch 49 Teufel vorkamen. In der Hölle aber sah man das Bild eines steifen Geistlichen, der ein

Brettspiel in der Hand hielt, und dem Osiander ganz ähnlich sah, zwischen einem Narren und einem Doctor stehen, und viele Teufel umher. Das nahm Osiander sehr übel, klagte darüber beim Rathe, und das hatte die Folge, daß das ganze Fest für immer verboten wurde.

Oft hört man Leute, die der Geschichte nicht kundig sind, klagen, daß die Zeiten immer schlimmer würden, und die Lasterhaftigkeit immer mehr überhand nähme. Aber sie irren sich sehr. Alle Jahrbücher jener Zeit sind voll von Klagen über grobe Unsittlichkeit und Ausschweifungen, die damals weit öffentlicher und häufiger ausgeübt wurden als jetzt. Ganz natürlich! Denn je mehr der Aberglauben und die Unwissenheit verschwindet, je mehr wir Gott im Geiste und in der Wahrheit verehren lernen, desto mehr gewinnen wir die Tugend lieb, und desto mehr sehen wir ein, daß nur der gute und fromme Mensch hier und dort glücklich seyn kann.

Noch ist etwas von der deutschen Litteratur jener Zeit zu sagen. Der Meistersänger ist schon oben erwähnt worden. Sie waren auch noch zu Maximilians Zeiten. Aber besonders reich war jene Zeit an satyrischen Dichtungen. Denn es war die Zeit des Kampfs zwischen Dummheit und Aberglauben, und der mächtig hervordringenden Aufklärung. In solchen Kämpfen fehlte es nie an überlegenen Geistern, welche die Thorheiten der Zeit mit den Waffen des Spottes verfolgen. Dahin gehört besonders Sebastian Brand's Narrenschiff. Brand war Kanzler in Straßburg um das Jahr 1500, und schrieb ein satyrisches Gedicht: das Narrenschiff oder das Schiff aus Narragonien, in dem die Thorheiten seiner Zeit geschildert werden. Er denkt sich ein Land, Narragonien, wohin er auf seinem Schiffe alle Narren führt; jede Narrheit erhält da ihre eigene Stelle. Besonders geißelt er die Thorheit des Stolzes, des Eigendünkels, der Vielwisserei, der Geschwätzigkeit u. s. w. Ueberall sind Sittensprüche und Lebensregeln eingestreut. Um den Zustand der damaligen Sprache kennen zu lernen, stehe hier folgende Stelle:

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt,
Der mag nit tun, das jedem zymbt.

Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, das eym jeden g'falt,
Der muß han Ottem (Odem) warm und kalt,
Und schluken vil, das im nit smekt,
Und streken sich nach der Gedekt (Decke),
Und kunnen Pfulwen (Pfühle) underströwen (unterstreuen)
Eym jedem underm Ellenbowen,
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lugen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmeken wol.
Man wermbt sich bald bey grosem Kol (Kohlenfeuer),
Und wer vil Wyn versuchen dut,
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt (geschmiedet) ist bald bereit (fertig);
Dem Wisen (Weisen) liebt Eynfaltikeyt.

Das Buch machte großes Aufsehen, und wurde viel gelesen. Ja ein berühmter Prediger derselben Zeit, Gayler von Kaysersberg, benutzte es, um darüber 142 Predigten zu halten. Er lebte in Straßburg, und war Brand's Freund. In den Predigten nimmt er mit scharfer Satyre die im Narrenschiff gerügten Thorheiten durch. Unter andern Sachen schrieb er auch einen „Trostspiegel, so dir vatter, mutter, kynd oder freund gestorben synt.“ Hier z. B. folgende Stelle daraus:

„Gedenk, was grossen nutz dynem freund uß dem tod entspringt; sich (sieh), uß was jamers, lydens und ellends, das in diser zit ist, er hingenommen wirt und etladen. wer wolt erzalen die unseligkeyt, die alle menschen, sie syen in was standts sie wollen, erlyden müssen, es bedörfft ein gantz groß buch, das zu erzalen. ließ Franziscum Petrarcham vom glück und unglück, und andere, so vindestu wunder davon, was ein mensch erlyden muß in lyb und seel. heut gesunt, morgen kranck; heut frölich, morgen trurig; yetz in eren, morn in schand; yetz rych, morgen arm; yetz gelopt, morn gescholten; heut genediger her, morn stoßt man die zung über dich uß, und macht dir esels oren; heut lebendig, morn tod. was sol ich vil schriben? ich sprich mit dem Job (Hiob): Der mensch gebaren von eynem wib, lebt ein kurtze zyt, und wirt erfüllet mit vil unseligkeyt; darfür hilfft weder gold noch sylber, weder syden (Seide) noch perlin, weder gewalt noch adel, weder

kunst noch vernunff. nun wolan! uß dem jamer ist dyn freund hingenommen, uß der kotlachen (Mistpfütze) gezogen, uß dem schweyßbad gangen, do du noch in sitzest; ist das, das du also clagest und so unvernünfftiklichen trurest?" u. s. w.

Ein Zeitgenosse dieser beiden war der Satyriker Thomas Murner, Prediger und Professor in Luzern, ein unruhiger Kopf, der sich zwar über die Unwissenheit der katholischen Geistlichkeit recht lustig macht, aber doch ein heftiger Feind Luthers und der Reformation war, weil es ihm Keiner in der Welt recht machen konnte. Seine Schriften sind zwar höchst beißend und scharf, aber voll Gemeinheiten und Plumpheiten, die man indessen damals nicht so übel nahm. Seine berühmtesten Stücke sind: 1) die narrn beschwerug, d. i. Narrenbeschwörung; 2) der Schelme zufft, d. i. Schelmenzunft; 3) die Gauchmat zu straff allen wybschen (weibischen) mannen. Gauchmat, d. i. Narrenwiese, von Gauch, d. i. Narr, und Matte, d. i. Wiese. Er spottet darin über die thörichten Männer, die sich von ihren Weibern zu Narren machen lassen, und zeigt die Mittel, deren sich die listigen Weiber bedienten, ihre Männer zu hintergehen.

Auch Romane gab es damals schon, obgleich gegen die jetzige Fluth derselben nur sehr wenige, z. B. die Melusine, die schöne Magelone, der gehörnte Siegfried, der Octavianus, vor allen aber Till Eulenspiegel. Dieser soll ein lustiger niedersächsischer Bauer gewesen seyn, der allerlei Schwänke im Kopfe hatte, diesem und jenem etwas anhängte, und manchmal recht witzig war. Er machte oft närrisches Zeug, dem aber dennoch eine Art von Lebensweisheit zum Grunde lag; z. B. er lachte, wenn er einen Berg hinaufsteigen mußte, weinte aber, wenn er bergab ging. „Närrischer Mensch!" fragte ihn Einer; „was weinst du denn? Es geht ja leichter bergab als bergauf!" — „Ja wohl!" antwortete er; „eben darum; denn wenn ich hinaufsteige, freue ich mich im voraus auf das Hinabsteigen; laufe ich aber bergab, so weine ich, weil mir da einfällt, daß ich bald wieder werde bergan steigen müssen."

Eins der merkwürdigsten Bücher des 15ten Jahrhunderts

war das Gedicht: Reineke der Fuchs. Das Buch erschien zuerst in plattdeutscher Sprache; der Verfasser ist mit Gewißheit nicht auszumitteln. Es ist offenbar eine Satyre auf die Fürsten und ihre Höflinge; zugleich bekommen auch die unwissenden Geistlichen das Ihrige ab. Alle darin gegeißelte Stände stellt der Verfasser unter dem Bild eines Thieres dar. Die Hauptrolle spielt der Fuchs (Reineke), ein niederträchtiger Höfling, der dem Löwen, dem Könige (Nobel) schmeichelt, zugleich aber alle übrigen Thiere mißhandelt und beraubt. Endlich macht er es so arg, daß sich diese ein Herz fassen, ihn bei dem Könige zu verklagen. Nun treten nach der Reihe folgende Thiere als Kläger auf: der Bär (Braun), der Dachs (Grimbart), der Kater (Hinze), der Bock (Bellyn), der Hase (Lamp), der Wolf (Isegrimm) und der Hahn (Henninck). Nobel hört sie an, und läßt den Reineke vorfordern, der sich aber so listig durchzulügen weiß, daß Nobel ihn nicht nur freispricht, sondern gar noch mit Geschenken und Ehren überhäuft. Dann kehrt er, seiner gelungenen List sich innig freuend, nach seiner Burg Malapartus zurück, wohin ihm seine zahlreichen Freunde nachfolgen, und hier erzählt er ihnen und seiner Familie das glückliche Ende seines Prozesses. Das Gedicht fand ungeheuern Beifall, und wurde mit Begierde lange Zeit hindurch viel gelesen.

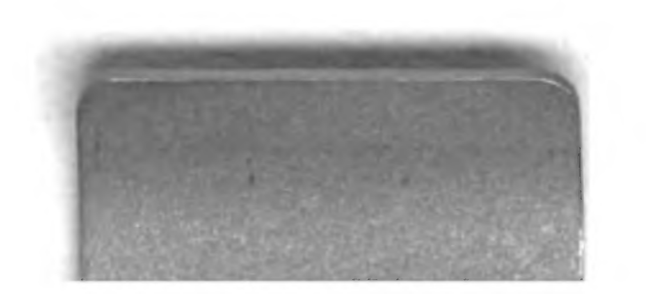
Mit der dramatischen Poesie stand es im Mittelalter sehr schlecht, oder vielmehr gab es eigentlich gar keine. Die erste Spur davon findet sich zu den Zeiten der Hohenstaufen, wo Gaukler und Possenreißer umherzogen, und an den Höfen oder auf den Ritterburgen allerhand Schwänke aus dem Stegreif aufführten. Nach ihnen kamen die Fastnachtsspiele auf. Um die Zeit vor Fastnacht pflegten Leute, die sich Gewandtheit genug zutrauten, lustige Gespräche aufzuführen, die zum Theil aus der Bibel genommen waren, und also das Heilige auf eine sehr unedle Weise profanirten. Aber diese Stücke wurden nicht ausgearbeitet und aufgeschrieben, sondern aus dem Stegreif gehalten, und waren also von einem höchst untergeordneten Werthe. Da stand endlich ein Mann in Nürnberg auf, der Fastnachtsspiele ausarbeitete, und dadurch

als der Schöpfer der deutschen dramatischen Poesie betrachtet werden muß: Hans Schnapper, genannt Rosenplüt. Er war seinem Gewerbe nach ein Wappenmaler, und schrieb sechs Fastnachtsspiele: 1) ein vaßnacht Spil. 2) Von den Syben Meistern. 3) Des Türken Vaßnachtspil. 4) Ein Vaßnachtspil von dem Jüngling. 5) Ein Vaßnachtspil von dem pawern (Bauern) und dem bock. 6) Ein Vaßnachtspil vom Ehebruch. Aber von großem Werthe sind alle diese Arbeiten nicht. Sie geben zwar eine recht lebendige Schilderung von den Sitten jener Zeit, zeigen aber auch, daß es damals ganz an einem edeln Geschmacke fehlte, und zwischen ächtkomischen Zügen kommen Plumpheiten und Gemeinheiten vor, die kein vortheilhaftes Licht auf die Art des Umgangs werfen. Ob Rosenplüt wirklich der Erste war, der solche Stücke niederschrieb, wissen wir zwar nicht, aber wir haben keine aus der Zeit vor ihm mehr übrig. — Ein andrer Verfertiger von Fastnachtsspielen war zu derselben Zeit Folz, ein Barbier in Nürnberg, und schon aus dem Umstande, daß Leute von einer so untergeordneten Bildung die Verfasser waren, läßt sich erklären, daß die Stücke so wenig Kunstwerth hatten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google